



Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur



In diesem Heft:

Robert Raab

**Johann Baptist Schad, Benediktiner
und Philosoph aus Mürsbach in
Franken**

Dirk Kränzlein

**Der Deutsche Bruderkrieg von
1866 – Eine Einführung**

Josef Kern

Fritz Rieger (1903–1987)



Frankenland

Postvertriebsstück • Gebühr bezahlt • Frankenbund e.V. • Stephanstraße 1 • 97070 Würzburg

ISSN 0015–9905

B 29 38



Anmeldung zur 4. Unterfränkischen Regionaltagung

Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich zur 4. Unterfränkischen Regionaltagung am 05. Juni 2015 an:

..... Name Vorname

..... Name Vorname

..... Straße Ort

..... Telefon* E-Mail*

* bitte angeben, wenn Bustransfer von Marktheidenfeld nach Wertheim gewünscht wird!

Anzahl Erwachsene: Anzahl Kinder bis 12 Jahre: Anzahl Jugendliche:

Die Teilnahmegebühr in Höhe von € zahle ich / zahlen wir bis zum 29. Mai 2015 auf das Konto des FRANKENBUNDES ein: **IBAN:** DE 67 790 500 00 00 42 00 14 87 // **BIC:** BYLADEM1SWU

..... Datum Unterschrift

Am Mittagessen im Wolzenkeller möchte ich / möchten wir teilnehmen und bestellen:

- | | |
|---|---------|
| <input type="checkbox"/> Boeuf Bourguignon mit Blaukraut u. Kartoffelkuchen | 12,00 € |
| <input type="checkbox"/> Winzersteak an Rieslingjus mit Ofenkartoffeln u. Salat | 9,50 € |
| <input type="checkbox"/> Sommergemüse im Blätterteig auf Pilzrisotto mit Salat | 9,50 € |

In Homburg möchte ich / möchten wir teilnehmen an:

- Schlossbesichtigung oder
- Besichtigung der Papiermühle (max. 50 Teilnehmer)

In Marktheidenfeld möchte ich / möchten wir teilnehmen an:

- Kostümführung „Fischer un sei Fraa“ (max. 30 Teilnehmer)
- Stadtrundgang
- Besichtigung des Franck-Hauses
- Führung durch St. Laurentius

- morgens Bustransfer von Marktheidenfeld nach Wertheim für Personen gewünscht
- abends Bustransfer von Marktheidenfeld nach Wertheim über Kreuzwertheim für Personen gewünscht

Anmeldung bitte senden an: FRANKENBUND e. V., Stephanstraße 1, 97070 Würzburg; Fax Nr.: 0931-45253106; E-Mail: info@frankenbund.de; Tel. Nr.: 0931 / 5 67 12. Änderungen vorbehalten!

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte, Kunst und Kultur

Neue Folge der Zeitschrift *FRANKENLAND* 1914–1922
Heft 1 / 2015 / 67. Jahrgang

Die Zeitschrift *FRANKENLAND* erscheint fünfmal im Jahr mit einer Auflage von 3.600 Exemplaren pro Ausgabe (Stand Frühjahr 2015) in ganz Franken und Südtübingen. Herausgegeben und verlegt wird sie vom *FRANKENBUND* e.V. Für *FRANKENBUND*-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Schriftleitung

Dr. Peter A. Süß M.A., Am Galgenberg 14, 97074 Würzburg, Tel. Nr.: 0931/61 17 30,
E-Mail: schriftleitung@frankenbund.de.

Stellvertreterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth,
Tel. Nr. 0911/ 97 32 776.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das *FRANKENLAND* sind bitte an die Adresse der Schriftleitung zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge können nur angenommen werden, wenn sie in digitalisierter Form abgegeben werden. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im *FRANKENLAND* die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels. Beiträge sind nach den veröffentlichten Autorenrichtlinien der Zeitschrift abzufassen (<http://www.frankenbund-wuerzburg.de/Autorenrichtlinien/Autorenrichtlinien.pdf>).

Redaktionsschluß ist immer der 15. Tag des Monats vor dem Erscheinungsmonat (d.h., am 15. Februar, 15. Mai, 15. August bzw. 15. November). Für das Sonderheft wird der Termin den Autoren gesondert mitgeteilt.

Schriftleitungsausschuss

Prof. Dr. Dieter J. Weiß (Universität München), Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen), Prof. Dr. Helmut Flachenecker (Universität Würzburg), Dr. Andrea Kluxen (Bezirksheimatpflegerin für Mittelfranken), Prof. Dr. Günter Dippold (Bezirksheimatpfleger für Oberfranken), Prof. Dr. Klaus Reder M.A. (Bezirksheimatpfleger für Unterfranken), Dr. Peter A. Süß M.A. (Schriftleiter), Dr. Verena Friedrich M.A. (stellvertretende Schriftleiterin).

Satz und Layout:

Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Roesch M.A.,
Gertrud-von-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg,
Tel. Nr.: 0931/8041010, E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de.

Druck und Herstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,
Tel. Nr. 0931/2 76 24, Telefax Nr. 0931/2 76 25,
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de.

Der *FRANKENBUND* e.V. ist eine Vereinigung mit dem Ziel, die kulturellen Werte in Franken bewußt zu machen und die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Landes- und Volkskunde, der Kunst und Geschichte zu verbreiten. Er will die fränkische Eigenart in Sprache und Kunst, Sitte und Brauch pflegen und das Verständnis für die kulturelle Entwicklung Frankens fördern. Der *FRANKENBUND* unterstützt alle Bestrebungen einer aktiven Kultur- und Heimatpflege.

Zur Zeit gehören dem *FRANKENBUND* 35 Gruppen mit insgesamt über 7.100 Mitgliedern an (Stand 2014).

1. Bundesvorsitzender: Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken, Würzburg.

2. Bundesvorsitzender: Professor Dr. Werner K. Blessing,
Professor i.R. für Neuere Geschichte und Landesgeschichte,
Universität Erlangen-Nürnberg.

Zur Bundesleitung gehören ferner:

Stellvertretender Bundesvorsitzender: Siegfried Stengel, Stegaurach; Stellvertretende Bundesvorsitzende: Annette Schäfer M.A., Hirschaid; Bundesschatzmeister: Theobald Stangl, Würzburg; Stellvertretender Bundesschatzmeister: Peter Feuerbach, Volkach; Bundesgeschäftsführerin: Dr. Christina Bergerhausen, Kleinrinderfeld; Schriftleiter: Dr. Peter A. Süß M.A., Würzburg; Stellvertretende Schriftleiterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Fürth.

Bezirksvorsitzender für Oberfranken: Bernd Nägel, Effeltrich; Stellvertreter: Christian Porsch, Bayreuth; Bezirksvorsitzende für Mittelfranken: Evelyn Gillmeister-Geisenhof, Weißenburg i.Bay.; Stellvertreter: Hartmut Schötz, Ansbach; Bezirksvorsitzender für Unterfranken: Universitätsprofessor Dr. Helmut Flachenecker, Würzburg, Stellvertreter: Prof. Dr. Klaus Reder M.A., Würzburg; Bezirksvorsitzender für Südthüringen: Alfred Hochstrate, Haina; weiteres Mitglied: Klaus-Peter Gägelein, Herzogenaurach.

Aktivitäten der Gruppen vor Ort
sind unter folgender Anschrift im Internet zu erfahren:
www.frankenbund.de

Bundesgeschäftsstelle:
Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06.
E-Mail: info@frankenbund.de,
Bankverbindung: Sparkasse Mainfranken,
IBAN: IBAN: DE67790500000042001487, BIC: BYLADEM1SWU.

Inhalt

Geschichte

Robert Raab

Johann Baptist Schad, Benediktiner und Philosoph aus Mürsbach in Franken 3

Dirk Kränzlein

Franken 1866 – Folge 5: Der Deutsche Bruderkrieg von 1866 – Eine Einführung 22

Kunst

Josef Kern

Fritz Rieger (1903–1987). Ein Deutsch-Italiener im 20. Jahrhundert 38

Rolf Freiherr von Loeffelholz

Albrecht Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ oder Kunz Schott und das Pferd des Todes –
Nachtrag zum Aufsatz in FRANKENLAND Heft 4 (Dezember 2013) 45

Kunst

Alexander von Papp

„Aus der fränkischen Heimat vertrieben, doch in der Seele mit ihr verbunden geblieben“ –
Robert Schopflochers Gedichtband „Hintergedanken“ 49

Thomas Siegmund

Kleine Geschichte des Museums für Stadt- und Familiengeschichte Marktsteft 53

Aktuelles

Bernhard Wickl

Enthüllung der Informationstafel an der St. Kunigunden-Marter in Nürnberg-Buch 62

Bücher zu fränkischen Themen 64

Frankenbund intern

Stefanie Zwicker

Aus der Gruppe Würzburg: Großes Interesse an Buchvorstellung
„Die Würzburger Bischöfe von 1684–1746“ 74

Helmut Flachenecker

Prof. Dr. Gert Melville zum 70. Geburtstag 76

Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann zum 80. Geburtstag 77

Trauer um unser Ehrenmitglied Wolfgang Rosenberger † 78

Termine des FRANKENBUNDES im Jahr 2015 78

Fahrt auf dem Main von Wertheim nach Marktheidenfeld.

4. Unterfränkische Regionaltagung am 5. Juni 2015 79

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Prof. Dr. Helmut Flachenecker	Bezirksvorsitzender des Frankenbundes für Unterfranken Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte, Institut für Geschichte der Universität Würzburg, Am Hubland, 97074 Würzburg, helmut.flachenecker@uni-wuerzburg.de
Prof. Dr. Josef Kern	Honorarprofessor am Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg drjosefkern@aol.com
Dr. Hubert Kolling	Diplom-Politologe Hirtenweg 9, 96231 Bad Staffelstein Dr.Hubert.Kolling@t-online.de
Dirk Kränlein M.A.	Promovend am Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Universität Würzburg Jägerstraße 2 a, 97082 Würzburg dirk.kraenzlein@stud-mail.uni-wuerzburg.de
Rolf Freiherr von Loeffelholz	Sonnenrain 56, 97234 Reichenberg 093160207@t-online.de
Dr. Markus Naser	Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg markus.naser@uni-wuerzburg.de
Dr. Alexander von Papp	freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker alexander@vonpapp.de
Robert Raab	Richard-Wagner-Straße 6, 96148 Baunach
Thomas Siegmund	Fachpfleger für Intensivmedizin und Anästhesie Sankt-Stephan-Straße 17, 97342 Marktsteft thomas.j.siegmund@web.de
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart Tho.Voit@t-online.de
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach bwickl@franken-online.de
Stefanie Zwicker	Historikerin Schneewittchenweg 48, 97084 Würzburg

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Robert Raab

Johann Baptist Schad Benediktiner und Philosoph aus Mürsbach in Franken

Ein engelreiner Mönchsheiliger und vorzüglicher Lehrer wollte Johann Baptist Schad ursprünglich werden, flüchtete aber nach zwanzig Jahren unter dramatischen Umständen aus dem Kloster Banz. Endlich vor seinen Häschern sicher, lehrte er dann an der Universität Jena Philosophie und wurde zum Nachfolger des bedeutenden Philosophen Gottlieb Fichte ernannt. Johann Wolfgang von Goethe höchstpersönlich empfahl Schad der neu gegründeten Universität in Charkow (Ukraine) als Professor der theoretischen und praktischen Philosophie, wo Schad schnell höchstes Ansehen erreichte. Seine Ernennung zum Staatsrat und die Erhebung in den Adelsstand standen bevor. Aber eigenes Fehlverhalten und Intrigen anderer ließen ihn am Zarenhof in St. Petersburg in Ungnade fallen.

„Die erste Bildung, die ein Mensch in den Jahren der Kindheit und der Jugend erhält, ist für sein ganzes Leben von höchster Wichtigkeit. Seine Jugendgeschichte ist der Spiegel seines ganzen Lebens.“
J.B. Schad¹

Johann Baptist Schads Jugendgeschichte

Johann Baptist Schad wurde als eines der ersten von elf Kindern am 30. November 1758 in Mürsbach geboren. Mürsbach ist ein kleines, schmuckes, zwischen Bamberg und Coburg im Itzgrund gelegenes Fachwerkdorf. Das Elternhaus Schads wurde 1752 erbaut. Die Eltern betrieben



Abb. 1: Das Geburtshaus Johann Baptist Schads in Mürsbach.
Photo: Franz Götz.

die Dorfbäckerei, eine Schankwirtschaft und Ackerbau. Sein Vater, rastlos fleißig, grundehrlich und gleich seiner Umgebung tief gläubig, hatte keinen größeren Wunsch, als dass sein Sohn Johann Baptist einmal Priester werden sollte.

Schon vor der Schulpflicht unterrichtete Vater Schad seine Kinder im Lesen und Schreiben. Ab Besuch der Ortsschule bekam Johann Baptist Unterricht in Latein und Singen. Da er eine gute Diskantstimme (hohe Sopranstimme) hatte, sang er mit neun Jahren in seiner Heimatkirche Mürsbach Arien. Zu gleicher Zeit begann

er mit dem Erlernen des Violinspiels. Sein Musiktalent wurde vom Ortspfarrer Peter Adam Seidel sehr gefördert.

Als der Abt des nahen Benediktinerklosters Banz starb, nahm der Vater den zehnjährigen Buben zur Begräbnisfeier dorthin mit, was auf den Jungen einen nachhaltigen Eindruck machte. Künftig bekundete er seine Neigung, in das Kloster Banz eintreten zu wollen. Noch im Jahre 1768 wurde er dort Chorknabe und Ministrant.

Im Elternhaus wurde täglich mehrmals gebetet, oft der Rosenkranz. Der Knabe war mit seinen Geschwistern eingebunden in die Arbeiten im Haus und auf dem Feld. Selbst dann, wenn er aufs Feld ging, trug er einen Rosenkranz bei sich. Wegen seines Eifers im Gebet wurde er im Ort oft das „fromme Hänschen“ genannt.

„Mein Vater hatte beinahe ebenso viele Schulden, als sein Haus nebst den dazugehörigen Feldstücken nach den damaligen Preislisten der Güter wert war. Er war so streng ehrlich, dass er sich um keinen Preis auch nur den geringsten, geheimsten Betrug erlaubt hätte. Er unterließ es auch nicht, seine Kinder bei jeder schicklichen Gelegenheit recht herzlich zu ermahnen, ja keinem Menschen unrecht zu tun, keinen in Handel und Wandel zu betrügen oder auf irgendeine andere Weise jemanden zu schaden.“

Eine empfindliche Strafe des Vaters traf den Buben, als er diese Ermahnungen einmal missachtete: Von drei Ährenbündeln, die unter einem Baum auf dem Felde lagen und die er als von Bauern vergessen ansah, hatte er ein Bündel mit nach Hause genommen.

„Ich wurde fast wahnsinnig vor Schreck als ich hörte, ich solle das Ährenbündel, das ich gestohlen, durch das ganze Dorf zum Hause jenes Bauern tragen, von dessen Feld ich es genommen. Draußen warteten die Nachbarkinder, die mein Vater extra einbe-

stellte hatte. Ich fiel auf die Knie und bat auf das Inständigste, mich zu verschonen. Aber es half kein Bitten. Ich wandte mich an meine Mutter. Aber auch sie war unerbittlich.

Ich musste also gehorchen. Ich fiel beinahe in Ohnmacht, als ich die Rotte vor mir sah, die mich mit dem mutwilligsten Spott und Hohngelächter empfing und aus vollem Halse mir zuschreiend ‚Ährendieb, Ährendieb‘ in wildestem Triumph bis an das benannte Haus begleitete. Aber die Strafe hatte noch kein Ende.

Acht Tage lang musste ich mein Essen auf der Ofenbank verzehren, denn ‚Diebe‘ sagte mein Vater, ‚Diebe‘ gehören nicht unter ehrliche Leute.“

1772 begann der mittlerweile 14jährige Bub seine Ausbildung bei den Jesuiten in Bamberg, zunächst im Kolleg, nach einem Jahr im Gymnasium, das ganz im Geiste der Jesuiten geführt war. Johann Baptist Schad war einer der besten Schüler mit einem besonderen Talent für Sprachen. Als er im Frühjahr 1778 das Gymnasium verließ, sprach er Latein, Griechisch und Französisch und hatte sein musikalisches Können erweitert.

Seit einiger Zeit hatte er sich auch schon in die Lehre der großen Philosophen vertieft, zunächst Kant, in späteren Jahren dann Hegel, Fichte, Schelling. In der Oberklasse des Gymnasiums hatte er sich solche Gewandtheit erworben, dass er an der Bamberger Universität eine öffentliche philosophische Diskussion zur allgemeinen Bewunderung führen konnte.

Die Erziehungsmethoden der Jesuiten in Bamberg waren gänzlich andere als die im Elternhaus. Der Schriftsteller Dr. Reinhard Knoth schilderte das Leben des J.B. Schad in einem Rundfunkbeitrag und nannte Erziehungsmethoden der Jesuiten, wie sie Schad schilderte:² „Die Mittel, diese Regeln recht tief in das Gedächtnis ein-



Abb. 2: Die Bamberger Jesuitenkirche. Photo: Franz Götz.

zubrennen, waren bei den Jesuiten Schläge nach allerlei Gattungen und Arten. Die Hauptgattung machten die Schläge, die mit der Rute auf die flache Hand gegeben wurden, die anderen Arten waren Schläge mit einem Stabe aus Haselnussholz aufgezählt auf den Ritter Sankt Jörg, doch noch umgeben mit dem Harnisch der Beinkleider, dann aber Schläge auf denselben heiligen Ritter mit Ruten und zwar so, dass der Ritter ganz entblößt wurde. Im letzteren Falle mussten alle Studenten die Mäntel über den Kopf nehmen, um ja nichts von den Reliquien des heiligen Ritters zu sehen.“

Johann Baptist Schad im Kloster Banz

Im Frühjahr 1778 trat Schad als Novize in das Benediktinerkloster Banz ein. Fünf Jahre später wurde er in Würzburg zum Priester geweiht und war künftig Pater Roman (Romanus). In der Nacht vom 12./13. November 1798 flüchtete Pater Roman aus dem Kloster. Dazwischen lagen mehr als zwanzig ereignisreiche Jahre.

Bevor nun versucht wird, Leben, Leiden und Wirken von Pater Roman zu schildern, einige Worte zu Kloster Banz ausgangs des 18. Jahrhunderts.³ Bis zur

Neuordnung der Bistumsgrenzen als Folge der Säkularisation 1802/1803 gehörte Banz zur Diözese Würzburg. Banz hatte im 18. Jahrhundert einen hohen Ruf als Wissenschaftszentrum. Banz gab eine über die Grenzen des Reiches hinweg vielbeachtete Zeitschrift heraus und konnte eine berühmte Bibliothek mit mehr als 15.000 Bänden sein eigen nennen. Ein Kreis wissenschaftlich und künstlerisch begabter Mönche – zu nennen sind Abt Gregor Stumm, Pater J.B. Roppelt,⁴ und Pater Valentin Rathgeber – zogen katholische und auch protestantische Forscher nach Banz. Kloster Banz erlebte seine geistige Blüte in der Zeit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und wurde dann bald zum berühmtesten Kloster der deutschen Gegenauflärung.

Abt Otto de la Bourde (Abt Otto II.), der 1708 als Bischof von Gurk in Kärnten verstarb, hinterließ Banz eine große Erbschaft. Rund 70 Jahre wurde in Banz gebaut. Mehrere Prunkräume, herausragend der Kaisersaal, entstanden mit prächtigen Stuckarbeiten und Deckenfresken. Unter Leitung der Brüder Leonhard und Johann Dientzenhofer entstanden der barocke Abteibau, der Konventbau und die Kloster-



Abb. 3: Das barocke Kloster Banz. Photo: Franz Götz.

kirche. Bis zum Abschluss der Bauarbeiten 1772 waren auch die im 30jährigen Krieg ebenfalls schwer beschädigten Wirtschaftsgebäude und die bewehrte Toranlage unter Mitwirkung des Baumeisters Balthasar Neumann neu gestaltet worden. Die Errichtung der beiden Landschlösschen Gleusdorf und Buch am Forst sowie die Anlage eines Zierparks in Banz mit ausländischen Gewächsen und einem Wasserspiel fielen ebenfalls in diese Zeit.

Man stelle sich vor, dass ein junger Mann aus stadtferner Armut stammend und zur äußersten Sparsamkeit erzogen, nun in die Pracht dieses berühmten Klosters kam: „Ich freute mich unaussprechlich auf den Himmel, der mir auf Erden verheißen war, ich ging mit der Reinheit des Gewissens und mit lebhaftem Eifer in dieses Kloster.“

Schon als er noch Chorknabe in Banz war, hatte ihn Pater Türkes in den schönsten Räumen und dem prachtvollen Kaisersaal herumgeführt: „Er machte mich aufmerksam auf die schwelgerische Üppigkeit, womit man an der Abteitafel speiste. Vielleicht speist mancher Fürst nicht so herrlich, als wir an der Abteitafel, sagte er. Auch wenn unser Prälat ausfährt, so zeigt er in allen Stücken seine

Pracht. Ein Galawagen mit sechs herrlichen Pferden bespannt nebst einem Vorreiter und anderen Bedienten, die sämtlich wie fürstliche Bediente bekleidet sind. Auch für die gemeinen Geistlichen, wenn sie irgendeine Reise machen oder etwas außerhalb zu tun haben, steht ein Reitpferd oder eine Kalesche bereit. Wer kann also glücklicher sein als ein Benediktiner zu Banz?“

Wiederholt war Schad geraten worden, das Klosterleben wieder aufzugeben, so auch von Herrn von Wirzburg, der Generalvikar des Fürstbischofs von Bamberg und Firmate J.B. Schads war. Frau von Altenstein, deren Mann Minister beim Fürstbischof zu Fulda war und die dem jungen Mönch ihre beiden hübschen Töchter vorstellte, bat ihn noch kurz vor dem Klostergelübde, sich nicht in einem Kloster zu vergraben.

Doch der Wunsch, Mönch werden zu wollen, hatte in J.B. Schads Herzen schon tiefe Wurzeln geschlagen. Er wollte „teils ein engelreiner Mönchsheiliger, teils ein vorzüglicher Gelehrter werden“. Pater Roman zitiert den hl. Hieronymus, von dem er sich leiten ließ: „Wenn sich deine jungen Geschwister an deinen Hals werfen; wenn deine Mutter mit Tränen, mit zerstreuten

Haaren und zerrissenen Kleidern dir den Busen zeigt, der dich ernährt hat; wenn dein Vater sich auf die Türschwelle legt, so eile über Vater und Mutter tretend, mit trocknen Augen zur Fahne des Kreuzes.“

Bald aber senkten sich Zweifel, Missmut und Widerwillen über Pater Roman. Die Mönchsregeln passten nicht nur zeitlich nicht zu seinen wissenschaftlichen, philosophischen Studien und seiner literarischen Arbeit. Auch litt er unter dem geringen Verständnis und der unwürdigen Behandlung durch seine Vorgesetzten und Mitbrüder. Der Tag verging unter wiederholtem Chorgesang, Gebet, gottesdienstlichen und sonstigen Verrichtungen, so dass ihm zum Studium nur die Nacht blieb. Die aber war früh um drei Uhr vorbei. Um diese Zeit begann täglich die meist über zwei Stunden dauernde Matutin.

Der anstrengende Tagesablauf griff den Gesundheitszustand des jungen Mönches an. Der freiheitsliebende, naturverbundene Jüngling fühlte sich wohl wie ein Vogel im goldenen Käfig. Sein zierlicher, schmächtiger Körper wurde wiederholt von schwerer Krankheit heimgesucht. Auch trieben ihn Gedanken an Selbstmord um. Nachsicht und Befreiung von der harten Klosterdisziplin konnte er nicht erwarten, dagegen Rügen und Strafen.

Als er infolge langen nächtlichen Studiums einmal den Beginn der Mette verschlafen hatte, wurde ihm der Auftrag erteilt, einen von einem anderen Mönch verfassten „*Lästerwisch als eigenes Sündenbekenntnis vor versammeltem Konvent und zu dessen Gaudium und Schadenfreude vorzulesen ...*“

Zudem müssen die Zölibatsprobleme Pater Romans groß gewesen sein. Schon gegen die Profess, also das endgültige Ordensgelübde, bäumte sich seine Natur auf. „*Niemand kann die Natur mit Verboten*

und Zwangsmitteln austreiben: Sie kehren immer wieder; die von ihr oder der Gottheit in den Menschen gelegten Triebe lassen sich nur mit dessen Inhaber töten.“

Dabei war J.B. Schad vor dem Besuch von Frau Altenstein und ihren Töchtern von seinem Novizenmeister eingetrichtert worden, „*Frauen immer nur mit gesenktem Kopf zu begegnen, ihnen nie in die Augen oder gar auf den Busen zu schauen und sich genau so zu verhalten, wenn er in der Klosterkirche Frauenheiligen oder der heiligen Maria begegnet ...*“

Pater Roman hatte lebenslange Keuschheit geschworen, kaufte sich einen Silberring, opferte ihn der Muttergottes, beschaffte sich eine Geißel und ein Cilicium (Büßergewand), um nach Art der Heiligen allerhand Fußübungen an sich zu verüben. Die traurigen Erfahrungen, welche Schad an sich selbst erlebt hatte, brachten ihn schließlich dazu, die ganze Mönchserziehung samt dem Priesterzölibat „*als widernatürliche Dressur und Zwangsanstalt*“ zu beurteilen: „*Ich Thor! Die Sehnsucht nach dem engelgleichen Leben war der direkte Weg in die Hölle und der Zölibat einer römischen Kirche von je her die Pandorabüchse aus der Millionen von Teufeln hervorsprangen.*“

Der Eifer für literarische Arbeiten dämpfte vorübergehend Pater Romans Kummer über seinen verfehlten Beruf und ließ ihm sein Leben zeitweise erträglich erscheinen. Für die Buchhandlung Göbhard in Bamberg lieferte er eine lateinische Übersetzung des französischen zweibändigen Werkes „Unterricht für Priester“ und eine Neubearbeitung der „Heiligen-Legend“ des Jesuiten Vogel. Die „Heiligen-Legend“ hat Lebensbeschreibungen der Heiligen im Allgemeinen zum Inhalt. Mit der „Heiligen-Legend“ wollte Pater Roman, wie er sagte, ein „*Volksbuch schaffen, um damit im Volk den Wust von frommen*

Lügen, Entstellungen und Abergläuben mindestens einzuschränken. „Die „Heiligen-Legend“ spielte im Volk eine größere Rolle als die Bibel, deren Lektüre dem Volk Jahrhunderte lang verboten war.

Nach Erscheinen des Werkes wurde Schad vom Jesuiten Goldhagen in Gegen-schriften angegriffen. Pater Roman verfasste eine Apologie (Verteidigungsrede), die in Mainz in einer von Theologen und Gelehrten herausgegebenen Monatsschrift erschien. In dieser Apologie hatte er sich abfällig über Mirakelbilder (wundertätige Bilder), Gnadenorte, Wallfahrten, Ablass und Fegefeuer ausgesprochen und drei Sorten von Mönchen aufs Korn genommen: 1. Die faulen und untätigten, die alle Klosterübungen und Zeremonien genau erfüllen und die übrige Zeit vertändeln und verschnarchen, 2. die dummen und abergläubischen Mönche ..., 3. die gefühllosen und menschenfeindlichen Mönche ...

Das Gegenteil seien die nützlichen Mönche, welche neben Erfüllung ihrer Berufspflichten für das Beste der Kirche und des Staates arbeiteten, Missbräuche und unnütze Frömmelei ausmerzten, religiöse Aufklärung betrieben [...] und nicht Nachtwächter des Rückschritts sein wollten. „Ich habe mich nicht ängstlich zu fragen: Wird diese Äußerung nicht diesem oder jenem missfallen? Wirst du dir Feinde zuziehen?“

In Banz wurde seine Apologie als Kriegserklärung gegen das Klosterwesen gesehen und brachte alle gegen Pater Roman auf. Der Prälat Valerius wollte ihn maßregeln. Aber der aufgeklärte Fürstbischof von Würzburg und Bamberg Franz Ludwig von Erthal ließ dem Prälaten vermelden, dass die Verteidigung Pater Romans seinen Beifall gefunden habe. Hierdurch wurde die Inkriminierung Pater Romans erst einmal verhindert.

Zu gleicher Zeit kursierte in Banz eine anonyme Schrift, in der allgemeine Vorschläge zur Verbesserung der Benediktinerklöster gemacht wurden. Als Verfasser wurde Schad verdächtigt. Der bestritt die Urheberschaft, erklärte aber, dass er deren Inhalt größtenteils für berechtigt hielte.

In den frühen Jahren seines Klosteraufenthalts muss es gewesen sein, als Pater Roman von seiner Mutter Besuch bekam, die einen Korb reifer Birnen mitbrachte. Pater Roman verwahrte das Geschenk in seiner Zelle, um es als Vorrat zu halten. Dies wurde beobachtet und öffentlich gemacht. Schad bezeichnete den darauffolgenden Vorgang als „*Obstmarkt im Speisesaal*“. „Ich musste die Birnen zu Mittag in den Speisesaal tragen und sie, auf dem Boden sitzend, feil halten. Es war mir dabei geboten, eine Birne an die Gabel zu spießen und während der ganzen Mahlzeit empor zu halten.“

Nach der Mönchsregel hatte Pater Roman ein doppeltes Vergehen begangen. Zum einem hatte er das Gelübde der Armut verletzt. Etwas ohne Erlaubnis des Oberen anzunehmen, war verboten. Zum anderen hatte er auch das Gelübde des Gehorsams nicht eingehalten. Nach diesem Gelübde durfte nichts ohne Erlaubnis des Oberen gegessen werden. „Ein Mönch sollte immer unmündig, immer ein Kind bleiben.“

Als Abt Valerius Pater Roman wieder einmal verurteilt hatte, im Speisesaal während der Mahlzeiten bei Wasser und Brot auf dem Boden zu sitzen, erhob dieser dagegen Vorstellungen bei Prior Placidus Sprenger und kündigte Beschwerde beim Fürstbischof an. Da packte der erzürnte Prior den Pater am Arm, in der Absicht, ihn in seine Zelle zu drängen und abzusperren. Pater Roman setzte sich jedoch zur Wehr. Der Prior schrie ebenso wie der Pater um Hilfe. Das ganze ereignete sich

auf dem Zellenflur. Die Mönche streckten ihre Köpfe aus den Zellen, zogen sie aber ebenso schnell wieder ein. Da befahl der Prior drei handfesten Klosterdienern, den Pater zu packen und in seine Zelle zu drängen. „Röhrt mich nicht an – ich bin kein Verbrecher!“, sagte dieser. Der Prior drohte den Dienern mit sofortiger Entlassung. Mit sanfter Gewalt versuchten sie, den Pater in seine Zelle zu schieben. Da zog der Prior einen Schlüssel aus seiner Tasche und führte einen Streich nach dem Kopf des Sünder. Pater Otto, inzwischen hinzu geeilt, fiel dem Prior in den Arm mit dem ernsten Vorwurf: „Pater Prior, was tun Sie!“ Pater Otto bat Schad in seine Zelle zu gehen, worauf dieser gehorchte. Über Pater Roman wurde mehrtägiger Arrest verhängt.

Diesen Vorfall habe ich mit Bedacht ausführlich geschildert. Der genannte Pater Otto, der Pater Roman zu Hilfe kam, wurde später unter dem Namen Otto III. Abt in Banz. Für Pater Romans Leben spielte Abt Otto III. später eine ganz entscheidende Rolle. Abt Otto III. hieß mit bürgerlichem Namen Franz Stephan Roppelt⁵ und stammte ebenso wie der schon erwähnte Pater Johann Baptist Roppelt aus der weit verzweigten Familie Roppelt aus Baunach.

Pater Roman setzte den ständigen Kränkungen oft eine stumme Verachtung entgegen. Erholung und Kraft schöpfte er aus dem Aufenthalt in der freien Natur und in seiner literarischen Arbeit. Zehn Jahre lang arbeitete er mit dem Mönch Burkard Vollert an einem Kommentar zu dem vielbändigen französischen Werk der berühmten Bibelerklärung von Le Maistre de Sacy. Als Pater Roman im Jahr 1798 aus dem Kloster ging, waren von diesem Werk 18 umfangreiche Bände erschienen.

Die Französische Revolution, die in

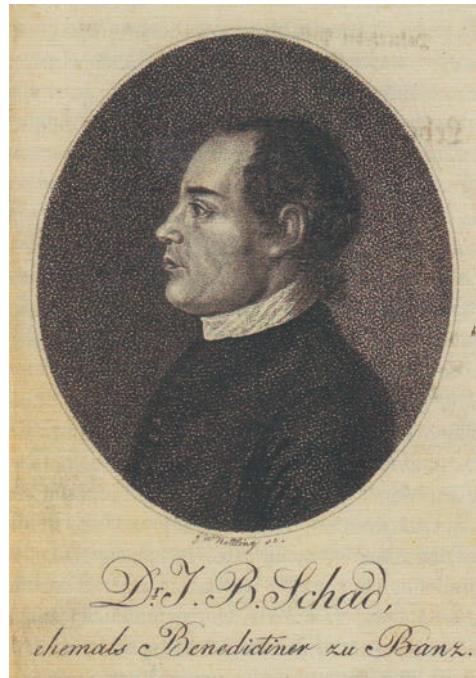


Abb. 4: Portrait des ehemaligen Mönchs Johann Baptist Schad.

Kupferstich von Friedrich Wilhelm Nettling aus dem Jahr 1803.

den gleichen Zeitabschnitt fällt, fand bei manchen deutschen Mönchen freudigen Widerhall. Die von Frankreich ausgehenden Parole „Freiheit und Gleichheit“ beeindruckte auch in deutschen Landen. Auch in Banz wurden zahlreiche Mönche vom aufklärerischen Zeitgeist der Französischen Revolution erfasst. Im Konvent bildeten sich zwei Gruppen, die einander gegenüber standen: Traditionalisten und Progressive. Darunter litt natürlich das klösterliche Leben. Mehrere Mönche verließen Banz und wandten sich weltlichen Aufgaben zu.

Am Rande erwähnt sei hier ein ehemaliger Franziskaner aus dem fränkischen Wipfeld, namens Eulogius Schneider, der

mit Pater Roman befreundet und Staatsanwalt im Dienste der französischen Republik geworden war. Er endete schließlich auf dem Schafott in Paris. Schneider, ebenso gebildet und begabt wie Schad, stimmte bei der Erstürmung der Bastille jubelnde Freiheitslieder an.

In theologischen Dingen dachte Schad so frei wie Schneider, in politischer Hinsicht wollte Schad ihm nicht folgen. Schad dichtete ein Trauerlied mit Musik auf das nach seiner Auffassung ganz unverdiente Ende König Ludwigs XVI. Dabei verkannte er aber nicht die seit zwei Jahrhunderen in Frankreich angehäufte Schuld des Hofes und der herrschenden Stände durch ihre Verschwender-, Mätsessen- und Fehlwirtschaft.

Schad bekundete seine Abscheu über die Greuel der Revolution. Er nannte das revoltierende Volk einen Haufen von Bluthunden, der in seiner Höllenwut alle Schranken durchbreche. Diesem, wie er sagte, Pöbel und Deutschenhassern setzte er in einer Predigt das deutsche Bauernvolk entgegen. Diese Predigt, die Pater Roman 1792 in Aschach nahe Bad Bocklet hielt, wurde unter dem Titel „*Gründide der Zufriedenheit des Landmannes mit seinem Stande*“ veröffentlicht. Die Predigt wurde nicht nur in der „Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung“ gelobt, sondern brachte Pater Roman auch Belobigungsschreiben der Fürstbischofe von Bamberg, Würzburg und Fulda ein.

In dieser Zeit erreichte Pater Roman eine Einladung des Herzogs Karl von Württemberg in Stuttgart. Der Herzog bot ihm eine Stellung als Prediger an seinem Hof an. Dieses Angebot wollte Pater Roman unbedingt annehmen. Der Abt tat so, als ob er ihn unterstützen werde. Er schenkte ihm eine seiner Zivilkleidungen, da er in Stuttgart seinen Ordenshabit

nicht hätte tragen dürfen. In Wirklichkeit hintertrieb er beim Fürstbischof die Absichten Pater Romans. Auch Fürstbischof Franz Ludwig war nicht begeistert von Pater Romans Ruf nach Stuttgart. Herzog Karl genoss bei ihm wenig Ansehen. Hatte er doch einem anderen Adeligen die Gattin ausgespannt und die Protestantin gegen den Willen des Papstes geheiratet. Der Fürstbischof versprach Pater Roman, er werde ihm eine Professur an der Universität Bamberg oder Würzburg geben. Eigenhändige Briefe zwischen Herzog, Fürstbischof und Pater Roman wechselten.

Als der Fürstbischof zur Kur in Bad Bocklet weilte, ließ er Pater Roman dort an einer Kur teilnehmen. Durch solche freundliche Behandlung und Versprechungen ließ sich Pater Roman umstimmen und verzichtete auf eine Berufung nach Württemberg.

Bleibt zu sagen: Nach zahlreichen Gutachten erkannte der Papst schließlich 1791 die Ehe von Herzog Karl mit Franziska von Hohenheim an. Von einer Beförderung Pater Romans war aber keine Rede mehr. Pater Roman sprach den todkranken Fürstbischof nochmals an seinem Krankenbett in Würzburg und beklagte seine Situation. „*Mit einer mit zitternder Hand geschriebenen Belobigung und einem ansehnlichen Geldbetrag ging ich zurück in die Zwangsanstalt Banz.*“

Der Ruf nach Stuttgart war noch nicht verhallt, als Pater Roman ein Ruf nach Straßburg erreichte. Bischof Brendel lud Pater Roman ein, nach Frankreich überzusiedeln und eine einträgliche Pfarrei als Pfarrer und Seelsorger zu übernehmen. Pater Roman lehnte die Einladung mit den Worten: „*Lieber will ich die Fesseln des Mönchtums ferner tragen, als an dem Freiheitsgenuss der Franzosen Anteil zu nehmen,*“ schroff ab.

In Banz selbst war 1792 Pater Otto als Otto III. Nachfolger des verstorbenen Abtes Valerius geworden. Abt Otto III. war in Folge großer Unterstützung durch Pater Roman schon im ersten Wahlgang von den fürstbischöflichen Commissarien gewählt worden. Abt Otto III. behandelte Pater Roman, wie dieser sagt, „*zum Dank schon bald mit Hohn und Spott und ernannte ihn gegen seinen Willen zum Professor der Philosophie für die Novizen.*“

1796 fielen die Franzosen auch in Franken ein: Pater Roman musste wegen seiner derben Absage an Straßburg und seiner franzosenfeindlichen Äußerungen um seinen Kopf fürchten. Gefahr des Verrats an die Franzosen drohte von den eigenen Brüdern aus dem Kloster. Ein alter Mönch hatte vorgeschlagen, man solle Pater Roman an die Franzosen ausliefern, um Ruhe vor ihnen zu bekommen.

Da kam Pater Roman ein Auftrag des Abtes gelegen, die Pretiosen (Klostertschätze) vor den Franzosen ins lutherische Kulmbach und, falls nötig, nach Eger in Sicherheit zu bringen. Kulmbach gehörte den Hohenzollern und war Teil des neutralen preußischen Staates. Der Abt wollte die guten Beziehungen Pater Romans zu Lutheranern nutzen. Pater Roman führte den Auftrag genau aus und brachte den Klosterschatz im Hof des Langheimer Klosters in Kulmbach – und damit auch sich selbst – in Sicherheit.

Auf Anordnung Abt Ottos III. blieb Pater Roman vorläufig in Kulmbach. Er besuchte Bayreuth, später mit Genehmigung des Klosters und auf eigene Kosten Leipzig, Halle, Weimar und Jena. Dort traf er gelehrte und berühmte Männer, die ihm in Freundschaft zugeneigt waren. Immer wieder wurde ihm dort geraten, die Klostertesseln zu sprengen, doch noch konnte sich Pater Roman nicht dazu entschlie-

ßen. Er wollte erst durch literarischen Fleiß Geld verdienen, um in Freiheit nicht mittellos dazustehen. Sein Entschluss sein Leben nicht im Kloster zu beenden, stand aber vor 1798 schon fest.

Wenden wir uns kurz den erfreulicher- ren Zeiten von Pater Romans Klosterleben zu. Er hatte auch klösterliche Freunde. Pater Roman zitiert ein Sprichwort: „*Die Mönche kommen zusammen, ohne sich zu kennen; sie leben miteinander, ohne sich zu lieben; sie sterben, ohne von den anderen beträut zu werden. Freundschaft ist im Kloster ein Mädchen in der Fremde ...*“ Dem etwas widersprechend fährt Pater Roman fort: „*Selbst in Banz gab es edle Seelen, besonders unter den jungen Mönchen, welche mir mit aufrichtiger Liebe und Freundschaft ergeben waren. Aber auch außer dem Kloster gewann ich edle Menschen zu Freunden, besonders unter den Protestant, welche häufig und aus allen Gegenden Deutschlands nach Banz kamen und mich kennen lernten. Auch auf Reisen, welche ich manchmal selbst in protestantische Gegenden und Ländern machte, beglückten mich Männer mit Freundschaft.*“

Ja, auch Reisen unternahm Pater Roman und nicht nur zu Pferd in Nachbarpfarreien, um die Messe zu feiern, Beichte zu hören, zu predigen, an kirchlichen Festen teilzunehmen; vielmehr auch Fernreisen zu den Verlegern und Druckereien seiner literarischen Schriften, zu Vorträgen, zu Fürstbischöfen, ins Lutherische. Dann stand für Pater Roman zumindest eine Kalesche bereit mit einem Kutscher in Uniform.

Pater Roman genoss nicht nur wegen seines musikalischen Könnens und seiner guten Stimme eine Ausnahmestellung im Kloster. Täglich erklang seine Stimme im Chor und in der Schola. Er spielte auf seiner Geige und in seiner Zelle am Forte

Piano, oft übend, seine von ihm verfassten Lieder und ungezählten Gedichte in Noten setzend. Es mag erstaunlich klingen, aber ein Forte Piano, wie seinerzeit das Klavier genannt wurde, konnte er nutzen, und – fast nicht zu glauben – eine wertvolle Geige, eine Stradivari aus Cremona, war sein eigen, die einst ein gewisser Herr Chladni aus Wittenberg auf 100 Dukaten geschätzt hatte. Pirmin, ein Benediktiner aus Regensburg, der in späteren Jahren die Kunst und Wissenschaft verdienter Mönche in Banz beschrieben hat, betont die musikalischen Fähigkeiten Pater Romans und lobt ihn als ausgezeichneten Violinspieler und Organisten.

Gelegentlich ließ sich Pater Roman auch voll in das Klostergeschehen und in die Mönchsregeln einbinden. Dann verbrachte er mit seinen Mitbrüdern auch fröhliche Stunden. So bei einem Brunnenfest in Banz gelegentlich der Inbetriebnahme einer neuen Wasserleitung. Holzmacher hatten im Wald „ziemlich fern“ vom Kloster eine Quelle entdeckt nebst einer gemauerten Wasserleitung in Richtung des Klosters, die womöglich aus der Zeit stammte, als Banz anfangs des 10. Jahrhunderts eine Burg war und Grenzfeste gegen die aus dem Osten herannahenden Ungarn; eine Quelle, die möglicherweise im 30jährigen Krieg verschüttet worden war. Bisher musste das Wasser aus einer Zisterne geschöpft werden. Nun sollte das Wasser aus der Röhre kommen.

Pater Roman hatte sich dem Abt Otto III. gegenüber angeboten, „ein Lied zu verfassen und in Musik zu setzen“. Der Vorschlag gefiel dem Abt, und er ordnete an, dass der ganze Konvent mit ihm an die Stelle des aufgerichteten Brunnengerüstes im Klosterhof ziehen sollte. „Es wurden im benachbarten Städtchen Staffelstein Musikanten bestellt, die für das Klostergesinde

zum Tanz aufspielen sollten. Es kam daher auch eine Menge Mädchen aus den benachbarten Klosterdörfern herbei. Der ganze Konvent wurde zum Abteitische eingeladen, wo tüchtig gezecht wurde. Mein Lied wurde an der Stelle des Brunnens dreistimmig, und mit fünf Blasinstrumenten, die ich mit dazugesetzt hatte, begleitet, abgesungen. Es gefiel dem Prälaten und dem Konvent so wohl, dass es beim Mittag- und Abendtisch aufs Neue abgesungen werden musste.“

Das geschilderte Miteinander von Abt und Pater Roman blieb eine Ausnahme. Ich möchte hier auszugsweise einfleßen lassen, was Abt Otto III. in einer undatierten Schrift aus der Zeit zwischen 1792 und 1796 von Pater Roman hielt: „Schad ist ein junger, naseweiser, für sich ganz allein eingetommener höchst unvernünftiger Mensch, der zwar mit vortrefflichen Talenten versehen ist, sie aber nie mit Vernunft und Anstand zu verwenden weiß, der durchaus von seinen Oberen keine Korrektion zu leiden imstande ist, der gerade hin alles Despotismus heißt, was seinen Hang zu Ausschweifungen Einhalt oder doch Zwang anlegen will, der bei aller Gelegenheit über Möncherei, Zölibat, Kirchen und Zeremonien, Rosenkranzbeten und dergleichen schimpft und schmähet, [...] der sich von jeher unter der Decke der Krankheit von den gemeinen Beschwerissen entzogen [...] indessen sich allen Ausschweifungen ergeben hat ...“

1797 war Kloster Banz in finanzielle Nöte geraten. Abt Otto III., in Augen Pater Romans ein „dunkelhafter Dunkelmann, eitler Großhans, schlechter Wirtschafter“, hatte die Finanzen des Klosters in große Unordnung gebracht. Die Absetzung des Abtes drohte. Schad gelang es, die zwei widerstreitenden Parteien im Konvent zu versöhnen und die geforderte Absetzung des Abtes zu verhindern. Vorher hatten zwei fürstbischofliche Kommissäre

vergeblich versucht, einen Interessenausgleich herbeizuführen. Pater Roman hatte Abt Otto III. bei den Verhandlungen kritisiert.

Der Dank des Prälaten folgte auf dem Fuße. Pater Roman wurde seiner Professur enthoben. Auf Geheiß des Abtes sollte Pater Roman Helfer seines Todfeindes Pater Josef Bauer, des Präses der Rosenkranzbruderschaft werden. Pater Roman erklärte, er fühle keine Berufung in sich, eine solche Gebetsmühle wie den Rosenkranz auf der Kanzel anzupreisen. Zugleich drohte er, das Kloster zu verlassen. Dann brach das Unwetter über Pater Roman herein.

Der Prior machte bekannt, dass kein Mönch sich mehr unterstehen sollte, auch nur eine Zeile von Pater Roman an irgend einen Buchhändler und Gelehrten zum Druck einzuschicken, welche nicht die Zensur der Vorgesetzten passiert hätte. Dann wettete der Abt in Reden im Kapitel gegen Philosophie und Philosophen. Endlich wurde den Mönchen, die bei Schad Philosophie gehört hatten, auf das Strenge verboten, mit ihrem Lehrer zu sprechen. Durch diese Maßnahmen war Pater Roman aus seinem bisherigen literarischen Wirkungskreis ausgeschlossen, denn er war unter anderem Mitarbeiter der „Allgemeinen Jenaer Literaturzeitung“.

In Banz, von allen gemieden, vereinsamt, niedergeschlagen, wurde Pater Roman Ende des Jahres 1797 krank, gemütskrank. Eine Brustfellentzündung warf ihn auf das Krankenbett. Er schien dem Tode nahe. Nach seiner Aussage erhielt er vom Kloster nicht die kleinste Hilfe, nicht einmal einen Wächter, wie man damals einen Pfleger nannte. Endlich erbarmte sich ein junger Mönch, ein Schüler Pater Romans, seines alleingelassenen Lehrers. Der Hofrat Dr. Sommer aus Coburg eilte nun wiederholt an das Krankenbett Pater

Romans. Dessen ärztliche Kunst und seine zähe Natur gaben dem Patienten neue Hoffnung. Aber ein eitriger Bluthusten quälte ihn, die Kräfte schwanden, der Körper welkte. Eine Lebenserwartung von höchstens sechs Monaten wurde Pater Roman vorausgesagt.

In der Stimmung des nahen Todes fasste Pater Roman den verhängnisvollen Plan zu dem anonymen Werk „*Leben und Schicksal des ehrwürdigen Vaters Sincerus*“, eine beißende Satire voller literarischer Ausschreitungen. Schon auf dem Titelblatt ist ein im Bett sitzender, nackter Mönch zu sehen, der von einem am Krankenbett stehenden Mitbruder mit einer Geißel auf den bloßen Rücken geschlagen wird. Den Prälaten eines Klosters Saufhausen stellt Pater Roman als einen Schlemmer dar, dem der Bauch sein Gott war und der einen Sohn des Klosterwagners, in Wirklichkeit sein eigener Sohn, durch Affenliebe völlig verdarb und schon als Knaben an die Weinflasche gewöhnte, so dass er gelegentlich von Dienern nach Hause getragen werden musste.

Obszön ist die Skandalchronik der Mönche, die Pater Roman schilderte. Dem üppigen Leben im Kloster – auf den Abendtisch des Prälaten kämen acht warme Speisen, an besonderen Tagen bis zu zwanzig – entspreche das Tun der meisten Mönche. Den gleichen Prälaten des Klosters Saufhausen ließ er auch eine Brustfleckbruderschaft gründen, denn Pater Josef Bauer aus Banz hatte tatsächlich mehrmals als Prediger der Rosenkranzbruderschaft über die weit ausgeschnittenen Kleider der Weibsleute gewettert. Worte der kolportierten Predigten wiederzugeben, verbietet der Anstand. Jedenfalls hatte Schad Pater Bauer im „*Sincerus*“ als Präses der Brustfleckbruderschaft unsterblich lächerlich gemacht.

Pater Roman wollte mit dem „*Sincerus*“ an seinen Feinden Rache nehmen. Er sollte sein Testament werden. Er schrieb ohne Schminke mit jener Derbheit, die ihm die Verbitterung diktierte. Auch sein krankhafter, zerrütteter Zustand kann nicht entschuldigen, dass ein gelehrter Mann, Tatsachen und Selbsterlebnisse so maßlos übertrieben, so zynisch und polemisch dargestellt hat.

Im „*Sincerus*“ hatte Pater Roman zudem auch eine schwere Majestätsbeleidigung begangen. Er hatte den Fürstbischof von Würzburg Georg Karl von Fehembach als einen Vielfraß verunglimpft, von dem man erzähle, er verzehre täglich bis zu zehn Pfund Fleisch. In Hirtenbriefen an das Volk und in Verordnungen an die Klöster gebe er sich aber als „*Johannes in der Wüste*“ aus.

Der „*Sincerus*“ hatte größtes Aufsehen zur Folge. Auch auf evangelischer Seite war der Ärger groß. Die sächsische Regierung konfiszierte und verbot den „*Sincerus*“ kurzerhand. Pater Roman war in großer Gefahr, da man ihn bei der Inquisition angezeigt hatte. Es drohten strenge Verhöre und ein Ketzergericht. Im Herbst 1798 erhielt Pater Roman von einem Freund zugesteckt, er werde demnächst festgenommen, nach Würzburg gebracht und dort im Pfaffenturm auf der Festung Marienberg eingekerkert.

Tatsächlich aber stand das Verhängnis schon vor seiner Zellentür. „Den 12. Nov. 1798 sagte mir vor Tische einer meiner geheimen Freunde im Kloster, [...] dass der Abt noch heute nach mir greifen würde. [...] Nachmittags um 1/2 4 Uhr ließ mich der Abt rufen und forderte von mir die [...] Klosterschlüssel ab. Er führte mich dann [...] in meine Zelle im Krankenhaus und sagte mir, dass das Essen und Trinken für mich in mein Zimmer gebracht werde. [...] Ich hatte

noch eine Privatunterredung mit dem Prior Pater Burkard Vollert. Mit dem Rosenkranz in der Hand und mit Tränen in den Augen ermahnte er mich zur ernstlichen Bekehrung, [...] dass er soeben den Rosenkranz für mich gebetet hätte, damit mich der liebe Gott erleuchten und zum Schoße der allerselig machenden Kirche zurückführen möge. Ich war so geduldig wie ein Schaf und lies alles mit mir machen.“

Als Pater Roman alleine war, entschloss er sich zur sofortigen Flucht. Doch Welch' ein Schreck! Die Haustür des Krankenhauses war während des Tages mit einem Hängeschloss gesichert worden. Es blieb nur die Flucht durch das Fenster. Das hieß nun: Zwei Stockwerke senkrecht nach unten und unten ein Gartenzaun mit zugespitzten Latten. Die Alternative für ihn schien lebenslanger Kerker, wenn nicht gar Schlimmeres oder aufgespießt zu werden!

Mit Händen und Füßen krallte sich Pater Roman in die vom Wetter ausgewaschenen Kalkfugen der Mauersteine. Geschicklichkeit im Klettern hatte er seit Kindesbeinen an. Das rund um das Gebäude oberhalb des ersten Stockwerks führende Gesims ließ ihn verschnaufen. Hilfreich war ihm dann das steinerne Wappen oberhalb des Krankenhauseingangs mit dem Bogen darüber, die ihm Griffe und Stütze ermöglichten. Halbnackt – seine Oberkleidung hatte er vorher an zusammenggebundenen Tüchern nach unten gelassen – war er auf dem Boden sicher angekommen. Nun hatte er nur noch eine wiederum zwei Stockwerke hohe Gartenmauer und eine niedrigere zu überwinden, was ihm aber „unter Zuhilfenahme des Gewitterableiters ohne Probleme gelang. [...] Mit dem Glockenschlag zwölf Uhr gab ich den Heiligen und unheiligen Mönchen auf immer Abschied, und schüttete die Fesseln ab, die ich beinahe 21 Jahre

lang getragen hatte. Nun bin ich frei, frei – bin Mensch.“

Johann Baptist Schad in Jena

Die Flucht aus Banz war gelungen. Die Flucht vor den Häschern begann. Bei stockdunkler Nacht erreichte Schad das lutherische Schney. Ein Bauer aus Schney führte ihn durch unwegsame Gegenden nach Coburg. Dort kam er am Abend des nächsten Tages an. Sofort begab er sich zu dem Buchhändler Sinner, einen Verleger seiner literarischen Werke. Sinner eröffnete Schad, dass er in Coburg nicht bleiben könne. Bei der Regierung in Coburg sei schon der Antrag aus Banz eingegangen, Schad bei Ergreifung auszuliefern. Auch bei seinem Bruder in Mürsbach war schon nach Schad gefahndet worden, wie sich später herausstellte.

Mit Extrapolst-Pferdewagen ging es in der Dunkelheit der Nacht bis nach Gräfenthal. Ebersdorf im Vogtland wurde am nächsten Tag erreicht. Ein mit Schad befreundeter Hofrat stellte ihn dem Grafen von Reuß vor, der ihm für die nächste Zeit Kost und Obdach gewährte und ihn vorübergehend als Bibliothekar beschäftigte.

Der lange Arm von Banz streckte sich nach Schad aus. Abt Otto III. ließ in verschiedene Zeitungen einen förmlichen Steckbrief nach Schad einrücken. Bei dem Grafen von Reuß wurde er vorstellig, um Schads habhaft zu werden. Dem Buchhändler Sinner in Coburg schrieb er wiederholt „Lästerbriefe“ mit dem Ziel Sinners Schwester, der Schad seit einiger Zeit zugeneigt war, von diesem abspenstig zu machen. Den Hof von Weimar versuchte Abt Otto III. gegen Schad einzunehmen, indem er Schad als Apostel der französischen Freiheit schilderte. Über eine Schweinfurter Zeitung ließ er die Falsch-

meldung verbreiten, Schad wäre in Erfurt inhaftiert worden. Tatsächlich verlangte er fast gleichzeitig beim Prälaten des Klosters Petersberg oberhalb Erfurts, die Auslieferung Schads, der sich kurzfristig in Erfurt aufhielt, nach Banz.

Abt Otto III. hatte sich persönlich in die Ergreifung Schads eingeschaltet. Es ist überliefert, dass er sofort nach der Entdeckung der Flucht Schads auf einem Pferd die Umgebung des Klosters Banz abgesucht hätte, obwohl er an Podagra (Fußgicht) litt. An dieser Krankheit ist der Abt im Jahre 1801 in Coburg, als er dorthin vor den Franzosen geflüchtet war, schließlich auch verstorben.

Weitere Verfolgungen, die hier nicht weiter beschrieben werden sollen, machten Schads Lage immer bedrohlicher. Ebersdorf war vom Bamberger Machtbereich nur ein Amt entfernt. So verließ Schad Ebersdorf und ging nach Gotha. Hier nahm er noch 1798 den protestantischen Glauben an. 1799 heiratete Schad in Jena Wilhelmine Sinner aus Coburg. In Jena hat Schad zunächst das Doktor-diplom erworben. Bis 1804 lehrte er dort Philosophie. Dazwischen liegt seine 1802 erfolgte Ernennung zum außerordentlichen Professor.

In Jena war Schad bereits zu Ostern 1799 etabliert. Zu dieser Zeit lehrten Fichte, Hegel und Schelling in Jena Philosophie. Von den drei Berühmtheiten schätzte Schad wohl Gottlieb Fichte am meisten, weswegen er zu dessen Lehren, die er lange vertrat, ein dreibändiges Werk verfasste. Dieses in den Augen Fichtes sehr gelungene Werk trug wohl dazu bei, dass Schad Nachfolger auf Fichtes Lehrstuhl und Dozent der Lehre Fichtes wurde, als dieser im Sommer 1799 in Jena entlassen worden war. Fichte war atheistischer Lehren beschuldigt worden. Wilson behauptet,

tet allerdings in einem vor gut zehn Jahren erschienenen Buch über Goethe: „*Fichte sei von Goethe abgeschossen worden.*“

Kaum hatte Schad die Erlaubnis, an der Universität Jena Vorlesungen zu halten, wurde er mit einer Injurienklage des Abtes Otto III. aus Banz angegriffen, die er beim Weimarer Hof eingereicht hatte. Schad hatte Banz Anlass zu Klage wegen Beleidigung gegeben, als er einem Gläubiger aus Coburg schriftlich empfohlen hatte, sich wegen seiner Geldforderung an die „*Diebe und Räuber*“ in Banz zu wenden, welche sich „seine auserlesene Bibliothek [...], die auch gerne 2.000 Gulden kostete“ und die schon erwähnte Stradivari-Geige zugeeignet hätten. Die Akademie in Jena nahm Schad in Schutz. Die Klage wurde in Weimar abgewiesen. Aber die ständigen Nachstellungen waren wohl auch einer der Gründe für Schad, dem bald folgenden Ruf nach Russland nachzukommen.

Johann Schads Wirken in Charkow (Ukraine)

Im Jahr 1802 war der Charkower Bildungskreis organisiert worden, zu dem die Süd-, Mittel- und Ostukraine, die Insel Krim, der Nordkaukasus und große russische Gebiete südlich von Moskau bis zur Wolga gehörten. Die am 17. Januar 1805 eröffnete Kaiseruniversität in Charkow wurde zum Mittelpunkt des Bildungswesens dieser riesigen Region. Der Universität und ihrem Senat unterstanden u.a. alle Schulen und Gymnasien.

Im Auftrag Zar Alexanders I. wandte sich der Kurator der Universität, Graf Podotzky, Ende Sommer 1803 an den Minister von Sachsen-Weimar Johann, Wolfgang von Goethe, mit der Bitte, geeignete deutsche Professoren nach Charkow zu

empfehlen. Goethe empfahl neben anderen Gelehrten auch Johann Baptist Schad.

Goethe charakterisierte Schad im Antwortschreiben an Podotzky vom 27. November 1803 so (auszugsweise wiedergegeben): „*Zur Professur der Moral, des Naturrechts und des allgemeinen Staatsrechts sowohl als zu allen Vorflesungen, welche die theoretische und praktische Philosophie enthalten, kann man Herrn Dr. Schad empfehlen. Es ist derselbe ohngefähr 40 Jahre alt; ein geborener Francke. Er hat von Jugend an, sich erst in neuen und alten Sprachen, besonders aber in der alten Literatur umgethan und sich nachher vorzüglich der Philosophie ergeben, dabey die Dogmen der verschiedenen christlichen Kirchen, die Gesetzgebung überhaupt, sowie die Geschichte zu studieren nicht versäumt, auch sich der Redekunst beflossen und, als Mitglied verschiedener literarischer und kritischer Anstalten, fleißig gearbeitet. [...] Es hat ihm ohngeachtet der großen Konkurrenz philosophischer Vorflesungen, hier niemals an Zuhörern gefehlt. Man röhmt an ihm einen deutlichen und bündigen Vortrag und er ist nicht abgeneigt, einen Ruf zu einem größeren Wirkungskreis anzunehmen.*“

Am 1. Februar 1804 erhielt Schad bereits die Ernennung als erster Philosophieprofessor und Leiter des Lehrstuhls für theoretische und praktische Philosophie an der Universität Charkow unter, wie Schad später schildert, „*so vorteilhaften Bedingungen, die damals kein deutscher Fürst irgendeinem noch so berühmten Manne für eine Professurstelle anbot. Ich brachte es zu der Zeit durch meine Ersparnisse, durch meine Capitalien, meine Häuser und Nebenämter auf der Universität beinahe auf 3.000 Thaler jährlich.*“

Mit Frau und zwei Kindern hatte sich Schad im Frühjahr 1804 über Krakau, Lemberg und Kiew auf die Reise nach

Charkow begeben. Noch in Kiew versuchte seine Frau Wilhelmine, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Sie war mit seiner Entscheidung, von Jena wegzugehen, niemals einverstanden gewesen. Ein Jahr später war seine Frau bereits tot. Einige Stunden vor ihrem Tode bat sie ihren Mann „auf das herzlichste, sobald als möglich nach Deutschland zurückzukehren.“

Aber Schad hatte in Charkow bereits Wurzeln geschlagen und bald hohes Ansehen erworben. Neben der Lehre der praktischen und theoretischen Philosophie lehrte Schad seinen Studenten auch Deutsch und Latein. Er war später Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften, die 1812 an der Universität Charkow gegründet worden war.

Sieben Jahre lang war er Sekretär im Senat der Universität und ab 1810 Dekan der ethisch politischen Fakultät. Schads bleibendes Verdienst ist aber die Gründung einer eigenen philosophischen Schule in Charkow, die bis heute wirkt. Prof. Dr. Vladimir Abaschnik schreibt unter dem Titel „J.B. Schads Wirkungen in der Ukraine im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts“: „Dank Schad und anderen deutschen Professoren wurde Charkow im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zur philosophischen Hauptstadt der Ukraine und sogar des Südens des ehemaligen Russischen Reiches. Die Universität Charkow war das wichtigste und das einzige Zentrum der Verbreitung Fichtescher Philosophie im russischen Reich.“

Schriftstellerisch war Schad erfolgreich tätig. In lateinischer Schrift veröffentlichte er zwischen 1804 und 1816 mindesten zwölf Lehrbücher, u.a. ein Lehrbuch der Logik (1812) und ein Lehrbuch des Naturrechts (1814). Eines seiner Werke (Lateinische Chrestomathie) erbat sich die russische Zarin in St. Petersburg von

Schad. Der Bitte kam Schad nach. Die Zarin bedankte sich bei Schad mit einer wertvollen Tabatiere (Schnupftabaksdose) mit einer Abbildung der Zarenfamilie.

Die Regierung in St. Petersburg ernannte Schad 1810 zum kaiserlichen Kollegienrat. Schon war das Dekret in Vorbereitung, womit er zum Staatsrat ernannt worden wäre. Auch seine Erhebung in den erblichen Adelsstand stand bevor. Schad hatte den Höhepunkt seines Ansehens erreicht. Aber Schad hatte bereits damit begonnen, sich selbst zu entthronen. Wir kennen das Verhaltensmuster aus Banz.

Anerkannt und hochgelobt bei seinen Studenten in Banz, wissenschaftlich und literarisch erfolgreich in deutschen Landen, anschließend in Russland, war Schads Lehre an der Universität Charkow nach Abaschnik für seine Studenten das Alpha und Omega schlechthin. Aber wie er sich in Banz nicht in die Klosterordnung fügen, sich den Oberen nicht unterordnen und sich mit seinen Mitbrüdern nur selten vertragen konnte, so hat sich sein Verhältnis zu seinen Kollegen in Charkow zusehends verschlechtert.

In einem Schreiben an seinen Brieffreund von Goethe bezeichnet er seine Kollegen „als Gedächtniskästen, die wenn sie sich bewegen, viel Lärm machen, aber nichts Zustande bringen [...] kommt die Sprache auf Philosophie und ihre Methoden, so habe ich alle Professoren wider mich, weil keiner auch nur einen Begriff von eigentlicher Philosophie hat.“ Einen „Sklavenhaufen“ bezeichnete er seine Kollegen bei anderer Gelegenheit.

Nach 1814 wurden wieder verstärkt französische Gelehrte an der Universität Charkow tätig, die vorher in den Zeiten der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriegen in Russland verpönt waren. Deutsche und Franzosen wa-

ren nicht nur zu Kriegszeiten erbitterte Gegner. Schad feierte in Schriften Zar Alexander I. als Helden und Befreier von Napoleons Joch. Das konnte den französischen Kollegen nicht gefallen.

Der Zwist mit ihnen war absehbar. Mit fadenscheinigen Argumenten und unrichtigen Behauptungen und Belegen denunzierten sie Schad am Hof in St. Petersburg, allen voran sein ständiger Rivale, der französische Professor für Geschichte Anton Dugour. In St. Petersburg war Schad wegen seiner freiheitsliebenden philosophischen Ansichten bereits in Ungnade gefallen. Im absolutistischen Russland konnten solche Ideen nicht geduldet werden.

Schad muss jede Vorsicht, alle Vernunft, ja jegliche Orientierung verloren haben, als er in dem schon erwähnten Lehrbuch des Naturrechts ein Kapitel über „*Rechte und Pflichten des Zaren*“ einfügte. Schad führte aus, „*der Zar solle die Freiheiten seiner Untertanen in Wort und Schrift nicht begrenzen. [...] Der Zar dürfe beliebige Erlasse nicht verabschieden, die den Interessen der Gesellschaft widersprechen. [...] Wenn dies doch geschieht [...] fordert die Würde des Menschen, lieber das Leben zu opfern, als sich so einem Gesetz zu unterwerfen.*“ Allein das Wort „*Pflichten*“ in Bezug auf den Zaren war schon als freidenkerisch betrachtet worden.

Diese unbedachten Äußerungen Schads waren wohl der entscheidende Anlass, Schad am 6. Dezember 1816 aufzufordern, Charkow innerhalb von 24 Stunden zu verlassen. Schad hat laut Prof. Abaschnik seine Verweisung aus Charkow in einem offenen Brief aus Königsberg vom 13. Februar 1817 so dargestellt: „*Ich mache meinen theilnehmenden Freunden und allen Gelehrten Deutschlands bekannt, dass mir ein unerwartetes, schreckliches und höchst unverdientes Schicksal in Russland begegnet*

ist. Den 5ten Dec. v.J. kam ein Befehl aus Petersburg an den Gouverneur zu Charkow an, kraft dessen ich auf das geschwindeste aus der Stadt, und dann nach Bialystok über die Grenze gebracht werden sollte. [...] nach vier und zwanzig Stunden [...] musste ich meine geliebte Gattin, meine hoffnungsvolle Tochter, Haus und Hof, und alles, was ich durch rastlose Tätigkeit erworben hatte, verlassen [...] [wurde] halb todt auf preußischen Grund und Boden gebracht.“

Die letzten Jahre des Joh. Bapt. Schad

Nach der Abschiebung Schads aus Charkow beschloss das russische Ministerkomitee, Schads Bücher zu vernichten und seine Lehre zu verbieten. Von dem Beschluss wurden sämtliche russischen Universitäten unterrichtet. Einige Werke Schads waren bereits als Lehrbücher an den Universitäten eingeführt.

Schad war wie nach seiner Flucht aus dem Kloster wieder in Jena angekommen, erneut vollkommen mittellos, besaß nur das, was er auf dem Leib trug, war so arm „*wie ein Stein auf der Straßen*“. Seine Feinde spotteten, der „*Schnapslump*“ sei zurückgekommen. In Banz wurde nicht gespottet, denn Banz war 1803 aufgelöst worden. Es ist belegt, dass Schad in Charkow nicht nur der Wissenschaft zugetan war, sondern auch den Damen der Gesellschaft und dem Wodka. Sein leicht ausschweifendes Leben könnte an seiner Abberufung aus Charkow mit Schuld gewesen sein, meint Abaschnik. Schad war in Charkow eine zweite Ehe eingegangen. Seine Frau war ihm zwar nach Jena gefolgt, kehrte aber nach rund zwei Jahren nach Charkow zurück und brachte dort Schads Vermögen vollkommen durch.

Der bedürfnislose Mann lebte in Jena von dem Wenigen, was ihm seine Schrift-

stellerei und Mitarbeit an gelehrten Zeitschriften eintrug. Er war, so wird berichtet, sein eigener Koch, spaltete sein Ofenholz und baute seine „*Viktualien*“ selbst an. Schads Tochter war 16 Jahre alt, als er sie in Charkow zurücklassen musste. Sie wurde in jungen Jahren von einem Deutschen verführt, leitete schließlich in St. Petersburg eine Pension und unterstützte ihren Vater.

Schad war einsam und bitter geworden, so „*heruntergekommen, dass er auf der Straße das Aussehen eines Bettlers hatte, dem man Almosen zu reichen sich versucht fühlen konnte.*“ Bei J.W. von Goethe, beim Weimarer Großherzog und beim Zaren in St. Petersburg versuchte Schad, seine Rehabilitation zu erreichen. Die Bemühungen blieben ohne Erfolg.

Im Laufe des Jahres 1817 erhielt er eine außerordentliche Professur in Berlin. Bis weit in das Jahr 1818 lehrte er dort Philosophie. Durch die Vermittlung Goethes wurde er 1819 außerordentlicher Professor an der Universität Jena, soweit bekannt aber ohne Bezahlung.

In seine Heimat Franken hat es Schad im Jahre 1825 auch noch einmal gezogen. Schad schildert die Begegnung mit seiner Heimat folgendermaßen: „*Vor etwa drei Jahren habe ich eine Reise ins Bayrische gemacht, um meine noch lebenden Geschwister zu besuchen. Ich wurde zwar anfangs sehr brüderlich aufgenommen in der Hoffnung, dass ich durch die Hilfe einiger Pfaffen [...] zur katholischen Kirche zurückkehren würde. Aber als diese Hoffnung fehl schlug, [...] hatte ich alle Ursache, mich schleunigst zu entfernen, um nicht ein geheimes Opfer des Fanatismus zu werden.*“

Schad verstarb am 13. Januar 1834 in Jena als verbitterter, gebrochener Mann. Gegen die Wiederzulassung der Klöster hat er bis zuletzt öffentlich gewettet. Sei-

ne Feinde haben ihn verfolgt, verleumdet und gepeinigt, so lange er lebte und sogar sein Grab aufgewühlt, um seine Leiche zu schänden.

Schlussbetrachtung

Die Hauptfähigkeit Joh. Bapt. Schads lag in seinem anerkannt guten und fachlichen Vortrag, begründet in der beeindruckenden Macht seiner Sprache. Er wusste zu überzeugen. Seine literarischen Werke zu vielen Themen, veröffentlicht in angesehenen und kritischen Fachzeitschriften, fanden weit über seinen Wirkungskreis hinaus Beachtung und Einfluss.

Schad war ein rastloser, machtbewusster, für sein Wissen stets unterbeschäftigte Mann, oft mit Verachtung auf Kollegen herabschauend, bewundert, aber auch gefürchtet und – besonders auffallend – im Alter mit ständigen, langatmigen Selbstrechtfertigungen zu seinem Aufenthalt im Kloster beschäftigt, während er zu der Zeit in Russland kaum ein Wort verlief.

Dass Johann Baptist Schad überhaupt öffentliche Aufmerksamkeit bei uns erlangt hat, ist im weitesten Sinne Michail Gorbatschow zu verdanken.⁷ Gegen Ende der Ära Gorbatschow wurden vom Kreml Städtepartnerschaften mit der Bundesrepublik Deutschland gewünscht. Bayern bekam sozusagen die Ukraine zugewiesen. Die beiden größten Städte Kiew und München wurden Partnerstädte, ebenso die beiden zweitgrößten Städte Charkiw und Nürnberg. Charkiw hat heute ca. 1,6 Millionen Einwohner. Die Ehe Charkiw – Nürnberg verlief bis heute nicht gerade stürmisch. Es kam aber zu vielfältigen kulturellen Beziehungen.

Bei einer Begegnung mit Kulturschaffenden, Journalisten, Unternehmern u.a. beider Städte im Herbst 1991 in Charkiw



Abb. 5: Die 1999 errichtete Gedenksäule für Johann Baptist Schad in Mürsbach.

Photo: Franz Götz.

lernten sich der Schriftsteller Reinhard Knodt aus Nürnberg und der Student der Philosophie Vladimir Abaschnik aus Charkiw kennen, der als Dolmetscher tätig war und das Interesse Knodts auf Johann Baptist Schad und dessen philosophische Schule in Charkiw lenkte.

Aus jener Begegnung entfaltete sich eine gemeinschaftliche Archivsuche nach Schad in Erlangen, Jena, Charkiw, Wien und auch in Mürsbach, hier über den Gastwirt Johann Feiler, der Wissenswertes zu Schad beitragen konnte. Sogar in Prag wurde ein Hinweis auf Schad gefunden. Zwischen Abaschnik und Knodt entwickelte sich ein reger, fruchtbare Briefverkehr.

So schrieb die Süddeutsche Zeitung am 8. November 1994:⁸ „Der Hörsaal der Universität Charkiw war jüngst brechend voll, als der Nürnberger Reinhard Knodt

über ‚Fichte und Schad über Religion und Staat‘ vor einheimischen Studenten las. [...] Heute sind russische und ukrainische Hochschulbibliotheken häufig ergiebiger als deutsche Uni-Büchereien.“ Diese Meinung findet Unterstützung bei Dr. Abaschnik aus Charkiw. In seinem Vortrag vom 28. Juni 2001 an der Universität Bamberg⁹ sagte er, Schad sei heute in der Ukraine, in Georgien, in Weißrussland bekannter als in seiner Heimat.

Mutige, meist einstige Schüler von Schad hätten auch nach dem Verbot seiner Bücher seine Lehre verteidigt und weiter verbreitet, so der Mitherausgeber der Zeitschrift „Ukrainischer Bote“. Einer seiner ehemaligen Studenten, Andrej Dudrovic, wurde nach Schads Ausweisung aus Russland sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Philosophie. Ein anderer von Schads Studenten, Gevlic, wurde gar Staatsrat und damit Mitglied der russischen Regierung.

In Russland, so Abaschnik, waren ab 1850 die philosophischen Wissenschaften mit Ausnahme von Logik und Psychologie als verderblich für die Jugend für lange Jahre verboten. Aber auch diese Jahre habe Schads Lehre überstanden. Sie habe auch in unseren Tagen ihre Anhänger. Inzwischen selbst zum Universitätsprofessor aufgestiegen, gilt Dr. Abaschnik aus Charkiw heute weltweit als Schad Experte. Schads Tätigkeit als Philosoph und ihr Einfluss auf die Lehre anderer Philosophen verdiente es, von kompetenter Seite näher erforscht und öffentlich gemacht zu werden.

Mürsbach ehrte Johann Baptist Schad mit einem Denkmal.¹⁰ Eine barocke Rundsäule aus Sandstein, die oben abgebrochen wirkt und so die Brüche im Leben Schads symbolisieren soll, steht direkt gegenüber Schads Elternhaus vor dem Geburtshaus des Stifters des Denkmals. Stifter des Denkmals ist der gebürtige Mürsbacher

Dr. Franz Schmitt der als Steuerberater und Wirtschaftsprüfer in München wirkte. Die Säule trägt ein Bronzemedaillon mit dem Konterfei von Johann Baptist Schad und seine wichtigsten Lebensdaten. Das Denkmal hat Pedro Schiller aus Königsberg/Bayern geschaffen. Die kirchliche Segnung erfolgte unter großer Anteilnahme der Mürsbacher Bevölkerung am 10. Oktober 1999.

Anmerkungen:

- 1 Staatsarchiv Bamberg, Johann Baptist Schads Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben (Bände 2 u. 3) im Verlag der Hofdruckerei. Altenburg 1828; vgl. auch Paradies der Liebe. Von Dr. Johann Baptist Schad, ehemaliger Benediktinermönch zu Kloster Banz – Aus den hinterlassenen Schriften – nebst einer Biographie des Verfassers. Würzburg 1910.
 - 2 Bayer. Rundfunk, Bayern 2, Bayern regional – Vom Main zur Donau: Beitrag am 2.6.1996 von Dr. Reinhard Knodt: „Das Leben des Johann Baptist Schad“.
 - 3 Zu Banz vgl. Hans Seidel Stiftung e.V. (Hrsg.): Aus der Geschichte von Kloster Banz.
 - 4 Johann Baptist Roppelt war Benediktinerpater in Banz. Er widmete sich dem höheren Lehrfach und war zuletzt Universitätsprofessor an der fürstbischöflichen Universität Bamberg; verst. 1814. Vgl. Krimm, Karl: Stadt und Amt Baunach. 1974, S. 204: Baunacher die Berühmtheit erlangten (nach Alois Schenk: Chronik von Baunach. 1924).
 - 5 Franz Stephan Roppelt, Benediktinerpater in Banz, war von 1792 bis 1800 mit Namen Ot-
- Robert Raab (geb. 1934) war lange Jahre im Raum Coburg als Gerichtsvollzieher im bayer. Justizdienst tätig und ist seit etwa 20 Jahren aktives Mitglied der Gruppe Baunach des Frankenbundes. 2013 hielt er den hier abgedruckten Vortrag im Baunacher Heimatmuseum. Den Leser des FRANKENLANDS dürfte sein Beitrag „Warum ist den Baunachern früher als vielen anderen das Licht aufgegangen?“, der im Heft 2, April 2008 erschienen ist, in Erinnerung sein. Seine Anschrift lautet: Richard-Wagner-Straße 6, 96148 Baunach.
- to III. Abt des Klosters und verstarb 1801 in Coburg. S. ebd.
 - 6 Abaschnik, Vladimir O.: Charkiw, in: Schrader Wolfgang H. (Hrsg.): Die Späthphilosophie G. Fichtes (Fichte Studien Bd. 18). Amsterdam–Atlanta 2000, S. 149–187.
 - 7 „Portrait einer schwierigen Partnerschaft“, in: Franken-Magazin für Land und Leute (Verlag Kendl u. Weissbach Publikationen, Würzburg), Ausgabe Nov./Dez. 2010.
 - 8 Süddeutsche Zeitung vom 08.11.1994: „Russe entdeckt in Franken Schriften des fast vergessenen J.B. Schad“.
 - 9 Vortrag Dr. Abaschniks aus Charkow am 28.6. 2001 an der Universität Bamberg zum Thema „Ein deutscher Philosoph aus dem Bamberger Raum in Charkow (Ukraine)“.
 - 10 Fränkischer Tag Bamberg vom 9./13.10.1999: Rehabilitation für Theologen. Freigeist aus Mürsbach gewürdigt.

Franken 1866 – Folge 5: Der Deutsche Bruderkrieg von 1866 – Eine Einführung

Mit dem Krieg von 1866 erreichte der Dualismus zwischen Habsburg und Preußen den entscheidenden Höhepunkt um die Vormachtstellung im Deutschen Bund. Beide Großmächte suchten erstmals seit der Gründung der föderalen Gemeinschaft 1815 eine Entscheidung auf militärischem Wege. Die restlichen Bundesstaaten mussten sich für eine Partei entscheiden. Da sich Hannover auf die Seite Wiens stellte, sollte dieses Königreich eines der ersten Ziele der preußischen Offensive im Westen werden, was zum Gefecht bei Langensalza führte. Die süddeutschen Verbündeten Hannovers, zu denen auch Bayern gehörte, strebten eine Vereinigung aller Truppen an, um dem Hilferuf der hannoverschen Armee Folge zu leisten.

Das 19. Jahrhundert war eine Epoche voller Paradigmenwechsel. Auf politischer, wirtschaftlicher, sozialer, wie auch militärischer Ebene veränderten sich binnen kurzer Zeit althergebrachte Standards. Die aufkommende Industrialisierung hatte enormen Einfluss auf das damalige Leben der Menschen. Das feudale Handwerkprinzip hatte nun das aufkommende Fabrikwesen und die Massenherstellung der Waren gegen sich. Immer größere Mengen mit steigernder Qualität konnten zu stets niedrigeren Preisen hergestellt werden. Von England ausgehend vollzog sich die Industrialisierung ab der Mitte des Jahrhunderts auch im restlichen Europa. Koh-

le- und Erzvorkommen wurden erschlossen, die Eisen- und Stahlproduktion verbessert. Die Städte wuchsen im Zuge der Landflucht der Bevölkerung auf der Suche nach Arbeit. Mit Hilfe von Dampf- und Arbeitsmaschinen, der Erschließung der Räume durch die Eisenbahnen und dem aufkommenden Fabriksystem erhöhte sich die Effizienz der Produktion. Die Empirie wurde erstmals von der wissenschaftlichen Methode abgelöst. Es wurde versucht, die bisherigen durch Erfahrung erschlossenen Zusammenhänge durch die Naturwissenschaften zu erklären.

In Deutschland entstanden ökonomische Agglomerationsräume wie das Ruhrgebiet. Dort wurden ab den 1850er Jahren in großem Stil Eisen- und Stahlhütten erbaut, welche einen wichtigen Wirtschaftszweig in der Produktionskette bildeten: die Schwerindustrie. Diese stand mit der Dampfeisenbahn in einer abhängigen Koexistenz. Die ständigen Nachfragen nach Eisen- und Stahllieferungen sowie die notwendigen Zuführungen an Kohle und Erzen konnten nur durch den Transport per Bahn in ausreichendem Maße gedeckt werden. Gleichzeitig benötigte der Streckenausbau wie auch die Herstellung von Lokomotiven und Zügen selbst eine enorme Menge an Eisen und Stahl. Im Jahr 1835 eröffnete König Ludwig I. von Bayern die erste Dampfeisenbahnstrecke auf deutschem Boden zwischen Fürth und Nürnberg. Bereits 1839 konnte in Sachsen die erste Fernstrecke zwischen Leipzig und Dresden vollendet werden. Bis zum Jahr 1866 entwickelte sich in den deut-

ischen Landen ein netzartiger Ausbau. In Bayern entstanden Verbindungen über Hof nach Sachsen, über Neu-Ulm nach Württemberg, via Salzburg nach Österreich und schließlich über Aschaffenburg nach Frankfurt.

Doch schien den Dampfrössern zunächst kein gutes Schicksal beschieden. Zwar gab es schon früh Verfechter der Eisenbahnen, wie Friedrich Harkort¹ oder Friedrich List,² welche in ihren Denkschriften in den 1830er Jahren die enormen Vorteile eines raschen Streckenausbaus hervorhoben. Dennoch sahen viele Menschen in dieser Erfindung „ein Symptom der krankhaften Unruhe und der nervösen Ungeduld“ jener Zeit.³ Der bayrische König Ludwig I. präferierte in jenem Zeitraum andere Verkehrsmittel und förderte den Ausbau des Ludwig-Donau-Main-Kanals.

Auch bei den Militärs stieß die Bahn zunächst größtenteils auf Ablehnung. Die zumeist konservativ eingestellte aristokratische Generalität stand technischer Innovation oft sehr kritisch bis ablehnend gegenüber. Vielen Offizieren widerstrebt der Gedanke, mit dem gemeinen Soldaten zusammen dasselbe Fortbewegungsmittel zu nutzen. Die Bedenken, dass die Pferde unter dem Transport leiden würden, blieben jedenfalls unbestätigt, weil „weder während der Fahrt, noch gleich nach derselben beunruhigende Erscheinungen wie Scheue, verminderter Freßlust, schwankender Gang aufgetreten waren.“⁴ So schrieb der Militärhistoriker Poenitz 1853 in diesem Sinne: „Praktische Wahrheiten verbreiten sich nicht so schnell wie das Licht, sie dringen wie die Wärme der Sonnenstrahlen nur allmählich durch, lassen aber diejenigen Geister unberührt, welche sich in die düsten Höhlen ihrer Vorurtheile zurückgezogen haben oder eigensinnig die Augen schlie-

sen [!].“⁵ Eine Ausnahme auf bayerischer Seite war General Freiherr Jakob von Hartmann. Er gab bereits 1836 in Denkschriften an den König zu bedenken, dass die neuen Strecken den alten Handelswegen folgen und daher auch militärisch als Operationslinien genutzt werden würden. Zusätzlich böten sie durch ihren Ausbau eine schnellere Defensivposition, um etwaigen Einfällen der Franzosen aus dem Westen schnell Truppen entgegensezten zu können. König Ludwig I. gab im selben Jahr seinem Kriegsminister Georg von Weinrich den Auftrag, im Generalstab untersuchen zu lassen, „wie nämlich die Eisenwege in Deutschland ineinander zu greifen hätten, damit, wenn von Westen ihm Angriff drohe, die Heere am schnellsten zusammengezogen werden könnten.“⁶

In den folgenden Jahrzehnten setzte sich der Ausbau der Strecken jedoch in ganz Europa und in vielen deutschen Staaten derartig schnell fort, dass Bayern nicht länger auf ein ausgebautes Netz verzichten konnte. Oft entstanden Telegraphenlinien parallel zu den Strecken. Die zunächst von Privatgesellschaften getragenen Bauten wurden schließlich als Staatsbahnen aufgekauft und deren weitere Entwicklung fortgeführt. Die mahnenden und ablehnenden Stimmen verstummten nach und nach, da nun gerade auch wirtschaftliche Interessen eine nicht unerhebliche Rolle spielten. Das Königreich zog sogar militärische Berater für neue Streckenbauten hinzu. Dennoch spielte bei Neuanlegungen immer der ökonomische Faktor eine bedeutendere Rolle.

Militär

Seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges herrschte ein bestimmter Kriegstypus vor: der Kabinettskrieg. Nahezu alle Feld-

herren waren darauf bedacht, während einer Auseinandersetzung sowohl ihre Truppen als auch ihr Material zu schonen. Durch eine begrenzte Zielsetzung beeinflusst, stand gegenseitiges Ausmanövrieren und Vermeidung einer Entscheidungsschlacht im Fokus. Die kleinen stehenden Heere waren zu teuer, als dass sie in einer riskanten Feldschlacht schnell geopfert werden konnten. Daher reichte es oft aus, gegnerische Festungen zu belagern oder seine Truppen so lange in Bewegung zu halten, bis einer Partei die finanziellen Ressourcen ausgingen oder sich die politischen Gegebenheiten veränderten. Entscheidungen fielen oftmals am grünen Tisch im Kabinett. Der Grund ist darin zu suchen, dass in Zeiten von Absolutismus und Aufklärung die Kriegsführung allgemein sehr zurückhaltend war. Es wurde versucht, den Krieg ‚rational‘ zu führen. Viele Entscheidungen wurden auch durch wechselnde Koalitionspartner während eines Konflikts beeinflusst oder möglich. Die Mobilität der Armee war sehr begrenzt, da sich die Truppen nur aus angelegten Magazinen oder Depots entsprechend versorgen konnten.⁷

Dies änderte sich mit den französischen Revolutionskriegen grundlegend. Aus der Not heraus begann Frankreich mit der sogenannten „levée en masse“ (frz.: Massenaushebung) direkt aus dem Volk. Napoleon Bonaparte erkannte früh das Potential dieses Volksheeres und passte seine Strategie den neuen Gegebenheiten an: schnelle Entscheidungsschlachten auf einem von ihm vorgesehenen Terrain.⁸ Er benötigte zügige Siege, um seine Position in der Politik zu festigen und die allgegenwärtige Bedrohung für seine Heimat zu mindern. Seine neuen Volksheere hatten außerdem keine sonderlich lange Ausbildung erfahren und konnten dementspre-

chend zunächst nur in kurzen Feldzügen eingebracht werden. Durch die nahezu unerschöpfliche Nachschubquelle an Leuten konnten Verluste schnell ausgeglichen werden, während die fürstlichen Heere hierbei größere Probleme hatten. Zusätzlich kam noch das Momentum der Motivation hinzu: „Was sind 300 000 regelhafte Soldaten, welche 3 bis 400 Stunden von ihrer Heimat entfernt, gegen fünf Millionen Enthusiasten aufgestellt werden.“⁹

Die absolutistische Taktik der Linienformation sah vor, dass sich die Soldaten in Reih' und Glied aufstellten. In Friedenszeiten wurden sie durch regelmäßiges Exerzieren auf diese Formation gedrillt. Somit konnten die Offiziere ihre Infanterie zu gemeinsamen Aktionen, wie das Wenden, die gemeinsame Schussabgabe oder den geschlossenen Stoßangriff mit Bajonett befehligen.¹⁰ Kavallerieattacken versuchten, durch konzentrierte Stoßangriffe Unordnung zu schaffen.

Doch nun sahen sich diese Truppen mit immer neu anrennenden Kolonnen französischer Soldaten konfrontiert. Sie durchbrachen des Öfteren mit Bajonetten bewaffnet deren Linien. Scharfschützen schwärme, sogenannte „Tirailleure“, feuerten immer wieder gezielte Schüsse ab, um den Gegner zu demotivieren und sich daraufhin erneut zurückzuziehen. Durch die Versorgung der Truppen aus dem Land war es Napoleon möglich, die Mobilität seiner Truppen in eine bisher ungeahnte Höhe zu treiben.

Der französische Oberbefehlshaber setzte alles daran, sein Gegenüber schnell und effektiv mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu schlagen, um diesem dann seine Bedingungen für eine Kapitulation aufzuzwingen. Wer zuerst agieren konnte, war in der Lage, die ersten Schritte zu machen und diesen Vorteil entsprechend zu nutzen.

Eine wesentliche Lehre der Revolutionskriege war nun, dass der Faktor ‚Zeit‘ die neue, fortan nicht zu missachtende Determinante darstellte. Durch schnellere Mobilmachung und energischere Bewegungen war es möglich, dem Feind die eigenen Entscheidungen aufzuzwingen. Hierfür spielte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Eisenbahn eine ausschlaggebende Rolle. Truppen konnten aus dem Land schnell zusammengezogen und an einem Ort vereint werden. Distanzen, für welche zuvor wochenlange Fußmärsche angesetzt waren, überbrückte die Bahn innerhalb weniger Stunden oder Tage. So wohl offensiv als auch defensiv konnten somit ganze Armeen schnell und effektiv verschoben werden. Friedrich List ging in seiner Vorstellung soweit, dass Angriffs-kriege nun der Vergangenheit angehören würden: die Bahn stelle eine Maschine dar, „*welche geeignet ist, die Vertheidigungs-kräfte dieser Nation auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erheben.*“¹¹

Im Verlauf des Krieges von 1866 sollte sich jedoch herausstellen, dass gerade offensiv geplante Aktionen Erfolg versprochen. Der Chef des preußischen Generalstabes, Helmuth Graf von Moltke, spielte hier eine Vorreiterrolle. Seinem Vordenken und seiner Planung war es zu verdanken, dass die preußischen Truppen mit einer bisher nicht dagewesenen Effizienz den Feldzug eröffnen konnten.

In der Waffentechnik hatte es seit Beginn des Jahrhunderts einflussreiche Veränderungen gegeben. Die glatte Steinschlossmuskete diente den Truppen über viele Jahrzehnte hinweg als Feuerwaffe. Ihr großer Nachteil lag jedoch in einer komplizierten Bedienung, einer hohen Witterungsanfälligkeit und der enormen Rauchentwicklung bei Feuergefechten. Der Soldat konnte nach der Schussabgabe

nur stehend nachladen. Die brennende Lunte oder das Schwarzpulver hatten bei schlechtem Wetter eine hohe Störungsanfälligkeit. Der massenhaft entstehende Rauch vernebelte die Sicht der Soldaten.

Das neu entwickelte Perkussionsgewehr egalisierte jenen Nachteil. Chlorkali oder Knallquecksilber dienten nun als Zündmittel. Damit war man weniger vom Wetter abhängig. Viele weitere Innovationen wurden in den folgenden Jahrzehnten ergänzt oder verbessert, so dass sich bis zum Deutschen Bruderkrieg vortreffliche Verbesserungen aufzeigen ließen.¹²

Vor den ersten bewaffneten Auseinandersetzungen 1866 lassen sich zwei verschiedene Typen von Handfeuerwaffen in den deutschen Armeen finden. Auf der einen Seite das Zündnadelgewehr Dreyes – ein gezogener Hinterlader – in Preußen und bei seinen Verbündeten. Demgegenüber hatten die restlichen Mittel- und Kleinstaaten sowie Österreich gezogene Vorderlader.¹³ Bayern vertraute seit 1859 auf das Modell Podewils, welches in seiner Beschaffenheit und Konstruktion zu den besten Gewehren seiner Zeit gerechnet werden durfte. Der bayerische König Max II., welcher sich vermehrt um die Belange der Armee kümmerte, bemerkte dazu im Jahr 1858: „*Sehr erfreut bin Ich über die Vortrefflichkeit des Podewils'schen Gewehrs ... Äußerungen wünsche Ich noch über die Frage, ob nicht eben dies Gewehr zum Laden nach rückwärts eingerichtet werden sollte.*“¹⁴

Der Vorteil des Hinterladers war definitiv die Möglichkeit, die Waffe kniend oder liegend nachzuladen. Die Nutzung der damit entwickelten Einheitspatrone ermöglichte eine schnellere Schussfrequenz und steigerte somit die Effizienz. Durch den Verschluss trat jedoch noch eine gewisse Gasundichte auf, was die Reichweite

beeinträchtigte. Der Vorderlader dagegen ermöglichte eine höhere Schussdistanz. Dabei war jedoch das oftmals exponierte und aufwendigere Nachladen durch den Soldaten nach wie vor ein Problem. Dementsprechend – und gerade nach den verheerenden Ergebnissen der Schlacht von Königgrätz¹⁵ – präferierte der bayerische Oberbefehlshaber eine defensive Kampfführung gegen Preußen.

In der Artillerie fand ein ähnlicher Vorgang statt. Während des Krimkrieges (1853–1856) waren die Soldaten erstmals in der Lage, die Überlegenheit der Artillerie zu gefährden. Durch die Errungenschaften der gezogenen Infanteriefeuerwaffen konnten sie auf annähernd gleiche Distanz die feindlichen Geschütze beschließen. Diesen Missstand erkennend, waren die Militärs schnell darauf bedacht, auch ihre Geschütze mit gezogenem Lauf und teilweise Hinterladermechanismus umzurüsten. Friedrich Engels gab 1859 zu bedenken, dass den europäischen Armeen nichts anderes übrig bliebe, als „entweder die Feldartillerie völlig fallenzulassen oder gezogene Geschütze zu übernehmen.“¹⁶ Damit konnte die alte Dominanz der Reichweite über die Infanterie wiedererlangt werden. Der Krimkrieg sollte – obwohl ohne direkte Beteiligung – noch weiterreichende Auswirkung auf den Deutschen Bund haben. Spätestens jetzt erkannten auch die kritischen Stimmen, dass die gezogenen Waffen ihre Überlegenheit bewiesen hatten. Schließlich rüsteten auch die letzten deutschen Kontingente um.

Die Kavallerie erhielt diverse Ausführungen an Pistolen und Karabinern. Die Truppenzahl war auf Grund der langen und teuren Ausbildung gering. In verschiedenen Klassifikationen eingeteilt, lag ihr Hauptangriffsmittel im Stoßangriff. Dafür besaßen sie oftmals noch Lanzen

bzw. Säbel. Eine ihrer wichtigsten Aufgaben lag in der Nachrichtenübermittlung und Aufklärung. Mit dem Aufkommen der schnellfeuernden Infanteriewaffen bzw. offeneren Formationen der Infanterie verlor sie mehr und mehr ihre Effizienz und somit an Bedeutung.

Ebenso musste in der Heeresorganisation auf die neuen Gegebenheiten eingegangen werden. Preußen wählte einen Sonderweg. Bereits 1814 führte es als einzige deutsche Militärmacht die allgemeine Wehrpflicht in Folge seiner Heeresreformen ein. Bayern entschied sich wie nahezu alle anderen deutschen Staaten für die Konskription mit Stellvertretersystem.¹⁷ Dies bedeutete, dass jeder gemusterte und für tauglich erklärte Mann einen Stellvertreter gegen Bezahlung aufbieten konnte. Folglich blieb die Intelligenz der Armee oftmals fern, da sie kaum Aufstiegs- und Verdienstmöglichkeiten sah und sich vom Dienst freikaufen konnte. Doch gerade eine gesunde Mixtur von Männern aus verschiedenen Bildungsschichten war einer Truppe förderlich. Zur Besetzung von Offiziersstellen fehlten teilweise die geeigneten Kandidaten, so dass in Notzeiten sogar Feldwebel hilfsweise befördert werden mussten. Der Anspruch an die modernen Heere musste sein, das Bevölkerungspotential voll auszuschöpfen und alle geistig und körperlich für tauglich erklärten Männer in den Militärdienst zu stellen.¹⁸

Ein für die bayerische Armee noch schädlicheres Element war die Praxis der Assentiert-Unmontierten: Um Kosten zu sparen, wurden viele Soldaten nach kurzer Grundausbildung wieder entlassen und auf Abruf gehalten. Somit existierte eine volle Kompanie oder ein Eskadron oftmals nur auf dem Papier.¹⁹ In Bayern sollte eine Kompanie in den 1850er Jahren auf dem Papier 162 Mann stark sein,

jedoch waren nur 25 Soldaten regelmäßig im Dienst, 75 Mann zeitweise beurlaubt und 62 als Assentiert-Unmontierte ständig abwesend.²⁰

Auch bei der Ausbildung der Offiziere trat Preußen mit seiner Kriegsakademie hervor. Dort wurde der Generalstab seit 1810 nach den neuesten taktischen und strategischen Lehren unterrichtet. Die Akademie ist von den Kriegsschulen zu unterscheiden. Denn während letztere zur Heranbildung für die Offiziersprüfung dienten, erlangte die Akademie den Status einer Universität und fokussierte sich sehr auf Militärwissenschaften. Für eine Aufnahme in den Generalstab war ein erfolgreicher Abschluss notwendig.

Bayern hingegen besaß verschiedene Ausbildungseinrichtungen. Das Kadettenkorps wäre hier hervorzuheben. Dort wurden Anwärter nach ihrem Abitur sowohl in militärtheoretischen, als auch vielen geisteswissenschaftlichen Fächern unterrichtet. Im Verlauf des Jahrhunderts kamen noch eine Kriegsschule nach preußischem Vorbild sowie eine Artillerie- und Ingenieur-Schule hinzu. Viele junge Offiziersanwärter schreckten jedoch vor den sehr geringen Aufstiegsmöglichkeiten in der bayerischen Armee zurück und suchten ihr Glück in einer zivilen Laufbahn oder gar bei der preußischen Armee.²¹ Der bayerische Generalstab war in seiner Ausbildung noch rückständig. Sein Wirkungskreis beschränkte sich zunächst auf das topographische Büro. Viel Wert wurde auf theoretische Operationen und Aktionen gelegt. Praktische Anwendungen wie das Führen größerer verbundener Truppenkörper oder ausgedehnte Truppenübungen blieben oftmals aus. Die finanziellen Mittel fehlten, so dass oft nur in Krisensituationen Gelder freigemacht wurden. Bei jenen Manövern stand vor allem die



*Abb. 1: Bayerische Kadetten um 1840 (aus Eckert, Heinrich Ambros/Monten, Dietrich/Matuschka, Edgar (Hrsg.): *Das deutsche Bundesheer in charakteristischen Gruppen entworfen und nach der Natur gezeichnet von Heinrich Ambros Eckert und Heinrich Maria Dietrich Monten bei Christian Weiß in Würzburg 1838–1843 mit einem wissenschaftlichen Kommentar von Edgar Graf Matuschka. Neuaufl. Frankfurt 1978–1983, Lieferung 4: Bayern, Tafel 30 Cadeten-Corps*).*

Disziplin im Vordergrund. So wirkten die Truppenkörper zwar gut organisiert, jedoch fehlte die Anpassung an die Herausforderungen der Zeit: schnelle, auch von Unteroffizieren getragene Aktionen auf unvorhergesehene Ereignisse. Bei Vorführungen schienen die Beobachter einem gut dargebotenem „Schauspiel“²² beizuwohnen. Prinz Karl kritisierte diese Zustände mehrfach. Schon 1859 schrieb er an König Max II., „daß es höchste Zeit wird, größere Übungen anzufangen. Es ist nicht möglich, vom Exerzierplatz weg vor

*den Feind zu treten.*²³ Eine Veränderung trat dennoch nicht ein. Ein Großteil der Generalität als auch der Offiziere war bis zur Auseinandersetzung 1866 in der Führung verbundener Truppenkörper gänzlich unerfahren. Das Königreich sollte erst nach dem Krieg im Jahr 1867 wieder größere Übungen veranlassen und eine Kriegsakademie erhalten.

Dennoch war der Zustand der Armee vor Kriegsausbruch wahrlich kein schlechter. Zwar hatte es in einer gut fünfzigjährigen Friedensperiode wenig Anreiz aus der Politik gegeben, finanzielle Mittel für die Modernisierung der Streitmacht freizumachen. Dennoch war die Ausbildung der Infanterie und Artillerie – gerade bei den Schießübungen – mehr als zufriedenstellend. Die Ausrüstung war im Schnitt qualitativ hochwertig. Durch die Neuan schaffung der Podewils-Gewehre bzw. den Ankauf neuer gezogener Geschütze für die Artillerie aus Preußen waren die Bayern waffentechnisch gut aufgestellt. Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass gerade bei den Militärbudgets ständig Einsparungen vorgenommen wurden. Die Armee wurde nach den Revolutionskriegen mehr und mehr vernachlässigt und zum Einsparungsobjekt für die Politik.

Politik

Durch die Französische Revolution von 1789 erhielt das Volk Machteinfluss. Das hatte auch Folgen für die Armee, in der Reformen stattfanden. Verdienten Soldaten wurde es nun ermöglicht, bis in die höchsten Stellen des Militärs aufzusteigen. Jegliche Standesunterschiede innerhalb der Truppe wurden beseitigt. Mit dem endgültigen Ausscheiden Napoleon Bonapartes aus der europäischen Mächtekonstellation 1815 sollte sich auch das

politische Gesicht Europas erneut verändern. Die siegreichen Fürsten waren darauf bedacht, die Grenzen in Europa auf den ‚status quo ante‘ zu restaurieren. Bereits seit 1814 wurde auf dem Wiener Kongress unter Vorsitz des österreichischen Außenministers Fürst von Metternich beraten, wie sich das Gesicht Europas nun verändern sollte. Rund 200 politisch bevollmächtigte Vertreter wohnten diesem Kongress bei.

Am 8. Juni 1815 beschlossen alle freien und souveränen Fürsten und Städte Deutschlands unter Mitwirkung des österreichischen Kaisers sowie der Könige von Preußen, den Niederlanden und Dänemarks, den Deutschen Bund ins Leben zu rufen. Dieser sollte im europäischen Mächtegleichgewicht eine bedeutende Rolle spielen. In der Deutschen Bundesakte – der Gründungsurkunde – wurde festgehalten, dass das neue Staatsgebiet auf die bisherigen Grenzen des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation von 1806 zu beschränken sei. Somit waren Dänemark und die Niederlande nur mit ihren Enklaven Holstein bzw. Luxemburg im neuen Staatsgebilde vertreten. Weitaus heikler war die Situation bei Preußen und Österreich: beide deutschen Großmächte besaßen nunmehr Gebiete außerhalb dieser Begrenzung. Diese Problematik sollte einer der zentralen Streitpunkte in der Auseinandersetzung zwischen den beiden Hegemonialmächten werden, welche fortan um die Vormachtstellung im Bund konkurrierten. Als repräsentatives Organ wurde in Frankfurt am Main der Bundestag unter Vorsitz eines österreichischen Gesandten ins Leben gerufen. Bis zum Jahr 1821 konnte die Kriegsverfassung²⁴ ausgearbeitet werden: Die Einzelstaaten, welche volle Militärhoheit besitzen sollten, waren dazu verpflichtet, ein gewis-

ses Kontingent zu stellen. Dieses Bundesheer wurde in zehn Korps eingeteilt. Die Truppen waren jedoch in Bewaffnung und Ausrüstung unabhängig voneinander.²⁵ Bayern stellte das VII. Korps, das im Frieden vier Generalkommandos in München, Augsburg, Nürnberg und Würzburg besaß.

Mit dem Aufstand der bürgerlich-demokratischen Schichten ab März 1848 sah sich der Bund erstmals mit einer ernsthaften Zerreißprobe konfrontiert. Vom Großherzogtum Baden ausgehend scheuteten manche Staaten davor zurück, Gewalt gegen die Aufständischen anzuwenden. Die Truppen des Kurfürsten von Hessen weigerten sich gar, offensichtlich verfassungsfeindliche Befehle ihres Herrn auszuführen, da sie sich auf die Verfassung vereidigt sahen.²⁶ Auch in Bayern und Preußen mussten die Könige Ludwig I. bzw. Friedrich Wilhelm IV. dem Volk Zugeständnisse machen.

Am 18. Mai 1848 wurde in der Paulskirche in Frankfurt das erste gesamtdeutsche Parlament ins Leben gerufen: die Frankfurter Nationalversammlung. Der Bundestag erklärte sich für aufgelöst und übertrug seine Befugnisse an die Nationalversammlung. Diese erklärte den Deutschen Bund am 28. Juni für aufgelöst. Mit Nachdruck arbeiteten die frei gewählten Abgeordneten aus den Ländern des Deutschen Bundes in der Nationalversammlung daran, einen deutschen Nationalstaat zu verwirklichen. Geopolitisch gesehen konnte es nur zwei Möglichkeiten geben. Zum einen herrschte die Idee der großdeutschen Lösung vor: ein deutscher Nationalstaat unter Führung des Hauses Habsburg. Dieser vor allem von den süddeutschen Vertretern präferierte Entwurf scheiterte jedoch am Widerstand des österreichischen Ministerpräsidenten Schwarzenberg, der es entschieden ablehnte, das

Kaisertum in irgendeiner Form zu teilen: „*Nicht in dem Zerreissen der Monarchie liegt die Größe, nicht in ihrer Schwächung die Kräftigung Deutschlands. Österreichs Fortbestand in staatlicher Einheit ist ein deutsches und europäisches Bedürfnis.*“²⁷ Die Versammlung hatte gefordert, dass nur deutschsprachige Gebiete und aus historischen Gründen noch Böhmen den neuen Staat bilden sollten. Ein Verzicht auf Ungarn und die restlichen Besitzungen wurde von Schwarzenberg nicht akzeptiert.

Die andere Möglichkeit, die der kleindeutschen Lösung, sah stattdessen Preußen als Führungsmacht vor. Hierbei sollte die Donaumonarchie aus dem Nationalstaat ausgeschlossen werden. Als der preußische König Friedrich Wilhelm IV. im April 1849 die ihm vom Parlament angebotene Kaiserkrone ablehnte, war die Märzrevolution in Deutschland endgültig fehlgeschlagen. Aufgrund seines Verständnisses eines monarchischen Gottesgnadentums konnte Friedrich Wilhelm IV. nie eine Kaiserkrone von Vertretern des Volkes empfangen. Bereits im November 1848 ließ er seinen Vertrauten Radowitz wissen: „*Jeder deutsche Edelmann, der ein Kreuz oder einen Strich im Wappen führt, ist hundertmal zu gut dazu, um solch ein Diadem aus Dreck und Letten der Revolution, des Treubruchs und des Hochverrats geschmiedet, anzunehmen.*“²⁸

Somit war eine Lösung von unten nicht mehr möglich. Die Nationalversammlung war faktisch gescheitert. Die Abgeordneten aus den größeren deutschen Ländern wurden von ihren Monarchen nach Hause bestellt, andere legten ihr Mandat nieder. Auf preußischen Druck hin verwies Frankfurt das Parlament aus der Stadt, so dass die letzten Abgeordneten in Stuttgart Zuflucht fanden. Weitere aufflammende Aufstände konnten von preußischen Trup-

pen zerschlagen werden. Das Plenum wurde letztendlich am 18. Juni 1849 von württembergischen Truppen aufgelöst.

Trotz der Gefährdung der bisherigen Strukturen durch die Revolutionäre ging der Konflikt zwischen den Habsburgern und den Hohenzollern auch an dieser Stelle weiter. Die Donaumonarchie setzte nun vieles daran, seinen größten Konkurrenten im Deutschen Bund zu isolieren und ihre Vormachtstellung auszubauen. Die Spannungen nahmen erneut zu. Preußen sah sich im Jahr 1850 mit dem Aufmarsch feindlicher Truppen an den eigenen Grenzen und Problemen bei der eigenen Mobilmachung konfrontiert. Da der russische Zar zusätzlich volle Unterstützung Wiens signalisierte, lenkte Berlin schließlich ein. In der Olmützer Punktation desselben Jahres wurde der Bund, welcher durch die Unruhen 1848/1849 schwer angeschlagen war, unter Vorsitz Österreichs wiederhergestellt. Auch der Bundestag erlangte seine Machtbefugnisse wieder. Insgesamt 33 Regierungen gestalteten nunmehr die politischen Fragen mit. Preußen scheute zunächst noch den offenen Konflikt und musste auf seine Führungsansprüche verzichten. Doch das nach wie vor bestehende Vorhaben Berlins, eine Hegemonialstellung über die norddeutschen Staaten und speziell über die Mitglieder des Deutschen Zollvereins unter Ausschluss Österreichs zu erlangen, war damit noch nicht aus der Welt.

Im Jahr 1859 brach der Sardinische Krieg aus. Das Königreich Sardinien-Piemont beanspruchte Oberitalien und verbündete sich mit Frankreich. Österreich forderte vom Bund Truppen an, um seine Besitzungen zu verteidigen. Doch hauptsächlich Preußen verweigert ein Engagement in dem Konflikt. Laut Bundesverfassung aber mussten alle Mitglieder für

eine Mobilmachung stimmen. Die Argumentation, dass der gefährdete Bereich außerhalb der Grenzen des Bundes lag, stieß auch bei den anderen deutschen Staaten auf Zustimmung. Die restlichen Mitglieder wollten jedoch nur unter Mithilfe der Hohenzollern an einem Bundeskrieg teilnehmen. Berlin forderte zunächst, den Oberbefehl über alle deutschen Kontingente – mit Ausnahme der österreichischen Truppen – zu erhalten, bevor sie aktiv in den Krieg eintreten wollten. Als die restlichen Mittel- und Kleinstaaten dieser Forderungen nachgaben, hatte das Haus Habsburg bereits einige militärische Niederlagen erlitten. Noch bevor die Korps in diesen Konflikt eingreifen konnten, schloss die Donaumonarchie unter Verzicht auf Besitzungen in Oberitalien Frieden, um das preußische Projekt zu durchkreuzen.

Doch der nächste Konflikt beider Parteien sollte wenige Jahre später folgen. Als sich 1863 der dänische König Christian IX. das Herzogtum Schleswig verfassungswidrig einverleiben wollte, beschloss der Bund eine Bundesexekution dagegen. Preußen und Österreich stellten Dänemark im Januar 1864 ein Ultimatum, welches jedoch ohne Resonanz blieb. Ohne Zustimmung des Bundestages griffen nun die beiden deutschen Großmächte an und zwangen die dänischen Truppen mehr und mehr zum Rückzug. Im Oktober endete der deutsch-dänische Krieg mit vollem Erfolg der Verbündeten. Die Herzogtümer Sachsen-Lauenburg und Schleswig sollten fortan von Preußen, das Herzogtum Holstein von Österreich verwaltet werden. Dies wurde in der Gasteiner Konvention 1865 ratifiziert.

Preußen setzte in dieser Auseinandersetzung schon sehr auf seine technischen Errungenschaften. Die Truppen konnten dank der Eisenbahn schnell aus Berlin

herangebracht werden. Das Zündnadelgewehr des Konstrukteurs Dreyse zeigte erstmals seine Effizienz. Feldtelegrapheneinheiten wurden probeweise zur Kommunikation eingesetzt.²⁹

Schließlich entbrannte eine öffentliche Diskussion um die Verwaltung des neuen Staatsgebietes. Der Dualismus gipfelte nun in der schleswig-holsteinischen Frage. Der Machtkampf der beiden Großmächte, welcher seit Bestehen des Bundes existierte, erreichte seinen Zenit.

Im Jahr 1866 schlug der preußische Ministerpräsident Otto von Bismarck vor, eine Bundesreform durchzuführen. Der Gesandtenkongress unter Vorsitz Österreichs sollte durch ein gewähltes Parlament ersetzt werden. Natürlich ging es hierbei nicht um die Förderung der Nationalbewegung, sondern um einen gezielten Affront gegen das Haus Habsburg. Dieses reagierte prompt und wandte sich am 1. Juni 1866 an den Bundestag, um die Verwaltung Holsteins diesem zu überlassen. Ein neuer Bundesstaat sollte gegründet werden. Darin sah Preußen einen Bruch der Gasteiner Konvention und marschierte am 9. Juni in Holstein ein. Die Donaumonarchie forderte alsbald eine Bundesexekution gegen dieses Vorgehen. Am 14. Juni stimmten die Mitglieder des Bundes mehrheitlich für eine Mobilisierung. Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg wie auch kleinere Staaten aus Mittel- und Süddeutschland stellten sich auf die Seite Wiens. Baden verhielt sich zunächst neutral.

Dieses Vorgehen und die damit verbundene Mehrheitsentscheidung empfand Berlin als einen Bruch der Bundesverfassung und erklärte den Bund für aufgelöst. Die meisten norddeutschen Regierungen stellten sich fortan an die Seite Preußens. Preußische Ultimaten zur Waffenstreckung



Abb. 2: Bayerische Kürassiere des 1. Kürrasier-Regiments „Prinz Carl“ geführt von einem Oberleutnant um 1840 (aus Eckert, Heinrich Ambros/Monten, Dietrich/Matuschka, Edgar (Hrsg.): *Das deutsche Bundesheer in charakteristischen Gruppen entworfen und nach der Natur gezeichnet von Heinrich Ambros Eckert und Heinrich Maria Dietrich Monten bei Christian Weiß in Würzburg 1838–1843 mit einem wissenschaftlichen Kommentar von Edgar Graf Matuschka*. Neuaufl. Frankfurt 1978–1983, Lieferung 4: Bayern, Tafel 31 1tes Cuirassier-Regiment Prinz Carl, Oberleutenant).

an die übrigen deutschen Nachbarstaaten folgten. Diese verstrichen ohne Ergebnis.

Damit war der Deutsche Bruderkrieg ausgebrochen. Bismarck hatte einen Geheimvertrag mit Italien ausgehandelt, so dass jenes Land nun Österreich den Krieg erklärte. Somit war die Armee der Habsburger zum Teil in Italien gebunden und ein ungefähres Kräftegleichgewicht auf dem östlichen Kriegsschauplatz erreicht. Das Gros der österreichischen

Truppen war dennoch in Böhmen versammelt, da hier ein Einfall des Gegners erwartet wurde. Auch die verbündete sächsische Armee sammelte sich dort. Die Öffentlichkeit ging zu diesem Zeitpunkt davon aus, dass Habsburg „*die preußischen Paradesoldaten in dem böhmischen Kessel zerstampfen werde.*“³⁰ Auf dem westlichen Schauplatz formierte sich das VII. und das VIII. Bundeskorps. Ab dem 28. Juni sollte Prinz Karl von Bayern der Oberbefehlshaber über die westdeutsche Bundesarmee werden. Zusätzlich hatte er bereits seit 21. Mai das Kommando über das bayerische VII. Korps inne. Prinz Alexander von Hessen war zwar an die Weisungen Karls gebunden, befahlte jedoch das VIII. Korps eigenständig.

Langensalza und der Krieg von 1866

Die Verbündeten begannen nun ihre Mobilmachungen³¹ oder schlossen diese ab.³² Diskussionen um Feldzugseröffnung und Zielsetzungen machten die Runde, und Operationspläne wurden geschmiedet.

Preußen bot im Westen rund 46.000 Mann auf.³³ Diese Truppen waren zunächst in den westlichen Provinzen verblieben, da eine Intervention Frankreichs nach wie vor bedrohlich für das Land erschien bzw. ein Vorstoß der Süddeutschen nicht auszuschließen war. Zusätzlich sollte damit eine Bedrohung für die mittel- und süddeutschen Streitkräfte existent bleiben, um deren Augenmerk hauptsächlich auf diesen Kriegsschauplatz zu richten.³⁴

Der ursprüngliche Plan des bayerischen Prinzen Karl, mit seinen etwa 45.000 Mann³⁵ über Sachsen einzufallen, um somit Berlin direkt zu bedrohen, fand bei Österreich keine Zustimmung. Vielmehr sollte eine Vereinigung mit dem VIII. Korps unter deren Befehlshaber Prinz

Alexander von Hessen stattfinden, um dann Offensiven in Richtung Nordwesten zu beginnen.³⁶ Auch er befahlte rund 45.500 Soldaten.³⁷ Es bestand aus Kontingenten von Württemberg, Baden, Hessen, Nassau und einer Brigade aus Österreich. Ein gemeinsames Hauptquartier der Verbündeten wurde nicht gebildet.

Noch während die Beratungen andauerten, marschierte Preußen zügig in die benachbarten feindlichen Gebiete ein. Hierbei wurde primär die Eisenbahn für Aufmarsch und Transport der Soldaten genutzt. Sachsen konnte rasch besetzt werden. Die Fokussierung der drei preußischen Divisionen³⁸ lag in einer schnellen Ausschaltung jeglichen Widerstandes in Norddeutschland, um somit ungestört mit aller Macht gen Süden marschieren zu können. Daher waren Kurhessen und allen voran Hannover die ersten Ziele. Während der hessische Kurfürst festgesetzt wurde, zog sich dessen Armee bis zur Bundesfestung Mainz zurück. Die Streitmacht Hannovers konnte unter dem überraschenden Einfall des Feindes ihre Mobilmachung nicht komplett abschließen. Die Armee befand sich zwar in einem schlagkräftigen Zustand, jedoch rückten die Truppen rechtzeitig aus der Hauptstadt aus, um einer Belagerung zu entgehen. König Georg V. hatte das Oberkommando inne. Während die sich mobilisierenden VII. und VIII. Korps im Süden darauf bedacht waren, eine Vereinigung untereinander zu erlangen, erbat Hannover schnellstmögliche Hilfe. Als Prinz Karl von Bayern diese versprach, entschied sich das hannoversche Hauptquartier dafür, die Armee möglichst lange mobil zu halten. So sollte eine Umfassung durch den Gegner vermieden werden, bis die Verbündeten eintrafen. Die Truppen sammelten sich nun per Bahntransport in Göttingen und

warteten weitere Aktionen ab. Bis 20. Juni versammelte der Monarch rund 15.000 Mann Infanterie, 2.000 Kavalleristen und 42 Geschütze sowie 10 Reservegeschütze.³⁹ Das Hauptquartier sollte in Langensalza eingerichtet werden. Hier befand sich ein wichtiger Knotenpunkt für die Versorgung der Hannoveraner.

Aus strategischer Sicht wäre ein Durchbruch gen Süden noch möglich und sinnvoll gewesen. Eine Aufnahme durch die verbündeten Korps hätte die Situation für die preußische Armee wesentlich verschlechtert. Die Hannoveraner rückten nun weiter südwärts auf Langensalza zu, um so eine frühere Vereinigung mit dem bayerischen Korps zu ermöglichen.

Selbstverständlich setzte Preußen alles daran, dies zu verhindern. Eilig wurden Truppen gesammelt, um einen weiteren Abmarsch zu verhindern. Der preußische General Fließ folgte bis Langensalza mit rund 9.000 Mann und 22 Geschützen. Seine Aufgabe war es, den Gegner so lange zu binden, bis sich nähernde, überlegene preußische Truppenkörper eine Einkesselung abschließen konnten. Dementsprechend stellte er seine Mannschaften so auf, dass die Hannoveraner zunächst nicht weiter frei nach Süden abmarschieren konnten. Es kam häufiger zu Unterhandlungen zur Waffenstreckung. Jedoch brach König Georg V. diese immer wieder ab. Die Gründe mögen vielfältig gewesen sein.⁴⁰ Die Forderungen nach seiner Abdankung und der Auflösung der Armee lehnte er ab. Ob Hoffnung bestand, durch die Verhandlungen Zeit zu gewinnen, blieb offen. Am 27. Juni avancierten schließlich erste preußische Soldaten gegen die in einer Defensivstellung wartenden hannoverschen Truppen.

Zu jenem Zeitpunkt hatte sich Prinz Karl von Bayern bereits entschieden, den

Verbündeten zunächst allein zur Hilfe zu eilen. Nach einer Zusammenkunft mit Prinz Alexander am 26. bzw. 27. Juni in Schweinfurt hatte ihm dieser mitgeteilt, dass sein VIII. Korps noch nicht gefechtsbereit sei. Trotzdem setzte Karl noch während dieser Unterredung seine Armee gen Fulda in Marsch. Ab dem 30. Juni sollte die Vereinigung beider Korps bei Hersfeld vollzogen werden, um dann dem Feind numerisch überlegen entgegen zu treten. Den abermaligen Hilferufen aus dem Norden antwortete Karl: „*Die Hannoveraner sind 20.000 Mann stark – diese müssen sich durchschlagen können.*“⁴¹ Eine zu jenem Zeitpunkt richtige Einschätzung der Lage. Noch war die Möglichkeit für einen Durchbruch gegeben. Doch das erste größere Gefecht auf dem westlichen Kriegsschauplatz nahm seinen Anfang.

Nach erstem Sichtkontakt begannen die Kampfhandlungen in den Stellungen vor Langensalza gegen 11 Uhr. Bis 13 Uhr hatte sich für die Preußen eine recht günstige Position ergeben und General Fließ ließ einen Boten General Goebens wissen, dass momentan keine Verstärkung nötig wäre. Trotz erster Erfolge gelang es seinen Truppen jedoch nicht, die Unstrut zu überschreiten. Während der linke Flügel der Hannoveraner herbe Verluste bei eigenen geführten Attacken erfuhr, konnte auf der rechten Seite ein Vorstoß erfolgreich zu Ende gebracht werden. Dies erkennend setzte nun auch das Zentrum nach einem konzentrierten, vorbereitenden Artilleriebeschuss zu einer Offensive an. Die Preußen konnten der Übermacht nun nicht mehr Stand halten und zogen sich geordnet zurück. Bis 16 Uhr eroberten die siegreichen Truppen alle verlorengegangenen Stellungen wieder zurück. Die folgenden Angriffe der hannoverschen Kavallerie konnten dank des Schnellfeuers

der preußischen Zündnadelgewehre erfolgreich abgewehrt werden.⁴² Nun zeigte sich jedoch, dass die Truppen König Georgs nicht mehr in der Lage waren, den weichenden Feind entsprechend zu verfolgen. Fehlende Munitionierung und erschöpfte Soldaten verhinderten dies.

Hannover hatte das erste Gefecht gewonnen und den Krieg gleichzeitig verloren. Denn in der folgenden Nacht umstellten 40.000 feindliche Soldaten die Stellung der Hannoveraner. Ohne Möglichkeit auf einen Durchbruch und Aussicht auf baldige Hilfe folgte die Kapitulation. Die Armee wurde aufgelöst und Preußen stand nun der Weg gen Süden frei. Das preußische Kalkül, den Gegner so lange zu binden, bis er zahlenmäßig unterlegen umstellt werden konnte, ging vollends auf.

Prinz Karl zeigte sich nach der Nachricht über die Waffenstreckung der Verbündeten geschockt. Eine folgende Vereinigung mit der Armee Prinz Alexanders hätte aus strategischer Sicht in der Rhön stattfinden müssen. Dies hätte jedoch eine Kehrtwende der Bayern ohne jeglichen Feindkontakt bedeutet. Karl fürchtete die moralische Wirkung eines solchen Marsches. Dementsprechend sollte nun ein Schwenk von Meiningen aus gen Südwesten vollzogen werden, um sich mit dem VIII. Korps in der Gegend um Vacha zu verbinden. Dieses Korps sammelte sich zeitgleich hinter Frankfurt am Main.⁴³

Diese Vereinigung der Verbündeten musste der preußische Oberbefehlshaber Vogel von Falckenstein um jeden Preis verhindern. Die Vorgabe war nun mit aller Entschlossenheit nach Süden zu marschieren und sich zwischen die Verbände zu stellen. Hiernach sollte jede Streitmacht einzeln geschlagen werden. Seine Truppen erhielten nun die Bezeichnung „Mainar-

mee“, denn das nächste Operationsziel lag in der Einnahme der Mainlinie.

Ein wesentliches Problem in der Kriegsführung der süddeutschen Verbündeten lag in den vielen verschiedenen Partikularinteressen der Kontingente. So fasste der bayerische Oberbefehlshaber jenen Zustand wie folgt zusammen: „Alle wirklich angeordneten Maßregeln stellten im Grunde nur immer einen Kompromiss zwischen den sich widerstrebenden Anschauungen und Absichten dar, und das ist das denkbar Schlimmste in einem Feldzuge.“⁴⁴ So strebten beispielsweise die Badener und Württemberger mehr danach, die eigenen Lande zu verteidigen, als diese offen dem Feind zu überlassen und nach Osten zu marschieren. Die hessischen Befehlshaber setzten alles daran, Frankfurt am Main um jeden Preis zu schützen. Bayern wollte seine Lande ebenfalls nicht einem feindlichen Angriff öffnen. Die ursprüngliche Vereinbarung, eine Vereinigung mit Sachsen und Österreich in Böhmen zu erlangen, scheiterte nicht zuletzt deswegen.⁴⁵ Auch die fehlenden Mobilmachungsvorbereitungen verzögerten unnötigerweise die Aufmärsche. Die Haltung, die vorgegebenen Ziele mit ganzer Entschlossenheit zu verfolgen und umzusetzen, ließ oft zu wünschen übrig. Hannover hätte noch bis zum 25. Juni jederzeit einen Durchbruch wagen können, um so auf Tuchfühlung mit den Bayern zu gehen.

Zu diesem Zeitpunkt war die Armee Bayerns jedoch noch nicht operationsfähig. Die mangelnde Vorbereitung sowie die fehlende Entschlusskraft lähmten die Feldzugseröffnung. Demgegenüber hatte Preußen ausgearbeitete Mobilmachungspläne, eine einheitliche Führung und klare Ziele festgelegt, die mit voller Willensstärke verfolgt wurden.

Zusätzlich negativ wirkte die verheeren-

de Niederlage der Österreicher und Sachsen bei Königgrätz am 3. Juli 1866. Noch ehe die ersten Gefechte mit der Mainarmee ausgetragen werden konnten, war der Krieg bereits weitgehend entschieden. Ein Einfluss auf den Kriegsausgang konnte nicht mehr ausgeübt werden. Das Ziel musste also in einer möglichst ehrenvollen Rettung der Situation liegen. Prinz Alexander schlug vor, eine Verteidigung hinter der Mainlinie zu beginnen.

Nichtsdestotrotz musste auch eine Entscheidung im Westen herbeigeführt werden. Dazu standen die Chancen bei einer Vereinigung der süddeutschen Kontingente sehr gut. Numerisch wären sie dem Feind an Infanterie fast 2:1, an Artillerie 3:1 und an Kavallerie sogar 4:1 überlegen gewesen.⁴⁶

Sowohl Prinz Karl von Bayern als auch sein Generalstabschef Ludwig von der Tann wussten allerdings um den hervorragenden Zustand der preußischen Streitmacht und präferierten daher eine defensive Strategie. Karl hatte sich als ehemaliger Generalinspekteur der Militärkommission des Bundes ein vortreffliches Bild über den Zustand der Truppen machen können. Von der Tann war bis 1854 Oberst in der schleswig-holsteinischen Armee gewesen und hielt den Gegner in taktischer Schulung und Bewaffnung für „entschieden überlegen.“⁴⁷ Zusätzlich machte sich der Prinz Sorgen um die Verfassung der eigenen Armee und deren Verwahrlosung der letzten Jahrzehnte. Ein weiteres Problem lag darin, dass sowohl Prinz Karl wie auch Prinz Alexander ihren Oberbefehl nur ungern übernommen hatten, da sie „klar die großen Mängel der eigenen Truppen und die Überlegenheit des Gegners“ kannten.⁴⁸

König Wilhelm I. von Preußen wusste seine Untertanen öffentlich zu motivieren: „Das Vaterland ist in Gefahr! Oesterreich und

großer Theil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen. [...] Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder auf gelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden.“⁴⁹ Während seine Truppen motiviert und energisch auf weitere Taten drängten, war die Begeisterung in Süddeutschland für einen Krieg weiterhin gering: „Während in Preußen jedermann weiß, wofür er kämpft, weiß es bei uns kaum der Gebildete, geschweige denn die große Menge.“⁵⁰

Nach der Kapitulation der Hannoveraner stand nun der Weg nach Süden offen. Anfang Juli wurden die preußischen Verbände bei Fulda neu gesammelt. Oberste Priorität besaß, die Vereinigung des Gegners zu verhindern. Nach Moltkes Vorgaben sollten zunächst die Bayern an deren nordwestlicher Staatsgrenze gebunden und geschlagen werden, bevor man sich dann gen Frankfurt dem anderen Korps zuwenden sollte.

Nachdem die bayerische Armee Hannover nicht mehr rechtzeitig Beihilfe leisten konnte, entschied sich Karl für einen Schwenk nach Südwesten, um sich mit dem VIII. Korps vereinigen zu können.⁵¹ Prinz Alexander hatte seine Truppen hinter Frankfurt versammelt und setzte sie ebenfalls in Marsch. Alle Hauptquartiere standen dank der Telegraphenleitungen mit ihren Regierungen in Verbindung. Während Moltke seinem Oberbefehlshaber nur grobe Direktiven gab, mischten sich die einzelnen Regierungen der deutschen Südstaaten mehrmals in die operative Gefechtsführung ein.

Die etwas aus dem Notstand zusammengewürfelten drei Divisionen Preußens⁵² hatten ihr primäres Ziel im Westen bereits vor der Entscheidungsschlacht in Königgrätz erreicht: die Bindung der mittel- und süddeutschen Kontingente auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Trotz mangels an

Kavallerie und Artillerie und ohne ausreichende Reserve standen sie nun einem zwar zahlenmäßig klar überlegenen, aber noch nicht vereinten Gegner gegenüber.

Der Krieg von 1866 zeigte von Beginn an auf, dass sich mit den technischen Innovationen sowohl auf taktischer als auch strategischer Ebene neue Möglichkeiten eröffneten: „*Die gezogenen Waffen, überhaupt die neue Kriegstechnik, erhöhten nicht nur die Kampfstärke der Streitkräfte, sondern veränderten auch im Zusammenhang mit der militärischen Verwendung der Eisenbahn den Charakter des bewaffneten Kampfes.*“⁵³

Dirk Kränzlein M.A. studierte bis 2012 Geschichte und Kulturgeographie an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Seitdem schreibt er an seiner Promotion im Fachbereich der Neueren und Neuesten Geschichte bei Herrn Professor Flachenecker über „Die Rezeption und Adaption technischer Innovationen in der bayerischen Armee 1835–1866“. Seine Anschrift lautet: Jägerstraße 2 a, 97082 Würzburg, dirk.kraenzlein@stud-mail.uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Harkort versuchte schon in den 1820er Jahren die Vorteile der Pferde-Eisenbahnen gegenüber den schiffbaren Kanälen hervorzuheben.
- 2 List war einer der bedeutendsten deutschen Wirtschaftstheoretiker im 19. Jahrhundert.
- 3 Deubes, Max: Ehrenbuch der Feldeisenbahner. Traunstein 1930, S. 2.
- 4 Königlich Bayerisches Kriegsarchiv (Hrsg.): Darstellungen aus der Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte. Heft 9. München 1900, S. 71.
- 5 Poenitz, Carl Eduard: Die Eisenbahnen und ihre Benutzung als militärische Operationslinien. 2. Aufl. Adorf 1853, S. 55.
- 6 Braun, Rainer: Bayern und seine Armee. München 1987, S. 202.
- 7 Storz, Dieter: Räder rollen für den Krieg. Leipzig 2008, S. 10: Rund 125 km Distanz waren maximal möglich.
- 8 S.a.: Poenitz: Die Eisenbahnen (wie Anm. 5), S. 7f.
- 9 Frauenholz, Eugen: Das Heerwesen des XIX. Jahrhunderts, in: Ders. (Hrsg.): Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens. Bd. V. München 1941, S. 67.
- 10 Es ist nicht außer Acht zu lassen, dass mit der Linieninfanterie versucht wurde, die mangelnde Qualität der Bewaffnung durch gemeinsame Schussabgabe und Koordination einigermaßen auszugleichen.
- 11 List, Friedrich: Das deutsche National-Transportsystem in volks- und staatswirtschaftlicher Beziehung. Leipzig 1838, S. 12.
- 12 Eine detaillierte Entwicklungsgeschichte der Waffentechnik würde den Rahmen der Ausführungen an dieser Stelle sprengen. Für weitere Informationen, siehe: Götz, Hans-Dieter: Militärgewehre und Pistolen der deutschen Staaten 1800–1870. Stuttgart 1976.
- 13 Der Unterschied zu einem glatten Lauf liegt beim gezogenen Rohr darin, dass spiralförmige Vertiefungen eingearbeitet werden. Somit wird das Geschoss in eine höhere Rotation versetzt, wodurch die Flugstabilität als auch die Reichweite erhöht werden.
- 14 Götz: Militärgewehre (wie Anm. 12), S. 288.
- 15 In der Schlacht hatten die heranstürmenden österreichischen Bajonettangriffe extrem hohe Verluste gegen die schnellfeuernden preußischen Zündnadelgewehre erlitten.
- 16 Engels, Friedrich: Über gezogene Kanonen, in: Marx, Karl/Engels, Friederich (Hrsg.): Werke. Bd. 15. Berlin 1961, S. 29.
- 17 Diese Methode war nicht nur billiger. Viele Fürsten sahen in der allgemeinen Wehrpflicht mehr staatsbürglerliche Rechte für alle. Unter dem Eindruck der französischen Revolution hatte dies einen negativen Eindruck erlangt und sollte verhindert werden.
- 18 Helmert, Heinz: Militärsystem und Streitkräfte im Deutschen Bund am Vorabend des Preußisch-Österreichischen Krieges von 1866. Berlin 1964, S. 29.
- 19 Bleibtreu, Carl: Langensalza und der Mainfeldzug. Stuttgart 1906, S. 10: Bayern rechnete zu Kriegsbeginn mit rund 114.345 Reservisten.

- Von diesen auf dem Papier stehenden Truppen kamen nur 20.000 Mann zur Armee hinzu.
- 20 Helmert: Militärsystem (wie Anm. 18), S. 53. S.a.: Frauenholz, Eugen: Die Heerführung des Feldmarschalls Prinz Carl von Bayern im Feldzug von 1866. München 1925, S. 2f.
- 21 Alte Offiziere wurden übergebührlich lange im Dienst gehalten, um deren Pensionen einzusparen.
- 22 Helmert: Militärsystem (wie Anm. 18), S. 54.
- 23 Braun, Rainer: Der König und die Armee, in: Müller, Rainer A. (Hrsg.): König Maximilian II. Rosenheim 1988, S. 168.
- 24 Frauenholz: Heerwesen (wie Anm. 9), S. 556–558.
- 25 1 % der Bevölkerung war als Kontingent aufzubieten. Eine wirkliche Reform der Verfassung erfolgte bis 1866 nicht mehr, da sich die Staaten gegenseitig blockierten, um ihre Unabhängigkeit zu wahren.
- 26 Helmert: Militärsystem (wie Anm. 18), S. 57.
- 27 Wollstein, Günter: Vorläufiges Scheitern eines deutschen Verfassungs- und Nationalstaates, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Informationen zur politischen Bildung. Heft 265. Pforzheim 1999, S. 39.
- 28 Ebd., S. 40.
- 29 Feldtelegrapheneinheiten waren dazu gedacht, eine schnelle Verbindung der Front über Telegraphenleitungen mit dem Hauptquartier herzustellen.
- 30 Regensberg, Friedrich: Der Mainfeldzug. Stuttgart 1908, S. 6.
- 31 Bayern begann die Mobilmachung offiziell ab dem 10. Mai 1866.
- 32 Zum Zustand der bayerischen Armee nach Einschätzung Prinz Karls, vgl. Frauenholz: Heerführung (wie Anm. 20), S. 102ff.
- 33 Lettow-Vorbeck, Oscar v.: Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. Bd. 3: Der Mainfeldzug. Berlin 1902, S. 451ff., Anl. 3.
- 34 Lediglich die Truppen aus Sachsen konnten eine Vereinigung mit der Hauptstreitkraft Österreichs in Böhmen verwirklichen.
- 35 Lettow-Vorbeck: Geschichte des Krieges (wie Anm. 33), S. 447f., Anl. 1.; Bayern hatte 4 Divisionen unter den Generälen Stephan, Zoller, von Feder und Hartmann.
- 36 Gemmingen von Massenbach, Franz: Ursachen und Wirkungen der Bayerischen Kriegsführung im Feldzuge 1866. München 1866, S. 8.
- 37 Lettow-Vorbeck: Geschichte des Krieges (wie Anm. 33), S. 449ff., Anl. 2.
- 38 Kommandiert von General von Falckenstein; 3 Divisionen unter den Generälen Goeben, Beyer und Manteuffel.
- 39 Hiltl, Georg: Der Böhmisches Krieg und der Main-Feldzug. Bielefeld–Leipzig 1873, S. 360.
- 40 Die mangelnde als auch zum Teil schlechte Aufklärung – auch auf Seiten Preußens – zog sich über den gesamten Mainfeldzug fort. Die Bayern wurden König Georg mehrmals schon bei Fulda gemeldet, obwohl sie noch weit zurücklagen. Diese Informationen beeinflussten wohl auch seine Entscheidungen.
- 41 Hiltl: Der Böhmisches Krieg (wie Anm. 39), S. 366.
- 42 Rund fünf bis sechs Schuss pro Minute waren möglich.
- 43 Eine Versammlung im Raum bei Fulda wäre aus strategischer Sicht viel sinnvoller gewesen. Eine Vereinigung mit der bayerischen Armee wäre ein Leichtes gewesen. Doch Partikularinteressen verhinderten dies.
- 44 Prinz Karl von Bayern über die Nachteile der Zusammensetzung, zitiert in: Kunz, Hermann: Der Feldzug der Mainarmee im Jahre 1866. Berlin 1890, S. 62.
- 45 Rein logistisch gesehen kam nur die Eisenbahnstrecke über Hof nach Prag in Frage. Diese wurde jedoch selbst von den Habsburgern verwendet und unterlag einer hohen Belastung. Bis zur Entscheidungsschlacht am 3. Juli in Königgrätz wäre also nicht die komplette bayerische Armee im kriegsbereiten Zustand vor Ort gewesen. Vgl.: Gemmingen: Ursachen und Wirkungen (wie Anm. 36), S. 4f.
- 46 Vgl.: Ecke, Ralf: Franken 1866. Würzburg 1971, S. 37.
- 47 Regensberg: Mainfeldzug (wie Anm. 30), S. 11.
- 48 Ecke: Franken 1866 (wie Anm. 46), S. 37.
- 49 Neue Preußische Zeitung, Nr. 141, 21. Juni 1866.
- 50 Srbik, Heinrich: Deutsche Einheit. Darmstadt 1963, S. 445.
- 51 Ein neu gefasster Plan, die Verbündeten bei Hersfeld zu sammeln, musste aufgegeben werden, da Preußen Fulda wesentlich schneller erreichte.
- 52 Die Hauptmacht Preußens war in Böhmen gebunden. Die noch zur Verfügung stehenden Truppen wurden in die drei o.g. Divisionen aufgeteilt. Dementsprechend war aber keine der Divisionen komplett mit allen nötigen Materialien ausgerüstet. Das Verhältnis ihrer Artillerie zu der der süddeutschen lag bei 1:3.
- 53 Helmert: Militärsystem (wie Anm. 18), S. 93.

Josef Kern

Fritz Rieger (1903–1987) – Ein Deutsch-Italiener im 20. Jahrhundert

Dem in Ingolstadt geborenen, in Würzburg aufgewachsenem, an der Münchener Akademie ausgebildeten und anschließend jahrzehntelang in Italien wirkenden Maler Fritz Rieger widmeten zur letzten Jahreswende die Aschaffenburger Museen eine Sonderausstellung. Der Autor des Kataloges stellte uns in einer kurzen Skizze diese in Aschaffenburg verstorbene bemerkenswerte Künstlerpersönlichkeit vor.

„Was nützen in der Malerei die geistvollsten Ideen, wenn dem schöpferischen Vermögen die Kraft der Zeichnung, die echte Mischtechnik und vor allem das tiefe Gefühl fehlen?“ Der am 6. Januar 1903 in Ingolstadt geborene, ab 1907 in Würzburg aufgewachsene, Jahrzehnte in Italien als Federico von Rieger wirkende und schließlich am 25. Oktober 1987 im Kreis der Familie in Aschaffenburg verstorbene Künstler Fritz Rieger schrieb diesen programmatischen Satz 1974 in sein Tagebuch.¹

Von Oktober 2013 bis Januar 2014 erinnerte eine Sonderausstellung der Städtischen Museen Aschaffenburg an den Maler. Sein Leben lang hatte er sich dem Realismus verpflichtet gefühlt, sich an der Technik der Alten Meister orientiert, sich an keiner der sich stetig wandelnden Tendenzen der Moderne beteiligt. Anders als bei manchem Abstrakten zahlte sich das Festhalten an der Tradition für Rieger aus: „Seit dem Jahre 1932 konnte ich mit Leich-



Abb. 1: Fritz Rieger: *Portrait Papst Pius XI.*, 1936.

tigkeit (meist mit Porträts) meinen Lebensunterhalt verdienen“, notierte er 1976.

Zu seinen Modellen zählten Papst Pius XI., Konrad Graf von Preysing, der Erzbischof von Berlin, König Hussein von Jordanien, der italienische Maler Giorgio de Chirico und viele weitere Persönlichkeiten. Bevor er diese Erfolge für sich verbuchen konnte, musste Rieger einen steinigen Weg durch die inflationsgeschüttelten 1920er Jahre gehen. Rückblickend schrieb er: „Mein ganzes Leben war, schon als Vierjähriger beginnend, von quälender Leidenschaft zur Malerei beherrscht. Niemals hätte

ich auf die Dauer einen bürgerlichen Beruf ertragen, doch lieber kürzer gelebt und frei in Poesie verhungert.“ Etwas pathetisch fügte er noch hinzu: „Ein Mensch, mit präziser Berufung geboren, opfert sich selbst – das ohne jeglichem [...] Opfergefühl, sondern mit heiligster Hingabe.“²

Zwischen 1917 und 1920 absolvierte Rieger eine Lehre als Zeichner. Bis Ende 1923 arbeitete er als selbständiger Zeichner bei der Aktiengesellschaft für landwirtschaftliche Maschinen in Würzburg. Anschließend war er bei der bekannten Druckmaschinenfabrik Koenig & Bauer, wo er dann wegen Auftragsmangels entlassen werden musste. 1927/1928 finden wir ihn als Lehrer für gewerbliches Fachzeichnen am Augustinerkloster sowie als Aushilfszeichner beim städtischen Bauamt Würzburg. Daneben belegte er am Polytechnischen Zentralverein Kurse im Freihandzeichnen (wobei er – Ironie des Schicksals! – ausgerechnet im Kopfzeichnen die Note „mittelmäßig“ erhielt). So verwundert es kaum, dass Rieger seinerzeit noch andere Schwerpunkte setzte als die Bildnismalerei: „Von 1922 bis 1925 war ich hauptsächlich Landschafter und Vedutenzeichner, überzeugt, dass mein Talent zum Figuristen oder gar zum Porträtisten zu klein sei.“ Doch dann erwachte „plötzlich mit Heftigkeit diese Begabung.“³

1928 hatte er endlich sein großes Ziel erreicht, die Aufnahme in die Akademie der Bildenden Künste in München. Von acht Bewerbern war er der einzige, der für die Zeichenklasse von Professor Julius Diez zugelassen wurde. Diez' Gemälde belegen dessen Vorliebe für reine, glänzende Farben und eine scharf umgrenzte Flächenbehandlung – Charakteristika, die sich dann bei Rieger wiederfinden. Mehr als für den akademischen Unterricht interessierte sich der junge Künstler für

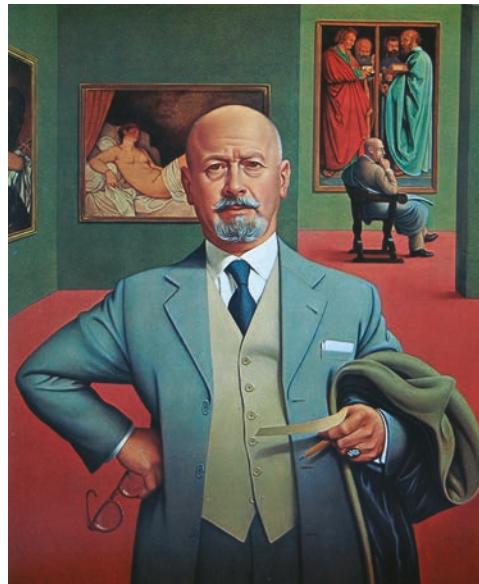


Abb. 2: Fritz Rieger: Selbstporträt mit Tizian und Dürer, 1961.

die Alten Meister in der Pinakothek, für Dürer und Tizian, die er intensiv studierte und kopierte. Er strebte – so seine eigene Aussage – „nach der Vereinigung von Linie – Dürer – und Farbe – Tizian.“ Ein 1961 entstandenes Selbstbildnis zeigt Rieger vor Tizians „Danae“, Dürers „Vier Aposteln“ und links, nur schwer zu erkennen, Caravaggios „Amor als Sieger“; drei Gemälde, welche zu den Lieblingsbildern Riegers zählten, die in Wahrheit allerdings auf Museen in Berlin, München und Neapel verteilt sind.

Riegers einflussreichster Lehrer und stärkster Förderer in München wurde Professor Max Doerner, der berühmte Erforscher historischer Maltechniken; er schickte den jungen Künstler – nachdem dieser den 1. Preis im jährlichen Akademiewettbewerb gewonnen hatte – 1933 auf eine Studienreise nach Italien, wo er nicht nur das Licht des Südens und die



Abb. 3: „Fasching in Franken“, 1933. Museum Kulturspeicher Würzburg.

Meisterwerke der Renaissance kennlernte, sondern auch seinen Lebenspartner, den Schriftsteller Giuseppe Boglione.⁴ Ihm, dem Bohemien, verdankte Rieger den Zugang zu intellektuellen Kreisen, zu Diplomaten sowie zum Hochadel, was dann seinen Niederschlag in zahlreichen lukrativen Porträtaufträgen fand.

Bevor Rieger endgültig nach Italien übersiedelte, entstanden in Würzburg noch Altarbilder für das Kilianeum (zerstört) und die Frauenlandkirche, ein Triptychon mit der Festung Marienberg und zwei Skulpturen Riemenschneiders, Bilder wie jenes vom Faschingstreiben in Franken im Museum Kulturspeicher, Bildnisse des von den Nationalsozialisten abgelösten Oberbürgermeisters Dr. Hans

Löffler und dessen Frau. Einen ihm von Doerner angebotenen Lehrauftrag in München nahm er nicht an, denn der Faschismus im Dritten Reich war für den erklärten Pazifisten ein Greuel, der Zweite Weltkrieg noch mehr.

Seinen Niederschlag fand dies in einem neuen Themenbereich: Rieger malte mittendrin im Krieg einen Zyklus von Antikriegsbildern, der sich nun im Museo Storico Italiano della Guerra (Italienisches Kriegsmuseum) in Rovereto befindet.⁵ Nicht zuletzt deshalb erhielt er neben zahlreichen Auszeichnungen wie dem italienischen Nationalpreis (Medaglia d’oro Presidente della Repubblica und Premio Nazionale Rom 1964) auch den Dag-Hammarskjöld-Preis der Stiftung „Pax mundi“. Von 1942 bis

Kriegsende musste Rieger der deutschen Wehrmacht zu Diensten sein, und zwar als Dolmetscher in Courmayeur im Aostatal.

1945, als alle Deutschen das Land verlassen sollten, wurde der Künstler von einem mit Boglione befreundeten Arzt zum eigenen Schutz in einer psychiatrischen Anstalt untergebracht, wozu er später Familienangehörigen gegenüber anmerkte, es habe besser geklungen, sich damals vor den Nazis versteckt zu haben. Dort fertigte er – wie Christian Schad im Ersten Weltkrieg – Skizzen geistig Behinderter an, die er später in Gemälde wie „Don Quichotte“ und „Der Graf und der Fürst“ umsetzte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg trat Rieger immer wieder mit Ausstellungen in Italien an die Öffentlichkeit, aber auch in Ingolstadt, Würzburg sowie in Aschaffenburg. Er wurde in Italien, wo man realistische Kunst höher einzuschätzen wusste als im Nachkriegsdeutschland, dem „Movimento dei pittori oggettivi“, der „Bewegung der objektiven Maler“, zugerechnet und von einer Mailänder Galerie vertreten. Eine wissenschaftliche Würdigung fanden diese Künstler 1967 in Gabriel Mandels Standardwerk über die italienischen Maler vom Futurismus bis zur Gegenwart.⁶

Will man Riegers Frühwerk in die deutsche Kunstgeschichte einreihen, so trifft auf ihn am besten der Begriff „Neue Sachlichkeit“ zu. Eine sich einzig am Avantgarde-Begriff festklammernde Kunstgeschichtsschreibung hat über Jahrzehnte hinweg vergessen gemacht, dass es neben „Moderner Kunst“, wie sie Picasso, Kandinsky, Piet Mondrian und all die anderen geschaffen haben, weiterhin Traditionalisten gegeben hat, deren Vorbilder die Alten Meister oder die Romantiker gewesen sind. Sieht man vom Bauhaus in Weimar, später in Dessau, einmal ab,

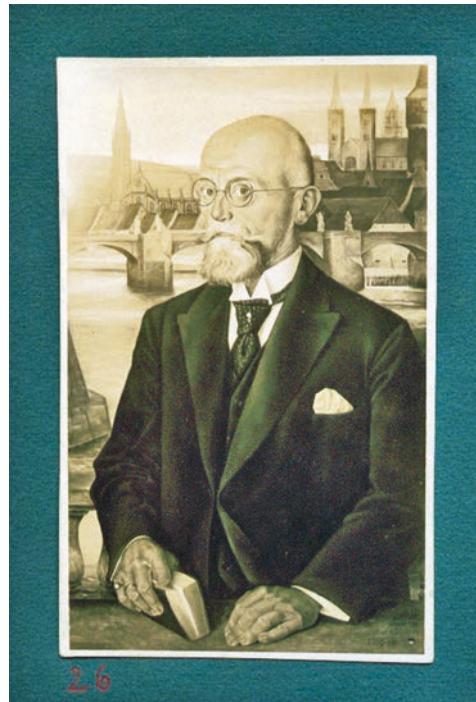


Abb. 4: *Portrait Oberbürgermeister Dr. Hans Löffler, 1936.*
Privatbesitz.

so lehrten an den deutschen Kunsthochschulen keineswegs Vertreter der Moderne, sondern Naturalisten und Realisten, wie z.B. der aus Würzburg stammende Ferdinand Spiegel (1879–1950) in Berlin, seine Kollegen Paul Plontke (1884–1966) und der Historienmaler Professor Arthur Kampf (1864–1950), die sich nach 1933 allesamt in den Dienst der Nationalsozialisten stellten und von Hitler 1944 in die „Gottbegnadeten-Liste“ der wichtigsten Maler aufgenommen wurden.

Nur für eine Minderheit der unterfränkischen Kunstmuseen wirkte der jüdische Galerist Oskar Laredo (1878–1966), dessen „Neues Graphisches Kabinett“ in der Kaiserstraße zwischen 1923 und der von den Nazis erzwungenen Schließung 1935



Abb. 5: Fritz Rieger: „Ruinen“ aus dem Zyklus der Antikriegsbilder, 1945.

Werke von Erich Heckel, Käthe Kollwitz, Oskar Kokoschka und Emil Nolde präsentierte und 1927 in einer Sonderausstellung Arbeiten der „Neuen Sachlichkeit“ u.a. mit Arbeiten von Dix, Grosz, Kanold, Schrimpf und Radziwill zeigte. Es ist davon auszugehen, dass der junge Fritz Rieger Laredos Galerie besucht hat. Offen bleibt allerdings, ob er bereits damals seine Aversion gegen moderne Zeitgenossen entwickelte.

Rieger bemängelte später deren Machart und Inhalt: „Die Modernisten unserer Zeit, dieses Heer von Avantgardisten hasst alles Traditionelle und predigt eine gesetz- und regellose Anarchie, die für jede beziehungslose Folge von Strichen, Formen, Klecksen [...] ohne Sinn, Handwerk und Können geboren und den Namen ‚Kunst‘ in anmaßendsten Anspruch nimmt. Das Chaos scheint unbegrenzt zu sein und wuchert in

zügeloser Zersetzung weiter, wenigstens so lange es skrupellose Kritiker und Kunsthändler gibt.“⁷ Weiter schrieb er: „Was nützen in der Malerei die geistvollsten Ideen, wenn dem schöpferischen Vermögen die Kraft der Zeichnung, die echte Mischtechnik und vor allem das tiefe Gefühl fehlen.“⁸ Als 1950 in Venedig die international beachtete XXV. Biennale die abstrakte Kunst in den Mittelpunkt stellte, bot dies Rieger den Anlass zu großformatigen kritischen Zeichnungen: Man sieht auf einer einen Maler in Begleitung von zwei Studierenden vor seiner Staffelei, auf der ein abstrakter, Picasso-ähnlicher Frauenakt zu erkennen ist. Ihnen gegenüber steht ein unbekleidetes Modell, dessen Schönheit jeden weiteren Kommentar überflüssig erscheinen lässt. 1953 folgte ein ähnliches Blatt mit der zweideutigen Beschriftung „Svenimento!“, d.h. Ohnmacht.

Mit der Übersiedlung nach Italien gelangte Rieger zu einer großen plastisch-klaren Auffassung der Körperform im klassischen Sinne. Sicherlich wurde der Maler von seinem Freund Boglione auf die ita-

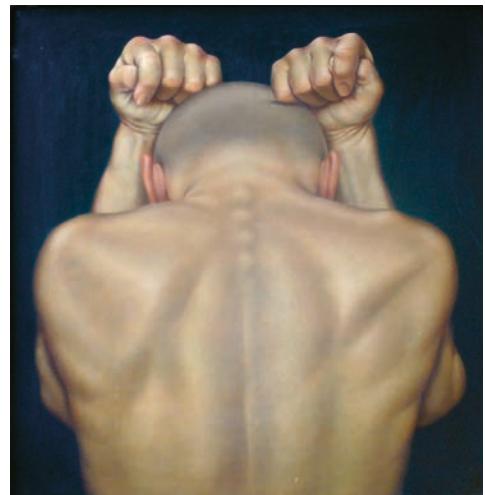


Abb. 6: Fritz Rieger: „Das Urteil“, 1943.

lienische Künstlergruppe „Novecento“ („20. Jahrhundert“) aufmerksam gemacht, die ihre Werke erstmals 1922 in Mailand präsentierte. Die Mitglieder, u.a. Mario Sironi und Ubaldo Oppi, verband die Abwendung von der Moderne und die Überzeugung, in ihren Arbeiten den wahren Geist des 20. Jahrhunderts zu verkörpern. Ihre Arbeiten wollten als „ritorno all’ordine“ („Rückkehr zur Ordnung“) verstanden werden und orientierten sich wie Rieger an Sujets des Spätmittelalters und der Renaissance.

Fritz Rieger war, wie eingangs erwähnt, von Haus aus Zeichner. Sein Leben lang bannte er Räumliches auf die Fläche, er vermochte es, Dreidimensionales zu Zweidimensionalem umzuformen. Die von der Linie geprägte Malerei stand bei ihm stets im Vordergrund. Seine Gemälde basieren auf genauerster Naturbeobachtung. In seinem Werk befinden sich Landschaftsstudien ebenso wie flott hin skizzierte Mitmenschen in den unterschiedlichsten Bewegungsabläufen, Junge und Alte, „Normale“, Skurrile, Insassen einer psychiatrischen Anstalt, Akte; auf das Malen von Stilleben hat er aus nicht bekannten Gründen gänzlich verzichtet. Auffällig bei vielen Bildern Riegers ist das große Pathos, welches den Betrachter aus der Mimik und Gestik der Figuren, teilweise auch aus der Gestaltung der Farbwerte begegnet. Dies ist zweifellos auf die Anregung seines Partners, des Dramatikers Boglione zurückzuführen.

Durchaus angebracht mag der übersteigerte Ausdruck bei den Illustrationen zu Bogliones Eleonora Duse-Publikation sein, die nicht auf eigenen Beobachtungen beruhen, sondern allein auf Beschreibungen des Schriftstellers.⁹ Bei Werken wie der von Giftschlangen gekrönten, an Caravaggio orientierten „Medusa“, der mit



Abb. 7: Fritz Rieger: „Svenimento“, 1953.

Schlangengift Selbstmord begehenden „Kleopatra“ oder der „Salome“ mit dem abgeschlagenen Haupt Johannes des Täufers dürfte dies auf den heutigen Kunstfreund doch eher befremdlich wirken.

War das Frühwerk Riegers – Bilder wie „Kirchgang in Franken“ – noch ganz der so genannten „Heimatkunst“ und der „Neuen Sachlichkeit“ verpflichtet, so suchte er seit der Studienzeit in München und der ersten Italienreise den Anschluss an die klassische italienische Malerei der Renaissance (die auch Dürer beeinflusst hatte) und des Barock. Dies sticht besonders bei seinen zahlreichen Porträts ins Auge, bei denen er die Figur entweder in eine Landschaft integriert oder sie vor einen neutralen Hintergrund stellt und sie mit sprechenden Attributen ausrüstet; Beispiele dafür sind die Bildnisse eines Zahnarztes, eines Herzchirurgen, eines Musikers mit Instrument. Eine Sonderstellung nehmen die auf Naturstudien beruhenden porträähnlichen Bilder ein, die sozusagen einen Idealtypus verkörpern; sie zeigen keinen bestimmten, namentlich benennbaren Bänkelsänger, blinden Straßenmusiker oder Bettler, sie sind vielmehr Vertreter ihres bemitleidenswerten Standes, auf den Fritz Rieger

durchaus sozialkritisch aufmerksam machen wollte.

Bereits Riegers Münchener Lehrer Julius Diez schwärmte für die phantastischen und symbolistischen Bilder des Schweizer Malers Arnold Böcklin (1827–1901); einen Nachhall davon liefern Riegers phantastisch-realistische Kompositionen mit „Kentaур, Faun und Nymphе“. Sie mögen, wie „Fee und Waldschrat“ und „Romulus und Remus, von der Wölfin gesäugt“, auf Anregung Bogliones entstanden sein.

Abschließend sei noch eine Bildgattung erwähnt, welche dem Künstler neben der Bewunderung für das große handwerkliche Können sicherlich auch einen gewissen materiellen Wohlstand beschert hat – der weibliche Akt bzw. Halbakt, welcher wiederum auf Schöpfungen der italienischen Renaissance zurückgriff, etwa auf Piero di Cosimos „Simonetta Vespucci als Kleopatra“ und auf die Frauenbildnisse Raffaels. Verführerisch blickende Damen mit Nerzstola, schwarzem Schleier, violettem Turban, allesamt mit blanke Brust, eine Nackte am Meer dürften wie die Bildnis-

se geheimnisumwitterter Blondinen oder südländischer Schönheiten rasch Abnehmer gefunden haben, auch wenn ihre Erositk ausgesprochen unterkühlt wirkt.

Professor Dr. Josef Kern (geb. 1951 in Würzburg) studierte ab 1973 Kunstgeschichte, Volkskunde und Archäologie an der Universität Würzburg und wurde 1986 mit der Dissertation „Impressionismus im Wilhelminischen Deutschland“ promoviert. Er ist als freier Wissenschaftspublizist und Journalist (Präsident des Presseclub Mainfranken e.V.) sowie als Lehrbeauftragter an der Universität Würzburg und am Fachbereich Allgemeine Wahlpflichtfächer der Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt tätig. Außerdem ist er Vizepräsident der Società Dante Alighieri e.V. (Deutsch-Italienische Gesellschaft Würzburg). Seine Anschrift lautet: Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg, Am Hubland, 97074 Würzburg, drjosefkern@aol.com.

Anmerkungen

- 1 Die Tagebuchaufzeichnungen, weitere Dokumente sowie Werke aus dem Nachlass des Künstlers befinden sich in Privatbesitz. In den Adelstand erhoben wurde Rieger 1963 in Rom, und zwar vom Archimandriten von Damaskus und Patriarchen von Antiochien; auf der Urkunde ist auch das Motto zu finden: „*In pictura ars et vita*“ („In der Malerei Kunst und Leben“). Fortan nannte sich der Künstler Federico von Rieger.
- 2 Tagebucheintrag vom 28.10.1969; der Grammatikfehler im Original.
- 3 Tagebucheintrag vom 17.12.1978.
- 4 Giuseppe Boglione (1883–1957). Der Jurist publizierte u.a.: *L'Arte della Duse* (mit Illustrationen von Rieger). Rom 1960; *L'adorazione dei Magi di Leonardo*. Rom 1939; *Tre finzioni di Leonardo*. Mailand 1952; Sonetti: con 10 disegni e due ritratti di Federico von Rieger. Florenz 1970. Biographie in: *Circolo letterario – Rivista di cultura e attualità*. Jahrgang XI (1968), S. 12f.
- 5 Rieger, Federico von: *Un artista contro la Guerra*. Rovereto (Museo storico italiano della Guerra) 1977; vgl. im Internet: http://www.museodellaguerra.it/1_collezioni.htm#ancora08.
- 6 Gabriele Mandel (1924–2010) war Professor für Geschichte und Kunst an der Universität Mailand. Sein Buch „*La Peinture italienne du Futurisme à nos jours*“. Mailand 1967, umfasst 792 Seiten mit 800 Abbildungen.
- 7 Tagebucheintrag vom August 1970.
- 8 Tagebucheintrag vom 04.01.1974.
- 9 Eleonora Duse (1858–1924) war eine der bedeutendsten Schauspielerinnen der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zu Bogliones Werk vgl. Anm. 4.

Rolf Freiherr von Loeffelholz

Albrecht Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ oder Kunz Schott und das Pferd des Todes –

Nachtrag zum Aufsatz in FRANKENLAND Heft 4 (Dezember 2013)

Das „Virtuelle Kupferstichkabinett“, ein Kooperationsprojekt des Herzog-Anton-Ulrich-Museums in Braunschweig und der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel, ermöglicht mit seinem Internetauftritt dem Publikum eine ganz neue Sichtweise auf ihre Kunstwerke, darunter auch Dürers Stich „Ritter, Tod und Teufel“, der im Dezember-Heft 4 des Jahrgangs 2013 der Zeitschrift FRANKENLAND ausführlich thematisiert wurde. Jetzt kann jedermann zu Hause das Bild dieses berühmten Stechers auf seinen Rechner laden, um daraus einen beliebigen Ausschnitt zu vergrößern und zu studieren. Dieser neuen Technik verdankt der Verfasser eine nachträgliche Entdeckung. Es handelt sich dabei um ein sehr wichtiges, ja geradezu spektakuläres Detail, über das in der umfangreichen Literatur zu diesem Stich bislang nichts zu lesen war.



Abb. 1: Albrecht Dürer: Der Reiter. Kupferstich 1513.

Unmittelbar hinter der Schulter des Reiters taucht aus dem Nichts heraus ein ihn verfolgender Geisterkopf auf. An der klaffenden Steilwand lose herabhängendes Wurzelwerk verdeckt wie ein Vorhang einen Teil von dessen Hinterkopf. Auch ist das Gesicht in seinen Konturen undeutlich und verschwommen, nur schemenhaft, gleichsam hinter einem Schleier wahrnehmbar. Dem flüchtigen, ungeübten Auge des Betrachters verschließt sich daher seine Entdeckung. Hat man aber den

Geisterkopf erst einmal wahrgenommen, lässt er einen nicht mehr los. Unwillkürlich beginnt man sich zu fragen, ob einem die eigene Phantasie etwas vorgaukelt oder ob das Erkannte real ist.

Nur wenige Hilfsstriche genügen, und die wahre Absicht des Künstlers tritt klar zu Tage. Dabei nehmen die – hier nachträglich vom Verfasser eingefügten – Striche nur auf, was schon vorgezeichnet ist. Komposition und Zusammenschaubilden deutlich, dass hier nicht bloße Ein-

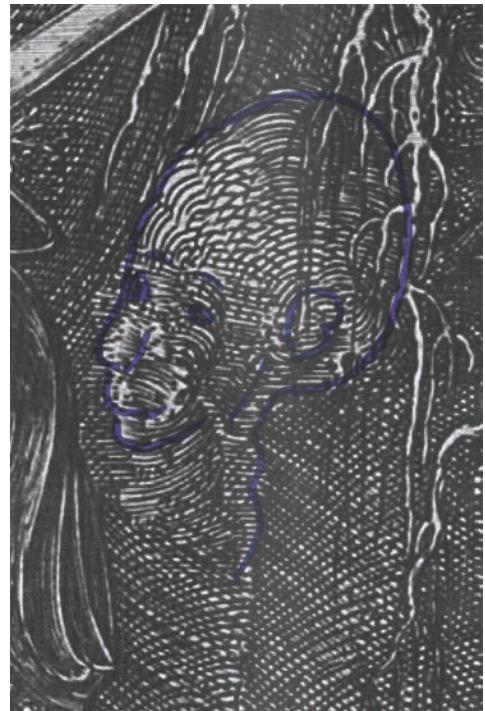


Abb. 2 u. 3: Ausschnitt aus Abb. 1 mit dem Geisterkopf und seiner Umzeichnung durch den Autor zur Verdeutlichung.

bildung herrscht. Allein die Art der Bildkomposition zeichnet vor, dass der Künstler absichtsvoll ans Werk gegangen sein muss. Denn der den Reiter verfolgende Geisterkopf steigert die ohnehin schon unheimliche Szenerie des vor dem Betrachter ausgebreiteten Geschehens.

Vor dem Reiter erscheint also der Tod mit vorwurfsvollem Blick und einem überdeutlichen Hinweis auf die verronnene Lebenszeit. Unmittelbar hinter dem Rittersmann folgt dann ein dem Erdreich entweichender, irrlicher Geisterkopf, dessen Gesicht sich an den Rücken des Ahnungslosen heftet. Gleich dahinter wiederum taucht die Teufelsfratze kurz vor ihrem Zugriff und in lauernder Vorfreude auf das der Verdammnis geweihte Opfer auf.

Bei der hier angewandten Technik spricht die Kunstwelt von einem Vexierbild, d.h., ein in einem Bild verstecktes anderes Bild. Von Albrecht Dürer ist bekannt, dass er diese Technik gerne angewandt hat. Ernst Rebel beschreibt mit Verweis auf Untersuchungen von Leber, wie sich Dürer im Aquarell „*Fenedier klausen*“ mit Burg Arco dieser Methode bediente. Die von Dürer dort aufgenommene Felsformation lässt einen darin versteckten grämlichen Altmännerkopf erkennen. Die gezeigte Felsformation und den Blick auf Burg Arco gibt es tatsächlich, jedoch erschließen sich beide in Wirklichkeit nur aus zwei unterschiedlichen Blickwinkeln heraus. Der Künstler führte beide Blickwinkel in seinem Aquarell zusammen.

Ein weiteres Beispiel sind Dürers Kissenzeichnungen, bei denen er mit dem „*Gaukelcharakter zwischen Zufallsform und angedeuteter Gesichtsähnlichkeit*“ experimentierte.¹

Der Ausnahmekünstler Dürer treibt also nicht nur mit dem andeutungsvollen „S“ auf der Tafel links unten im Stich sein Versteckspiel. Den Geisterkopf jedoch hat er gar so verborgen und verrätselt, dass ihn die Nachwelt bis heute offensichtlich nicht zur Kenntnis genommen hat. Dies führte immerhin zu einer völlig unzutreffenden Bildinterpretation. Der geradezu zierliche Umriss dieses Details mag einer der Gründe sein, warum bisher niemand diese Aussage auch nur zu entdecken vermochte. Andere Gestalten und Gegenstände sind zu beeindruckend und lenken die Aufmerksamkeit des Betrachters auf sich.

Kaum hat man dieses bislang unbekannte Vexierbild entdeckt, macht man sich unwillkürlich auf die Suche, ob vom Meister vielleicht weitere Bildrätsel versteckt worden sein könnten. Könnte die Armbeuge des Todes ein Hinweis sein? Oder ist es der Steinhaufen, der sich wie

zu einer Art Schädel formiert? Mögen andere darüber ihr Urteil fällen.

Auf die zeitliche Koinzidenz historischer Ereignisse wurde bereits verwiesen. Sie macht erklärlich, welches Motiv Dürer zum Zeitpunkt seiner Darstellung bewegt haben mag. Denn Ende 1512 war der ganze Ärger erneut hochgekocht, der sich in Nürnberg im Verlauf der Schott'schen Fehde 1499 aufgestaut hatte. Nürnbergs Bürgermeister Wilhelm Derrer hatte bekanntlich 1499 im Wald bei Erlenstein seine Schwurhand auf einen Holzstock legen müssen, worauf Schott sie ihm abschlug. Bei diesem Überfall wurde Derrers Diener so schwer verletzt, dass er wenig später verstarb. Dürer drapierte den Schädel des einst Ermordeten auf dem Holzstock. Außerdem lässt er jetzt den Geist des Toten den Ritter Schott verfolgen.

Nürnbergs damalige Empfindungen gegen Konrad Schott, die auch im Jahr 1513 immer noch lebendig waren, drückt ein Schmähgedicht aus, das Albrecht Dürer als Bürger dieser Stadt geläufig gewesen sein muss. Mit seiner Wiedergabe schließt dieser Nachtrag einer Bildbetrachtung ab:

1. Wolt ihr hören ein große schand,
man darf nit ziechen auß dem land
nach fremder abenteure,
es ist ein wilder edelmann,
der macht si ungeheure.
2. Mit namen haßet er Kunz Schott,
er hat an im ein wilde rott,
die im helfen morden;
man henkt ir etlich für die tor,
er kört auch in den orden.
3. Nun tut mir nichts auf in so zorn:
wann er doch nit edel ist geporn,
sein vater hieß Lutze,
im feld ward er ritter geschlagen,
fürbar er ward unnutzte.
4. Ein weil het er des pfalzgraven gunst,
schalkait was seine peste kunst,
der sun folgt nach dem alten;
mich wundert, daß die obrikeit
in für ein purkgraven halten.
5. Er frumet doch kein erwerg werk,
er wirt ein mal den Rotenberg
felschlich selbs verraten,
man solt ein solchen peswicht
lebendigen praten.
6. Der doch nichts tut dann mord und prand;
ich hoff er werd am leib geschant,
got gnad der armen sele!
ein rad wirt sein kirchhof sein
und wirt im auch nit fälen.

7. Der uns das liedlein neus gesang,
die grechtikait in darzu zwang,
er must der Welt verkünden:
Kunz Schott fürt kein kristlich leben,
leit stätklich in Sünden.²

Anmerkungen:

- 1 Rebel, Ernst: Albrecht Dürer. München 1996, S. 190ff., mit Verweis auf: Leber, Hermann: Albrecht Dürers Landschaftsaquarelle. Topographie und Genese. Hildesheim–Zürich–New York 1988, S. 33–59. Vgl. auch Ladendorf, Heinz: Zur Frage der künstlichen Fantasie, in: Mouseion. Festschrift für O. H. Förster. Köln 1960, S. 21f. bzw. Möseneder, Karl: Blickende Dinge, in: Pantheon 44 (1966).
- 2 Liliencron, Rochus v.: Die historischen Volkslieder der Deutschen. Leipzig 1866, Nr. 193, S. 351ff.

Rolf E. Freiherr Loeffelholz von Colberg wuchs in Schottenstein auf. Der Ortsname geht zurück auf die Familie Schott, der auch Konrad, Dürers vermutlicher „Reuter“, angehörte. Die eigene verwandtschaftliche Beziehung zur (heute im Mannestamm ausgestorbenen) Familie Schott weckte im Verfasser das Interesse an den Akteuren aus Dürers Zeit. Nach seinen Berufsjahren als Regionalplaner bei der Regierung von Unterfranken bekam er die Gelegenheit, anhand umfangreicher Nachforschungen und Quellenstudien dem damaligen Geschehen nachzuspüren. Seine Anschrift lautet: Sonnenrain 56, 97234 Reichenberg, E-Mail: 093160207@t-online.de.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Arbeitsgemeinschaft für mitteldeutsche Familienforschung – Arbeitsgemeinschaft ostdeutscher Familienforscher – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Institut für Stadtgeschichte (Frankfurt/M.) – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturstiftung Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

Ich berate Sie gerne, kostenfrei und unverbindlich!



**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**

Alexander von Papp

**„Aus der fränkischen Heimat vertrieben,
doch in der Seele mit ihr verbunden geblieben“ –**

Robert Schopflochers Gedichtband „Hintergedanken“

Der Schriftsteller Roberto Schopflocher ist einer der großen argentinischen Autoren. Er kam in Fürth 1923 zur Welt, musste 1937 fliehen und fand in Argentinien Zuflucht und Zukunft. Am 29. Oktober 2012 stellte er in der Comödie Fürth, dem Berolzheimerianum seiner Kindheit, seinen gerade im Nürnberger Spätlese-Verlag erschienenen Gedichtband „Hintergedanken“ vor. Tags darauf las er daraus in der Universität Erlangen, erzählte seine Erfahrungen als Emigrant und trug sich ins Goldene Buch der Universität ein. Letztere würdigte ihn als „eine der eindringlichsten Stimmen der Gegenwartsliteratur“.¹

Robert Schopflochers Kindheit in Fürth war behütet und glücklich – zunächst. Von den nie erloschenen Eindrücken und Erinnerungen jener Zeit sind seine deutschsprachigen Erzählungen geprägt, aber auch von der Kehrseite der Medaille. Schon zu Beginn der 1930er Jahre bekam er „als ABC-Schütze nach und nach das von außen auf mich eindringende Grauen zu spüren, welches meine Heimat für die jüdische Minderheit parat hielt.“ Noch heute sind ihm die judenfeindlichen Inschriften an Wänden oder in Plakaten im Gedächtnis. 1933 wurde er aus dem Humanistischen Gymnasium aufgrund des „Arierparagrafen“ ausgeschlossen. Die Familie floh 1937 nach Argentinien und entkam den Greueln der Nazi-Herrschaft, denen viele

seiner Schulkameraden zum Opfer fielen. Später musste der Immigrant die Schrecken der argentinischen Militärdiktaturen erleben sowie in den 1990er Jahren die antisemitischen Terroranschläge.

Neue zweite Heimat: Argentinien

Zunächst arbeitete Roberto Schopflocher als Eleve auf einer Obstfarm in Nordpatagonien. 1940–1944 studierte er in Córdoba Landwirtschaft. Er wurde Agronom und später Verwalter in den jüdischen Agrarsiedlungen der Jewish Colonization Association, die der Münchener Bankier Baron Moritz von Hirsch im 19. Jahrhundert in Argentinien für jüdische Emigranten aus Osteuropa gegründet hatte. Hier lernte er auch die „Ostjuden“ und deren Warmherzigkeit kennen. 1951 zog er nach Buenos Aires und arbeitete als Importkaufmann im Geschäft seines Vaters, das er später übernahm. Nebenbei malte er und erlernte die Kunst des Holzschnitts. Seine Holzschnitte wurden in zahlreichen Ausstellungen, u.a. des Argentinischen Nationalsalons gezeigt.

Die schriftstellerische Karriere begann er mit Sachbüchern zu landwirtschaftlichen Themen. Seine „Gewinnbringende Hühnerzucht“ wurde gar ein Bestseller. Erst in fortgeschrittenem Alter kam er zum belletristischen Schreiben. 1980 erschien sein erstes Buch „Fuego Fatuo“ mit Erzählungen und zehn eigenen Holzschnitten. Es folgten, in Spanisch, weitere Erzählbände,

Theaterstücke, zwei Romane sowie zahlreiche Artikel für verschiedene Zeitschriften. Seine Geschichten schildern u.a. das nicht leichte Leben der Menschen, z.B. der in die Pampa verschlagenen jüdischen Immigranten, auch die von osteuropäischen Juden mitgebrachte „Schtetl-Welt“. Später fand er seine Themen im Leben vor allem der kleinen Leute in der Großstadt, in den häufig banalen Spannungen des Alltags, in den Konflikten aus weltanschaulichen Gründen. Besonders bewegt ihn auch „die Verfolgung des Menschen durch den Menschen“.

Für seine Werke erhielt er zahlreiche Literaturpreise, u.a. 1981 und 1997 die „Ehrenschleife“ des Argentinischen Schriftstellerverbands sowie im Jahr 2000 den 3. Literaturpreis der Stadt Buenos Aires.²

Unvergessene erste Heimat: Franken und die deutsche Sprache

Mit 75 Jahren publizierte Schopflocher 1998 sein erstes Buch in deutscher Sprache: „Wie Reb Froike die Welt rettete“, sechs seiner Erzählungen, die er „zunächst innerlich aus dem Spanischen übertrug und dann nacherzählte.“ Dabei spürte er, „ich fühle mich im Deutschen heimischer als im Spanischen.“ Schreiben in Deutsch, das war, wie wenn er „eine Haut abzieht und unten drunter das Original herauskommt.“ Bald folgten die autobiographischen Skizzen „Eine Kindheit“ (1998) sowie die zwei Erzählbände „Fernes Beben, Erzählungen aus Argentinien“ (2003) und „Spiegel der Welt“ (2006). Schließlich veröffentlichte er 2010 seine Autobiographie „Weit von wo, ein Leben zwischen drei Welten“. Schopflochers Denken prägen einerseits die zwei Welten aller Emigranten, die neue Wahlheimat und die alte Kindheitsheimat, wobei er schmerzlich empfindet, „dass zwei

Heimaten weniger sind als eine, weil ich mich zwischen zwei Stühlen sehe.“ Stark prägen ihn darüber hinaus auch die erlebten geistigen Welten. So sieht er sich „verhaftet mit den drei im Gestern versunkenen Welten – dem humanistisch geprägten Deutschland, dem Geist des liberalen westeuropäischen Judentums und dem toleranten Argentinien der Dreißigerjahre. Wobei mir mit zunehmendem Alter immer mehr zu Bewusstsein kommt, dass es diese sich in meinem Kopf gespeicherten Welten nie gegeben hat. Jedenfalls nicht so, wie sie sich heute meiner verklären den Erinnerung darstellen.“

Am 9. März 2008 hat die Stadt Fürth an Robert Schopflocher ihren Jakob-Wassermann-Literaturpreis verliehen. In dieser siebten Ausgabe der Fürther Auszeichnung trafen sich sozusagen zwei wahrhaft geistesverwandte Autoren: einerseits ähnlich in ihrer fränkisch-jüdischen Identität, beide sind in Fürth geboren und dort auch in ihrer Zeit mit dem Antisemitismus konfrontiert worden; andererseits kongenial in ihrem schriftstellerischen Arbeiten, das sich dem Erbe der Aufklärung verpflichtet weiß und auch den großen Fragen der jüdischen Identität nachspürt, über die beide großartig und faszinierend zu erzählen vermögen. Schopflochers Geschichten sind authentisch, voll eigener Erfahrungen, „oft melancholisch, aber immer auch humorvoll“, so der Fürther Oberbürgermeister Jung bei der Preisverleihung 2008.

Poetisches Vermächtnis : „Hintergedanken“

Nun hat Robert Schopflocher seine Prosa-Autobiographie lyrisch ergänzt mit dem Gedichtband „Hintergedanken“. Dieser umfasst 40 Gedichte aus zwei Jahrzehnten. In ihnen entrollt der Verfasser sein Nachsinnen über die Wegmarken seines Lebens,



Abb.: Robert Schopflocher.
Photo: Spätlese-Verlag.

über die Widersprüche unserer Zeit und über seine Zukunftshoffnungen. Zugleich spiegelt die lyrische Sprache ein tiefes, aber auch zwiespältiges humanistisches Ethos wider. Ein dichterisches Fazit, ja Vermächtnis „in konzentrierter Kürze“, das der Nürnberger Spätlese-Verlag in einer ansprechenden bibliophilen Ausgabe herausgebracht hat. Die vom Autor gefertigten Holzschnitte „Wasserspiegelungen“, „Angst“ und „Tyrannis“ unterstreichen die tiefgründige Aussagekraft der Gedichte.

Gedichte? Vielleicht nein, wenn Reimspielereien, rhythmischer Klang oder metrische Lesbarkeit erwartet werden. Dann wäre vielleicht der Begriff lyrische Prosa zutreffender. Gedichte sind es indessen ganz sicher sowohl im „handwerklichen Talent“ als auch in dem, „was drin steckt“, wie Erich Kästner einmal forderte. Die Verse verlangen danach, langsam, lyrisch gelesen und aufgenommen zu werden. Die Sprache ist knapp, sehr verdichtet und

zutiefst seelisch. Die Verse sprechen den Leser im Innersten an, gehen unter die Haut. Sie geben mehr zu verstehen, als die wenigen Worte verbal sagen. Denn sie offenbaren, zwischen den Zeilen, sehr viele „Hintergedanken“: das im Vordergründigen Verborgene, das Atemlose im Leben, die ungestillten Sehnsüchte, aber auch die Doppelbödigkeiten, z.B. der Bürgerlichkeit, des Fortschritts, der Macht oder der Religionen und Ideologien bis hin zum grausamen Ernst vieler einstiger wie heutiger Menschenschicksale. Überdies lassen sie auch die Einschnitte im Leben des Robert bzw. Roberto Schopflocher durchscheinen wie auch die Erinnerungen, die unauslöschlich in ihm wirken und in vielen Gedichten eindringlich anklingen, von der „Seelenarchäologie“ bis zum „Fürther Totentanz“.

Nicht zuletzt lassen die Verse spüren, wie sehr der argentinische Autor verbunden und verwachsen blieb mit seiner deutschen Muttersprache – und mit der fränkischen Heimat,

„das Kindheitszuhause,
dessen silberne Spur
uns im Traume lockt.“

Eindringliche Stimme der Gegenwartsliteratur

Inzwischen konnte Robert Schopflocher seinen 90. Geburtstag feiern. Zu seinen Ehren veröffentlichte der Würzburger Verlag Königshausen & Neumann eine imponierende Festschrift. Das reichhaltige Buch vereint über 70 Beiträge namhafter Autoren und Autorinnen aus zahlreichen Ländern: wissenschaftliche Artikel, Essays, Geschichten, Gedichte, Interviews und Buchbesprechungen. Es geht um Menschen, Schicksale, Themen und Erfahrungen, die „vom Leben gezeichnet sind“ –

was zahlreiche Photos und Bilder, die die Textsammlung ergänzen, verstärkend zum Ausdruck bringen.

Alle Beiträge sind Ehrerbietungen an den großen deutsch-argentinischen Schriftsteller Roberto Schopflocher, der in seinen vielen Publikationen sehr feinsinnig, eindringlich und weise über ganz verschiedene Lebenskreise, Erinnerungsströme und Erfahrungswelten geschrieben hat. Zugleich beleuchten die zahlreichen Arbeiten auf ihre Weise die großen Themenkomplexe in Schopflochers Erzählwelt, wie z.B. Kindheit im Dritten Reich – Shoa – Emigration und Exil – Fremde und Heimat – was bleibt. So würdigt dieses Buch sehr umfassend Roberto Schopflochers literarisches Werk. Zugleich versammelt darin der in der Seele zerrissene Autor Schopflocher viele rund um die Welt verstreute Autoren.

Robert Schopflocher: Hintergedanken. Gedichte aus zwei Jahrzehnten mit 3 Holzschnitten des Autors. Nürnberg (Spätlese-Verlag) o.J. (2012), ISBN 978-3-924461-26-3. Bibliophile Ausgabe, 300

numerierte Exemplare, die ersten 50 vom Autor signiert, 80 S., 26.-- Euro.

Frederick A. Lubich (Hrsg.): Transatlantische Auswanderergeschichten. Reflexionen und Reminiszenzen aus drei Generationen. Festschrift zu Ehren von Robert Schopflocher. Würzburg (Verlag Königshausen & Neumann) 2014, ISBN 978-3-8260-5560-7, 676 S., zahlr. Abb., 68.-- Euro.

Dr. Alexander von Papp lebt als freier Autor und Redenschreiber in Randersacker. Sein Berufsweg führte ihn von der Regionalforschung (TU München) über die Tätigkeit in Ministerien (Raumordnungspolitik in Bonn und Brasilien sowie Öffentlichkeitsarbeit im Bundesbauministerium) zur kommunalen Ebene (Öffentlichkeitsarbeit und Presse- sprecher der Stadt Würzburg, später Kulturamtsleiter). Seine Anschrift lautet: Euweg 8, 97236 Randersacker, alexander@vonpapp.de.

Anmerkungen:

- 1 Schopflocher, Robert: Buenos Aires. Eine deutsche Kulturinsel 1933–1945. Erweiterte Fassung des Vortrags am 30.10.2012. Mit einem Nachwort von Dirk Niefanger u. Gunnar Och, in: Erlanger Universitätsreden Nr. 82/2013.
- 2 Siehe dazu auch das ausführliche Porträt „Zwei Heimaten sind weniger als eine. Interview mit dem deutsch-argentinischen Schriftsteller

Robert Schopflocher“ in der Zeitschrift *ila* (Themenheft „Literatur aus Argentinien“) Nr. 335/2010, S. 43–46, hrsg. von der Informationsstelle Lateinamerika, Bonn. Ferner auch: Jakob-Wassermann-Literaturpreis. Reden zur Preisverleihung 2008 an Robert Schopflocher, hrsg. von der Stadt Fürth.

Kleine Geschichte des Museums für Stadt- und Familiengeschichte Marktsteft

Angesteckt von der Überraschung der Besucher erzählt der Beitrag über den kurzen Werdegang des kleinen, aber feinen Museums in Marktsteft – einem Ort, in dem kaum einer ein Museum oder gar bedeutende Geschichte vermutet, liegt er doch abseits der Staatsstraße 2271 und scheinbar abseits der Zeit. Aber schauen Sie doch einfach vorbei und überzeugen sie sich selbst, wie spannend das Leben in „Steffe“ einst war, wie rasant und eigenartig der Weg vom kleinen Häckerdorf zum „Tor zur weiten Welt“ unter den Marktgrafen und zum heutigen Industriestandort verlief.

I. Die Sammlung

Bereits im Jahre 1955 fand der damalige Familiensprecher der bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Steft ansässigen Familien Keerl, Prof. Rösch, die Mitglieder der einzelnen Familien sollten geschichtsträchtige Gegenstände wie Spielzeuge, Gemälde, Bücher, Kunstgegenstände, Stammbücher, Schmuck, Hausrat etc. aus ihrem persönlichen Umfeld für eine Schenkung an Marktsteft zusammentragen. Diese sollte dann in Steft der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, um so ihrem Stammort zur Ehre zu gereichen, und im Idealfall dazu führen, hier ein Museum zu begründen. Nach rund zehn Jahren des Suchens und Sammelns, d.h., also im Jahr 1965, waren genügend ‚Altertümer‘ zusammengetragen, um sie schließlich der Stadt Marktsteft zu übergeben.

Dies war aber leider noch nicht die Geburtsstunde des Museums für Stadt- und Familiengeschichte. Bis dahin bedurfte es noch weiterer 39 Jahre. Zum damaligen Zeitpunkt mangelte es zum einen an geeigneten Räumlichkeiten, die für eine entsprechende museale Darstellung geeignet erschienen, und zum anderen an der ebenfalls nötigen Wertschätzung solche ‚Altertümer‘.

So sollte es schließlich bis ins Jahr 2004 dauern bis in Steft die Voraussetzungen geschaffen waren, diese stolze Sammlung in entsprechenden Räumen zu präsentieren. In der Zwischenzeit hatte man die Sammlung in die nahe Kreisstadt Kitzingen gegeben, wo sie mit Freude empfangen und im dortigen Stadtmuseum in die dortige Ausstellung integriert wurde. Obwohl eigens Vitrinen angeschafft und ein besonderer Raum bereitgestellt wurden, konnte doch auch hier nur ein kleiner Teil der Objekte ausgestellt werden.

Ende des 20. Jahrhunderts jedoch regte sich der Geist der Erneuerung in Marktsteft. Der Archivar Rudolf Etzelmüller (†) und der Bürgermeister der Stadt Rudolf Riegler besannen sich auf die „Sammlung Keerl“. Erste Kontakte zu Frau Doris Badel vom Archiv Kitzingen verliefen verheißungsvoll und signalisierten die Bereitschaft der Stadt Kitzingen die Exponate an Marktsteft zurückzugeben.

In den Jahren 1999 bis 2001 mussten an öffentlichen Gebäuden der Stadt grundlegende Veränderungen vorgenommen werden. Rathaus mit Rathaufturm, ehemaliger Schule, Bücherei und ebenso



*Abb. 1: Die Kirchenburg in Marktstef.
Photo: Thomas Siegmund.*

das Pfarrhaus, also der gesamte westliche Bereich der Kirchenburg, erfuhren eine Umgestaltung und zum Teil auch eine Umnutzung.

Da die Eigenmittel der Gemeinde hierzu nicht ausreichten, wurden über das Städtebauprogramm zusätzliche Gelder beantragt. Der Freistaat Bayern und der Bezirk Unterfranken ermöglichten schließlich durch ihre Zuschüsse, das Projekt zu stemmen. Unter anderem wurde Geld auch für ein Museum beantragt und unter Auflagen bewilligt.

Bernhard Etzelmüller, Stadtrat und zweiter Bürgermeister, machte sich für ein geeignetes Museumskonzept stark und beauftragte Dr. Jochen Ramming und Dagmar Stonus M.A., beide vom Kulturbüro „FranKonzept“ Würzburg, ein erstes Grobkonzept zu erarbeiten und die Sammlung

Keerl zu sichten. Diese befand sich mittlerweile in Kisten verpackt auf Stefter Grund in der Saueracker'schen Scheune.

Die Gelder flossen zwar, doch das Museum – die Räumlichkeiten standen bereits ab 2001 zur Verfügung – war zunächst einmal vom Tisch, als weitere Ausgaben vermieden werden mussten. So blieb der Betrieb einer solchen öffentlichen Einrichtung und ein Lebendigwerden dieser neuen Institution vorerst unklar. Das aufwendige Konzept, das im Überschwang der ersten Tage bei „FranKonzept“ in Auftrag gegeben worden war, wurde somit auf Eis gelegt. Vergeblich bedrängten Bernhard Etzelmüller und sein Vater Rudolf (Archivar) immer wieder die Räte der Stadt, sie möchten doch das Konzept endgültig umsetzen.

Da die Auszahlung öffentlicher Gelder auch die Umsetzung der einstmals dafür beantragten Maßnahmen bedingt, rüttelte die Anfrage der Regierung, ob die erhaltenen Gelder auch tatsächlich für das Museum Verwendung gefunden hätten, im Jahr 2003 die Verantwortlichen wieder wach. Auf der Suche nach einem geeigneten Museumsleiter schlügen Riegler und Etzelmüller den Fachkrankenpfleger für Intensivmedizin und Anästhesie an der Mainklinik Ochsenfurt und Mitglied des Hafen&Kultur e.V. Marktstef Herrn Thomas Siegmund vor, der sich nach Gesprächen mit den Verantwortlichen bereitfand, das Museumsprojekt verantwortlich zu übernehmen und auf ehrenamtlicher Basis zu leiten. Vorab wurde durch Bernhard Ziegler vom Atelier Ziegler (Kitzingen) unser ‚Museumsfenster‘ im Rundbogenfenster an der Hausfront zur Hauptstraße entworfen und geschaffen.

Dieses hatte damals wie heute die Aufgabe, neugierig auf das zukünftige wie auch das bestehende Museum zu machen.

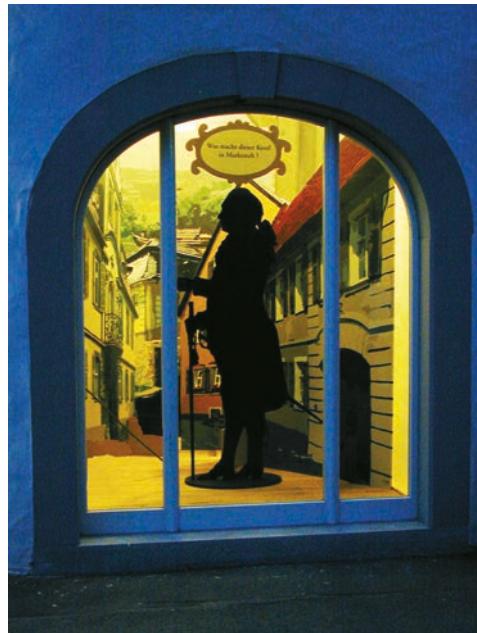
Das Thema lautet hier: „Was will so ein Keerl hier?“ (in Marktsteft). In ihm werden als Kulisse wichtige Gebäude aus Marktstefts Geschichte gezeigt. Johann Jakob Keerl, ein bedeutender Wohltäter des Marktes Steft, beherrscht mit seiner als Schattenriss ausgeführten Figur dieses ‚Minimuseum‘.

Im Januar des Jahres 2004 fand schließlich das erste konstruktive Gespräch im Kreis der alten und neuen Verantwortlichen statt. Bernhard Etzelmüller als zweiter Bürgermeister und damit Vertreter der Stadt, Thomas Siegmund als zukünftiger Leiter und „Frankkonzept“ machten sich an die Ausarbeitung des bereits erstellten Grundkonzeptes von Ramming/Stonus.

Das Ziel war klar. Die Geschichte Marktstefts sollte mit Hilfe der hier früher ansässigen und einflussreichen Familien Keerl aufgezeigt werden. Der Titel, der für die Dauerausstellung zusammenfassend stehen sollte, lautet: „Familie Keerl – 450 Jahre Bürgertum in Marktsteft“. Sie spannt sich über einen Zeitraum von 1554 bis zum Jahr 2004, dem Jahr der Museumseröffnung.

Die Zeit drängte, denn das neue Museum sollte im Rahmen des Kreisheimattages am 12. September 2004 die Pforten öffnen. Die folgenden Wochen brachten erfreulich schnell ein klares Bild des zukünftigen „Museums für Stadt- und Familiengeschichte“. In vielen Sitzungen hatten die verschiedenen Gewerke wie Schreiner, Designer, Restauratoren etc. am Gelingen des Gesamtkonzeptes gefeilt.

Trotz der räumlichen Gegebenheiten und monetären Einschränkungen kam es zu einem respektablen Ergebnis, welches oft als erste Reaktion von Besuchern beim Betreten der Museumsräume ein Staunen auszulösen vermag. Auf den Tag genau, quasi bis zur letzten Minute, konnten alle



*Abb. 2: Das Museums Schaufenster.
Photo: Thomas Siegmund.*

Arbeiten zur vollsten Zufriedenheit erlebt werden. Am Sonntag, den 12. September 2004, war es dann so weit: das neue Prestigeobjekt der Stadt öffnete am Kreisheimattag im Rahmen einer Feierstunde die Pforten.

Unter den ersten Besuchern von Rang und Namen befanden sich die Landräatin Tamara Bischoff, Vertreter anderer Städte und Gemeinden, viele auswärtige Besucher und natürlich unzählige Stefter Bürger, die ihr Museum sehen wollten. Alle lobten das außergewöhnliche Konzept und dessen gelungene Umsetzung.

An dieser Stelle soll das Problem der Barrierefreiheit angesprochen werden. Das Museum ist in den Räumen der ersten Lateinschule untergebracht, die später als Sozialwohnungen genutzt wurden. Die kleinen Zimmer sind zwischen ca. 6 und 22

qm groß. Die Museumsräume sind leider nur über acht Treppenstufen vom Bürgersteig aus zu erreichen, und selbst zwischen den Räumen gibt es größere und kleinere Absätze, die Gehbehinderten den Zutritt erschweren, wenn nicht sogar unmöglich machen. Eine Lösung dieses Problems ist nicht absehbar und derzeit wohl auch nicht gewünscht, würden doch solche Maßnahmen den Charakter des historischen Museumsgebäudes völlig verändern.

Der Rathausturm ist, wie bei alten Türmen üblich, nur über steile, oft ausgetretene Treppen zu erklimmen, was vielen älteren Gästen nicht mehr möglich ist. Rastmöglichkeiten in den einzelnen Stockwerken bringen zwar Linderung, können aber das Problem nur abmildern.

Der erste Schritt zum Vorzeigeobjekt war getan, doch musste das Museum nun mit Leben erfüllt werden. Die Gründung eines Museumsteams mit engagierten Mitarbeitern wurde schnell realisiert. Mit kleinen personellen Änderungen wurde es bis Ende des Jahres 2014 von Thomas Siegmund geleitet. Diese Gruppe garantierte die Öffnungszeiten, organisierte Führungen im Museum sowie in der Stadt und wirkte bei kulturellen Veranstaltungen rund um das Museum mit.

Um eine fachgerechte Erledigung der vielfältigen Aufgaben leisten zu können, bildeten sich die Mitglieder des Teams bei Veranstaltungen der „Museumspädagogik Bayern“ immer wieder fort. Fachzeitschriften wie „Standbein/Spielbein“ und Schriften der „Landesstelle für nichtstaatliche Museen in Bayern“ sorgen dafür, auf dem Stand der Zeit zu sein.

Die Pflege von Internetportalen wie „facebook“ oder „twitter“ ist derzeit aufgrund der engen Personaldecke und der zeitintensiven Pflege solcher Portale nicht zu erbringen. Hingegen besteht seit 2005

ein gelungener Internetauftritt und wird von Thomas Bartel gepflegt. Hier sind Informationen zu den einzelnen Räumen, aber auch zu einem Stadtrundgang zu finden. Die Seite lehnt sich dabei stark unser Museumsfaltblatt an. Im Idealfall sind die aktuellen Veranstaltungen des Jahres hier ebenfalls einzusehen.

II. Kulturelle Veranstaltungen

Die „Sommerabende“ fanden in der Kirchenburg statt und waren durch das besondere Ambiente sowie die Künstler immer ein Erfolg. Sie wurden jeweils am dritten Wochenende im Juni durchgeführt. Fränkische Künstlern aus der Comedy- und Musikszene fanden guten Anklang, doch trotz Stammgästen wurden unsere Erwartungen nicht erfüllt. So kam es wie es kommen musste: die Sommerabende wurden nach nur fünf Jahren wieder aus dem Veranstaltungskalender gestrichen, da das Museumsteam nicht über die nötigen finanziellen Mittel verfügt, die Mindereinnahmen zur Deckung des Budgets zuzuschießen. Bisher waren auch zwei Weihnachtsmärkte 2004 bzw. 2005 und ein Trödelmarkt im Jahr 2008 die einzigen Aktivitäten, die keine Nachfolgeveranstaltung fanden.

Zum Wechsel der Sommer zur Winterzeit veranstaltet das Museum jährlich seine „Museumsnacht“. Neben kleinen kulinarischen Köstlichkeiten hat diese meist einen direkten Bezug zur jeweils laufenden Sonderausstellung. Das gesamte Museum ist dann bei freiem Eintritt für das Publikum zugänglich. Musikalische Einlagen oder andere kulturelle Genüsse sorgen für Kurzweil und runden die zeitlich begrenzte Sonderausstellung ab. Hierbei gibt es auch schon eine kleine Fangemeinde, die diesen Abend zu einem intimen Fest werden lässt.



Abb. 3: Raum 1 – Ein Stammbaum und seine Wurzeln. Photo:

Thomas Siegmund.

Ferienpassaktionen bieten den Kindern spielerisch Einblicke in die Geschichte von Steft. Sie nehmen Themen auf, die im Museum selbst wurzeln oder zur laufenden Sonderausstellung passen. Dann ist das Museum zum Mitmachen, dann kann man Geschichte und Kultur erleben, und Anfassen ist ausdrücklich erwünscht!

III. „EinBlick“ in unser Museum

Über mehrere Stufen gelangt man von der lärmenden Hauptstrasse in den überschaubar großen Vorräum des Museums mit kleinem Shop. Angeboten wird hier eine Publikation aus der Reihe „Unter dem Schwanberg“ von Fritz Mägerlein: Marktstift und die sechs ansbachischen ‚Mainedörfer‘; ursprünglich im Verlag Siegfried Greß, Marktbreit erschienen (mit spezifischer Erweiterung zu Marktstift [Markgrafen Brandenburg-Ansbach und ihre Wohltäterschaft im Bezug zu „Steffe“], er-

stellt mit Unterstützung von Herrn Werner Bürger vom Museum Ansbach. Außerdem ist als Broschur „Frust im Knast“, ein Aufsatz von Dr. Jochen Ramming und Dagmar Stonus M.A. über die Graffiti im Arrestturm Marktstift mit einigen Anekdoten der Einsitzenden und Bildmaterialien, erhältlich, erschienen zur gleichnamigen Sonderausstellung 2011. Außerdem ergänzen ein transkribiertes Tagebuch von Leonhard Conrad, das zur Sonderausstellung „...im Fluss. Binnenhäfen am Main“ in Beziehung steht, sowie Beschreibungen zur Geschichte der Kirche oder des Rathausturms das Angebot. Zu finden sind auch der Kulturkompass oder der Reiseführer „Die Volkacher Mainschleife“ von Gabi Bergauer. Der „Museumsführer Bayern“ schließlich vervollständigt unser kleines Angebot an illustrierter Lektüre. Kulturführer und Zeitschriften der Umgebung sowie die Zeitschrift „Aviso“ der bayrischen Staatsregierung liegen kostenlos aus.

IV. Die Museumsräume: ein Überblick

Beim Betreten des ersten Ausstellungsräumes fällt sogleich die helle, wohltuende, dem gelben Sandstein nachempfundene farbliche Gestaltung ins Auge. Gleichzeitig fasziniert unser Blickfang: Ein großes Ölgemälde aus dem Jahr 1803 zeigt zwei Kinder der Familie Keerl, Wilhelm und Ferdinand, beim Spiel. Hier ist anzumerken, dass trotz ausführlicher Recherche der Künstler, der für dieses außergewöhnliche, großformatige Bild verantwortlich zeichnete, nicht eruiert werden konnte.

Dieser erste Raum (von insgesamt fünf im Haupthaus) ist mit der Überschrift „Ein Stammbaum und seine Wurzeln“ beschriftet. Von der Geburt über die Heirat zum Tod schließt sich hier der Lebenskreis. Ein stilisierter Stammbaum und ein Stammbaum aus dem Jahr 1664 zur Genealogie der Familie Keerl machen den Hintergrund der Familiengeschichte transparent. Exponate sind hier ein Taufkleidchen aus dem 19. Jahrhundert, Eheringe, Hochzeitskelch, Gemälde von verschwagerten Angehörigen, Photos oder ein Totengedenkblatt. Die Abstraktion des Keerl'schen Stammbaumes lädt zum Studieren der Namen ein. Sie reicht bis zu Sebastian Keerl, der 1554 sein Amt als Schultheiß in „Steffe“ antrat. Er ist der erste Keerl, der aktenkundig wurde und als Stammvater der hier in Steft gegründeten Familie gilt.

In diesem Raum gibt es eine Hörstation mit den Themen: ‚Empfindungen, Entschlüsse und Beschäftigungen gutgearterter Kinder‘ von J. H. Keerl (1793). Agnes Keerl schreibt in ihrem Manuskript vom 29. September 1860 über einen „Mütterlichen Rath an ihren lieben Sohn Ferdinand von seiner treuen Mutter“, „Mein Kind von der Wiege bis zur Schule“ ist Thema von Maria Rösch ab 1894.



Abb. 4: Ein Ausschnitt aus dem Kinderbild von 1803.
Photo: Thomas Siegmund.

Nicht nur für Kinder interessant ist die pädagogische Puppenküche aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit auffälligen Zubehör, gesammelt über ca. 100 Jahre. Das bereits oben erwähnte Gemälde der Kinder von 1803 fasziniert alle Besucher. Es ermöglicht immer wieder einen guten Einstieg für Kinder in die musealen Inhalte der Ausstellung.

Das Konzept, welches sich durch alle Räume zieht, ist der immer wieder auftauchende Sprung ins ‚Heute‘. Hier zeigt die Puppenküche und der Inhalt der sich darunter befindenden Schublade den Zeitsprung mit am augenfälligsten. In dieser leicht zu öffnenden Lade befindet sich eine von „Playmobil“ gesponserte Puppenküche, von der sich die kleinen Besucher gerne ‚unterhalten‘ lassen, während die großen ihre Runden drehen und ihre Aufmerksamkeit den Exponaten und den Hörstationen widmen.

Der zweite Raum mit dem Titel „Familienleben“ zeigt Exponate typischer Frauenbeschäftigungen, wie das Stickern, Kleidung und Accessoires des Patriziertums des 18. Jahrhunderts, dem die Familie Keerl angehörte. Eine kleine Duftorgel bringt die Besucher genauso wieder in



Abb. 5: Das Stammbuch der Emma Caroline Hesler (1813–1854). Photo: Thomas Siegmund.

Schwung wie die Damen im 18. Jahrhundert mit ihren Riechfläschchen.

Charakteristische Tätigkeitsfelder der Männer, wie das Rauchen, die Künste, die Wissenschaft, aber auch Kriegserfahrungen als Soldat im Ersten Weltkrieg, prägen diesen Teil des Raumes. Beschäftigung mit der Botanik führten zu Namensgebungen wie der „Keerlia effusa“ oder der allseits bekannten Zinnie. Ein Tabaksbeutel mit Knaster gefüllt, kann hier von der rau chenden Zunft mit vor das Museum genommen werden, um dem „Erlebnis Tabak“ aus jener Zeit nachzuschmecken. Die Hörproben sind hier von J. E. S. Keerl „Journal Bey meiner Reyse nach Sachsen und in das Brandenburgische [...] 1765“. Gedichte J. H. Keerls und Auszüge aus einem Kriegstagebuch datiert 14. November 1914 bis 23. März 1915.

Ein Hinweis zur Verbindung der Familie Keerl zur bekannten Familie der Feuerbachs (Juristen, Philosophen, Maler) sowie der Umstand, dass Julie Keerl Kaspar Hauser Zeichenunterricht erteilte, und ein Eintrag von Kaspar Hauser in Julies Stammbuch sei an dieser Stelle erlaubt. Überhaupt bildet eine erhebliche Sammlung von Stammbüchern einen weiteren

Aspekt der Frauen- und Männergeschichte. Gegen die landläufige Annahme, dieses Thema betreffe nur die Frauen, wird hier Aufklärungsarbeit geleistet.

Der Sprung ins „Heute“ ist mit einem Poesiealbum unserer Zeit sowie der Möglichkeit, sich ins museumseigene Poesiealbum einzutragen, gegeben. Zur Belohnung gibt es hierzu „„Oblaten“ zum Ein kleben in diese geschichtsträchtigen „Alba amicorum“.

Raum Drei bietet unter dem Motto „Herrschen und Regieren“ Einblick in Besuche der Markgrafen in Marktsteft, erklärt deren weitläufiges Herrschaftsgebiet und ihre auf Steft bezogene Politik. Eine Installation zur wichtigen Schreibertätigkeit, die das Regieren in Marktsteft vom weit entfernten Ansbach aus erst ermöglichte, rundet das Konzept hier ab. Bürgermeistermedaillen, Petschafe und Siegelstempel der Stadt sowie eine Truhe für Schriftgut verweisen auf Stefts Stadtgeschichte. Der Zeitsprung hier ist eine kleine Schiefertafel zum Üben der Sütterlin schrift. Die von Ludwig Sütterlin zur Vereinfachung geschaffene Ausgangsschrift, die den ältern Besuchern meist noch ge gewäßt ist, steht hier allen Gästen zur Verfügung.

Der vierte Raum, der mit nur ca. 6 qm Größe kleinste im Haus, spricht die Frömmigkeit an. Steft wurde schon ab 1527 auf Geheiß des Markgrafen Georg des Frommen zu Brandenburg-Ansbach nach lutherischem Glauben reformiert; dies in einer sonst katholischen Landschaft. „Hoffen und Glauben“, das Thema des Raumes, werden hier durch einen Haussegen, Gebetbücher, Geschenke zur Konfirmation und Stiftungen an die Kirche deutlich gemacht. Die Brücke zum „Jetzt“ schlägt eine kleine Orgeleinlage („Eine feste Burg ist unser Gott“), gespielt von Christine



Abb. 6: Der von Anna Keerl 1695 gestiftete Abendmahlkelch.
Photo: Dagmar Stonus.

Schuster-Stier, die man nach einem kleinen Auszug aus der Predigt zum Sonntag „Rogate“ von Pfarrer Stier, dem derzeitigen Pfarrer von Steft, abrufen kann. Der von Amalia Keerlin gestiftete Abendmahlkelch ist mit das aktuellste Exponat des Museums, denn wird der Kelch für Feierlichkeiten in der Kirche benötigt, holt der Pfarrer den vergoldeten Kelch aus dem gläsernen Tresor, um ihn im Anschluss geputzt wieder den Besuchern zur Ansicht zur Verfügung zu stellen.

Der fünfte Raum, etwa doppelt so groß wie der Raum zuvor, beschreibt das „Wirtschaften und Handeln“ der Stadt am Main und deren Aufstieg zum Handelsort der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Diese fanden, nachdem Kitzingen schon 1629 von Würzburg aus Ansbachischer Verpfändung ausgelöst wurde, hier ihr neues Tor zur Welt.

Ein Portrait von Johann Jacob Keerl, dem Wohltäter Stefts, der zum richtigen Zeitpunkt Hofbeamter in Ansbach war, beherrscht den Raum. Seinem Einfluss und seinem Wirken während der Interimsregierung von Markgräfin Charlotte ist es zu verdanken, dass in Marktstef der Ausbau des Hafens, der Bau der Schranne, die Einführung der Strumpfwirkerei (Hugenotten), die Marktrechtsverleihung und somit der wirtschaftliche Aufstieg vom Häckerdorf zum Markt begann.

Daneben sind das Zunftzeichen und die Zunftrude respektable Ausstellungsstücke, neben der angerissenen Geschichte der Brauerei Kesselring (gegründet natürlich von einem Keerl) und dem Stadtplan von 1712, der zeigt, wie sich der Markgraf mit seiner geplanten „Wilhelm Friedrich Steffter Stadt“ die Zukunft des Marktes am Main vorgestellt hatte.

Dreidimensionale Aufnahmen vom alten Hafen führen den Weg zurück ins ‚Heute‘, bevor der Besucher den Rathaussturm besteigt, um die ehemaligen Arrestzellen zu bestaunen und dabei versucht, die Graffiti an den Wänden der Zellen zu entziffern. Zum Glück gibt es eine bereitliegende Transkription.

V. Rathaussturm mit ehemaliger Arrestzelle und Türmerstube

Direkt neben der Toreinfahrt zur Kirchenburg befindet sich der Aufgang zum Turm. Über alte, ausgetretene Stufen gelangen wir so in den zweiten Stock des Turms, wo sich die sehr gut erhaltene Arrestzelle befindet. Schon von außen beeindruckt sie mit ihrer eisenbeschlagenen Tür die Besucher. Macht die kleine Klappluke in der Tür, die zur Versorgung der Inhaftierten diente, von außerhalb der Zelle noch Spaß, zeugen jedoch lange, betretene Ge-



Abb. 7: Der Türsturz der Brauerei Keerl von 1688.
Photo: Thomas Siegmund.

sichter von Unwohlsein oder gar Angst und Panik der Besucher, sobald sich Tür und Klappe hinter den Besuchern schließen. Ein Erlebnis der besonderen Art!

Steigt man nach dem Studium der Kritzeleien an den Wänden der Arrestzelle in das dritte Obergeschoß, fühlt man sich in der Türmerstube gleich viel wohler. Ein gerichtet mit Sitzbänken unter den Fenstern, genießt man hier den Ausblick wie einst der ehemalige Türmer Grötsch, der von 1765 bis 1775 hier über die Sicher-

heit der Stadt wachte. Der Blick auf Steft, das Keerlhaus, die ehemalige Brauerei, entschädigt für den mühevollen und engen Aufstieg. Hier ist es gemütlich und wärmer als im Gefängnis, hier kann man wahrlich am Rad der Zeit drehen, dem ehemaligen Uhrenkasten der Turmuhr. Interessant sind die alten Ansichten der Stadt, die an den Wänden in Originalen, auf dem Uhrenkasten in Reproduktionen zu sehen sind. Gedanken, die man in der Küche des Turmes bekommt sind, meist mit einem Seufzer der Befriedigung verknüpft: wie luxuriös unsere Küche doch Zuhause ist! Der steile Abstieg in den Kirchhof lässt abermals Freude aufkommen, wenn daheim das Wasser nicht in schweren Eimern drei Stockwerke hoch geschleppt werden muss oder der Gang aufs Häuschen nicht über den kalten Hof führt. So endet dann unten in der Kirchenburg unser Rundgang durch unser kleines, aber feines Stefter Museum.

Sind Sie neugierig geworden? Dann freuen wir uns auf Ihren Besuch, auch außerhalb der Öffnungszeiten. Vereinbaren Sie doch einfach telephonisch einen Ter-

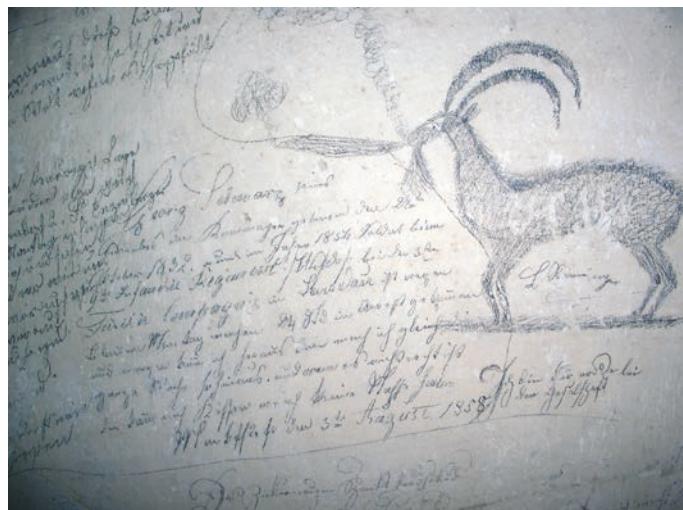


Abb. 8: Das „Ziekgarn“ [Ziegarren]-Graffiti im Turmgefängnis.
Photo: Thomas Siegmund.

min. Per E-Mail (bgm@marktsteft.de) erhalten Sie schnellstmöglich Antwort auf Ihre Fragen. Die Öffnungszeiten sind in den Monaten Mai bis Oktober Samstag 10 bis 11 Uhr oder Sonntag 14 bis 16 Uhr. Dann allerdings fallen wir alle in den Winterschlaf. Werfen Sie auch einen Blick auf unsere Internetseite <http://www.marktsteft.de/museum/home.htm>. Hier erwartet sie ein kleiner virtueller Gang durch unser Museum. Die Tourist-Info Marktbreit können Sie unter der Telefonnummer 09332-591595 kontaktieren; sie hilft Ihnen gerne weiter.

Thomas Siegmund (geb. 1957) ist Fachpfleger für Intensivmedizin und Anästhesie von Beruf und an der Mainklinik Ochsenfurt beschäftigt. In Sachen Museumswesen und Geschichte ist er Autodidakt, doch war das Interesse an Kunst und Natur schon von klein auf bei ihm vorhanden, so dass seine Neigung zur Geschichtsinteresse in Marktsteft erwachen konnte. Seine Anschrift lautet: Sankt-Stephan-Straße 17, 97342 Marktsteft, E-Mail: thomas.j.siegmund@web.de.

Bernhard Wickl

Enthüllung der Informationstafel an der St. Kunigunden-Marter in Nürnberg-Buch

Mit der Enthüllung einer Informationstafel an der St. Kunigunden-Marter in Nürnberg-Buch, einem der bedeutendsten Flurdenkmäler des nördlich der Stadt gelegenen Knoblauchslandes, hat die Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES e.V. am 29. November 2014 Neuland betreten. Ein Initiative ihres Kassenwartes Bundesfreund Wilfrid Muscat folgend, hat die Gruppe Nürnberg die Tafel herstellen und errichten lassen, um Vorfürgehenden Informationen über dieses immer noch imposante Flurdenkmal zu vermitteln, an dem der Zahn der Zeit freilich schon kräftig genagt hat. Da es im Nürnberger Raum noch zahlreiche andere Steinkreuze und Martersäulen gibt, möchte die Gruppe Nürnberg in Zusammenarbeit mit örtli-

chen Vereinen und der Deutschen Gesellschaft für Steinkreuzforschung auf diesem Gebiet auch weiterhin aktiv bleiben.

Bevor Herr Muscat von der Entstehung und schrittweisen Verwirklichung der Idee zu diesem Projekt berichtete, bedankte sich der Vorsitzende der Gruppe Nürnberg, Bundesfreund Dr. Bernhard Wickl, bei allen Personen, die zum Gelingen des Vorhabens Wesentliches beigetragen hatten: Ein besonders herzliches Dankeschön ging dabei an die Familie König, auf deren Grundstück die Kunigunden-Marter steht, für die Erlaubnis zur Aufstellung der Tafel, an den Schmiedemeister Dieter Lindner aus Buch für die kostenfreie Durchführung aller zur Errichtung der Tafel notwendigen Metallarbeiten sowie an Herrn Prof.

Dr. Hermann Rusam, einen ausgewiesenen Kenner des Knoblauchslandes, für das Verfassen des Textes der Tafel.

Nachdem Herr Prof. Rusam Martersäulen und Steinkreuze kurz in ihren historischen Kontext eingeordnet hatte, wurde die Informationstafel enthüllt. Anschließend las Bundesfreund Muscat ihren Text den zahlreichen Teilnehmern der Veranstaltung vor:

„Die Kunigundenmarter“

Jahrhunderte hindurch stand die durch ihre Massigkeit und Höhe auffallende *Kunigundenmarter* auf freiem Feld, etwa 100 Meter südlich des früheren Dorfeingangs von Buch. Rechts und links war sie flankiert von je einem wuchtigen Steinkreuz. Die Martersäule selbst mag auf eine fromme Stiftung zurückgehen, während die Steinkreuze vermutlich als Sühnekreuze von einem Totschläger als kirchliche Buße gesetzt werden mussten. Um 1880 sollen die beiden Steinkreuze bei Nacht und Nebel beseitigt worden sein.

Die Gesamthöhe dieses größten Flurdenkmals im Knoblauchsland beträgt etwa 410 cm. Auf dem derb gestalteten Sockel steht ein auf drei Seiten mit gotischen Blendnischen verzierter hoher Schaft. Bildaufsatz mit Satteldach darüber sind zu fast bizarr erscheinenden Formen verwittert.

Die Kreuzigungsgruppe im Bildaufsatz zeigt Christus mit ausgestreckten Armen an einem Kreuz hängend, dessen Arme wie die Äste eines Baumes geschweift sind (sog. Astkreuz). Maria hat die Hände vor die Brust gefaltet, während Johannes klagend seinen Kopf auf die linke Hand stützt.



Abb.: Die St. Kunigundenmarter in Nürnberg-Buch mit der neuen Informationstafel des FRANKENBUNDES. Photo: Doris Richter.

Die beiden knienden Figuren unterhalb des Bildaufsatzes, vermutlich die Stifter der Säule, wurden von der Bevölkerung als Kaiser Heinrich II. und seine Frau Kunigunda gedeutet. Im Volksmund entstand daher der 1515 überlieferte Name *S. Kuniles- (= Kunigunden) Marter*. Als *marter bei puch* wurde der Bildstock aber schon 1441 erwähnt. Ein weibliches Skelett und ein Totenschädel, die man bei der Marter gefunden hat, sprechen dafür, dass es sich bei den beiden Steinkreuzen tatsächlich um Sühnekreuze handelte.

Text: Hermann Rusam

Errichtet von der Frankenbund-Gruppe Nürnberg 2014.“

Andreas Dornheim/Svenja Gierse/Stefanie Kießling: Erba – verwobene Geschichte. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Rahmen der Landesgartenschau Bamberg 2012 vom 26. April bis zum 7. Oktober. Memmelsdorf (Edition Hübscher im Genniges Verlag) 2011, ISBN 978-3-924983-41-3, broschiert, 87 S., zahlr. SW- und Farabb., 7,50 Euro.

Unter dem Motto „Eine Insel blüht auf. Von der Spinnerei zur Landesgartenschau“ (vgl. die Besprechung des gleichnamigen Dokumentationsbandes von *Karin Dengler-Schreiber* durch den Rezessenten in Frankenland Nr. 3 [2014], S. 208f.), entstand das zentrale Veranstaltungsgelände der bayerischen Landesgartenschau 2012, die vom 26. April bis 7. Oktober 2012 in Bamberg stattfand, im Umfeld der seit 1992 brach liegenden Textilfabrik ERBA auf einer Insel im nördlichen Stadtteil Gaustadt (vgl. www.bamberg2012.de/web/de/index.php und www.de.wikipedia.org/wiki/Landesgartenschau_Bamberg_2012). Anlässlich des Großereignisses in Bamberg zeigte die Ausstellung „ERBA – verwobene Geschichte“ Erfolge und Krisen des ehemaligen fränkischen Großunternehmens.

Die auf dem Gelände der Landesgartenschau an authentischem Ort, in den Räumlichkeiten der Bateurshalle – in dem auch als „Hölle“ bezeichneten Ort wurde einst die als feste Ballen angelieferte Baumwolle ‚aufgeschlagen‘ – gezeigte Ausstellung, basierte auf einem Forschungsprojekt der Universität Bamberg, das von Prof. Dr. Heidrun Alzheimer vom Lehrstuhl für Europäische Ethnologie zusammen mit Prof. Dr. Andreas Dornheim vom Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte unter Mitarbeit von Svenja Gierse M.A. und der Dipl.-Kulturwissenschaftlerin Stefanie Kießling realisiert

wurde. Im Mittelpunkt der Ausstellung standen die Unternehmenskultur und der Arbeitnehmeralltag sowie der Einfluss der Bauwollspinnerei auf die Entwicklung der Stadt Bamberg und insbesondere auf den heutigen Stadtteil Gaustadt. Den Alltag der Erba-Arbeiter konnten die Besucher der Ausstellung mit allen Sinnen erleben. Zu sehen gab es so beispielsweise zahlreiche Schautafeln mit Photos, Kleidung und Täfelchen mit Sprichwörtern, während das Klappern der Webstühle zu hören war und einige Stoffe und Rohbaumwolle auch angefasst werden konnten.

Zu der kleinen, aber feinen Ausstellung, die zahlreiche Besucher begeistert in ihren Bann zog, haben Andreas Dornheim, Svenja Gierse und Stefanie Kießling das vorliegende Begleitheft herausgegeben, in dem sie die wechselvolle Geschichte des ehemaligen Textilunternehmens und seiner Mitarbeiter ins Gedächtnis rufen. Das mit Schwarzweiß- und Farabbildungen reichlich illustrierte Büchlein gliedert sich in die fünf Kapitel: 1. Die Geschichte des Unternehmens, 2. Die Produktion, 3. Die Unternehmensleitung, 4. Die Arbeiterinnen und Arbeiter, 5. Milieus, die durch eine „*Kurze Übersicht über die Geschichte der Mechanischen Baumwollspinnerei und Weberei Bamberg*“ und „*Redewendungen zum Thema Spinnen und Weben*“ sowie Literaturhinweise ergänzt werden.

Die Mechanische Baumwollspinnerei und Weberei Bamberg nahm im Jahre 1858 die Produktion auf. „Das war zwar für Oberfranken früh, im europäischen Vergleich aber eher spät“, wie die Autoren bzw. Autorinnen zu Recht betonen. Gleichwohl war die in Gaustadt gelegene Fabrik das erste Großunternehmen der Region. Im Jahre 1927 schloss sich der Betrieb mit anderen Firmen zur Bauwollspinnerei Erlangen-Bamberg (so entstand der Kurzname

ERBA = Erlangen-Bamberg) zusammen. 1943 wurden Teile des Unternehmens von den Nationalsozialisten beschlagnahmt und für geheime Rüstungsproduktionen verwendet. Während dieser Zeit wurden in der Fabrik auch ‚Zwangsarbeiter‘ eingesetzt. Nachdem die Erba in der Nachkriegszeit zu neuer Blüte gefunden hatte, stand sie 1975 beinahe vor dem Konkurs. Im Sommer 1993 stellte das Unternehmen – damals immerhin die ‚Nummer 5‘ der deutschen Textilindustrie – schließlich die Produktion ein.

Neben der Unternehmensgeschichte werden in weiteren Kapiteln auch die Produktion, die Unternehmensleitungen sowie die Arbeiterinnen und Arbeiter vorgestellt. Ein weiteres Kapitel widmet sich auch den „Milieus“, wobei insbesondere das Gaustadter Vereinswesen beleuchtet und vorgestellt wird. Insgesamt betrachtet haben die Verfasser mit dem vorliegenden Begleitheft eine spannende Unternehmensgeschichte vorgelegt, die zugleich ein wichtiger Beitrag zur oberfränkischen Regionalgeschichte ist. *Hubert Kolling*

Lenz Meierott: Erinnern: Johann Friedrich Emmert und sein Herbar – Pflanzensammeln und Pflanzentausch um 1850. Hrsg. v. Uwe Müller (Ausstellungshefte des Stadtarchivs Schweinfurt, H. 7). Schweinfurt 2011, ISBN 978-3-926896-30-8, 64 S., zahlr. Abb., 6,-- Euro.

Nach langer Pause erschien das Heft 7 der Reihe „Erinnern“ der Ausstellungshefte des Stadtarchivs über bedeutende Schweinfurter Persönlichkeiten. Anlass für die Veröffentlichung war die gleichnamige Ausstellung über Emmert von März bis Juni 2011 im Stadtschreiberhaus am Martin-Luther-Platz, die sich mit der fast zeit-

gleichen Ausstellung des Museums Otto Schäfer „Gart der Gesundheit – Botanik im Buchdruck von Anfängen bis 1800“ hervorragend ergänzte. Johann Friedrich Emmert (1802–1868) war evangelischer Pfarrer in Zell bei Schweinfurt, verfasste die „Flora von Schweinfurt“ (1852), sammelte und bearbeitete ein umfangreiches Herbar (d.i. eine wissenschaftlich geordnete Sammlung getrockneter Pflanzen) und gründete den Naturwissenschaftlichen Verein Schweinfurt e.V. Er steht in der Tradition weiterer Schweinfurter Botaniker seit Johann Michael Fehr, einem Gründer der „Leopoldina“, heute die „Nationale Akademie der Wissenschaften“.

Im ersten Teil werden zunächst neben Johann Michael Fehr (1610–1688) weitere Vorläufer Emmerts vorgestellt. Johann Philipp Wolf (1747–1825), sein Sohn Johann Philipp Wolf (1778–1806), Gottlob Wilhelm Voit (1787–1813), in Teil 2 dann Emmert selbst. In diesem umfangreichsten Abschnitt sind unter den Titeln „Pfarrer und Naturforscher – sein Leben und seine botanischen Aktivitäten“ im Wesentlichen die bislang unveröffentlichten Aufzeichnungen seines Enkels Friedrich von Segnitz aus dem Jahre 1906 abgedruckt. Es folgt der Nekrolog aus dem Jahr 1868 aus dem damals bereits erscheinenden Schweinfurter Tagblatt. Ausführungen zu den Auseinandersetzungen um einen geplanten Gedenkstein für Emmert in Schweinfurt, Emmerts Doktorstitel, einem Dokument aus politisch unruhiger Zeit (1848/49), Emmerts verwandtschaftliche Verbindung zur Musikerfamilie Bach anhand einer handschriftlichen genealogischen Skizze sowie die Gründung des Naturwissenschaftlichen Vereins sind abgedruckt.

Teil 3 befasst sich mit Emmerts Schwiegersohn Gottfried von Segnitz (1827–1905), der bei der „Flora von Schweinfurt“

mitarbeitete. Teil 4 bespricht die „Flora“, die Hauptarbeit Emmerts. Sie erschien nicht zufällig 1852 – also 200 Jahre nach der Gründung der „Leopoldina“ in Schweinfurt – als Jubiläumsgabe. Emmert war bereits als Mitglied berufen worden und sorgte dafür, dass die Jubiläumsfeier in Schweinfurt stattfand.

In Teil 5 wird das Herbar Emmerts vorgestellt. Hier werden auch die identifizierten Korrespondenzpartner namentlich aufgelistet. Teil 6 befasst sich mit Pflanzensammeln und Pflanzentausch um 1850. In Teil 7 ist ein Resümee unter dem Titel „Die Flora von Schweinfurt – heute“ gezogen. Quellen und Literatur runden den Textteil ab. Der Katalog der Ausstellung schließt das Bändchen ab.

Der Autor Prof. Dr. Lenz Meierott war in seiner aktiven Zeit Vizepräsident der Musikhochschule Würzburg. Unlängst wurde er für seine Verdienste um die Erforschung der Fauna und Flora Unterfrankens von der Bayrischen Akademie der Wissenschaften geehrt. Das Stadtarchiv hätte keinen profunderen Kenner für das Ausstellungsheft gewinnen können.

Schön, dass mit dieser Veröffentlichung der Zugang zu den Schweinfurter Botanikern wieder erleichtert wurde. Die genannten Ansprechpartner der damaligen Zeit, Katalog, Quellen usw. sind nun kompetent aufbereitet. Druck, Satz, Layout sowie Lektorat geben dem Bändchen wieder das erfreuliche Erscheinungsbild Schweinfurter Veröffentlichungen. *Thomas Voit*

Christof Herrmann/Helmut Herrmann:
Biergartenwanderungen Fränkische Schweiz. Bamberg (Heinrichs-Verlag, Bayrische Verlagsanstalt) 2012, ISBN 978-3-89889-177-6, broschiert, 120 S., zahlr. Farabb., 10,00 Euro.

Bei der Fränkischen Schweiz, die sich über Teile der oberfränkischen Landkreise Bamberg, Bayreuth, Forchheim und Lichtenfels erstreckt, handelt es sich um eine charakteristische Berg- und Hügellandschaft mit markanten Felsformationen und Höhlen sowie einer hohen Dichte an Burgen und Ruinen. Kein Wunder also, dass sich die Region, die zudem vielfältige kulinarische Genüsse zu bieten hat, unter Wanderfreunden seit 200 Jahren großer Beliebtheit erfreut.

In ihrem Buch „Biergartenwanderungen Fränkische Schweiz“ stellen Christof Herrmann (Jahrgang 1972) und Helmut Herrmann (Jahrgang 1937) 15 Wandervorschläge zu besonders schönen Zielen in der Fränkischen Schweiz vor. Die Autoren – Helmut Herrmann veröffentlichte jüngst auch das Buch „Biergartenwanderungen Bamberg und Umgebung“ – legten bei ihrer Darstellung besonderen Wert darauf, dass der Wanderer sich nicht nur an der Natur und der Kunst erfreuen kann, sondern ihm auch leibliche Genüsse zu teil werden. Hierzu schreiben Christof und Helmut Herrmann einleitend: „*Unter den zahllosen Wandermöglichkeiten wurden hier solche ausgewählt, die landschaftlich und kulturell einiges zu bieten haben, darüber hinaus aber auch eine oder mehrere gute Möglichkeiten für eine angenehme Einkehr zu bieten haben*“ (S. 5).

So finden sich bei allen Wandervorschlägen – die alle mit öffentlichen Verkehrsmitteln durchführbar sind – auch genaue Hinweise auf Gaststätten mit schönen Gärten, mit hervorzuhebender fränkischer Küche, auf Lokale mit selbst hergestellten Erzeugnissen für die Brotzeiteinkehr und auf ländliche Kleinbrauereien.

Abgesehen von einer Übersichtskarte am Ende des Buches gibt es zu jeder Wanderroute eine Karte mit eingezeichneter

Wegstrecke und genauer Wegbeschreibung, die eine schnelle Orientierung erlaubt. Ferner finden sich jeweils Angaben über die Weglänge, die reine Gehzeit, Start, Ziel, das Geländeprofil, Kartenempfehlung, empfohlene Jahreszeit und Sehenswertes.

Der schmale Band, der gut in jeden Rucksack passt, ist reichlich mit ansprechenden Farabbildungen illustriert. Biergärten und -keller sind für das fränkische Leben und Empfinden zweifelsfrei ein ganz wichtiges kulturelles Phänomen. Wer entsprechende Lokalitäten in der Fränkischen Schweiz (wandernd) kennenlernen möchte, dem kann der hier vorliegende „Wegweiser“ von Christof und Helmut Herrmann als hilfreicher und zugleich anregender Reisebegleiter empfohlen werden.

Hubert Kolling

Uwe Müller (Hrsg.): Alte Karten und Atlanten – Aus den Beständen der Reichstadt Schweinfurt und des Museums Otto Schäfer. Schweinfurt (Druckhaus Weppert) 2012 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt, Nr. 26, zugleich Ausstellungskatalog Museum Otto Schäfer Neue Folge 6), ISBN 978-3-926896-31-5, 64 S., zahlr. farb. Abb., 8,- Euro.

Mit Prof. Dr. Uta Lindgren, emeritierte Wissenschaftshistorikerin aus Bayreuth, wurde eine profunde Kennerin der Materie als Autorin gewonnen. So liest sich der Ausstellungskatalog der 31 exquisiten Exponate aus einer Zeitspanne von 300 Jahren sehr spannend. Die Ausstellung selbst war im Jahr 2012 im Museum Otto Schäfer zu sehen und bestückte sich auch aus dem Bestand der Reichstädtischen Bibliothek. Sie zeigte Exponate, die sonst nur in Einrichtungen nationalen Ranges

zu finden sind. Das älteste Stück stammt von 1482.

Uta Lindgren geht drei Haupt-Fragen nach: 1. Wissenschaftliche Verortung (Atlanten, Kartentechnik, Verwendung der Karten) im Allgemeinen; 2. Geschichte prägnanter Beispiele (Weltkarten, Einzelkarten von Skandinavien, Afrika, Schulatlanten) anhand konkreter Exemplare; 3. Schweinfurt als Sonderfall (die Art und Weise, wie die Bibliotheksbestände mit der Geschichte der Stadt verwoben sind).

Das Staunen, das die Autorin ausdrückt, dass Schweinfurt solche Schätze besitzt, gründet darin, dass die Stadt keine Klöster, weder Universität noch Residenz hatte, die sich professionell mit Karten und Atlanten auseinandersetzen. In Schweinfurt leisteten sich die Bürger eine bemerkenswerte öffentliche Bibliothek – und das kontinuierlich seit über 500 Jahren. Dieses Erstaunen kommt in der Einleitung, im Kapitel Schweinfurt als Sonderfall und im Resumée zum Ausdruck.

Wie also kam eine solche umfangreiche und qualitätvolle Sammlung zustande? Das Bibliothekswesen stand unter unmittelbarer Aufsicht des reichsstädtischen Rates. Bei Zuwahl waren Buchgeschenke obligatorisch. Zudem bestand ein eigener Etat, der den Kauf von ca. einem halben Duzend Bücher pro Jahr ermöglichte. Buchstiftungen und Geldgeschenke für den Buchkauf waren jederzeit willkommen. In Schweinfurt muss es auch ein konkretes Interesse innerhalb der Bürgerschaft an Büchern gegeben haben. 500 Jahre Bibliothek sind ein Indiz dafür. Ein anderes ist die hohe Zahl an Handwerkern, z.B. Buchbinder, Buchdrucker, Buchhändler, die sich in historischer Zeit in Schweinfurt halten konnten. Sie haben ihren Lebensunterhalt nicht allein mit den Aufträgen des städtischen Rats verdient. Für die Atlanten

des reichstädtischen Gymnasiums ist ein Geheimnis zu lüften: In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren die Schüler verpflichtet, auf eigene Kosten einzelne Karten zu erwerben. Auf rund 350 Karten sind die Namen und das Datum der Schenkung verzeichnet. Dabei kostete ein Blatt etwa den Wert eines Mittagessens.

Hinweise auf die regionale Forschung u.a. von Dr. Anton Hirsch und populärwissenschaftliche Darstellungen, wie z.B. „Die Macht der Karten“ von Prof. Dr. Ute Schneider, TH Darmstadt, würden der Darstellung des Themas, z.B. an Hand von reichstädtischen Sonderkarten, in der Gesamtschau guttun und den Blickwinkel erweitern. Karten waren immer ein stückweit Selbstdarstellung und dienten teilweise auch Propagandazwecken, in Schweinfurt gibt es auch dafür taugliche Beispiele.

Fußnoten, der Katalogteil und die Biographie runden den reichlich bebilderten, im Wesentlichen alle Karten wiedergebenden Ausstellungskatalog ab. Insgesamt eine würdige Katalogisierung der Schätze der Archive der Stadt und des Museums Otto Schäfer. Die Kataloggestaltung, der Druck, die Ausführung, lassen keine Wünsche offen.

Thomas Voit

Christine Freise-Wonka: Bamberger Männergeschichten. Bamberg (Heinrichs-Verlag, Bayerische Verlagsanstalt) 2012, ISBN 978-3-89889-185-1, broschiert, 232 S., zahlr. Farabb., 16,90 Euro.

Es ist weniger die Abbildung des Einbandes – „Samson kämpft mit dem Löwen“, ein Detail vom Gestühl im Westchor des Bamberger Domes (ca. 1390) – das einen neugierig macht und zum Lesen anregt als vielmehr der Titel des Buches „Bamberger Männergeschichten“. Wer die „Bam-

berger Frauengeschichten“ (2006) bereits kennt, weiß, dass man sich hier, nun unter dem Vorzeichen der Männlichkeit, auf eine Reihe amüsanter und unterhaltsamer Histörchen aus dem Alltag einer Kleinstadt freuen darf.

Wie der ‚Frauenband‘ stammt auch der jetzt vorliegende ‚Männerband‘ aus der Feder von Christine Freise-Wonka. Geboren 1958 in Frensdorf bei Bamberg studierte sie nach dem Abitur Kunstgeschichte, Vor- und Frühgeschichte und Klassische Archäologie in Würzburg mit Magisterabschluss, um anschließend an die Universität Bamberg zum Promotionsstudium der Fächer Kunstgeschichte und Mittelalterarchäologie zu wechseln, wo sie 1986 den Doktortitel erwarb. Nachdem sie zunächst als Reiseleiterin, Gästeführerin und Dozentin an der Volkshochschule tätig war, arbeitet sie seit vielen Jahren als Schulungsleiterin der Gästeführerausbildung in Bamberg und als Buchautorin. Zu ihren zahlreichen Veröffentlichungen gehören etwa die Bücher „Bamberg. Weltkulturerbe“ (1996), „Der Bamberger Dom. Eine Kathedrale erleben“ (2002), „Geheimnisvolles Bamberg“ (2002), „Bamberg und die Kirche“ (2003), „Die Fränkische Schweiz“ (2003), „Oberes Maintal“ (2004), „Bamberger Krippen“ (2004) und „Bamberg. Wegweiser durch Stadt und Umgebung“ (2011).

Wie die Autorin im Vorwort ihrer neuesten Veröffentlichung schreibt, erzählen die Bamberger Männergeschichten „von berühmten und weniger berühmten Männern und ihren Erlebnissen. So erfährt der Leser von Kaisern und Königen, vom Papst und von Bischöfen, von berühmten Feldherren, Architekten und Forschern, aber auch von einfachen Menschen, wie dem Scharfrichter Franz, dem Hofnarren, den Türmern oder dem Sandschürfer vom Kaulberg.“

Die Geschichten zeigen männliches Leben durch die Jahrhunderte, geben Einblicke in männliche Eitelkeit, Machtgehave, List und Tücken und zeichnen damit ein Bild Bambergs, wie man es vielleicht vorher noch nicht gekannt hat“ (S. 7).

Das nach Jahrhunderten untergliederte Buch enthält zwölf Kapitel, die insgesamt 60 Kurzbeiträge vereinen. Bei ihrem Spaziergang durch die Geschichte vom 10. bis 21. Jahrhundert stellt Christine Freise-Wonka unter anderem Kaiser Heinrich II., den Bamberger Papst, Bischof Otto I., den Arzt Dr. Schönlein, den Bankier Oscar Wassermann, den Dichter E.T.A. Hoffmann, den Philosophen Hegel, den Ministerpräsidenten Hans Erhard, Thomas Dehler (der „fränkische Feuerkopf“) und Claus Schenk Graf von Stauffenberg vor. Aber auch weniger bekannte Männer wie Albrecht Pfister (der „zweite deutsche Buchdrucker“), Weihbischof Förner (der „Hexenjäger“), Abt Roman Knauer von St. Michael, Ignaz Tobias Böttinger („der streitbare Bauherr“), der Hofnarr Peter Prosch, Dr. Markus und Dr. Röschlaub oder Willy Messerschmitt („Flugzeugkonstrukteur mit Visionen“) werden behandelt.

Das Schöne an dem durchgängig mit Farbphotos reich bebilderten Buch im Taschenbuchformat ist, dass man es nicht vom Anfang bis zum Ende am Stück zu lesen braucht. Stattdessen kann man je nach Lust und Laune so viele Kurzgeschichten lesen, wie man möchte, und zwar unabhängig von ihrer Reihenfolge.

Wenngleich die Veröffentlichung, die sich an die breite Öffentlichkeit wendet, keine neuen Forschungsergebnisse präsentiert, hätte man sich doch für die zahlreichen wörtlichen Zitate Quellenangaben gewünscht. Dies hätte zugleich die Option eröffnet – durch die Texte erst einmal neugierig geworden – an anderer Stelle (ohne

zuvor größere Recherchen anzustellen) weiterlesen zu können. Demgegenüber kann die Leserschaft mit dem angeführten Bildnachweis, der in jedem Fall notwendig und sinnvoll ist, für gewöhnlich weniger anfangen. Insgesamt betrachtet sind die „Bamberger Männergeschichten“ eine unterhaltsame, informative und äußerst kurzweilige Lektüre für alle, die neugierig sind auf außergewöhnliche Geschichten aus Bamberg.

Hubert Kolling

Frank Falkenstein (Hrsg.): **Hohler Stein, Rothensteine und Jungfernöhle. Archäologische Forschungen zur prähistorischen Nutzung naturheiliger Plätze auf der Nördlichen Frankenalb.** Mit Beiträgen von Frank Falkenstein, Lydia Hendel, Elisabeth Noack und Timo Seregely. Würzburg, [Selbstverlag. Institut für Altertumswissenschaften, Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie, Universität Würzburg] 2012, ISBN 3-89014-327-X, broschiert, 107 S., zahlr. SW- und Farabb., 14,00 Euro (Bestelladresse: l-vfg@uni-wuerzburg.de)

Das Karstgebirge der Fränkischen Alb, auch Frankenalb, Fränkischer Jura oder Frankenjura genannt (vgl. www.de.wikipedia.org/wiki/Fr%C3%A4nkische_Alb), ist reich an imposanten Felsformationen wie Felstürmen und Steilwänden, Blockfeldern, Dolinen und Höhlen. Aufgrund ihrer außergewöhnlichen Erscheinung, der monumentalen Dimension oder der besonderen Landschaftseinbettung üben sie auf viele Zeitgenossen eine mystische Faszination aus. Dabei dürften sie schon in prähistorischen Zeiten die Phantasie der Menschen beflügelt und zugleich eine besondere Anziehungskraft gehabt haben. Von daher lässt die zum Siedeln meist ungünstige

Topographie der in der archäologischen Forschung auch als „Naturheiligtümer“ angesprochenen Plätze eine zyklische temporäre Nutzung als Versammlungs-, Fest- und Opferplätze vermuten.

Archäologische Fundstätten dieser Art sind bisher fast ausschließlich durch Lese-funde bekannt, die etwa aus Felsspalten oder am Felsfuß geborgen wurden. Das vielfältige archäologische Fundmaterial aus verschiedenen Zeitabschnitten, die sich von der frühen Jungsteinzeit bis an das Ende der vorrömischen Eisenzeit erstrecken, unterscheidet sich dabei hinsichtlich Zusammensetzung und Zustand von den Funden aus Siedlungen und Gräbern. So finden sich stark zerscherzte Keramik-gefäße, verbrannte und unverbrannte Tierknochen, gebrauchsfähige oder unbrauchbar gemachte Metallgegenstände.

Aufbauend auf die bemerkenswerten Ergebnisse, die eine Reihe von der Professur für Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Universität Bamberg im vergangen Jahrzehnt unter Leitung von Dr. Timo Seregely durchgeföhrten For-schungsgrabungen am Motzenstein bei Wattendorf (2003–2006) und an den Rothensteinen bei Stübig (2003/2007) erzielt hatten, wurden in einem in den Jahren 2008 bis 2011 durchgeföhrten Ge-meinschaftsprojekt des Lehrstuhls für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie der Universität Würzburg und der Professur für Ur- und frühgeschichtliche Archäolo-gie der Universität Bamberg „naturheilige Orte“ der Nördlichen Frankenalb erstmals gezielt und nach einheitlichen Gesichts-punkten untersucht. Dabei folgten auf die topographische Dokumentation Prospektionen in Form von Bohrungen und geomagnetischen Messungen, an die sich wiederum zielgerichtete archäologische Ausgrabungen anschlossen. Ziel des For-

schungsprojekts „Die kultische Nutzung von ‚naturheiligen‘ Plätzen auf der Nördlichen Frankenalb in der Urgeschichte“ war es, die menschlichen Aktivitäten an den „naturheiligen Plätzen“ nach archäo-logischen Perioden getrennt zu rekonstruieren und zu vergleichen beziehungsweise das Ritualverhalten in den „Naturheiligtü-mern“ der Nördlichen Frankenalb heraus-zuarbeiten und in einen kulturgeschichtli-chen Kontext zu stellen.

Im Rahmen des maßgeblich von der Oberfrankenstiftung geförderten Projekts, zu dem die Stadt Bad Staffelstein und die Gesellschaft für Archäologie in Bayern e.V. weitere finanzielle Mittel zur Verfü-gung stellten, wurden hierzu unter der operativen Leitung von Timo Seregely, seit 2004 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Ur- und frühge-schichtliche Archäologie der Universität Bamberg, im Rahmen von Feldforschungs-praktika mit Studierenden der Universitäten Bamberg und Würzburg archäologi-sche Prospektionen und Ausgrabungen an sechs verschiedenen Dolomitformationen durchgeführt, und zwar am Hohlen Stein bei Schwabthal, Landkreis Lichtenfels (2008), auf dem Vorplatz der Jungfern-höhle bei Tiefenellern, Landkreis Bamberg (2008/2009), an den Rothensteinen bei Stübing, Landkreis Bamberg (2009), am Kemnitzenstein bei Kümmerseuth, Landkreis Lichtenfels (2009), am Katzen-stein bei Hetzeldorf, Landkreis Forchheim (2010) und im Haag bei Wattendorf, Landkreis Bamberg (2010).

Die wichtigsten der hierbei gewonnenen Ergebnisse wurden nun in dem von Prof. Dr. Frank Falkenstein, seit 2007 Inhaber des Lehrstuhls für Vor- und Frühgeschicht-liche Archäologie der Universität Würz-burg, herausgegebenen Band „Hohler Stein, Rothensteine und Jungfernöhle“

anschaulich in Wort und Bild präsentiert. Zur Bedeutung und Intention der auf Hochglanzpapier sehr ansprechend gestalteten Veröffentlichung schreiben der Herausgeber und Timo Seregely im Vorwort: „*Nach dem vorläufigen Abschluss der Feldforschungen im Jahre 2010 ist die Aufarbeitung der Funde und Grabungsdokumentation fortgeschritten, so dass es nun an der Zeit erscheint, die wichtigsten Zwischenergebnisse der Forschungen einer interessierten Leserschaft zu präsentieren*“ (S. V).

Im Einzelnen enthält das im DIN-A-4-Format erschienene Buch die folgenden sieben Beiträge, die jeweils durch eine Reihe von Schwarzweiß- und Farabbildungen illustriert sind: Frank Falkenstein: Felstürme und Schachthöhlen. Zur kulturellen Nutzung „naturheiliger“ Plätze auf der Fränkischen Alb (S. 2–21), Lydia Hendel: Archäologische Forschungen am Hohlen Stein (S. 22–35), Elisabeth Noack: Die Menschen- und Tierknochenfunde vom Hohlen Stein bei Schwabthal (S. 36–43), Timo Seregely: Die Rothensteine bei Stübig. Felsturmopferplatz und schnurkeramische Steilhangsiedlung (S. 44–55), Timo Seregely: Nicht überall Ritus durch die Zeiten. Die Sondagen am Kemnitzenstein bei Kümmersreuth, am Katzenstein bei Hetzeldorf und im Haag bei Wattendorf (S. 56–63), Timo Seregely: Neolithische Siedlungen und vergessene Funde. Neues zur Jungfernöhle bei Tiefenellern (S. 64–73), Frank Falkenstein: Das bronzezeitliche Lappenbeil von den Rothensteinen bei Stübig. Ein Beitrag zu den bronzezeitlichen Beildeponierungen in Nordbayern (S. 74–99).

Dank der Veröffentlichung liegt nun erstmals eine systematische Darstellung der prähistorischen Nutzung naturheiliger Plätze auf der Nördlichen Frankenalb vor, wodurch etwa auch Vergleiche mit ande-

ren Regionen möglich sind. Abgesehen von den Ergebnissen und Befunden zu den einzelnen Grabungsstätten zeigt die durch ein Literaturverzeichnis (S. 100–107) ergänzte Darstellung zugleich, dass sich nicht am Fuße jeder bizarren Felswand und nicht in jedem Höhlenschacht der Frankenalb eine archäologische Fundstätte verbirgt. Vielmehr scheint der Mensch über die Jahrtausende hinweg bestimmte Naturdenkmäler mit Vorliebe aufgesucht zu haben. In diesem Zusammenhang weist Frank Falkenstein auch zu Recht darauf hin, dass die Identifizierung von ‚Kult‘ im Allgemeinen und ‚Opfer‘ im Besonderen anhand von archäologischen Funden und Befunden immer in Form von Interpretationen erfolgt. Die Deutung durch den Laien wie durch den Fachgelehrten nähert sich der komplexen prähistorischen Wirklichkeit mehr oder weniger an, ohne sie jemals in ihrer Gänze zu erfassen. Wörtlich hält er hierzu fest: „*Die Richtigkeit der entworfenen Theorien lässt sich a priori nicht beweisen, doch können diese im wissenschaftlichen Diskurs auf ihre Validität hin überprüft werden. Die Rekonstruktionen von religiösen Handlungen und ihre wissenschaftlichen Bewertungen haben deshalb stets den Stellenwert von Arbeitshypothesen und bleiben diskutabel*“ (S. 15).

Das informative wie spannend zu lesende Buch „Hohler Stein, Rothensteine und Jungfernöhle“ wird in der archäologischen Fachwelt – und zwar weit über die vorgestellte Region hinaus – mit Sicherheit seinen festen Platz finden und den Diskurs beflügeln. Darüber hinaus ist ihm aber auch eine weite Verbreitung auf der nördlichen Frankenalb zu wünschen, zumal es wertvolle Informationen enthält, die für die Lokal- und Regionalgeschichte von Bedeutung sind.

Hubert Kolling

Robert Meier: **Fürst Löwenstein. 400 Jahre Wein und Geschichte.** Wertheim 2011, ISBN 978-3-00-034387-2, 58 S. mit zahlr. Abb.

Das vorzustellende Buch zur Geschichte des Weinguts Löwenstein ist ein interessantes Beispiel dafür, wie die Präsentation von geschichtlichen Fakten im 21. Jahrhundert aussehen kann (und vielleicht auch aussehen sollte): Inhaltlich tiefgehend, aber dennoch allgemeinverständlich formuliert und optisch ansprechend – um nicht zu sagen brillant – gestaltet. Der Umschlag selbst kommt noch in schlichtem Schwarz mit nur wenig Schrift daher, aber das Innenleben erweist sich nicht nur optisch als äußerst vielschichtig. Die Bildseiten sind so gestaltet, dass sich am unteren Bildrand eine kleine Leiste mit Kleinportraits von bedeutenden Gräfinnen und Grafen bzw. Fürstinnen und Fürsten aus dem Hause Löwenstein-Wertheim-Rosenberg befindet, wobei die auf der entsprechenden Doppelseite jeweils behandelte Person farbig dargestellt ist und das kleine Portrait nochmals in größerem Format abgebildet ist. Durch diese Einteilung ergibt sich eine Art personifizierter Zeitstrahl am unteren Rand des Buches und allein schon der Wandel der Kleidungsstile über die Jahrhunderte ist ein interessanter Betrachtungsgegenstand.

Der Inhalt des Buches korrespondiert nur indirekt mit den zeitstrahlartig dargestellten Mitgliedern der Fürstenfamilie, denn das Buch selbst behandelt nicht die Geschichte des Geschlechts, sondern des Weinguts und erwähnt die Herrschenden nur an den Stellen, an denen sie in die Geschicke des Weinguts eingegriffen haben. Das Buch selbst ist in 15 Kapitel gegliedert, die zwar einem groben chronologischen Raster folgen, aber auch immer

Platz bieten für strukturgeschichtliche Einschübe. Den einführenden Kapiteln über die Anfänge des Hauses Löwenstein und seines Weinguts folgen Betrachtungen über die Trauben, über die Arbeit im Weinberg und über Wein als Zahlungsmittel, durchmischt mit Abschnitten zu löwenstein'schen Spezifika wie dem hauseigenen Weinkeller und dem Weinberg Kallmuth. Erwähnung findet auch, dass die Löwensteiner schon im 18. Jahrhundert großen Wert auf die Reinheit ihres Weins gelegt haben und dass auch Johann Wolfgang von Goethe Wertheimer Wein getrunken hat. Allerdings ist nicht mehr festzustellen, von welchem Weingut dieser Wertheimer Wein stammte.

Die Darstellung der Geschichte des Löwensteiner Weinguts wird stets vor dem Hintergrund der allgemeinen deutschen und europäischen Entwicklungen präsentiert und steht damit auf einem soliden Fundament. So birgt das Buch dann auch so manche unterhaltsame Kleinigkeit, wie etwa, dass die ehemaligen Fürsten die Steuerfreiheit ihres eigenen Hausverbrauchs auch in die Zeit nach der Säkularisation ihrer Fürstentümer retten konnten oder, dass das Weingut Löwenstein für immerhin fast 130 Jahre auch Teile des Würzburger Weinbergs am Stein sein Eigen nennen konnte.

Das 19. Jahrhundert ist dann von einer Professionalisierung geprägt, die sich bis ins 20. Jahrhundert hinein fortsetzte. Die Qualität konnte stetig gesteigert werden, und seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Löwensteiner Wein dann auch in Amerika getrunken.

Die letzten beiden Kapitel des Buches bringen die chronologische Betrachtung zum Abschluß. Von der Bedrohung durch die Reblaus seit der Zeit des Kaiserreichs über die Inflationszeit in der Weimarer Re-

publik wird der Bogen hin zur bundesrepublikanischen Zeit gespannt, in der sich das Weingut Löwenstein zahlreiche hochrangige Auszeichnungen sichern konnte.

Bis zum Jahr 2008 hatte es immer eingesetzte Verwalter gegeben, die das Tagesgeschäft führten. Dann übernahm erstmals ein Mitglied der Besitzerfamilie persönlich die Leitung des Weinguts, nämlich Erbprinz Carl Friedrich. Mit dessen tragischem Unfalltod bei einem Autorennen auf dem Nürburgring im Jahr 2010 und der Versicherung, dass das Weingut in seinem Sinne weitergeführt werden wird, schließt das Buch.

Da es sich um einen Jubiläumsband und damit gleichsam um eine Art Geburtstagsgeschenk an das Weingut handelt, wird man allzu kritische Worte zu den Handlungen der Besitzerfamilie natürlich vergeblich suchen. Das tut dem Wert des Buches aber keinen Abbruch. Schade ist, dass den Texten nur wenige, ja fast gar keine Belegstellen beigegeben

sind. Ein paar mehr Quellenbelege in Form von Endnoten hätten der Lesbarkeit und Attraktivität des Textes sicher nicht geschadet. Der weitgehende Verzicht auf Quellenbelege ist wohl der angesprochenen Leserschaft geschuldet, die eben nicht nur aus Wissenschaftlern, sondern vor allem auch aus Weinliebhabern, Freunden und Bekannten des Weinguts Löwenstein bestehen soll. Bedauerlich sind die fehlenden Belege eigentlich nur deshalb, weil fast alle Informationen auf eigenen Archivrecherchen des Autors beruhen und eben nicht nur eine Zusammenfassung von bereits bekannter Literatur darstellen. Das Buch bietet daher weit mehr als man eigentlich von einer derartigen Jubiläumsschrift erwarten würde, und so gilt es, nicht nur dem Weingut Löwenstein zu seinem 400. Geburtstag zu gratulieren, sondern auch dem Autor zu diesem wirklich gut gelungenen Jubiläumsband.

Markus Naser



Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 0931/276 24
Telefax 0931/276 25

halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Stefanie Zwicker

**Aus der Gruppe Würzburg:
Großes Interesse an Buchvorstellung
„Die Würzburger Bischöfe von 1684–1746“**

Das Martin-von-Wagner-Museum in der Würzburger Residenz bot den feierlichen Rahmen für eine Buchpräsentation, zu der der Würzburger Diözesangeschichtsverein, die Gruppe Würzburg des FRANKENBUNDES und die Freunde mainfränkischer Kunst und Geschichte geladen hatten. Bundesfreund Dr. Winfried Romberg legte dabei einer zahlreichen Zuhörerschaft die gebündelten Ergebnisse mehrjähriger Archivarbeit zur Hochstiftsgeschichte vor: Sein umfangreiches Werk „Die Würzburger Bischöfe von 1684–1746“ zur Hochphase des Barock in Würzburger Landen ist Resultat des wissenschaftlichen Langzeitprojekts der Professur für fränkische Kirchengeschichte an der Alma Julia zum Thema „Die Würzburger Bischöfe der Frühen Neuzeit: Landesherrschaft und geistliches Wirken 1617–1803“. In Kooperation mit der „Germania Sacra. Die Kirche



Abb.: Bei der Vorstellung des neuen Bands (von links): Generalvikar Dr. Karl Hillenbrand (†), Professor Dr. Wolfgang Weiß, Dr. Winfried Romberg, Eva Maria Linsenbreder, Professor Dr. Helmut Flachenecker und Dr. Christian Popp, mitarbeitender Redakteur der Reihe „Germania Sacra“.

Photo: Kerstin Schmeiser-Weiß (POW).

des Alten Reiches und ihre Institutionen“, einer Forschungsgruppe bei der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, ist damit eine inhaltlich vertiefte Quellenerfassung für weitergehende historische Studien entstanden.

Den Reigen von Grußworten eröffneten der Projektleiter Prof. Dr. Wolfgang Weiß und der gastgebende Hausherr, Prof. Dr. Damian Dombrowski. Für die Germania Sacra sowie die Freunde mainfränkischer Kunst und Geschichte gratulierte Prof. Dr. Helmut Flachenecker. Namens der finanziellen Förderer ergriffen Generalvikar Dr. Karl Hillenbrand für die Diözese Würzburg und Frau Eva-Maria Lisenbreder als stellvertretende Bezirkstagsvorsitzende das Wort, denen im Anschluss die ersten Exemplare überreicht wurden.

In seinem einführenden Vortrag stellte Dr. Romberg die Lage des Hochstifts im untersuchten Zeitraum vor: Stete militärische Bedrohung durch die Kriege Frankreichs wie auch der Türken prägte die fünf untersuchten Pontifikate von Johann Gottfried von Guttenberg (1684–1698) bis Friedrich Carl von Schönborn (1729–1746). Ordnungspolitisch konnte die weltliche wie geistliche Landesverwaltung ausgebaut werden. Der Kirchenbarock mit seiner typischen Frömmigkeitskultur entfaltete in dieser Zeitspanne seine Hochblüte. Gleichwohl wurden auch die Schattenseiten der gerne verklärten Epoche der „Schönborn-Zeiten“ erwähnt: bleibende Armut und notgedrungene Auswanderung vor allem ländlicher Bevölkerungsschichten. Insgesamt ergeben sich so grundlegende Einsichten in innen- und außenpolitischen Spielräumen und Grenzen fürstbischöflicher Machtausübung, nach den Worten des Autors „*ein changierendes claire-obscure, ein Kulturphänomen ganz eigener Art in ungelöster Doppeldeutigkeit*“.

Den Abend untermalte Meistercembalist Michael Günther, Kulturpreisträger des FRANKENBUNDES, auf einem Original-Instrument von etwa 1660 mit Klängen perlender Barockmusik aus dem würzburgischen Franken. Das charmante Schlusswort übernahm die Würzburger Vorsitzende, Frau Dr. Verena Friedrich.

Zum Gelingen des Veranstaltung trug zudem Bäckermeister Martin Schiffer bei: Sein abschließend zum Umtrunk gereichtes Brot, „nachgebacken‘ nach einem wiederentdeckten Erlass Bischof Friedrich Carls von 1741 „*bey gegenwärtiger theuerer Frucht- und Brod=beklemmten Zeit*“ zum Ersatz des Brotweizens durch Kartoffel- und Roggenmehl schmeckte sichtlich allen Teilnehmern. Verlautete doch schon dies Mandat: „*wie dann die Prob gegeben, daß aus einem Dittel Korn=Mehl und zwey Dittel Grund=Birn=Mehl ein schönes weisses auch gutes und genußbares Brod gebacken worden.*“

Winfried Romberg: Die Würzburger Bischöfe 1684–1746 (Germania Sacra. Dritte Folge 5: Das Bistum Würzburg 8). Berlin (Verlag Walter de Gruyter) 2014, ISBN 978-3-11-030537-1, 648 S. mit 12 Schwarz-Weiß-Abbildungen und Register. Halbleinenband, Preis: 149, 95 Euro.

Winfried Romberg: Die Würzburger Bischöfe 1617–1684 (Germania Sacra. Dritte Folge 4: Das Bistum Würzburg 7). Berlin (Verlag Walter de Gruyter) 2011, ISBN 978-3-11-025183-8, 599 S. mit 11 Schwarz-Weiß-Abbildungen und Register. Halbleinenband, Preis: 149,95 Euro.

Prof. Dr. Gert Melville zum 70. Geburtstag

Der erste Vorsitzende der Historischen Gesellschaft Coburg e.V., Bundesfreund Prof. Dr. Gert Melville, konnte am 27. November 2014 seinen 70. Geburtstag feiern. Dazu gratulieren ihm alle Mitglieder des FRANKENBUNDES ganz herzlich und bedanken sich für das vielfältige Engagement, das Prof. Melville dem FRANKENBUND zu Gute kommen hat lassen. Von 2007 bis 2013 nahm er bedeutende Aufgaben in der Bundesleitung wahr: 2007–2011 war er Bezirksvorsitzender für Oberfranken und 2011–2013 Zweiter Bundesvorsitzender. Dabei hat er mit viel Einsatz Veränderungen und Neuerungen angestoßen bzw. mitgetragen und stets offensiv die Anliegen des FRANKENBUNDES in der Region unterstützt.

Prof. Melville ist ein unruhiger Geist, ein ständig Forschender, nach wissenschaftlicher Wahrheit Strebender, umtriebig, innovativ, kreativ. Er will überzeugen, wobei er stets werbend, in der Sache nachdrücklich, aber immer charmant vorgeht. Zwar ist er stolz auf seine oberbayerische Herkunft, doch ist er seit langen Jahren nunmehr in Franken wohnhaft, aber seine Arbeitsstelle lag und liegt in Sachsen.

Prof. Melville ist Mitglied der „Société de l’Histoire de France“ ebenso wie in der „Texas Medieval Association“. Schon dies zeigt sein polyglottes Wesen, heute in Südamerika, morgen in Italien, dazwischen in Coburg, aber auch Eichstätt hat es ihm zeitweise sehr angetan. Er ist ein Meister der Sprache: hier ein kultiviertes Gespräch in Italienisch, dort eine französische Antwort, wenn es sein soll, dann auch ein Vortrag in Englisch.

Vor allem ist er einer der führenden Köpfe in der Ordensforschung weltweit. Die einzigartige „Forschungsstelle für vergleichende Ordensgeschichte“ (FOVOG), die zunächst in Eichstätt, seit vielen Jahren nun in Dresden angesiedelt ist, hat er aufgebaut und leitet sie bis heute. Sie ist Anlaufstelle für ‚die‘ internationale Kloster- und Ordensgeschichtsforschung. Normen und Strukturen mittelalterlicher Orden, besonders der Zisterzienser und Prämonstratenser, aber auch der Franziskaner und Dominikaner werden auf den Prüfstand gestellt, quellennah analysiert und neu bewertet. Klöster als „Innovationslaboratorien“ werden von einem neuartigen Forschungsansatz her untersucht, denn kein technischer Fortschritt – von der Mühle bis zur Uhr – wäre ohne diese geistlichen Institutionen möglich gewesen. Daher war es folgerichtig, dass er für den FRANKENBUND einen Thementag „Klöster in Franken“ komponierte.

Gert Melville wurde 1971 an der Ludwig-Maximilians-Universität München zum Dr. phil. promoviert, wo er sich auch im Jahr 1983 mit der Lehrbefugnis für Mittelalterliche Geschichte habilitierte. Im Jahre 1988 wurde er Professeur associé an der Université de Paris I (Sorbonne). Seine erste Station als Universitätsprofessor (C 3) für Mittelalterliche Geschichte war zunächst die Universität Münster (1991–1994), anschließend bis zu seinem Ruhestand 2010 war er Universitätsprofessor (C 4) für Mittelalterliche Geschichte an der Technischen Universität Dresden. Seit 2010 ist er dort nun Senior Professor. Von Coburg bis in die ‚weite Welt‘ hinaus reicht auch heute noch seine Schaffenskraft. Dass dies noch lange so bleiben möge, wünschen ihm wohl alle Mitglieder des FRANKENBUNDES.

Helmut Flachenecker

Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann zum Geburtstag

Der FRANKENBUND gratuliert unseren ehemaligen Ersten und Zweiten Bundesvorsitzenden zur Vollendung ihres 80. Lebensjahrs von Herzen. Obwohl sie beide schon mehr als zehn Jahre aus ihren Ämtern geschieden sind, haben sie den Kontakt zu unserem Verein nie abreißen lassen. Daher ist es für die Bundesleitung und die Schriftleitung mehr als eine ehrenvolle Pflicht, auch im Namen aller Bundesfreunde, unsere besten Glück- und Segenswünsche auszusprechen und den Bundesfreunden Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann noch lange Jahre voller Schwung, Gesundheit und Zufriedenheit zu wünschen!

Unser ehemaliger Erster Bundesvorsitzender, Regierungspräsident a.D. Dr. Franz Vogt, feierte seinen 80. Geburtstag am 9. Februar 2015 in seiner Heimatstadt Volkach. Der erfolgreiche Jurist wurde nach Examina und Promotion im bayerischen Staatsdienst tätig und krönte seine Laufbahn 1985 mit der Ernennung zum Regierungspräsidenten von Unterfranken. Diese verantwortungsvolle Aufgabe erfüllte er bis zum Jahr 2000.

Schon im Jahr seines Amtsantritts übernahm Dr. Vogt auch als Erster Bundesvorsitzender die Leitung des FRANKENBUNDES, die er dann mit großem Engagement und viel Begeisterung bis zum Jahr 2003 innehatte. In den langen Jahren seiner Tätigkeit konnten einige neue Gruppen in den Verein aufgenommen werden, so dass unser Bund räumlich und nach Mitgliederzahlen einen bedeutenden Aufschwung nehmen konnte. Auch die Einführung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES, mit dem wir bis heute wertvolle Leistungen in Frankens Wissenschaft, Kunst und Kultur auszeichnen, ist ihm in hohem Maße zu verdanken.

Unser ehemaliger Zweiter Bundesvorsitzender, Bezirkstagspräsident a.D. Edgar Sitzmann, konnte bereits am 13. Januar 2015 ebenfalls das 80. Wiegenfest in seiner Geburtsstadt Bamberg begehen. Als Vollblut-Pädagoge und engagierter Kommunalpolitiker war er immer ganz fränkisch heimatverbunden und bodenständig. Schon 1982 wählte ihn der oberfränkische Bezirkstag zu seinem Präsidenten, aus welcher bedeutenden Verpflichtung er erst 2003 schied.

Man kann es für den FRANKENBUND durchaus als Glücksfall bezeichnen, dass Edgar Sitzmann und Dr. Franz Vogt sich einander auch freundschaftlich verbunden fühlten, denn so kamen beide zeitgleich ins Amt und schieden auch wieder aus ihm. Ihre Amtszeit von 1985 bis 2003 belegt, wie positiv ein harmonisch zusammenwirkendes Gespann die Entwicklung eines Vereins über viele Jahre prägen kann. War jener eine verbindliche, von persönlicher Bescheidenheit geprägte Leitungspersönlichkeit, so konnte dieser durch seine Zuverlässigkeit und offene, humorvolle Art integrativ in der Vorstandshaft unseres Bundes wirken.

So haben die Bundesfreunde Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann den FRANKENBUND durch ihre je eigene Persönlichkeit, ihr Naturell und ihr großes Engagement nachhaltig geprägt, wofür ihnen unsere dauernde Dankbarkeit sicher ist. In einer Demokratie, die von der Idealvorstellung der aktiven „Bürgergesellschaft“ ausgeht, darf man hoffen, dass das von beiden verkörperte Vorbild zahlreiche Nachahmer finden möge. In diesem Sinne ist beiden noch ein langes Leben zu wünschen, denn „*exempla trahunt – verba solo docent*“
PAS

Trauer um unser Ehrenmitglied Wolfgang Rosenberger †

Der Frankenbund trauert um sein Ehrenmitglied Wolfgang Rosenberger. Der langjährige Vorsitzende der FRANKENBUND-Gruppe Kitzingen ist am 17. Februar 2015 im Alter von 91 Jahren gestorben.

40 Jahre lang – von 1971 bis Ende 2010 – stand Herr Rosenberger an der Spitze der FRANKENBUND-Gruppe Kitzingen, nachdem er zuvor das Amt des Wanderwartes und des Stellvertretenden Vorsitzenden in dieser Gruppe innehatte. Mit umfangreichem Wissen und Sachverstand baute Herr Rosenberger ein vielfältiges Wanderprogramm auf, das vor allem dem Erschließen und Kennenlernen der fränkischen Heimat galt; aber auch über Franken hinaus gingen seine Exkursionen.

Für seine jahrzehntelange Arbeit an führender Stelle der FRANKENBUND-Gruppe Kitzingen verlieh ihm der FRANKENBUND im Jahr 2011 die Ehrenmitgliedschaft, nachdem ihm bereits 1981 das Große Goldene Abzeichen für besondere Verdienste im Frankenbund überreicht worden war. Die Stadt Kitzingen würdigte seine kulturellen Leistungen mit der Verleihung der Bürgermedaille in Silber, der Freistaat Bayern zeichnete ihn mit dem Ehrenzeichen für Verdienste im Ehrenamt aus.

Herr Rosenberger vermochte es dank der Fülle seiner Kenntnisse, seinen Zuhörern stets den Reichtum und die Vielfalt der fränkischen Landschaft zu vermitteln und den Bürgern ein starkes Heimatgefühl zu geben. Wir werden ihm immer ein ehrendes Andenken bewahren.

Termine des FRANKENBUNDES im Jahr 2015

- | | |
|---------------------|---|
| 14. März 2015: | 68. Bundesbeiratstagung im Fränkischen Museum Feuchtwangen
Thema: „Öffentlichkeitsarbeit im Verein“
Eingeladen sind hierzu die Vorsitzenden der Gruppen und angeschlossenen Vereine bzw. deren Vertreter sowie die Mitglieder der Bundesleitung |
| 5. Juni 2015: | 4. Unterfränkische Regionaltagung
Fahrt mit dem Schiff von Wertheim nach Marktheidenfeld |
| 19. September 2015: | 86. Bundestag in Herzogenaurach
Auf Einladung des Heimatvereins Herzogenaurach e.V.
(Gruppe des FRANKENBUNDES) |
| 24. Oktober 2015 | 5. Fränkischer Thementag in Bad Kissingen
Thema: „Der Deutsche Krieg 1866“
In Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Deutscher Krieg 1866 |

Fahrt auf dem Main von Wertheim nach Marktheidenfeld

4. Unterfränkische Regionaltagung am 5. Juni 2015

In diesem Jahr steht am 5. Juni (Tag nach Fronleichnam) die Fahrt auf dem Main von Wertheim nach Marktheidenfeld auf dem Programm – ein landschaftlich und kulturhistorisch sehr abwechslungsreicher Abschnitt des Maintals, dessen besonderer Reiz sich in so klangvollen Flurnamen wie Himmelreich und Paradies niederschlägt. An Bord der MS Astoria hören Sie fachkundige Beiträge von Herrn Dr. Leonhard Scherg (Marktheidenfeld) und Herrn Manfred Schneider (Kreuzwertheim) über Land und Leute, Kultur und Geschichte dieser Region. Kinder sind ausdrücklich willkommen; es gibt genügend Platz an Bord.

In Homburg am Main legen wir mittags einen Zwischenhalt ein; nach einem Begrüßungstrunk im Weinlokal *Weinkrug* gehen wir hoch in den Ort (kurzer, steilerer Anstieg). Dort können Sie wählen zwischen einer Besichtigung von Schloss, Zehntscheune und Friedhof oder einer Führung durch die Papiermühle Homburg. Das Mittagessen kann in der Gaststätte *Wolzenkeller* eingenommen werden; bitte kreuzen Sie die gewünschte Speise auf dem Anmeldebogen an.

Am diesjährigen Endpunkt unserer Schiffsreise begrüßt uns in Marktheidenfeld der Zweite Bürgermeister; Sie haben anschließend Gelegenheit, an einer von vier Stadtführungen zu unterschiedlichen Themen teilzunehmen. Morgens und abends wird ein Bustransfer eingerichtet, der Sie von Marktheidenfeld nach Wertheim bringt; s. Stichwort „Bustransfer“.

Abfahrt des Schiffes MS Astoria: 10.00 Uhr in Wertheim, Schiffsanlegestelle am Spitzenturm.

Teilnahmegebühr inkl. Schiff-Fahrt, Bustransfer von Marktheidenfeld nach Wertheim, Tagungsgebühr, Weinverkostung und Führungen:

28,00 € für Erwachsene, 10 € für Jugendliche bis 18 Jahre; Kinder bis 12 Jahre fahren kostenlos mit. Das Mittagessen ist nicht in der Teilnahmegebühr enthalten.

Ende des offiziellen Programms: gegen 17.15 Uhr.

Bustransfer:

- Für alle, die morgens den Wagen in Marktheidenfeld parken wollen, wird ein Bus eingesetzt, der Sie vom Parkplatz in Marktheidenfeld zur Schiffsanlegestelle in Wertheim bringt.
Abfahrt um 9.15 Uhr vom Parkplatz Festplatz (= P 3, zwischen Ludwigstraße und Baumhofstraße gelegen, kostenlose Parkplatzbenutzung!)
- Für alle, die morgens den Wagen in Wertheim parken wollen, besteht nach Tagungsende gegen 17.30 Uhr die Möglichkeit, vom Parkplatz Festplatz (P 3) in Marktheidenfeld mit einem Bus über Kreuzwertheim nach Wertheim zurückzufahren.

Anmeldung: Anmeldebogen auf der Rückseite dieses Frankenlandheftes ausfüllen und an: FRANKENBUND e. V., Stephanstraße 1, 97070 Würzburg oder per Fax Nr.: 0931 / 45 25 31 06 bzw. E-Mail: info@frankenbund.de schicken.

Bei Bedarf wird ein Bus von Bad Neustadt nach Wertheim (und zurück) mit Halt in Schweinfurt und Würzburg eingesetzt; bei Interesse bitte bei Frau Sendner, Tel. Nr.: 0 97 71-99 48 51, E-Mail: Giesela@Sendner.org melden.

Weitere Busse werden auf der Strecke von Karlstadt über Gemünden und Lohr nach Wertheim sowie von Großrinderfeld über Niklashausen nach Wertheim eingesetzt.

Hinweis: Diese Veranstaltung ist leider nicht durchgängig behindertengerecht.



Geschichte

Stephan Altensleben

- Der Mann mit dem Helm am Alten Rathaus von Bad Kissingen –
Eine rechtsikonographische Betrachtung 83

Franz Schicklberger

- „Komb Werthe Eivelstatt“ – Ein Lied ringt um die Reichsfreiheit von Eibelstadt 97

Walter Hamm

- Franken 1866 – Folge 6: Eine Wittelsbacherin beschenkt die Pfarrkirche
St. Martin in Helmstadt. Prinz Ludwig (König Ludwig III.) und sein
Bezug zum Waldsassengau 109

Kunst

Heinz Schmutterer

- Das Heilsbronner Refektoriumsportal und seine bewegte Geschichte 113

Kultur

Alexander von Papp

- Die Fränkische Wehrkirchenstraße 122

Hartmut Schötz

- Die Ansbacher Synagoge als „Infozentrum“ zum jüdischen Leben 126

Alexander Biernoth

- Das Bronzemodeil der ehemaligen Klosteranlage Heilsbronn 128

Bücher zu fränkischen Themen 131

Frankenbund intern

Astrid Pellengahr

- Laudatio auf Barbara Christoph anlässlich der Kulturpreisverleihung des
FRANKENBUNDES am 14. März 2015 in Feuchtwangen 146

- Wer sucht FRANKENLAND-Hefte aus früheren Jahren? 150

- Einladung zum 86. Bundestag am 19. September 2015 in Herzogenaurach 151

- Bitte vormerken: 5. Fränkischer Thementag am 24. Oktober 2015 152

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Stephan Altensleben	Ass. iur., Regierungspräsident i.R. Enoch-Widman-Straße 103, 95028 Hof s.altensleben@gmx.de
Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach biernoth@ansbach.org
Franz Bungert	Birkenweg 6, 97618 Unsleben info@rhoenline-media.de
Walter Hamm	Hauptschullehrer i.R. Raiffeisenstraße 29, 97292 Uettingen walter.1866@t-online.de
Dr. Hubert Kolling	Diplom-Politologe Hirtenweg 9, 96231 Bad Staffelstein Dr.Hubert.Kolling@t-online.de
Dr. Alexander von Papp	freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker alexander@vonpapp.de
Dr. Astrid Pellengahr	Leiterin der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern Alter Hof 2, 80331 München Astrid.Pellengahr@blfd.bayern.de
Dr. Frank Piontek	Kulturpublizist Leuschnerstr. 13, 95447 Bayreuth drpiopiontek@gmx.de
Dr. Johannes Sander	Kunsthistoriker Huttenstraße 2, 97072 Würzburg johannes.sander@uni-wuerzburg.de
Dr. Franz Schicklberger	Stadtarchivar, Vorsitzender des Heimatvereins Kapellensteige 9, 97246 Eibelstadt f.schicklberger@t-online.de
Univ.-Prof. Dr. Rainer F. Schmidt	Neueste Geschichte und Didaktik der Geschichte Institut für Geschichte der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg rainer.schmidt@uni-wuerzburg.de
Heinz Schmutterer	Lehrer i.R. Rosenstraße 13, 91560 Heilsbronn schmutterer@t-online.de
Hartmut Schötz	Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach haschoetz@googlemail.com
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart Tho.Voit@t-online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Stephan Altensleben

Der Mann mit dem Helm am Alten Rathaus von Bad Kissingen – Eine rechtsikonographische Betrachtung

Seit fast 200 Jahren hält man in Bad Kissingen einen behelmten Männerkopf am Alten Rathaus für Peter Heil, den legendären Retter der Stadt im 30jährigen Krieg, was die Kissinger Fremdenführer bis auf den heutigen Tag so erzählen. Aber ebenso, wie die beiden einzigartigen Figuren an der Rathausfassade keine Frauen sind, ist an der Rückseite des Rathauses kein Retter der Stadt abgebildet. Aber wer ist es dann?

An der Nordostecke des Alten Rathauses in Bad Kissingen ist kurz unter dem Dachüberstand eine männliche Halbfigur mit wallendem Bart eingemauert. Ihr Blick ist ernst. Sie trägt einen Helm und einen Umhang in der Art altrömischer Militärmäntel, der von einer Gewandspange rechts über der Brust zusammengehalten wird. Die Originalskulptur ist seit der Sanierung des Gebäudes in den Jahren 1987 bis 1991 zusammen mit zwei weiteren, originalen Skulpturen von der Westfassade im Treppenhaus eingefügt, wo man sie aus der Nähe betrachten kann (Abb. 1).

Über den Mann heißt es in Alexander Schöppners „Sagenbuch der bayerischen Lande“ von 1852/1853,¹ er sei Peter Heil, der während des Dreißigjährigen Krieges bei der Belagerung der Stadt im Jahre 1643 seinen Mitbürgern den Rat gegeben habe, Bienenkörbe von der Stadtmauer auf die schwedischen Belagerer zu werfen. Die Kissinger seien dem Rat gefolgt, und die angriffslustigen Bienen hätten



Abb. 1: Mann mit Helm am Alten Rathaus von Bad Kissingen. Photo: Stephan Altensleben.

die Feinde in die Flucht geschlagen. In unserer Zeit hat man dem sagenhaften Retter der Stadt am Eisenstädter Platz ein schönes Brunnendenkmal aus Bronze gesetzt. Schöppner (1820–1860), der in Münnerstadt das Gymnasium besucht hatte und 1838 nach Ende der Schulzeit in das dortige Augustinerkloster eingetreten war, schöpfte seine Sagen nicht nur aus Erzählungen der Menschen, sondern auch aus Büchern. Tatsächlich findet sich die Sage von Peter Heil schon in Ludwig Bechsteins (1801–1860) Sammlung fränkischer Sagen aus dem Jahr 1842² und in



Abb. 2: Hurenwirt und Hurenbock am Alten Rathaus von Bad Kissingen.

Photo: Stadtarchiv Bad Kissingen.

der 1823 von dem aus Kissingen gebürtigen Historiker und Theologen Dr. Franz Anton Jäger (1765–1835) verfassten „Geschichte des Städtchens Kissingen“.³ Die Geschichte ist aber noch älter. Im 2. Band der Neuesten Sammlung von Denkwürdigkeiten aus dem Hochstift Würzburg aus dem Jahr 1754, die der ebenfalls aus Kissingen stammende Pater Ignaz Gropp (1695–1785) verfasst hat, ist sie ebenfalls enthalten.⁴ Gropp verweist als Quelle auf das Predigtbuch „Alveare catholicum“ des Pfarrers Dr. Johannes Laurentius Helbig (1662–1721), ehemals Dechant in Bad Kissingen, von 1714.⁵ In beiden Werken wird die Geschichte, die auch in anderen Städten umläuft, erzählt, aber noch nicht mit dem Männerkopf am Rathaus

verknüpft. Das geschah erstmals in Jägers Buch, indem er schreibt, der gegen Osten vorhandene Kopf sei „zum dankbaren Andenken des Bürgers Peter Heil angebracht“ worden. Eine Quelle gibt er nicht an. Vielleicht lief diese Variante der Geschichte damals schon in Kissingen um. Aber sagt sie wirklich etwas darüber aus, wen die Skulptur darstellt?

Die Bedeutung der ungewöhnlichen Figuren von der Westfassade des Rathauses konnte vor einigen Jahren entschlüsselt werden.⁶ Auch über sie waren und sind in Bad Kissingen sagenhafte Geschichten im Umlauf.⁷ Tatsächlich stellen sie den Wirt des Kissinger Hurenhauses und einen satyrhaften Hurenbock dar (Abb. 2). Die Skulpturen wurden im Jahre 1577 beim



Abb. 3: Gaffköpfe am Verkünderker des Rathauses von Oederan/Mittelsachsen. Photo: Stephan Altensleben.

Bau des Rathauses am damaligen Narrenhaus, dem städtischen Haftraum, angebracht. Das Narrenhaus befand sich an der Ostfassade des Rathauses wahrscheinlich unter einer doppelzügigen Außentreppe, die zum Gebäudeeingang im ersten Obergeschoss führte. Hurenwirt und Hurenbock wurden aus besonderem Anlass eingefügt: In einer Zeit sittlicher Verwahrlosung beklagten sie in Reimen eine verkehrte Welt und warnen die Frauen der Stadt spöttisch vor strafbarer Unzucht.⁸ Narrenhäuser wurden in der Zeit öfter mit Bildnissen und Inschriften geschmückt.⁹ Nach einer schweren Beschädigung des Rathauses durch einen Wirbelsturm wurde der Eingang bei einem Gebäudeumbau im Jahre 1729 an die Westfassade verlegt. Das Nar-

renhaus wurde beseitigt, die Figuren wurden versetzt. Alle drei Skulpturen werden wegen der stilistischen Übereinstimmung aus derselben Werkstatt stammen und miteinander in einem thematischen Zusammenhang stehen. Das bedeutet, dass der Helmträger keine historische Gestalt aus dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) darstellen kann. Die Ereignisse dieses für die Menschen desaströsen Krieges spielten allerdings in ihrer Vorstellung noch lange eine besondere Rolle; sie verdrängten aber auch die Erinnerung an vorausgegangene Zeiten. Da das Skulpturenpaar von Hurenwirt und Hurenbock im Zusammenhang mit der städtischen Strafrechtspflege steht, müsste das folglich in gleicher Weise für den Mann mit dem Helm gelten.

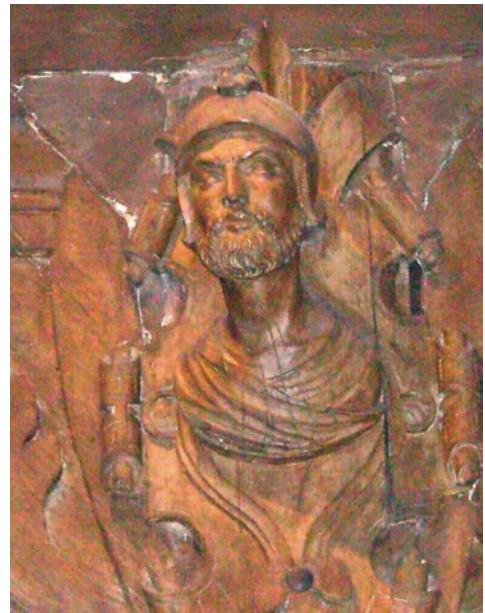


Abb. 4: Gaffköpfe an den Rathäusern von Landshut, Schweinfurt, Altenburg und Belgern.
Photos: Stephan u. Gabriele Altensleben, Gudrun Schreiter (Belgern).

Bei dem Versuch, die Skulptur zu deuten, ist zu berücksichtigen, dass ähnliche Köpfe auch an anderen Rat- und Amtshäusern der Renaissancezeit vorkommen. Sie werden von der Bevölkerung ‚Gaff- oder Wächterköpfe‘ genannt. Die Kunstgeschichte hält sie für dekorativen Schmuck. Eine genauere Deutung fehlt. Wie andere figürliche Darstellungen an öffentlichen Gebäuden der Zeit, könnten sie Allegorien sein oder Personen darstellen, die darin ihre Ämter ausübten. Hinweise zur Identifizierung geben ihr Anbringungsort, ihr Aussehen und erläuternde Inschriften. In Oederan/Mittelsachsen sind bärige Männerköpfe mit Helm am unteren Abschluss des sog. Verkünderkers des Rathauses (1575) über dem Pranger zu sehen (Abb. 3).¹⁰ Ähnlich ist es mit dem Kopf unter dem Verkünderker des alten Landshuter Rathauses (1570–1571) (Abb. 4). Auch aus einem vergitterten Fensterchen im Erdgeschoss des sog. Archivturms in Weißenburg i.Bay., der 1567 an das Rataus angebaut wurde, schaut ein Kopf mit einem Helm heraus (Abb. 5).¹¹ In Belgern bei Torgau/Elbe ist das Eingangsportal zum Rathaus (1576–1578) (Abb. 4) und in Altenburg/Thüringen das zum



Abb. 6: Der Gerichtsherr vereidigt die Gerichtspersonen,
aus: Bambergische Halsgerichtsordnung, 1507.

Ratskeller (1561–1564) mit zwei bärigen Köpfen mit Helm geschnückt (Abb. 4).¹² Im Schweinfurter Rathaus (1569–1572) kommen behelmte Köpfe an den Holzstützen der Ratsdiele im ersten Obergeschoss vor (Abb. 4).¹³

Die Amtsperson, die im Mittelalter und in der frühen Neuzeit bei der Strafvollstreckung am Narrenhaus und am Pranger auftritt, war der Gerichtsknecht, der frühere Büttel oder Fronbote. In den Städten wurde er „Stadt- oder Ratsknecht“, auf dem Land „Landknecht“ genannt. Da er nicht selten Gewalt anwenden musste, war er mit Kurzschwert (sog. ‚Langes Messer‘), Degen, Spieß, Hellebarde, Streitaxt und sogar mit einer Keule bewaffnet. Auf dem Bild der Vereidigung von Gerichtspersonen in der „Bambergischen Peinlichen Halsgerichtsordnung“ von 1507 steht er seinem Rang entsprechend gleich hinter dem Richter, noch vor dem rechtskundigen Gerichtsschreiber und dem Scharfrichter (Abb. 6). Er trägt ein ‚Langes Messer‘ und – ver-



Abb. 5: Gaffkopf am Fenster des Archivturms des Rathauses in Weißenburg i.Bay.

Photo: Stephan Altensleben.

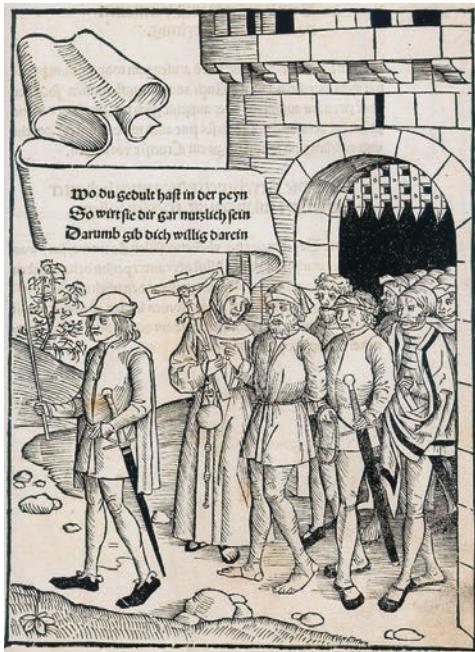


Abb. 7: Ein Verurteilter wird zur Richtstatt geführt,
aus: Bambergische Halsgerichtsordnung, 1507.

deckt – eine Bütteltasche. Der Richter ist an seinem Richterstab, der Gerichtsschreiber an Urkunde sowie Petschaft und der Scharfrichter am Richtschwert zu erkennen. Schon nach dem Augsburger Deutschen-Spiegel (1265/1268) und dem Urschwabenspiegel (1275/1276) konnten Gerichte entsprechend ihrer Größe auch mehrere Büttel haben.¹⁴ Im „Kleinen Kaiserrecht“, das 1328/1350 im Bereich der Stadt Frankfurt/Main und der Wetterau entstanden ist, heißt es: „Wo gericht ist soll eyn botill seyn oder mer.“¹⁵ Die Formulierung wurde zum Rechtssprichwort, das damit auf den notwendigen Vollzug der Urteile und die Durchsetzung des Rechts anspielte.¹⁶ Schließlich reicht es nicht aus, Gesetze zu erlassen, man muss sie auch ausführen. Hatte ein Gericht

mehrere Büttel, bildete sich unter ihnen eine Hierarchie mit einem Büttelmeister, Oberstknecht oder Gerichtshauptmann an der Spitze aus.¹⁷ Der Büttel hatte keine typische Kleidung.¹⁸ Allerdings drückten sich seine Bedeutung und sein Rang in der Kleidung aus. Sein Dienstort war die Stadtknechtsstube, Büttelstube oder Bütteli, die sich im Erdgeschoss des Rathauses oder in einem eigenen Gebäude, dem Büttelhaus, befand.¹⁹ Dort, im Turm und in der Fronfeste hielt er Verhaftete gefangen, und dort war auch seine Wohnung.²⁰ Gefängnisseräume und Folterkammern befanden sich meist im Kellergeschoss der Rathäuser.²¹ Von dort führte häufig eine Wendeltreppe in die Rats- und Gerichtsstube.²² Im Rathaus von Hof/Saale lag die Bütteli im Erdgeschoss, die Rats- und Gerichtsstube darüber im Obergeschoss. Da das Geschrei der Gemarterten bei der „peinlichen Befragung“ in der Bütteli auf die Straße drang, machte der Verfasser des Hofer Landbuchs von 1502 den Vorschlag, dass man dafür im Keller ein Gewölbe bauen solle.²³ In einer Zeit, die noch keinen Unterschied zwischen Polizisten, Gerichtswachtmeistern, Justizvollzugsbeamten und Gerichtsvollziehern kannte, war der Büttel für alle diese Aufgaben zuständig: Für die Ladung des Beklagten, die Festnahme des Straftäters, seine Inhaftierung und seine Vorführung bei Gericht, die Ordnung dort, die Vollstreckung der verhangenen Pranger- oder Haftstrafen und für die Pfändung von Gegenständen.²⁴ In letzterer Eigenschaft wurde er auch Pfänder genannt.²⁵ Im Würzburgischen hegten 1532 Gerichts- und Stadtknechte sogar das Halsgericht, d. h., sie eröffneten es in einem förmlichen Frage-und-Antwort-Verfahren.²⁶ Mitunter verkündeten sie auch das vom Gericht gefällte Urteil.²⁷ Der Gerichtsknecht führ-

te den Zug zur Hinrichtung an (Abb. 7). Als Amtszeichen trug auch er einen Stab.²⁸

Gerichts- und Stadtknecht wurden nicht nur in den peinlichen Gerichtsordnungen und der juristischen Laienliteratur, den sog. „Clag- und Layenspiegeln“, abgebildet, wichtige Quellen sind auch die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Darstellungen der Leidensgeschichte Jesu Christi und der Märtyrer, die das religiöse Geschehen aus der damaligen Sicht als strafrechtlichen Vorgang wiedergeben.²⁹ So ist der Gerichtsknecht bei der Vorführung Jesu Christi vor Pontius Pilatus, seiner Verurteilung und seiner



Abb. 8: Kreuztragung, Schnitzaltar, Martinikirche Stadthagen, spätes 15. Jhd., aus: Otto Bernstorff: Ein früher niederländischer Schnitzaltar in Stadthagen, in: Schaumburger Studien 1964, Heft 6, S. 20.



Abb. 9: Hinrichtung des hl. Matthias,
aus: Lucas Cranach d.Ä.,
Martyrium der Zwölf Apostel, 1512.

Vorstellung vor dem Volk (sog. „Ausstellung“) mit dabei. Er führt ihn in Begleitung weiterer Gerichtspersonen zur Hinrichtungsstätte und sichert die Ordnung bei der Strafvollstreckung.

Bei der Vollstreckung der Verstümmelungs- oder Todesstrafen und bei der Anwendung der Folter wirkte er aber nicht mit. Im 16. Jahrhundert trugen nicht nur Landsknechte als Soldaten, sondern auch Stadtknechte Helm und Rüstung. Während der Büttel mit dem Helm auf der Kreuztragungsszene des niederländischen Schnitzaltars aus dem späten 15. Jahrhundert in der Martinikirche von Stadthagen/Schaumburger Land barfuß daherkommt und eine Keule als Waffe trägt (Abb. 8), wird er auf Passionsbildern des 16. Jahrhunderts bereits mit Helm, Brustpanzer und Hellebarde (Abb. 9) oder – wohl in



Abb. 10: Ausstellung Christi,
aus: Ottheinrich-Bibel, um 1530 (Bayerische Staatsbibliothek München, Cgm 8010(4), fol. 138v).

Anlehnung an die Evangelien – als römischer Offizier dargestellt.³⁰ Auf der Abbildung der „Ausstellung Christi“ in der Ottheinrich-Bibel (um 1530) sieht man, wie der von Pontius Pilatus zum Tode verurteilte und gegeißelte Christus dem Volk gezeigt wird (Abb. 10). Es ist ein strafprozessuales Bild. Abweichend vom biblischen Geschehen, bei dem Pilatus die Menschenmenge nur fragt, ob er Christus freilassen soll,³¹ zeigt es, wie nach frühneuzeitlicher Tradition das Urteil der Bevölkerung vom Verkündbalkon aus bekanntgegeben wurde. Dazu wurde der Verurteilte vorgeführt. Manchmal musste er auch seine Reue über die Tat beken-

nen.³² Während der in ein orientalisches Gewand gekleidete Pontius Pilatus als Richter auf Christus weist, zeigen die unten Stehenden, die als Mitglieder der Rechtsgemeinschaft den sog. „Umstand“ bilden,³³ dem Verurteilten mit verächtlichen Gesten und Worten ihre Meinung. Unter ihnen befindet sich ein Mann in einer Prunkrüstung mit grünem Umhang und federgeschmücktem Helm, der sich auf ein Schwert stützt. Er ist nicht der Hauptmann, der nach den Evangelien bei der Kreuzigung dabei ist,³⁴ sondern der Gerichtsknecht oder besser, der Gerichtshauptmann, der den Zug zur Hinrichtungsstätte anführen wird.

Ab dem späten 15. Jahrhundert erhielten Stadtknechte weitere Aufgaben. In sog. „Landes- und Policeyordnungen“ wurde ordnungswidriges Verhalten wie Unsittlichkeit, unmäßiges Essen und Trinken, das Tragen aufwendiger Kleidung oder das Spielen um Geld unter Strafe gestellt, die von der Obrigkeit ohne besonderes Gerichtsverfahren verhängt werden konnte. Der Stadtknecht wachte über ihre Einhaltung und wurde so zum Ordnungshüter, wenngleich er auch schon früher Ordnungsaufgaben wahrgenommen hatte.³⁵ Mindestens einmal im Jahr verlas das Stadtregeramt in der sog. „Morgensprache“ oder – wie es im Niederdeutschen hieß – „Bursprake“ die geltenden Gesetze und vereidigte die Bürger darauf.³⁶ Die Handlung nahm meist der Bürgermeister vom Verkünderker, vom Verkündbalkon, von der Verkündhalle, von einem Fenster oder vom Portal des Rathauses aus vor.³⁷ Der Stadtknecht sorgte dabei für Ordnung (Abb. 11).³⁸ Zu seinen Befugnissen konnte auch die Verkündung neuer Gesetze und Statuten gehören.³⁹

Wegen seiner vielfältigen Aufgaben hatte er im täglichen Leben große Bedeutung. War er Oberster der Stadtknechte, wurde



Abb. 12: Pranger am Rathaus von Kochendorf.
Photo: Hans Rixinger (Bad Friedrichshall).

er „Stadthauptmann“ o.ä. genannt. Die einfachen Stadtknechte waren dann nur noch „die geringsten Diener der Polizey und Stadtgerichte, die die Verbrecher einziehen, für die Sicherheit und Ruhe der Straßen wachen, und andere niedrige Dienste verrichten.“⁴⁰ Im späten 17. Jahrhundert änderte sich die Kleidung der Amtsträger. Wie alle anderen trugen die Gerichts- und Stadtknechte nun eine Art Uniformrock mit Hut.

Bilder von Bütteln oder Stadtknechten sind an historischen Rathäusern noch immer zu finden, wenngleich sie kaum jemand mehr erkennt. Über dem Pranger am Eck des alten Kochendorfer Rathauses von 1597 in Bad Friedrichshall bei Heilbronn war bis zu seiner Zerstörung durch



Abb. 11: Stadtknecht bei der Morgensprache,
aus: Ulrich Tengler: Layenspiegel, 1509.

einen unachtsamen LKW-Fahrer der Kopf des Büttels zu sehen (Abb. 12). In Oederan zeigen die behelmten Köpfe am Verkünderker nicht nur, dass Stadtknechte bei der Morgensprache dabei waren, sondern auch, dass sie die Strafvollstreckung an der Prangersäule vornahmen. Auch unter dem Landshuter Verkünderker ist an der Prangersäule noch der verwitterte Büttelkopf vorhanden. Auch der Männerkopf mit Helm am kleinen, vergitterten Fenster im Erdgeschoss des Archivturms des Weißenburger Rathauses wird ein Büttel sein, der zur Warnung aus der Büttelstube herausschaut. Die Stadtwa-
che war nämlich in der Durchfahrt im Erdgeschoss untergebracht. Das Archiv hatte im zweiten, das Verwahrgelass der Stadtkasse im ersten Obergeschoß sei-
nen Platz.⁴¹ Am Portal des Rathauses von Belgern/Elbe warnten die beiden Stadt-
knechtköpfe die Bürger beim Betreten
des Gebäudes vor der Störung der öffentli-
chen Ordnung. Vermutlich symbolisierten
sie an dieser Stelle auch den Schutz der
Amtspersonen bei Bekanntmachungen
von der Rathaustreppe aus. Die beiden
Stadtknechtköpfe an der Supraporte des
Eingangs zum Ratskeller im Altenburger
Rathaus ermahnten die Eintretenden
mit dem Spruch aus dem Epheserbrief
vor Trunkenheit: „VND SAVFET EVCH
NICHT VOL WEINS DARAVS EIN VN-
ORDENTLICH WESEN KOMT.“⁴² Die
Stadt Altenburg hatte nicht ohne Grund
schon 1433 sog. „Ratswillküren“ über
„Totschlag im Weinkeller des Rates, Verwun-
dung, Messerzucken und Schelten“ erlas-
sen.⁴³ Das unmäßige Trinken als Anlass
für Schlägereien war überall verboten. Die
Stadtknechtköpfe an den Holzständern in
der Schweinfurter Ratsdiele passten quasi
symbolisch auf, dass es nicht zu Verstößen
gegen die öffentliche Ordnung kam, denn

dort wurden nicht nur Ratsversammlun-
gen abgehalten und hohe Gäste empfan-
gen, in ihm konnten die Bürger auch Feste
feiern. Es wurde getanzt, gegessen und
getrunken. Selbstverständlich waren dabei
jegliches unsittliche Verhalten, jede Völle-
rei, jedes Besäufnis und jede übermäßig
prunkvolle Kleidung verboten.

Leider ist keinem der genannten Gaff-
köpfe eine Inschrift beigegeben, die auf
seine Person oder seine Aufgaben hin-
weist. Das war damals auch nicht nötig,
weil sie jeder kannte. Immerhin sprechen
die Köpfe am Altenburger Rathaus eine
Ermahnung gegen Trunkenheit aus. Ähn-
liches könnte auch bei einem Kopf der Fall
sein, der früher am Schwabtorturm im
oberbayerischen Rain/Lech zu sehen war.
Auf der Innenseite des Turms war über
dem gotischen Torbogen ein „steinerner,
gebarteter Mannskopf“ mit der Inschrift
„Sich auf“, d.h., „Pass auf! Sieh dich vor!“
eingemauert.⁴⁴ Das Schwabtor, Obere Tor
oder Donauwörther Tor war der Ausgang
der Stadt nach Westen. Der um 1417
errichtete Schwabtorturm wurde auch
Schuldenturm genannt.⁴⁵ Er diente der
Verwahrung zahlungsunfähiger Schuld-
ner und Verhafteter.⁴⁶ Zu den Privilegien,
die der bayerische Landesherr 1372 der
Stadt gewährt hatte, gehörte auch die
niedere Gerichtsbarkeit,⁴⁷ aber schon seit
1332 hatte sie das Recht, einen Büttel
zur Aufrechterhaltung der Ordnung „in
die Stadt zu setzen“ und seit 1363 einen
Pfänder, d.h., einen Gerichtsvollzieher,
zu bestellen, der die Forderungen von
Rainer Bürgern in ganz Oberbayern voll-
strecken durfte.⁴⁸ Ob er im Turm wohnte,
ist nicht bekannt. Die vom herzoglichen
Gericht in Rain Verhafteten oder Verur-
teilten wurden in der Fronfeste im Schloss
verwahrt.⁴⁹ Im Erdgeschoß des 1367 er-
richteten ersten Rathauses befand sich das



Abb. 13: Wappenrelief am Rathaus von Weissenburg i.Bay.

Photo: Stephan Altensleben.

Narrenhäusl, davor der Pranger.⁵⁰ 1812 wurde der Schwabtorturm schließlich abgerissen.⁵¹ Dabei wurde der Kopf als uraltes Wahrzeichen der Stadt offensichtlich geborgen, denn er tauchte 1832 mit abgeschlagener Nase in Privatbesitz noch einmal auf. Seitdem ist er verschollen.⁵² Eine Abbildung ist leider nicht überliefert, so dass man nicht weiß, ob er einen Helm trug. Das war auch nicht zwingend, wie man z.B. auf der Abbildung der „Morgensprache“ aus Ulrich Tenglers „Layenspiegel“ von 1509 sieht (Abb. 11). Die heutige Skulptur am 1973 rekonstruierten Schwabtorturm hatte keine Vorlage und richtete sich nach der knappen Beschreibung im Rainer Wochenblatt. Der Rainer „Sich auf“ stellte wahrscheinlich einen Büttel oder Pfänder dar, der die Bürger vor einem Verhalten warnte, das Schuld- oder Strafhaft im Turm zur Folge hatte. Johann Webers Meinung, der Kopf mit der Inschrift sei „ein Denkmal einer menschenfreundlichen liebevollen Warnung: daß man im Gehen, zumal auf Pflastern vor

sich hinsehen, und nicht auf Uhren und andere Dinge in der Höhe seine Blicke heften müsse, veranlaßt von dem Umstände, daß Jemand, der im Gehen den alten Thorthurm starr ansah, stolperte, und verunglückte“⁵³ ist ebenso wenig überzeugend, wie die Meinung Ludwig Dorns, sie sei eine Warnung zur Vorsicht gewesen, wenn man fremdes, d.h., nicht-bayerisches Land betrete.⁵⁴ Harald Johannes Mann kommt der Sache schon näher, wenn er den Kopf für ein Symbol der niederen Gerichtsbarkeit hält.⁵⁵

Auch in Bad Kissingen gab es im 16. Jahrhundert einen Stadtknecht mit einem höheren Rang in der städtischen Verwaltungshierarchie. Er bezog ein Jahresgehalt von 14 Gulden, was näher bei dem des Schulmeisters mit 20 Gulden als bei dem des Torwarts mit 4 Gulden lag.⁵⁶ Seine Dienstorte waren das Rathaus und der Turm. Er war es, der als ‚Dritter im Bunde der Skulpturen‘ die Kissinger vor der Begehung von Straftaten warnte. Sein Kopf wird sich – wie die anderen Köpfe auch –

ursprünglich an der Ostfassade befunden haben. Ob das am Narrenhaus oder über dem Pranger war, kann nicht mehr mit Sicherheit gesagt werden. Anscheinend wurde er, wie die beiden anderen Halbfiguren auch, beim Rathausumbau von 1729 in die Nähe des Giebels versetzt. Vielleicht wollte man Hurenwirt, Hurenbock und Büttel den Kurgästen, die damals die Kur einrichtung im Rathaus besuchten, nicht mehr zumuten oder man verstand die Bedeutung der Figuren schon nicht mehr.

Am Rathaus der ehemals freien Reichsstadt Weißenburg befindet sich ein rechtsikonographisch aufschlussreiches Relief von 1567 (Abb. 13). Über dem Reichs- und dem Stadtwappen und damit sinngemäß über Reich und Stadt breitet ein Engel seine schützenden Flügel aus. Zwei als römische Offiziere gekleidete Männer mit prächtiger Helmzier flankieren die Wappen. Die langen Stäbe, die sie

in den Händen halten, sind Büttelstäbe. Sie weisen die Männer als Stadtknechte aus, die die Durchsetzung der städtischen Rechtsordnung und damit die Rechtssicherheit symbolisieren. Genau das ist auch die Botschaft aller anderen Büttelköpfen an Rathäusern.

Ass. iur. Stephan Altensleben ist Regierungspräsident i.R. und war lange als Verwaltungsjurist im bayerischen Staats- und Kommunalldienst sowie im sächsischen Landesdienst tätig. Er identifiziert unbekannte Rechtsdenkmäler, schreibt darüber und hält Vorträge. Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Arbeiten sind Rechtsarchäologie, Rechtsikonographie und Rechtsinschriften. Seine Anschrift lautet: Enoch-Widman-Straße 103, 95028 Hof, s.altensleben@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Schöppner, Alexander: Sagenbuch der Bayerischen Lande. Aus dem Munde des Volkes, der Chronik und der Dichter. 3 Bde. München 1852–1853, Bd. 1, S. 265f. (Nr. 273 „Wie Kissingen von den Schweden gerettet ward“). Die Sage findet sich später bei Nikola, A.W.: Volkssagen aus dem Saalegau. Bad Kissingen 1936 u. auch Edi Hahn erwähnt sie noch in seinem Stadtführer (ders.: Bad Kissingen. Eine Stadtführung. 801–2001. 1200 Jahre Stadtgeschichte. Bad Kissingen 1991, S. 129f.).
- 2 Bechstein, Ludwig: Aus dem Sagenschatz des Frankenlandes. 1. Teil: Die Sagen des Rhöngebietes und des Grabfeldes. Würzburg 1842, S. 132.
- 3 Jäger, Franz Anton: Geschichte des Städtchens Kissingen und seiner Mineralquellen. Ingolstadt 1823, S. 96f. Über Jäger siehe: Allgemeine Deutsche Biographie (ADB). 1875–1912, Bd. 13, S. 646; Mölter, Max: Franz Anton Jäger, in: Rhönwacht. Zeitschrift des Rhönklubs, o.J. (1985), S. 98f.; Saalezeitung Nr. 288 v. 14.12. 1985, S. 3f. „Auf vielen Seiten Blick in die Vergangenheit“.
- 4 Gropp, Ignatius: Collectio novissima scriptorum et rerum Wirceburgensium = Neueste Sammlung von allerhand Geschicht-Schriften, Begebenheit- und Denkwürdigkeiten, welche in denen dreyen letzten Hundert-Jahr-Lauffen, das ist von dem Jahr 1500 bis anhero in dem Hoch-Stift Würzburg und Franckenland bei Geistlich-Weltlichen Weesen sich zugetragen ... Bd. 2. Frankfurt/Main 1754, S. 95.
- 5 Helbig, Johannes Laurentius: Alveare catholicum..., das ist catholisches Bien-Haus ... Nürnberg 1714, 1715, S. 874. Ich habe die Ausgabe von 1715 benutzt. Zu Helbigs Biographie vgl.: Scheicher, Barbara: Dr. Johannes Laurentius Helbig und sein Werk „Traurige Gedancken Zur Nutzlichen Zeit-Vertreibung ...“ Ein Beitrag zur Untersuchung barocker Predigergestalten und ihres literarischen Schaffens, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 60 (1998), S. 391–420.

- 6 Altensleben, Stephan: Die höchst moralischen Reden von Hurenwirt und Hurenbock am Alten Rathaus von Bad Kissingen, in: Frankenland. Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturflege, 58. Jg. (2006), Heft 1/2, S. 4–25.
- 7 Schöppner: Sagenbuch (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 264f. (Nr. 272 „*Jud Schwed in Kissingen*“); Bechstein: Sagenschatz (wie Anm. 2), S. 131.
- 8 Entgegen meiner ursprünglichen Annahme wird es in der 3. Zeile des Spruchs des Hurenwirts nicht „*kürn*“ (= wählen), sondern eher „*fürn*“ (= eine Tätigkeit ausüben) heißen. Vgl. Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen (westgermanischen) Rechtssprache (DRW), hrsg. v. d. Heidelberg Akademie der Wissenschaften. Bd. 1–12. Weimar 1914–2010, Bd. III, Sp. 1049 (fuehren IV). Die nach links gewendete Unterlänge auf dem Inschriftenstein spricht mehr für ein „*f*“ als für ein „*k*“. Der im Sinn unveränderte Spruch heißt dann:
- Ich stehe do und grein Ich stehe da und grein
Dae hürn nit hürn woeln sein
die Hur'n nicht Hur'n woll'n sein
Und fürn doch hürenschrein*
- und sind doch Hur'n im Hurenschrein.
- 9 Frölich, Karl: Zeugnisse mittelalterlichen Rechtslebens auf niederdeutschem Boden, in: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Bd. 16 (1939), S. 182; ders.: Mittelalterliche Bauwerke als Rechtsdenkmäler (Arbeiten zur rechtlichen Volkskunde, Heft 3). Tübingen 1939, S. 16.
- 10 Dehio, Georg: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Sachsen II. Regierungsbezirke Leipzig und Chemnitz. München–Berlin 1998, S. 762 (Oederan).
- 11 Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bayern I: Franken. München–Berlin 1979, S. 875 (Weißenburg).
- 12 Dehio: Sachsen (wie Anm. 10), S. 65 (Belgern); Lehfeldt, Paul (Hrsg.): Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Herzogthum Sachsen-Altenburg. Bd. 1: Verwaltungsbezirk Altenburg (Ostkreis). Jena 1895, S. 43 u. 51.
- 13 Die Schnitzarbeiten stammen von dem Bambergener Donatus Hornig (Schöffel, Hubert: Das Rathaus zu Schweinfurt erbaut 1569–1572 von Nikolaus Hofmann aus Halle an der Saale (Mainfränkische Studien, Bd. 36). Würzburg 1985, S. 33 u. 38f.). – Weitere Beispiele am Rathaus von Stadthagen/Schaumburger Land, am Rathaus von Mücheln und am Schloss Frankleben/südliches Sachsen-Anhalt, am Amtshaus von Seyda/Fläming und am Rathaus von Freiberg/Erzg. s. Altensleben, Stephan: Der Mann mit dem Helm an Rat- und Amtshäusern oder: warum der Freiberger Gaffkopf nicht Kunz von Kaufungen sein kann, in: Sächsische Heimatblätter. Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Denkmalpflege, Natur und Umwelt 59. Jg. (2013), S. 104–115.
- 14 Deutschespiegel, 1. Landrechtsbuch, Art. 4 (Eckhardt, Karl August/Hübner, Arthur [Hrsg.]: Deutschespiegel und Augsburger Sachenspiegel. 2. Aufl. Hannover 1933, S. 82); Urschwabenspiegel, 1. Landrechtsteil, Vorwort (Eckhardt, Karl August [Hrsg.]: Studia iuris suevici I. Urschwabenspiegel. Aalen 1975, S. 358f.).
- 15 Kleines Kaiserrecht, Kapitel V § 1 (Zoepfl, Heinrich: Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts. Bd. 2. Leipzig–Heidelberg 1860, S. 413).
- 16 Schmidt-Wiegand, Ruth (Hrsg.): Deutsche Rechtsregeln und Rechtssprichwörter. Ein Lexikon. München 1996, S. 65 (Büttel).
- 17 DRW (wie Anm. 8), Bd. II, Sp. 668 (Büttelmeister), Bd. IV, Sp. 344 (Gerichtshauptmann), Belegarchiv (Oberstknecht) (www.rzuser.uni-heidelberg.de/~cd2/drw/).
- 18 Kocher, Gernot: Zeichen und Symbole des Rechts. Eine historische Ikonographie. München 1991, S. 143; ders.: Passionsdarstellungen und Rechtliche Volkskunde, in: Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde. Bd. 1 (1978), S. 143.
- 19 DRW (wie Anm. 8), Bd. II, Sp. 666–668 (Büttel); Amira, Karl von/Schwerin, Claudius Freiherr von: Rechtsarchäologie. Gegenstände, Formen und Symbole germanischen Rechts. Teil 1: Einführung in die Rechtsarchäologie. Berlin 1943, S. 17. Der Dienstraum des Büttels wurde im 19. Jahrhundert oft zum städtischen „*Polizeibureau*“.
- 20 Gengler, Heinrich Gottfried: Deutsche Stadtrechts-Alterthümer. Erlangen 1882. ND Aalen 1964, S. 45f.
- Amira/Schwerin: Rechtsarchäologie (wie Anm. 19), S. 17; Funk, Wilhelm: Deutsche Rechtsdenkmäler mit besonderer Berücksichtigung Frankens. Erlangen 1938, S. 165 unter Hinweis auf den Rumorknechtsturm in Sommer-

- hausen. In Marienberg/Erzgeb. waren Fronfeste und Wohnung des Gerichtsdieners im Turm (Stadtarchiv Marienberg; Roitzsch, Paul: Marienberger Häuserchronik und Flurgeschichte. Msch. Manuskript. Marienberg. Bd. II 1963, S. 23, Bd. XIV 1965, S. 38).
- 21 Gengler: Stadtrechts-Althertümer (wie Anm. 20), S. 329.
- 22 Albrecht, Stephan: Mittelalterliche Rathäuser in Deutschland. Darmstadt 2004, S. 16.
- 23 Ebert, Friedrich: Chronik der Stadt Hof. Bd. V: Baugeschichte. Hof 1957, S. 111.
- 24 Cordes, Albrecht/Lück, Heiner/Werkmüller, Dieter: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG). 2. Aufl. Berlin 2004, 4. Lief erg., Sp. 798f. (Büttel); Köbler, Gerhard: Lexikon der europäischen Rechtsgeschichte. München 1997, S. 71 (Büttel); Lück, Heiner: Die Gerichtsverfassung im albertinischen Sachsen zwischen 1485 und 1580. Ein Überblick, in: Sächsische Justizgeschichte. Rechtsbücher und Rechtsordnungen in Mittelalter und früher Neuzeit (Schriftenreihe des Sächsischen Staatsministeriums der Justiz, Bd. 9). Dresden 1999, S. 218; Kocher: Zeichen (wie Anm. 18), S. 143; Art. 86 Carolina von 1532 (Schroeder, Friedrich Christian [Hrsg.]: Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. (Carolina). Stuttgart 2000, S. 62).
- 25 DRW (wie Anm. 8), Sp. 697f.
- 26 Ebd., Sp. 663; Knapp, Hermann (Hrsg.): Die Zenten des Hochstifts Würzburg. Ein Beitrag zur Geschichte des süddeutschen Gerichtswesens und Strafrechts. Abtl. 1. Bd. 1: Die Weistümer und Ordnungen der Würzburger Zenten. Berlin 1907, S. 169.
- 27 DRW (wie Anm. 8), Sp. 664.
- 28 Kocher: Zeichen (wie Anm. 18), S. 143 u. 161 (Abb. 249).
- 29 Kocher: Passionsdarstellungen (wie Anm. 18), S. 143f.
- 30 Weitere Beispiele: Kreuztragungsszene im Breviarum Romanum, niedersächsisch, Anfang 16. Jhd. (Kocher: Zeichen [wie Anm. 18], S. 135 [Abb. 218]); Leidensgeschichte Christ, Buchmalerei, Bayern, Anfang 14. Jhd. (Kocher: Zeichen [wie Anm. 18], S. 154f.).
- 31 Mt 27, 15–29; Mk 15, 6–18; Joh 19, 6–17.
- 32 Heinze: Das hochnotpeinliche Halsgericht, in: Mittheilungen des Freiberger Alterthumsvereins Heft 5 (1865), S. 484.
- 33 Köbler: Lexikon (wie Anm. 24), S. 587 (Umstand).
- 34 Mt 27, 54; Mk 15, 39; Lk 23, 47.
- 35 DRW (wie Anm. 8), Bd. 2, Sp. 666.
- 36 Albrecht: Rathäuser (wie Anm. 22), S. 18f.; Gengler: Stadtrechts-Althertümer (wie Anm. 20), S. 32.
- 37 Beispiele von Verkündplätzen: Funk, Wilhelm: Alte deutsche Rechtsmale. Sinnbilder und Zeugen deutscher Geschichte. Bremen–Berlin 1940, S. 64–71.
- 38 HRG (wie Anm. 24), Bd. 1, Sp. 799 (Büttel); Rentsch, Richard: Geschichte der Stadt Oederan. Oederan 1927, S. 158.
- 39 HRG (wie Anm. 24), Bd. 1, Sp. 799 (Büttel).
- 40 Krünitz, Johann Georg: Oekonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats-Stadt- Haus- u. Landwirtschaft. Bd. 1–242. Berlin 1773–1858, Bd. 167, S. 684 (Stadt-knecht).
- 41 Freundliche Auskunft von Herrn Stadtarchivar Reiner Kammerl.
- 42 Eph 4, 17f.; Lehfeldt: Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S. 48.
- 43 Patze, Hans: Recht und Verfassung Thüringischer Städte. Weimar 1955, S. 60, 234 Nr. 20.
- 44 Weber, Johann Baptist: Versuch einer Geschichte von der köchl. baierischen Stadt Rain. Landshut 1819, S. 112; Fischer, Ludwig Wilhelm: Topographische Geschichte der Stadt Rain. München 1858, S. 21 u. H. auf das Wochenblatt der Stadt Rain von 1846, Nr. 38, S. 151; Schöppner: Sagenbuch (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 41f. (Nr. 503 „Der Sieh' auf in Rain“).
- 45 Fischer: Geschichte (wie Anm. 44), S. 23; Dorn, Ludwig: Die Geschichte der ehemaligen Grenz- und Festungsstadt Rain am Lech. Teil II: Von ihrer Gründung bis zum Höhepunkt ihrer Macht 1250–1505. Rain 1936, in: Ders./Riehl, Adalbert: Historisches aus Rain/Lech. Rain 1985, S. 88; Mann, Harald Johannes: Die Stadt Rain und der Dreißigjährige Krieg. Die Schlacht bei Rain vom 14./15. April 1632. Rain 1984, S. 20.
- 46 Dorn: Geschichte (wie Anm. 45), S. 68.
- 47 Fischer: Geschichte (wie Anm. 44), S. 11; Dorn: Geschichte (wie Anm. 45), S. 318; Heider, Josef/Horn, Adam: Überblick über die Geschichte der Stadt Rain und ihrer bedeutendsten Baudenkmäler, in: Hufnagel, Max Josef: Gericht und Stadt Rain am Lech, in: Neuburger Kollektaneenblatt. Bd. 108 (1954), S. 90.
- 48 Heydenreuther, Reinhard: Rechtsgeschichte

- der Stadt Rain, in: Würmscher, Markus: Rain am Lech im Mittelalter. Rain 2007, S. 127f.; Straub, Theodor: Stadt und Landgericht Rain am Lech zur Zeit der Herzöge von Bayern-Innigolstadt (1362–1447), in: Ebd., S. 78; Dorn: Geschichte (wie Anm. 45), S. 82, 316, 318; Weber: Versuch (wie Anm. 44), S. 18f.
- 49 Fischer: Geschichte (wie Anm. 44), S. 20.
 50 Weber: Versuch (wie Anm. 44), S. 21.
 51 Ebd., S. 44.
 52 Ein Aufruf im Wochenblatt der Stadt Rain von 1852, Nr. 26, S. 105 mit dem Versprechen einer Belohnung brachte ihn nicht wieder zum Vorschein. Man vermutete, dass er an versteckter Stelle in ein Gebäude eingemauert wurde (Fischer, Ludwig Wilhelm: Materialien zur Geschichte der Stadt Rain [Fischeriana], 4 Folio-Bände, ungedruckt, Bayerische Staatsbibliothek Handschriften-Abteilung, Signatur: Fischeriana 51–54, zit. nach der im Stadtarchiv Rain vorhandenen Abschrift der Monographien, Nr. 17).
- 53 Weber: Versuch (wie Anm. 44), S. 112.
 54 Schöppner: Sagenbuch (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 41f. (Nr. 503 „Der Sieh‘ auf in Rain“); Dorn: Geschichte (wie Anm. 45), S. 103.
 55 Mann: Rain (wie Anm. 45), S. 24.
 56 Mahr, Walter: Geschichte der Stadt Bad Kissingen. Ein Abriss. Bad Kissingen 1959, S. 107f.

Franz Schicklberger

„Komb Werthe Eivelstatt“ – Ein Lied ringt um die Reichsfreiheit von Eibelstadt

Eine bisher als Prosatext überlieferte Aufzeichnung im städtischen Kopial- und Konzeptbuch der Jahre 1649 bis 1695 entpuppt sich bei genauerer Analyse als lyrischer Text in Alexandrinern. Der Text wirbt für die Reichsfreiheit von Eibelstadt bei Kaiser Leopold I., wobei historische Gründe bemüht werden, auf die auch die Stadtrechte Eibelstadts von 1434 zurückgeführt werden. Die Eibelstadter hätten ja tapfer und siegreich (!) auf der Seite Kaiser Sigismunds gegen die Hussiten gekämpft. Vom Autor des Liedes werden jedoch historische Fakten nicht aus der Sicht der ‚großen‘ Politik, sondern aus der Sicht des kleinen, lokalpatriotischen Mannes gesehen. So bleibt der Wunsch der Vater des Gedankens.

Die folgenden Ausführungen widmen sich einem Beitrag im städtischen Kopial- und Konzeptbuch der Jahre 1649 bis 1695. Der Text ist ohne Überschrift und beginnt mit den Worten „*Komb Werthe Eivelstatt*“. Den Ausführungen fehlen eine Unterschrift, ein Datum sowie die Angabe eines Autors.¹ Der Text, um den es geht, steht nach dem Entwurf einer Bittschrift an Kaiser Leopold I. (1658–1705) um Erneuerung sowie Bestätigung der alten, neuerdings aber nicht mehr voll anerkannten (Stadt-)Rechte Eibelstadts, ja sogar um deren Erweiterung.²

Bislang wurde dem Text „*Komb Werthe Eivelstatt*“ nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Allein eine Wendung fand Interesse. Es sind die Worte, dass Eibelstadt seine herausragenden Taten zeigen solle, wie etwa die „*geleiste Hülff im streitt, da*

*Kayser Sigismund mit wohl geübter Macht,
des Hussen Tolle Hundt genzlich zu nicht
gemacht.*“ In der Wendung „geleiste Hülff“ sah man einen Beleg dafür, dass Eibelstadter in der Reichsarmee zumindest an einem der Kreuzzüge Sigismunds tapfer und erfolgreich gegen die Hussiten teilgenommen hätten und dafür mit Rechten einer Stadt ausgezeichnet worden wären.³ Bevor auf diesen problematischen Schluss eingegangen wird, seien einige grundlegende formale, historische sowie inhaltliche Beobachtungen zum gesamten Text vorgelegt.

Formal-sprachliche Beobachtungen zum Text

Da die Ausführungen nach dem Entwurf eines Bittbriefes um Erneuerung der Stadtrechte an Kaiser Leopold I. stehen, könnte deren zeitlicher Ansatz kurz nach Regierungsantritt des Kaisers gewesen sein. Der Verfasser des Textes war möglicherweise Martinus Pfister Not. Pub. et p.t. Caesareus, der von 1657 bis 1673 als Stadtschreiber in Eibelstadt wirkte. Die Ausführungen, wie sie im Kopialbuch festgehalten sind, scheinen auf den ersten Blick ein Prosatext zu sein. Sie werden ähnlich dem ‚Blocksatz‘ dargeboten, in dem die Zeilen auf gleiche Breite gebracht und voll beschrieben sind. Dabei werden einzelne Worte sogar getrennt.

Bisher wurde der Text nur im Hinblick auf eine angeblich historische Aussage betrachtet; seine formale Besonderheit jedoch nicht gesehen. Bei genauerer Untersuchung muss man nämlich feststellen, dass hier kein Prosatext, sondern ein Text mit typisch lyrischen Formmerkmalen vorliegt.⁴

Am auffälligsten sind bei der Gliederung unseres Textes im Satzspiegel von Gedich-

ten die Verse sowie die Reimpaare. Jeder Vers enthält zudem eine Zäsur nach der dritten Hebung. Hier reimen sich zumeist wieder zwei aufeinander folgende Zäsurreime als Paarreim.

Als Versfuß wählte der Autor für gewöhnlich Jamben (unbetonte – betonte Silbe) sowie fast durchgehend das Versmaß des Alexandriner, des sechshebigen Reimverses mit zwölf oder 13 Silben.⁵ Jamben eignen sich besonders für feierliche, getragene Themen sowie für das Besingen großer Taten, wie es das Lied auf Eibelstadt beabsichtigt.

Die lyrische Gestaltung des Loblieds zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit dem Anfang des Nibelungenliedes, das der Autor neben den Empfehlungen von Martin Opitz wohl gekannt hat, selbst wenn er nicht die typische Nibelungenstrophe verwendet. Zur Veranschaulichung seien hier die ersten beiden Verse des Nibelungenliedes vorgelegt:

„*Uns ist in alten maeren*
wunders vil geseit
Von helden lobebaeren
von grozer arebeit.“

Transkription und lyrische Gestaltung des Eibelstadt-Liedes

„*Komb Werthe Eivelstatt,*
Komb zur bequemen Zeit,
zeig deine Macht, und Thatt,
dein geleiste Hülff im streit,
da Kayser Sigismund
mit wohl geübter Macht,
des Hussen Tolle Hundt
genzlich zu nicht gemacht;
5 *Zeig das der Kayser dir,*
darumb viel Gnadt geschenkt,
dich geliebt für und für,
dich allezeit bedenkt;

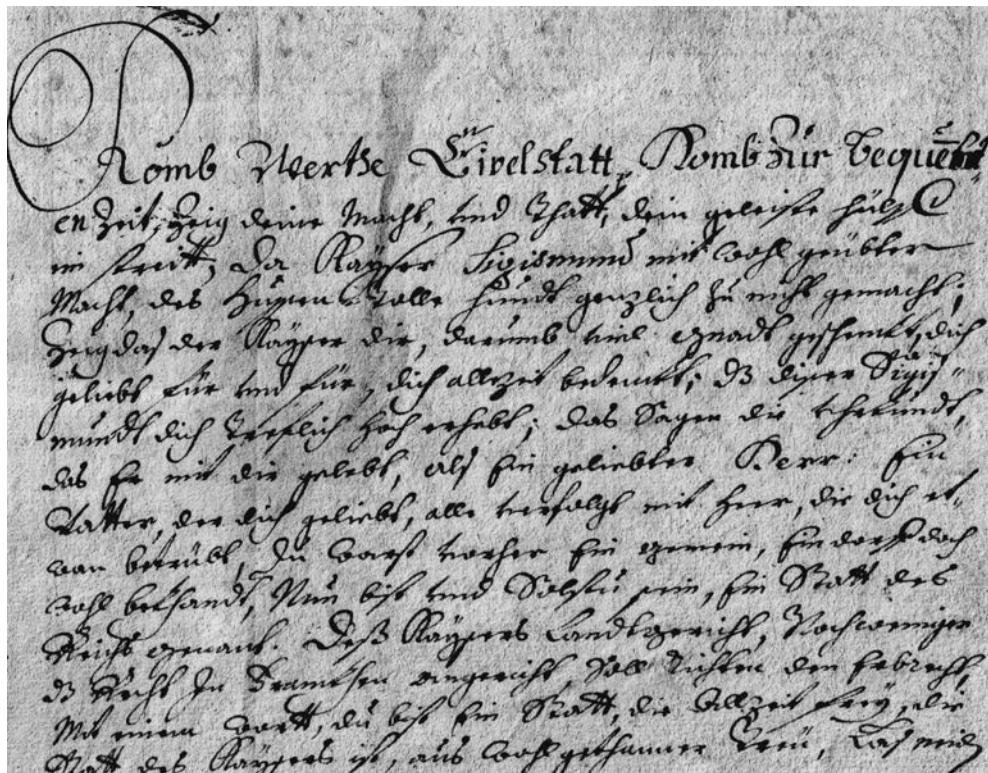


Abb.: Der Anfang des Textes, wie er sich dem Leser in der Eibelstadter Quelle zeigt
 (StadtA Eibelstadt, Bd. 188, S. 3f.).

das diser Sigismundt dich Treflich hoch erhebt; das Sagen die Uhrkundt, das Er mit dir gelebt, als ein geliebter Herr: Ein Vatter, der dich geliebt, 10 alle verfolgt mit Heer, die dich etwan betrübt, Du warst vorher Ein gemein, Ein dorff doch wohl bekhandt Nun bist und Solstu sein, Ein Statt des Reichs genant. Des Kaysers Landgericht, Noch weniger das Recht In Franckhen angericht, Soll richten den Erbrecht,	15 Mit einem Wortt, du bist Ein Statt, die Allzeit frey, die Statt des Kaysers ist, aus wohl gethanner Treü, laß neiden Deine Feindt, halt dich an Kaysers gewalt, der dir zum Schutz gemeint, dich Schützet und erhalt. Komb Werthe Eivelstatt und Eiffere nach Ehr, 20 Sag, das die Zeit dir hat, Entnömmen, was dir mehr als alle Schätz der Weldt, weit weit noch lieber wahr, doch Sey dir nit gewält, dis zu verlhören gar,
---	--

was deiner Vätter Bluet:
 Was dero Dapferkeit
 mit dargesezten Guett
 erhalten hat im Streitt,
 25 drumb Eyl zu dem,
 So kan dich sezen in dein Standt,
 mit Gnaden sehen ahn,
 und geben, das entwandt.
 Nach Freyheit Sähnestu,
 die anvor dir gebührt,
 Zur wohl besagten Ruhe,
 und bleibe unverwirt.
 Schau diser Kayser ist,
 ein weit berümbter Heldt,
 30 Clag ihm, was dir gebrüst,
 das man dir widergelt,
 Er ist Ja von geblüet,
 wovon auch Sigismundt,
 gesogen seine Güett,
 Er würdet dir zur Stundt,
 Sein beygethan mit gnadt,
 drumb komb, und feyere mit
 berümbte Eivelstatt,
 35 Erneüre deine Bitt,
 So dan würdt Leopold,
 bezeügen, das er seye
 von Herzen dir sehr holt,
 und dis von deiner Treü,
 würdt geben wider dir,
 was anvor auch dein wahr,
 und doch verschlumert schier,
 erholle dises Jahr,
 Erholle das dir werdt,
 40 das franckhenlandt zu klein,
 das du auf diser Erdt,
 allein des Kaysers sein:
 allein in dessen Schutz:
 wolst leben Imer fort,
 drumb kanstu bieten Trutz,
 die dir, O werthes Orth
 mit macht oder betrug,
 Trachten nach der Freyheit,
 So du mit Recht und Fug,

45 erhalten dir zur Freüdt,
 drumb komb Itzt ist die Zeit,
 die alles geben khan,
 Itzt sizzt in Herrligkeith
 der Hochgemuhete Mann.
 Dan Kayser Leopold:
 ist Kayser Sigismundt,
 was diser hat gewolt,
 das Schafft nun Jenes Mundt,
 drumb Eyffer Eivelstatt,
 50 und bitte das Mann dir geb,
 was von Kaysers Gnad,
 und Recht allweg gebühr,
 diß wünschet meine Treü,
 dis wünsche ich alle Tag,
 das Nunmehr werde Neü,
 von dem ich Einig sag: **Die Freyheit.**“

Die Reime haben einsilbige, d.h., männliche Kadenzan, wie etwa „Zeit“ – „Streit“ (Vers 1f.). Mehrfach alliterieren (stablen) Aussagen, d.h., es finden sich Worte mit gleichem Anlaut in einem Vers, um der Aussage besonderes Gewicht zu verleihen. So etwa in Vers 5, wo auf die Gnade des Kaisers mit den Worten verwiesen wird: „zeig das der Kayser dir darumb viel Gnadt geschenkt“ oder wenn auf den Mut der Väter mit den Worten „dero Dapferkeit“ (Vers 23) verwiesen wird. Auch solle Eibelstadt sich erneut um das bemühen, was ihm die Zeiträume genommen haben, was ihm „als alle Schätz der Weldt, weit weit noch lieber wahr“ (Vers 21). Die auffordernde Intention des Textes offenbart sich in den zahlreichen Imperativen, die das lyrische Ich setzt: Z.B. „komb“, „zeig“, „laß“, „sag“, „eifere“, „clag“, „erneure“ u.s.w.

Der Aufbau des Textes kreist um eine zentrale Aussage: die verdiente Reichsfreiheit. Die Geisteshaltung kann als imperativisch sowie argumentativ bezeichnet werden.

Zum Anliegen, Wunschenken und zum Gehalt des Liedes

Der Lobpreis auf Eibelstadt spricht wiederholt davon, dass Eibelstadt eigentlich eine freie Reichsstadt sei, die nur dem Kaiser verantwortlich ist, worauf der Autor mit den Worten hinweist: „*Nun bist und Solstu sein, Ein Statt des Reichs*“ (Vers 12) bzw. „*du bist Ein Statt, die Allzeit frey, die Statt des Kaysers ist*“ (Vers 15f.). Grundgelegt sei diese Freiheit für Eibelstadt, weil die Väter mit Kaiser Sigismund gegen die Hussiten tapfer und erfolgreich kämpften (Vers 2–4; 23f.). Doch dieses Recht auf Freiheit war im Laufe der Zeit „*verschlummert*“ (Vers 38), es wurde entwendet (Vers 26) oder man ging „*mit macht oder betrug*“ (Vers 43f.) gegen diese Freiheit vor. Deshalb wird Eibelstadt mehrfach aufgefordert, um die Erneuerung der Reichsfreiheit zu bitten, ja auf sie zu pochen (Vers 19; 25; 35; 45), da sie ehedem den Ort auszeichnete (Vers 37f.). Als Ziel der Bitte wird Kaiser Leopold genannt (V. 29; 35; 47). Nur er könne und würde diese berechtigte Bitte erfüllen (Vers 37; 48–51).

Der Text, der wohl kurz nach Regierungsantritt Leopolds I. entstanden sein wird, spricht mit den folgenden Worten emphatisch von einer angeblich erfolgreichen Teilnahme von Eibelstadtern an zumindest einem der Kreuzzüge Sigismunds gegen die Hussiten: „*Zeig deine Macht und Thatt, dein geleiste Hülff im streit da Kayser Sigismund mit wohl geübter Macht, des Hussen Tolle Hundt genzlich zu nicht gemacht*“ (Vers 2–4). Auf diese angeblich erfolgreiche Hilfe Eibelstadts gegen die Hussiten wird hier allerdings erst etwa 230 Jahre nach den Hussitenkriegen zum ersten Mal verwiesen! Eine (erfolgreiche) Teilnahme von Eibelstadtern an Hussitenkriegen begegnet davor in keiner einzigen

Quelle der ansonsten umfassend überlieferten Geschichte Eibelstadts. Hätten Eibelstadter wirklich erfolgreich gegen die Hussiten gekämpft, hätte man sicher nicht über 200 Jahre lang darüber geschwiegen.

Nach den Versen 3–4 hat Kaiser Sigismund die Hussiten mit „*geübter Macht [...] genzlich zu nicht gemacht*.“ Die Behauptung, dass der Kaiser (der im Übrigen bis 1431 nur König war) die Hussiten „*genzlich zu nicht gemacht*“, ist falsch. Alle Kreuzzüge, die unter Sigismund gegen die Hussiten organisiert wurden, gingen nämlich schmachvoll und kläglich verloren. Nach anfänglichen Erfolgen 1421 kam es 1422 zu einer ersten empfindlichen Niederlage bei Deutsch Brod sowie dann 1426 bei Aussig. Wer die Fakten genauer studiert, wird feststellen, dass die Schlacht bei Tachau (und bei Mies) am 4. August 1427, in der nach Redelberger auch Eibelstadter Schützen beteiligt gewesen sein sollen,⁶ mit einer so schweren und blamablen Niederlage der katholischen Kaiserlichen endete, dass man sagen konnte, „*Das mit so viel Mühe und langer Vorbereitung aufgestellte Reichsheer war nicht mehr*.“⁷ Auch sollen die fliehenden bzw. auf dem Rückzug befindlichen Soldaten plündernd, raubend und mordend selbst katholische Orte in Angst und Schrecken versetzt haben. Ähnlich blamierten sich die Kaiserlichen 1431 bei Taus, als die Kreuzfahrer des Kaisers bereits beim Herannahen der Hussiten in Massen flohen und plündernd sowie mordend jenseits des Böhmerwaldes ihr Heil suchten.⁸

Die historische Realität der Kreuzzüge gegen die Hussiten waren also Niederlagen, Flucht, Raub, Mord und Plünderungen der Soldaten der Reichsheere. Sollten ernsthaft Eibelstadter unter ihnen gewesen sein, hätten solche Ereignisse und Vor-

kommnisse sicher nicht zu ruhmreicher Anerkennung und zum Lob Eibelstadts sowie 1434 zur Ausstattung des Ortes mit den Rechten einer Stadt geführt. Eigentlich hätten die Eibelstadter froh sein müssen, bei diesen blamablen und unehrenhaften Unternehmen gegen die Hussiten nicht beteiligt gewesen zu sein.

Die kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Hussiten verliefen aber nicht nur auf der Reichsebene schmachvoll. Auch auf Landesebene versagte die Verteidigung gegen die Hussiten, die nicht nur Böhmen, sondern auch dessen Nachbarländer in Furcht und Schrecken versetzten, in den Jahren zwischen 1427 bis 1431. So wurden etwa Österreich, Bayern, Franken, Sachsen, Schlesien, die Lausitz und Brandenburg durch Hussiteneinfälle in Mitleidenschaft gezogen.⁹ Geschwächt wurde die hussitische Bewegung erst, als sich die gemäßigten Utraquisten einem Kompromiss mit Kirche und Kaiser anschlossen und die radikalen Taboriten am 30. Mai 1434 bei Lipan besiegt.

Zur Teilnahme von Würzburger Soldaten an den Kriegszügen gegen die Hussiten erschloss Ulrich Wagner die historischen Gegebenheiten in einem Beitrag, in dem er sogar namentlich Teilnehmer und Söldner an Feldzügen im Auftrag Würzburgs benennt.¹⁰ Domkapitel'sche Eibelstädter Soldaten waren jedoch nicht unter ihnen. Auch wissen ältere Eibelstädter Akten oder Urkunden nichts von einer Teilnahme von Eibelstädtern an einem Kreuzzug gegen die Hussiten.

Insbesondere ist in der Urkunde Kaiser Sigismunds vom Juli 1434, mit der er Eibelstadt Rechte einer Stadt verlieh, nicht einmal andeutungsweise von einer Hilfe der Eibelstadter bei den Kreuzzügen gegen die Hussiten die Rede, sondern nur von „*willige[n] und getreue[n] dienste[n]*.“¹¹

Richard Redelberger hat keinerlei urkundlichen Belege für seine Meinung, wenn er behauptet: „*Diese Dienste dürften wohl kaum in etwas anderem bestanden haben als in der Waffenhilfe gegen die Hussiten.*“¹² – und dann soll diese Waffenhilfe sogar noch erfolgreich gewesen sein! Bei dies entspricht jedoch nicht historischen Tatsachen.

Die Ausstattung des Dorfes Eibelstadt mit Rechten einer Stadt wird in der Urkunde von 1434 vielmehr mit folgenden Worten begründet: „[...] das wir haben angesehen und gutlich betrachtet, solche aneme willige und getreue dienste, die uns und dem Rich die Inwoner und Insessen zu Eyfelstat getan haben teglich tun und fürbaß [i.e.: weiterhin, Anm. d.Verf.] zu tun willig und bereit sin.“ Wie man sieht, enthalten diese Worte keinen Hinweis auf eine Hilfe in den Hussitenkriegen. Das genannte Motiv, man wolle Eibelstadt für seine steten willigen Dienste für Kaiser und Reich auszeichnen, klingt vielmehr reichlich formelhaft, d.h., diese Formulierung ist eine stets gebrauchte, stehende Wendung auch bei der Stadterhebung sowie Auszeichnung anderer Orte oder Personen und fand schon lange vor und nach der Urkunde für Eibelstadt von 1434 Verwendung.

Als Beispiel sei hier erwähnt, dass Ludwig der Bayer für die Stadt Schweinsberg 1332 das Stadtrecht mit ähnlichen Worten begründete: „*daz wir durch der dienst willen, die uns und dem rych der veste man Rupprecht Schench von Sweinsperch unser lieber getrewener getan hat und noch tun sol und mag [...]*“¹³ Im selben Jahr übergab Kaiser Ludwig am 18. Dezember dem Deutschen Orden das Privileg, aus dem Dorf Eschenbach eine Stadt zu machen. In dieser Urkunde finden sich fast dieselben Worte der formelhaften Begründung:

„daz wir durch sunder genade und lieb, die wir haben zuo den Bruedern des Tauetschen [sic!] ordens vnd durch besunder dienst, den si vns vnd dem Rich ze allen ziten getriuelichen tun [...]“¹⁴

Nach dem Tod Kaiser Sigismunds († 1437) belehrte 1438 König Albrecht II., der Schwiegersohn Kaiser Sigismunds, erneut Reichsmarschall Haupt II. von Pappenheim auf dessen Bitte mit fast identischen Worten mit der „vogtay zu Eyselstat“. Er erkannte damit die „dienste, die er dem heiligen Romischen riche alzeit williglich getan hat und uns und demselben riche hinfür zu tun willig ist“ an. Konkrete Dienste nennt die formelhafte Wendung hier ebenfalls nicht.¹⁵

Im vorliegenden lyrischen Text, der wohl etwa 230 Jahre nach den Hussitenkriegen entstand, wird also zum ersten Mal behauptet, dass Kaiser Sigismund Eibelstadt für die Teilnahme am Krieg gegen die Hussiten habe belohnen wollen. Prof. Otto Meyer, ein Nestor der fränkischen Geschichtsforschung, bemerkte zu dieser Feststellung zu Recht: „Sigismunds Urkunde selbst weiß davon [von der Teilnahme an einem Kreuzzug gegen die Hussiten] nichts; ihre Motivierung, man wolle Eibelstadt auszeichnen für seine willigen Dienste für Kaiser und Reich, klingt reichlich topisch und verbirgt den Grund, der wirklich Anlaß war.“¹⁶ Eigentliche Ursache und Grund für die Ausstattung von Eibelstadt mit Rechten einer Stadt war der Pappenheimer Reichsmarschall Haupt II.

Marschall Haupt II. war ein treuer Gefolgsmann Sigismunds, dem der Kaiser zu großem Dank verpflichtet war.¹⁷ Von Haupt II. heißt es: „Durch 23 Jahre finden wir ihn nahezu täglich im Rat des Königs, den er auf seinen zahlreichen Fahrten kreuz und quer durch das Reich bis nach Serbien begleitet, und in den wichtigsten Geschäften

vertritt.“¹⁸ Auch vermittelte er zwischen der Stadt und dem Bischof von Augsburg, wofür Haupt II. mit der Stadtvogetei über Augsburg belehnt wurde.¹⁹ Der Kaiser hinkte jedoch nicht selten mit entsprechenden finanziellen Anerkennungen und Gunsterweisen nach. Auf eigenen Wunsch erhielt Haupt II. 1431 von König Sigismund u.a. die Reichsvogtei Eibelstadt mit dem Turmhof sowie zwölf Morgen Weinberge auf Randersackerer Gemarkung als Mannlehen verliehen.²⁰ Sigismund wertete im Zusammenhang damit die Reichsvogtei Eibelstadt 1434 auf, indem er den Ort mit einzelnen Rechten einer Stadt ausstattete.²¹ Für Eibelstadt waren dies, das Recht Märkte abzuhalten, sich zu befestigen, ein eigenes Siegel führen zu dürfen und vor kein fremdes Gericht geladen zu werden. Gemeinsam mit den Herren von Pappenheim übten damals noch der Dompropst sowie die das Würzburger Domkapitel herrschaftliche Rechte in Eibelstadt aus.

Neben der unzutreffenden Aussage, dass Eibelstadter erfolgreich gegen die Hussiten gekämpft hätten, finden sich im Lied noch weitere falsche historische Angaben. Anders als Vers 10 behauptet, hat der Kaiser auch nicht „alle verfolgt mit Heer“, die Eibelstadt „etwan betrübt.“ Hier war wohl der Wunsch der Vater des Gedankens und der Formulierung.²² Entgegen Vers 30f. war Kaiser Leopold I. auch nicht „von geblüt, wovon auch Sigismund“. Zwar heiratete die Tochter des Luxemburgers Sigismund einen Habsburger, doch ist diese Linie wieder ausgestorben. Obwohl Kaiser Leopold Habsburger war, gehörte er aber einer anderen Familienlinie an und kann somit nicht als später Blutsverwandter oder direkter Nachfahre Sigismunds bezeichnet werden. Die Angabe in Vers 20ff. „die Zeit [habe Eibelstadt]

*Entnommnen [...] was deiner Vätter Bluet,
Was dero Dapfärkeit [...] erhalten hat im
Streitt²³ gehört ins Reich der Phantasie.
Sollte damit insinuiert werden, Eibelstadt
seien auch die Rechte einer freien Reichs-
stadt, die nur dem Kaiser unterstand, „ent-
nommnen“ worden? Wohl kaum. Denn es
gibt kein anderes Dokument, demzufolge
Eibelstadt eine freie Reichsstadt gewesen
wäre. Von dieser Freiheit wird behauptet,
dass sie „anvor auch dein wahr“ und nur
„verschlumert schier“ sei (V. 38).²⁴ Aller-
dings wurde Eibelstadt im Laufe der Zeit
sehr wohl das Recht, vor keinem fremden
Gericht zur Rechenschaft gezogen zu wer-
den, „entnommnen“. Dies geschah wahr-
scheinlich aus machtpolitischen oder fi-
nanziellen Gründen. Mehr als zweifelhaft
ist zudem die in Vers 48f. aufgestellte Be-
hauptung, dass schon Kaiser Sigismund
Eibelstadt hätte zur freien Reichsstadt
erheben wollen, wenn es heißt, „was di-
ser [Sigismund] hat gewolt, das Schafft
nun Jenes [Leopolds] Mundt.“ Soviel zum
Wunschdenken des Verfassers des Eibel-
stadt-Liedes.*

Politische sowie ideelle Hintergründe des Eibelstadt-Liedes

1620 gab es für Eibelstadt eine grundlegende Veränderung der politischen Zuständigkeiten und Herrschaftsverhältnisse. Seit diesem Jahr waren nämlich die Reichserbmarschälle von Pappenheim, die – wie wir gehört haben – seit 1431 hier eine Vogtei besaßen, für Eibelstadt nicht mehr aktuell, da sie zu dem Zeitpunkt ihre Eibelstadter (Reichs-) Vogtei für 45.000 Gulden an das Würzburger Domkapitel verkauften.²⁵ So übten nur mehr Dompropst und Domkapitel Herrschaftsrechte im Ort aus. Auch wussten in Eibelstadt wohl selbst die gebildetsten

Bürger nichts mehr von den Verdiensten der Reichserbmarschälle von Pappenheim, vor allem nichts mehr von Haupt II. und dessen Leistungen für Kaiser Sigismund. In Vergessenheit geraten waren auch die ‚Gaben‘ des Kaisers an Haupt II., zu denen Eibelstadt gehörte, das der Marschall vom Kaiser erbeten und auch erhalten hatte. Wahrscheinlich suchte man die Reichserbmarschälle ab 1620 bewusst zu verschweigen und vergessen zu machen, da sie Jahrzehnte lang die Protestanten in Eibelstadt unterschützt und deren Anliegen bis vor das Reichskammergericht in Speyer getragen hatten.²⁶ Folglich musste man überlegen, was zur Ausstattung Eibelstadts mit Rechten einer Stadt geführt haben könnte, und eine plausible Begründung dafür suchen.

Interessant ist es jedenfalls festzuhalten, dass Anfang des 15. und Anfang des 17. Jahrhunderts ähnliche politische und religiöse Strömungen Böhmen bewegten und beunruhigten, ja sogar beherrschten. Fatale für den Ausbruch der Feindseligkeiten waren 1419 der erste und 1618 der zweite Prager Fenstersturz, und an beiden waren Hussiten beteiligt.

Antagonistische Interessen sozialer, ökonomischer, politischer und religiöser Natur verursachten am 30. Juli 1419 den 1. Prager Fenstersturz, bei dem Hussiten Vertraute König Wenzels aus dem Fenster des Rathauses am Karlsplatz warfen. Dies führte zu den mehrjährigen Kriegen zwischen Katholiken und den Hussiten. Obwohl die Kreuzzüge gegen die Hussiten allmählich ihre religiöse Motivation verloren, wurden sie dennoch gerne unter diesem Deckmantel geführt. Vielmehr befanden sich im Laufe der Zeit Adelige zur Durchsetzung und Sicherung ihrer tatsächlichen oder vermeintlichen Rechte bzw. persönlicher Ansprüche, zum guten

Teil auch auf Kosten der katholischen Kirche.

Den Anlass zum ‚Großen Krieg‘ des 17. Jahrhunderts, der 30 Jahre lang die deutschen Lande verwüstete, gab der 2. Prager Fenstersturz aus dem Hradtschin am 23. Mai 1618. Ursache waren erneut schwelende Glaubensgegensätze sowie politische Begehrlichkeiten. Beteiligt am zweiten Prager Fenstersturz waren wiederum hussitische Aktivisten, entschiedene Utraquisten sowie Vertreter der protestantischen Stände in Böhmen.²⁷

Als Konsequenz für den katholischen Kaiser musste alle Ketzerei, wozu aktuell beharrlich hussitisches und protestantisches Gedankengut sowie antipäpstliche Strömungen zählten, in den böhmischen Landen getilgt werden. Nach des Kaisers Wunsch hatten sich deren Anhänger vielmehr zum Katholizismus zu bekehren oder das Land zu verlassen. Etwa 150.000 Protestanten verließen daraufhin Böhmen.²⁸ In der Folgezeit herrschte ein unerbittlicher Krieg 30 Jahre lang in deutschen Landen und erst nach dem Westfälischen Frieden 1648 kehrte wieder Ruhe ein.

Die Phase der Konsolidierung und Rückgewinnung Böhmens für den katholischen Kaiser war sicher nicht nur bei den Betroffenen in Böhmen präsent, vielmehr hat es auch das Geistesleben sowie den politischen Alltag in den habzburgfreundlichen Regionen, zu denen auch das Hochstift Würzburg gehörte, nicht nur interessiert, sondern auch geprägt. Die Eibelstädter sahen sich in den Jahren des 30jährigen Krieges verdienstvoll auf der katholischen Seite, da ihr Ort drei Jahre nach dem Abzug der Reichserbmarschälle von Pappenheim 1623 endgültig rekatholisiert war, obwohl es 1570 nur noch fünf namentlich bekannte Katholiken im Ort gegeben hatte.²⁹ Zudem stellten sich

die Eibelstädter 1631 bis 1634 gegen die schwedische Besatzung in Franken und unterstützten so den Kaiser.³⁰

Nach dem 30jährigen Krieg baten nun die Eibelstädter Kaiser Leopold I. um die Bestätigung der von Kaiser Sigismund gewährten Stadtrechte.³¹ Schon mehrere Könige bzw. Kaiser hatten ja vor ihm diese Rechte bestätigt.³² Als Dank für die Treue im 30jährigen Krieg erhoffte oder erwartete der Schreiber des lyrischen Textes sogar, dass der Ort mit den Rechten einer freien Reichsstadt (erneut) ausgezeichnet würde. Zudem hielt er für Eibelstadt eine nur regionale Einbindung in die Politik für zu engstirnig.

Selbstbewusst formulierte der Autor, dass für Eibelstadt „*das franckhenlandt zu klein, das du auf diser Erdt, allein des Kaysers sein: allein in dessen Schutz: wolst leben Imer fort*“ (Vers 40–42). Grundgelegt sah der Verfasser des Liedes den Wunsch nach Reichsfreiheit bereits bei Kaiser Sigismund, wenn es heißt, „*was dieser [Kaiser Sigismund] hat gewolt, das Schafft nun Jenes [des Kaisers Leopold] Mundt*“ (Vers 48f.). Im Lied lauten die Worte aus „*Jenes Mundt*“: „*Nun bist und Solstu sein, ein Statt des Reichs genant [...] die allzeit frey, die Statt des Kaysers ist, aus wohl gethanner Treü*“ (Verse 12; 15f.). Der Autor des Textes stellt deshalb auch seinen Wunsch – oder sollte man besser sagen: seinen Traum – „*Die Freyheit*“ als Höhepunkt und Abschlussruf in sein Lied.

Wie konnte es aber kurz nach dem 30jährigen Krieg im Eibelstadt-Lied zu einer Verknüpfung von Hussitenkriegen und der Ausstattung Eibelstadts mit Rechten einer Stadt, noch dazu erstmals mehr als zweihundert Jahre nach den kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Hussiten, kommen? Wegen der zumindest nach außen hin ähnlichen politischen Verhältnis-

se und Gegebenheiten nach dem 1. und 2. Prager Fenstersturz waren die Hussiten in der Mitte des 17. Jahrhunderts auch für den Verfasser des Loblieds auf Eibelstadt wieder ins Gedächtnis gerückt. Daher ließ der Autor die Eibelstadter, die im 30jährigen Krieg kaisertreu und katholisch verblieben waren – sich somit bewährt hatten –, in idealisierter, ja fast mythisierter Weise bereits mehr als 200 Jahre zuvor an der Seite Kaiser Sigismunds kämpfen und sogar siegen. Dies war für den Verfasser des Eibelstadt-Liedes Grund genug, dass der Ort mit Rechten einer Stadt ausgezeichnet worden sei. Die Reichserbmarschälle von Pappenheim waren eben nicht mehr real oder ideell in Eibelstadt präsent.

Die poetisch postulierte Heldentat gegen die Hussiten wurde nun mit der nachdrücklichen Bitte um Reichsfreiheit wirkungsvoll in lyrische Form gegossen und präsentiert. Unklar bleibt jedoch, ob das Loblied wirklich jemals an höhere Stellen

weitergereicht oder ob es in einer Schreibstube nur dem geduldigen Papier anvertraut wurde.

Studiendirektor a.D. Dr. Franz Schicklberger (Jahrgang 1942) studierte in Münster, Wien und Würzburg die Fächer Geschichte, Deutsch und Religion, die er auch an einem Würzburger Gymnasium unterrichtete. An der Julius-Maximilians Universität nahm er über 34 Semester einen Lehrauftrag für Bibel-Hebräisch wahr. Seit 1990 ist er Vorsitzender des Heimatvereins Eibelstadt e.V. und seit 2002 Stadtarchivar von Eibelstadt. Besonderes Interesse zeigt er an der Geschichte Eibelstadts, wozu er bereits mehrere Bücher und Aufsätze veröffentlicht hat. Seine Anschrift: Kapellensteige 9, 97246 Eibelstadt, E-Mail: f.schicklberger@t-online.de.

Literatur zum Thema in Auswahl:

- Eberhard, Friedrich: Hus, Hussiten, in: Lexikon für Theologie und Kirche. Freiburg i.Br. 1996, Bd. 5, Sp. 340–343.
- Graus, Frantisek: Lebendige Vergangenheit. Überlieferung im Mittelalter und in den Vorstellungen vom Mittelalter. Köln 1975. Hier besonders der Beitrag: 2. Die Hussiten. Von Johannes Hus zu Jan Zizka (S. 307–338).
- Machilek, Franz: Hussiten. Wirkung und Einfluss im deutschen Bereich, in: Lexikon des Mittelalters [LexMA]. Bd. V. München 1991, Sp. 235f.
- Macek, Josef: Die Hussitenbewegung in Böhmen. 2. Aufl. Prag 1958.
- Macek, Josef: Hussiten, in: LexMA. Bd. V, Sp. 232–234.
- Palacky, Franz: Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Hussitenkriege II (1429–1436). Neuauflage der Ausgabe 1873. Osnabrück 1966.
- Seibt, Ferdinand: Hussitica. Zur Struktur einer Revolution. Köln 1965.

Anmerkungen:

- 1 StadtA Eibelstadt, Bd. 188, S. 3f.
- 2 Ebd., S. 1–3.
- 3 Vgl. z.B. Redelberger, Richard, in: 100 Jahre Stiftungsfest [...] Schützenverein Germania 1863 e.V. Eibelstadt 1963, S. 8f.; Ders.: Geschichte des Eibelstadter Schützenwesens, in: Mainlande (Beilage zur Main-Post) Nr. 11. v. 25.5.1963, S. 43; Ders.: Eibelstadt. Bild einer mainfränkischen Kleinstadt in der Nachbarschaft Würzburgs (= Mainfränkische Hefte 71). Würzburg 1971, S. 15.
- 4 Möglicherweise lag der Text dem Kopisten noch in lyrischer Form vor, und er schrieb ihn als laufenden Prosatext in das Kopial- und Konzeptbuch.
- 5 Mit dem Alexandriner griff der Autor die durch Martin Opitz (Das Buch von der Deutschen Poeterey. 1624) empfohlene Verslehre auf. Der Alexandriner fand auch vielfach in den Barocksonetten Verwendung.

- 6 Redelberger: Eibelstadt (wie Anm. 3), S. 15.
- 7 Näheres zu Schlacht und Flucht bei Rieder, Heinz: Die Hussiten. Gernsbach 1998, S. 166–174; hier S. 170. Ferner bei von Bezold, Friedrich: König Sigmund und die Reichskriege gegen die Husiten. Hildesheim 1976 (Nachdruck der Ausgabe München 1872–1877). Zweite Abteilung. Die Jahre 1423–1428, S. 109–122; Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 2. Herzberg 1990, Sp. 1194–1198; Plötz, Karl: Auszug aus der Geschichte. Würzburg 1960, S. 602.
- 8 Rieder: Die Hussiten (wie Anm. 7), S. 198–201; v. Bezold: König Sigmund (wie Anm. 7), Dritte Abteilung. Die Jahre 1428–1431, S. 147–158.
- 9 Zu den Kriegszügen nach Westen vgl. Schlesinger, Gerhard: Die Hussiten in Franken. Der Hussiteneinfall unter Prokopp dem Großen im Winter 1429/30. Kulmbach 1974; Machilek, Franz: Hus und die Hussiten in Franken, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung (1991), S. 15–37; Tausendpfund, Walter: Oberfranken und der Hussitensturm im 15. Jahrhundert, in: Archiv für Geschichte von Oberfranken 86 (2006), S. 109–134; Bleicher, Michaela: Kriegsführung und Kriegsaltag im bayerisch-böhmischem Grenzgebiet. Die Hussitenzeit im Spiegel der Quellen des Herzogtums Niederbayern-Straubing, in: Malik, Franz (Hrsg.): Die hussitische Revolution. Religiöse, politische und regionale Aspekte. Köln–Weimar–Wien 2012, S. 235–250 (mit zahlreichen Literaturhinweisen).
- 10 Wagner, Ulrich: Von den Kriegszügen Würzburger Söldner gegen die Hussiten und nach Soest 1420–1447, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 61 (2009), S. 21–48; von den Würzburgern, die am Feldzug 1427 teilnahmen, berichten weder Ratsbücher noch Ratsprotokolle „über einen Erfolg und die Rückkehr des städtischen Aufgebots“ (Ebd., S. 24); ferner: Scharold, Carl Gottfried: Zug der Stadt Würzburg gegen die Hussiten i.J. 1431, in: Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 7 – 2. H. (1842), S. 177f.
- 11 Die Originalurkunde ist in Eibelstadt leider abhandengekommen. Erhalten sind nur Abschriften (StadtA Eibelstadt, Urkunden 18 u. 19); die älteste dieser Urkunden befindet sich heute im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Reichsregister, Jüngere Reihe K fol. 164 r (Ulm 1434, Juli 3) u. Reichsregister N fol. 106 r; vgl. Regesta Imperii XI, 10558; 11126.
- 12 Redelberger: Eibelstadt (wie Anm. 3), S. 15.
- 13 Zitiert nach: Eckhardt, Wilhelm A.: Kaiser Ludwig der Bayer und das Stadtrecht für Schweinsberg, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 112 (2007), S. 51.
- 14 Staatsarchiv Nürnberg [StA N], Kaiser Ludwig-Select 529. Gedruckt bei Seitz, Erwin/Geidner, Oskar: Wolframs-Eschenbach. Der Deutsche Orden baut eine Stadt. Wolframs-Eschenbach 1997, S. 148.
- 15 Text gedruckt in: Das Reichsregister König Albrechts II. (bearb. v. Koller, Heinrich). Wien 1955, S. 34f., Nr. 16.
- 16 Meyer, Otto: Eibelstadt: Vom Königshof zur Stadt (= Heimatbogen 3). Eibelstadt 1988, S. 38.
- 17 Zu Haupt II. vgl. Graf zu Pappenheim, Haupt: Regesten der frühen Pappenheimer Marschälle vom XII. bis zum XVI. Jahrhundert. Würzburg 1927, S. 84–86 (zu den Leistungen Haupts II. für den Kaiser bes. S. 85); Ders.: Geschichte der frühen Pappenheimer Marschälle vom XV. bis zum XVIII. Jahrhundert (Typoskript). München–Solln 1951; zu Haupt II. S. 12–23; Warlich, Bernd: Reichsmarschall Haupt II. von Pappenheim, in: Fränkische Lebensbilder. 5. Bd. Würzburg 1973, S. 23–44; Schwackenhofer, Hans: Die Reichserbmarschälle, Grafen und Herren von und zu Pappenheim. Berlin 2002, S. 132–139; Zu den Verdiensten von Haupt II. vgl. auch Meyer: Eibelstadt (wie Anm. 16), S. 35f. und 42, Anm. 28.
- 18 Zu Pappenheim: Regesten (wie Anm. 17), S. 85.
- 19 Ebd.
- 20 Urkunde 1431 Juli 31; Regesta Imperii, XI Nr. 8773; Borchardt, Karl: Enquête über Eibelstadt 1392 bis 1404, in: Würzburger Diözesan Geschichtsblätter [WDGBI] 55 (1993), S. 85–109, S. 97.
- 21 Meyer: Eibelstadt (wie Anm. 16), S. 38; Schicklberger, Franz: Wappen und Siegel der Stadt Eibelstadt (= Heimatbogen 15). Eibelstadt 2008, S. 6f.
- 22 In diesem Zusammenhang sei nur an die Leiden der fast vollzählig der Augsburger Konfession angehörigen Eibelstadter in den Jahren der sog. Gegenreformation erinnert, in der es

- keine Hilfe von höchster Stelle gab, obwohl sich die Klagen vor dem Reichskammergericht häuften. Näheres dazu bei Schicklberger, Franz: Evangelische Glaubensbewegung und katholische Konfessionalisierung in Eibelstadt (= Heimatbogen 14). Eibelstadt 2007. Auch wurden die Eibelstädter im Stich gelassen, als sie Bischof Julius Echter vor dem Reichskammergericht wegen der (angeblich) zu Unrecht auferlegten Beth-Abgaben in Randersacker verklagten; vgl. dazu Schicklberger, Franz: 1200 Jahre Weinkultur in Eibelstadt. Eibelstadt 2005, S. 24ff.
- 23 StadtA Eibelstadt, Bd. 188, S. 2.
- 24 Wohl wurden bestimmte, ehemals dem Ort zugesprochene Rechte aus finanziellen oder machtpolitischen Gründen nicht mehr beachtet oder sogar aufgehoben.
- 25 Staatsarchiv Würzburg, Würzburger Domkapitelsprotokolle [WDKP] 19. November 1619, fol. 200v–202r; StA N, Herrsch. Pappenheim, Urkunde 1620 Februar (ohne Tagesangabe); zu den Zahlungsmodalitäten vgl. WDKP 14. Februar 1620, fol. 31r–32r.; dazu auch: Schicklberger: Evangelische Glaubensbewegung (wie Anm. 22), S. 159f.
- 26 Dazu Näheres im Kapitel „Geschichtliche Auseinandersetzung zwischen Pappenheim und dem Domkapitel“ bei Schicklberger: Evangelische Glaubensbewegung (wie Anm. 22), S. 101–131.
- 27 Hierzu Tausendpfund: Oberfranken (wie Anm. 9), S. 128.
- 28 Ploetz: Auszug aus der Geschichte (wie Anm. 7), S. 731.
- 29 StA N, Herrschaft Pappenheim, Akten Nr. 878. Ähnlich die Aufzeichnungen des Reichskammergerichts in Speyer. Hierin sind es einmal „nicht mehr über fünf Paare“ und einmal „nicht mehr über 10 Personen“ (Bayer. Hauptstaatsarchiv München, RKG 10008); zur Rekatholisierung Eibelstadts vgl. Schicklberger: Evangelische Glaubensbewegung (wie Anm. 22), S. 73–131.
- 30 Zur schwedischen Zwischenregierung: Schicklberger: Evangelische Glaubensbewegung (wie Anm. 21), S. 191–201; u. ders.: Die Religionspolitik der schwedisch-sächsischen Regierung 1631–1634 in Eibelstadt, in: WDGBL 71 (2009), S. 211–234.
- 31 Der Entwurf dieses Schreibens befindet sich StadtA Eibelstadt, Städtisches Kopial- und Konzeptbuch 1649 bis 1695 (Bd. 188), S. 1–3. In diesem Entwurf wird sogar ausdrücklich auf ein kaiserliches Mandat verwiesen, weder dem Fürsten zu Würzburg noch anderen Ob rigkeiten, sondern allein den vom Kaiser bestellten Herren von Pappenheim gehorsam zu sein (StadtA Eibelstadt, Urkunde 52 von 1489 Oktober 19); ähnlich die Urkunde von 1593 Februar 3 (StA N, Herrschaft Pappenheim, Urkunde Nr. 1056).
- 32 Z.B. König Albrecht II. (Schwiegersohn Sigismunds) 1438 Mai 3 zu Wien; Kaiser Friedrich III. 1442 Juli 28 zu Frankfurt; Kaiser Karl V. 1521 April 6 zu Worms; Kaiser Ferdinand I. 1559 Juni 7 zu Augsburg; Kaiser Maximilian II. 1566 Mai 21 zu Augsburg.

halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24 Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Franken 1866 – Folge 6:

Eine Wittelsbacherin beschenkt die Pfarrkirche St. Martin in Helmstadt Prinz Ludwig (König Ludwig III.) und sein Bezug zum Waldsassengau

Zwei Altarkissen, eine bayerische Prinzessin und ein verwundeter bayrischer Prinz sind historisch mit dem Waldsassengau seit 1866 verbunden. Der Deutsche Bruderkrieg 1866 brachte nicht nur Tod und Verwundung mit sich nach Franken, er hinterließ auch Erinnerungen und Dankbarkeit – in der Region und in der bayerischen Landeshauptstadt.

Vor einiger Zeit fand Bernd Schätzlein, der Beauftragte für das Archiv der Pfarrei St. Martin in Helmstadt; in einer Tageszeitung aus dem Jahre 1869 folgende Notiz: „*Helmstadt (Unterfranken), 7. April (1869). Bekanntlich wurde Se. k. Hoh. Prinz Ludwig von Bayern in dem Gefechte bei Helmstadt am 25. Juli 1866 nicht unbedeutend verwundet. In Erinnerung dieses Ereignisses und im Gefühl des Dankes für die Abwendung größern Uebels hat I. k. H. Prinzessin Maria Theresia, die Gemahlin des Prinzen, der katholischen Pfarrkirche dahier dieser Tage zwei werthvolle, von ihr selbst gestickte und mit religiösen Emblemen versehene Altarkissen zum Geschenk gemacht.*“¹

Welche Episode verbirgt sich hinter dieser Kurzmeldung? Im Text wird auf den Deutschen Krieg von 1866 verwiesen. Das Königreich Bayern stand in diesem unseligen Streit auf der Seite Österreichs gegen Preußen. Franken bildete einen Nebenkriegsschauplatz, auf dem kurz vor Ende der Feindseligkeiten westlich von Würz-

burg bei Tauberbischofsheim, Helmstadt und Uettingen/Roßbrunn noch einmal heftige Gefechte stattfanden.

Dorf und Gemarkung von Helmstadt waren am 25. Juli 1866 somit Austragungsort einer dieser Kämpfe. Eine bayrische Division unter dem Kommando des Prinzen Luitpold, ab 1886 Prinzregent von Bayern, sollte den Vormarsch der preußischen Division Beyer auf Würzburg vom Taubergrund her aufhalten. Im Stabe Luitpolds befand sich sein damals 21jähriger Sohn Ludwig als Ordonnanzoffizier. Heute würde man diese Funktion wohl als ‚Assistent des Managers‘ definieren: Befehle waren zu überbringen und zu überwachen oder etwa vorgegebene Aufgaben durchzuführen.

Besagte bayerische Division hatte Stellung auf einer Höhenschwelle zwischen der heutigen Autobahnausfahrt Helmstadt und dem Ort selbst bezogen und stand in heftigem Feuergefecht mit den anrückenden preußischen Einheiten. Prinz Ludwig befand sich zu Pferde auf dem Weg, entlang der Stellungen nach Süden, Richtung Altertheim. Hier nun, wo diese Höhenschwelle auf den Lerchenbergwald trifft, ereignete sich das folgende Geschehen, das ein bayerischer Offizier überlieferte.

„*Während ich nun beschäftigt war, meine [...] Truppe zu ordnen und deren Feuer zu leiten, rief mir der rechts von mir stehende Leutnant [...] zu, für kurze Zeit das Feuer zu unterbrechen, da soeben kurz vor unserer [...] Linie ein bayerischer Offizier vom*



Abb. 1: Der verwundete Prinz Ludwig wird aus der Gefechtslinie transportiert.

Ansichtskartenmotiv nach einem Gemälde von Prof. Anton Hoffmann, München.³

Pferde geschossen worden sei. Wie ich mich überzeugte, lag derselbe unmittelbar [...] vor meiner Stellung im Gebüsch. [Ein] Feldwebel [...] und ein Blessiertenträger [also ein Sanitäter, Anm. d. Verf.] schafften den ohnmächtig gewordenen Offizier [...] zurück undbetteten ihn hinter eine starke Eiche, die ich ihnen zum Schutz vor den einschlagenden Geschoßen bezeichnet hatte. Ich kannte den Offizier, der noch sehr jung war, und die Uniform eines berittenen Oberleutnants [...] trug, nicht. Der Schuß stach dicht oberhalb des Lederbesatzes der Reithose, ich glaube im linken Oberschenkel, und da die Wunde stark blutete, [...] gab ich dem Blessiertenträger mein eigenes Verbandmaterial, schleunigst einen Notverband herzustellen. Als sich der Gegner bald darauf zu einem abermaligen Angriff anschickte, vermochte ich meine [...] Truppe wenigstens noch so lange in der

Stellung zu halten, bis der Verwundete in Sicherheit gebracht werden konnte. Ich ließ ihn auf einen Tornister setzen, durch dessen Tragriemen 2 Gewehre stecken und von dem Feldwebel und dem Blessiertenträger erfassen. Trotz behutsamsten Verbringens in diese neue Lage, in der ich den Rücken des Verwundeten noch durch [einen] Korporal unterstützen ließ, blutete die Wunde aufs neue [...].^{“²}

Nach etwa einem Kilometer Richtung Waldbrunn wurde der Unbekannte als Prinz Ludwig erkannt und von einem Militärarzt versorgt. Dort dürfte auch sein Vater, der inzwischen von der Verwundung erfahren hatte, seinen Sohn getroffen haben. Luitpold soll dabei, laut Kriegsarchiv, gesagt haben: „Meine Vaterpflichten treten in dieser Stunde zurück gegenüber höheren Pflichten, die ich gegen das Vaterland zu erfüllen habe.“ Das sollte

wohl sagen, dass er sich nicht persönlich um seinen Sohn kümmern konnte, weil er seine Truppen vor den angreifenden Preußen aus dem Gefecht führen musste.⁴

Nun wurde Ludwig auf einer Tragbahn bis Waldbrunn gebracht, was fast zwei Stunden erforderte. Weiter ging es auf einem mit Heu ausgepolsterten Leiterwagen bis Würzburg. Da die Blutung noch so stark war und „das Blut zu den Socken herauslief, auch die Bedeutung der Wunde noch keineswegs hatte festgestellt werden können“, wurde der Militärarzt angewiesen, den Transport zu begleiten, wo er „ihn dem Professor Hofrat Linhart übergab, und



Abb. 3: Detailaufnahme der beiden Familienwappen Maria Theresias am unteren Ende der Stickereien.
Photo: Bernd Schätzlein.

wo sich auch [seine] Ansicht, daß die Kugel nicht zu bekommen, [...] der Knochen aber unverletzt sei, vollkommen bestätigte.“ In der Tat, die Kugel konnte zeitlebens operativ nicht entfernt werden.

Untergebracht war der Prinz nun im Gasthaus zum Russischen Hof.⁵ Hier blieb er nicht lange. Bereits am 28. Juli 1866 war er per Extra-Zug nach München gebracht und von der Königinmutter, seiner Tante, empfangen worden. Die Genesung machte große Fortschritte, und bereits am 15. September konnte Ludwig einen ersten Ausflug nach Possenhofen unternehmen.

1868 vermählte er sich in Wien mit Maria Therese von Österreich-Este, keine dynastisch geprägte, sondern eine Liebesheirat. 1869 wurde dem Paar der Stammhalter, der spätere Kronprinz Rupprecht, geboren. Während der Schwangerschaft muss Maria Therese die genannten Altarkissen gestickt haben, wohl aus Dankbarkeit, dass ihr Gemahl die schwere Verwundung relativ gut überstanden hatte.

Es konnte bisher noch nicht festgestellt werden, wann diese beiden Altarkissen ihre heutige Funktion als Zierde der Rückseite eines Messgewandes fanden. Jedenfalls dürfte damit die Kirche in Helmstadt die



Abb. 2: Die beiden „Altarkissen“ sind heute auf der Rückseite eines Messgewandes (Kasel) angebracht.
Photo: Bernd Schätzlein.

einige in Franken sein, die ein von einer (späteren) bayerischen Königin eigenhändig besticktes liturgisches Gewand besitzt. Am unteren Ende der Stickereien sind die Wappen ihrer Dynastie, links einer Erzherzogin von Österreich-Este und rechts einer Prinzessin von Modena angebracht.

Anmerkungen:

- 1 Bayerische Landeszeitung vom 10.04.1869, S. 1.
- 2 Darstellungen nach: Hamm, Walter u. Bergmann, Werner: „*Die verdienstlichen Leistungen der Ärzte während der jüngsten Kriegszeit betreffend*“. Einsatz und Auszeichnungen bayerischer Ärzte im Feldzug 1866. Uettingen–Kirchenlamitz 1997; Hamm, Walter E.: Helmstadt im deutsch-deutschen Krieg von 1866. Helmstadt 2009; Ders.: Gehen und Kommen. Von Prinzregent Luitpold zu König Ludwig III. 2. Teil: Ludwig III., die Wittelsbacher und ihre Beziehungen zum (fränkischen) Markt Helmstadt. Vortrag am 9. Dezember 2012. Helmstadt 2012.
- 3 Ansichtskarte nach einem Gemälde von Prof. Anton Hoffmann analog dieser Schilderung.

Walter Hamm ist Haupt- und Mittelschullehrer im Ruhestand und lebt in Uettingen. Zum Deutschen Krieg 1866 in der Region westlich Würzburgs hat er bereits einige Schriften, auch im ‚FRANKENLAND‘, veröffentlicht. Zudem hat er zusammen mit Bernd Schätzlein einen Arbeitskreis ins Leben gerufen, der 2016 die 150jährige Wiederkehr dieses Ereignisses ins Licht der Öffentlichkeit rücken soll. Seine Anschrift lautet: Raiffeisenstraße 29, 97292 Uettingen, E-Mail: walter.1866@t-online.de.

- 4 Das Zitat findet sich auch als Inschrift auf dem Denkmal in Helmstadt.
- 5 Im Zweiten Weltkrieg zerstört, bis 2010 befand sich dort am Barbarossaplatz der erste ‚McDonalds‘ in Würzburg.

Heinz Schmutterer

Das Heilsbronner Refektoriumsportal und seine bewegte Geschichte

Das Titelbild des Sonderheftes 2013 der Zeitschrift FRANKENLAND zeigte das ehemalige Refektorium der Zisterziensermönche von Heilsbronn. Durch das abgebildete Portal sind die Patres aber nie eingezogen, denn bis 1884 schmückte ein romanisches Portal die Giebelseite. Nachfolgend soll die aufregende Geschichte über den Eingang zum Refektorium dargestellt werden.

1. Kurzinformationen zum Kloster Heilsbronn

Im Jahre 1098 verließ eine Gruppe von Benediktinermönchen ihr Kloster Moësme in Burgund mit dem Impetus, die Regeln des heiligen Benedikt wieder ernst zu nehmen. Benedikt hatte um das Jahr 529 das Kloster Monte Cassino in Italien mit der Absicht gegründet, Gebet und Handarbeit in Einklang zu bringen; inzwischen allerdings hatten die Klöster Reichtum angesammelt und ließen die Arbeit von Weltlichen verrichten: Somit war eine Reform dringend notwendig geworden. Aus diesem Reformansatz entwickelte sich in den Jahren danach der Orden der Zisterzienser, benannt nach dem südlich von Dijon in Burgund gelegenen Gründungskloster Cîteaux.

Das Kloster Heilsbronn in Franken wurde 1132 von Bischof Otto von Bamberg gestiftet und zehn Jahre später nachweislich von Zisterziensermönchen, die aus Ebrach im Steigerwald kamen, besiedelt. In der Reihe der rasch aufeinander folgenden

Gründungen steht Heilsbronn damit an 67. Stelle. Das Mutterkloster Ebrach selbst war 1127 von Morimond in Lothringen aus gegründet worden und war das erste Zisterzienserkloster rechts des Rheins.

Wie fast überall wurden die notwendigen Konventsgebäude zunächst wohl aus Holz erbaut. Erst später dann folgte die Errichtung aus Stein. Zisterzienserklöster sind nach einem einheitlichen Plan mit geringfügigen lokalen Abweichungen gebaut.

Die von Bernd Schuster gefertigte Zeichnung (Abb. 1) vermittelt eine Vorstellung, wie das Kloster am Ende des Mittelalters ausgesehen hat. Gegenüber dem Langhaus der Kirche stand das Refektorium der Mönche, zwischen beiden Gebäuden befand sich der vierflügelige Kreuzgang und in dessen Mitte der Kreuzganggarten. Neben dem Abtshaus ist das Refektorium der Mönche das am ursprünglichsten erhaltene Gebäude des ehemaligen Klosters, das 1578 als geistliche Einrichtung zu bestehen aufhörte.

Anfangs waren die Refektorien der Zisterzienser wie bei den Benediktinern parallel zur Kirche gebaut, bald aber errichtete man sie senkrecht dazu, so auch in Heilsbronn. In der Mitte des nördlichen Kreuzgangflügels erstreckte es sich somit in einem Winkel von 90 Grad nach Norden. Wie die meisten Mönchsrefektorien der Frühzeit ist das Heilsbronner Speisehaus einschiffig gebaut. Im 13. Jahrhundert errichtete man sie dann jedoch meist zweischiffig, während die Refektorien der Laienbrüder noch für lange Zeit einschiffig blieben.

Von 1263 bis 1281 leitete Abt Rudolf das Kloster, unter dessen Leitung auch der Refektoriumsbau beendet und das Portal eingefügt wurde. Nachfolgend soll die Geschichte dieses Portals dargestellt werden, das 600 Jahre lang den Eingang ins Refektorium bildete. Dann wurde es 1884 nach Nürnberg in das Germanische Nationalmuseum versetzt, wo es am 5. April 1945 vollständig zerstört worden ist.¹

2. Das Portal vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zum Jahr 1884

Beschreibung

Entgegen der ursprünglichen zisterziensischen Forderung nach Schlichtheit, die auch im Bau ihren Ausdruck finden sollte, waren die Mönche inzwischen von ihren rigorosen Forderungen abgewichen, denn nur so erklärt sich die reiche Gestaltung des Portals. Gebildet war es aus hellem fränkischen Sandstein; in der Mitte tiefte es sich in der 2,23 m starken Südmauer des Refektoriums in vier Abtreppungen ein. Die Weite der äußeren Nische betrug 4,64 m, die Höhe bis zum Scheitelpunkt 5,85 m.

In der Abtreppung, deren Kanten mit doppeltem Rundstab und einer trennenden Kehle abgefast waren, standen schlanke Säulen, die in der Mitte von schweren Schafringen geteilt waren und sich über diesen leicht verjüngten. Die beiden äußeren Säulen hatten die Form eines gedrehten Rundstabes, nach innen folgten je eine achteckige Säule, dann eine mit einem zopfähnlichen oder einem Blattornament. Nur das innere Paar war rund und ohne Dekor.

Die Basen hatten hohes attisches Profil mit einem Eckblatt, die Kapitelle des linken Gewändes schmückten flaches Laub-

ornament in zwei Reihen übereinander, die rechten Säulen trugen stilisierte Blatt- und Rankenformen. Unter den reich gegliederten Kämpfern war ein schmaler Zahnschnitt. Die beiden äußeren Säulen trugen über dem Kämpfer einen gedrehten Rundwulst. Die drei inneren Säulenpaare waren durch ein sehr reich gegliedertes Archivoltenprofil geschnitten. Be malt war das Portal in den Farben Grün, Schwarz und in Ocker.

Die Türöffnung, deren Weite 1,85 m bei 3,80 m Höhe betrug, war hinter den Abtreppungen mit einem Kleeblattbogen geschlossen. Ein flaches Laubwerkband legte sich über die drei Bögen, wobei es über den beiden seitlichen schmäler aus geprägt war. In den Kapitellbereichen auf beiden Seiten endete das Band.

Funktion des Portals

Gegenüber dem Portal weitete sich der Kreuzgang zum kapellenartigen Brunnenhaus, in dem der dreischalige Brunnen aus Blei stand. Aus 32 Messingröhren (angeordnet: 4 – 12 – 16) lief das Wasser von einer Schale in die nächste darunter. Am Dreischalenbrunnen wuschen sich die Mönche morgens Haupt und Hände. Auch um 11.00 Uhr und am Abend wurden hier die Hände zu den Mahlzeiten gereinigt, dann zogen die Mönche nacheinander durch das Portal in das Refektorium ein. Das Waschen und auch das Essen hatte nicht nur eine elementare, sondern auch eine hohe spirituelle Bedeutung.

Im Jahre 1578 war der letzte Mönch verstorben, und das Kloster kam in den Besitz des Schutzherrn, des damals regierenden Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Kulmbach, Georg Friedrich. Er installierte im leerstehenden Kloster eine Art Gymnasium, in dem hundert

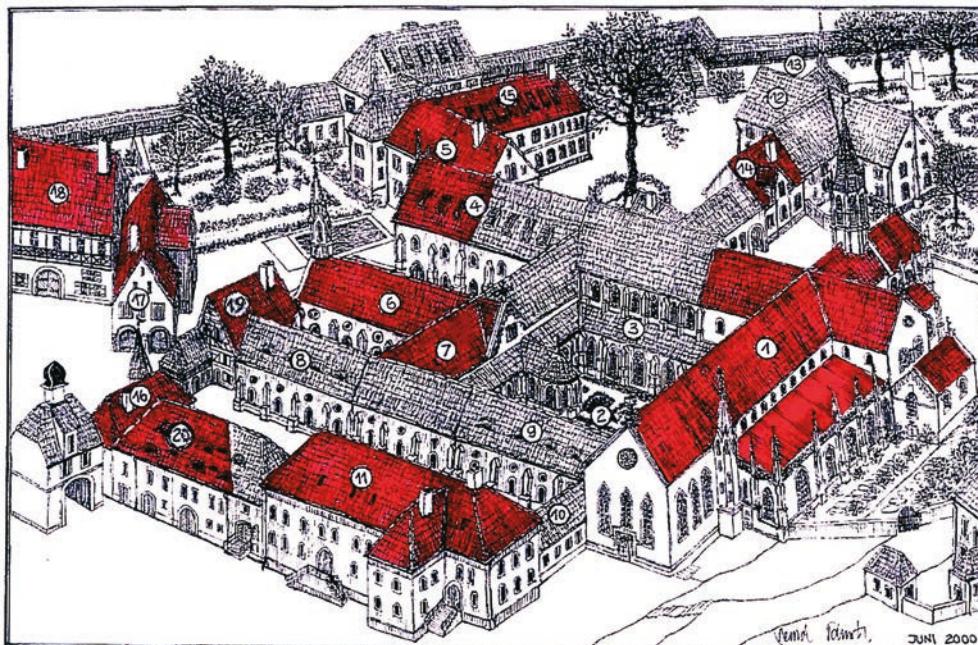


Abb. 1: Rekonstruktion der Klosteranlage von Heilsbronn. Legende: 1 Münster, 2 Kreuzgang, 3 Kapitelsaal, 4 Dormitorium (Schlafsaal der Mönche), 5 Latrinen, 6 Refektorium (Speisesaal der Mönche), 7 Klosterküche, 8 Konversenflügel (OG-Dormitorium, UG-Refektorium), 9 Bibliothek, 10 Kleine Bibliothek, 11 Konventhaus, 12 Infirmitorium (Krankenhaus der Mönche), 13 Kapelle des Infirmitoriums, 14 (heute) Mesnerhaus, 15 Neue Abtei (Abtswohnung), 16 Bursaria (Klosterrechnungsamt), 17 Marstall (Pferdestall der Gäste), 18 Klosterverwalterhaus (seit dem 17. Jhd.), 19 Markgräfliche Küche, 20 Kavaliershäuser (zur Klosterzeit Scheunen). Die roten Dächer kennzeichnen die heute noch vorhandenen Gebäude. (Zeichnung Bernd Schuster).

Knaben, meist aus weniger wohlhabenden Familien, unterrichtet wurden. Sie sollten später im Staats- und Kirchendienst des Markgrafen tätig werden.

Da nach damaligem Brauch junge Burschen zum körperlichen Gedeihen Biersuppe, außerdem mittags und abends je ein Seidlein Bier bekamen, wurde im einstigen Speisesaal der Mönche ein Brauhaus eingerichtet. Auch als 1737 das markgräfliche Gymnasium nach Ansbach bzw. nach Bayreuth verlegt wurde, blieb das Refektorium Brauhaus.

Anfangs war der einstige Klosterbesitz als Klosteramt unter einem markgräflichen

Klosteramtsverwalter geschlossen erhalten geblieben, denn durch die Erträge sollte auch die Fürstenschule, wie man das Gymnasium nannte, finanziert werden. Im 18. Jahrhundert begann dann immer stärker der Verkauf einzelner Objekte. So war auch 1705 das ehemalige Refektorium vom früheren Klosterbesitz abgetrennt und an einen Brauer verkauft worden.

Die Verunstaltung des Portals

Im 18. Jahrhundert hatte schließlich einer der Brauereibesitzer die Türöffnung zu mauern lassen. Vor dem Portal wurde ein

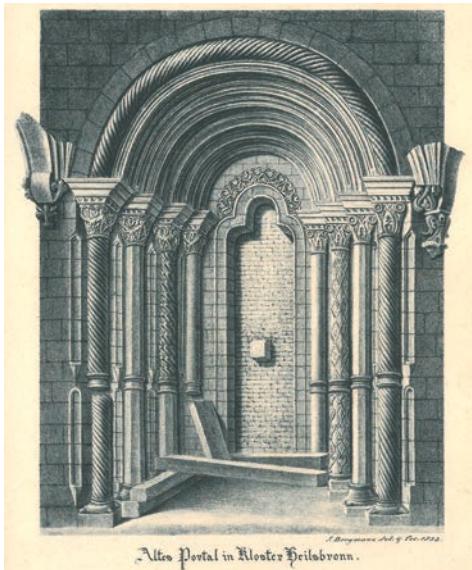


Abb. 2: Das Portal nach einer Lithographie von Joseph Bergmann aus dem Jahre 1833.

Bild: Stadtarchiv Ansbach.

Fasslager errichtet, so dass vom einstigen Prunkstück nicht mehr viel zu sehen war. Als 1828 der spätere preußische Hofbauinspektor Ludwig Ferdinand Hesse auf einer Studienreise nach Heilsbronn kam, musste er sehen, dass eine der Säulen am Boden lag; ein Jahr später war sie bereits abhandengekommen. Hesse erfuhr vom damaligen Bierbrauereibesitzer Stöhr, dass das Portal samt der noch erhaltenen Türe für vier Friedrich d'Or² zu erwerben wäre. Durch Hesse erfuhr der preußische Kabinettsrat Albrecht und von diesem dann König Friedrich Wilhelm III. von der Angelegenheit. Man dachte daran, das Portal zu kaufen, auszubrechen und auf der Pfaueninsel in der Havel aufzustellen. Hesse nahm nun Kontakt zum Nürnberger Bruder des nach Berlin eingewanderten Ofenfabrikanten Tobias Christoph Feilner auf. Dieser sollte mit Brauereibe-

sitzer Stöhr weiterverhandeln, obwohl der inzwischen den zwölffachen Preis verlangte. Die Angelegenheit zog sich hin, und man plante nun, dass Feilners Bruder in Nürnberg das Tor in Ton abnehmen sollte, um es dann in der Berliner Ofenfabrik zu brennen. Schließlich waren sowohl der Erwerb des Originalportals als auch der Plan der Abformung dem König zu teuer geworden, denn das Abformen und Brennen wurde auf 2.500 Taler veranschlagt.

3. Die Umsetzung des Portals nach Nürnberg

Auf Veranlassung des bayerischen Königs Ludwig I. und dessen Nachfolger Maximilian II. ist das Heilsbronner Münster in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts grundlegend umgestaltet

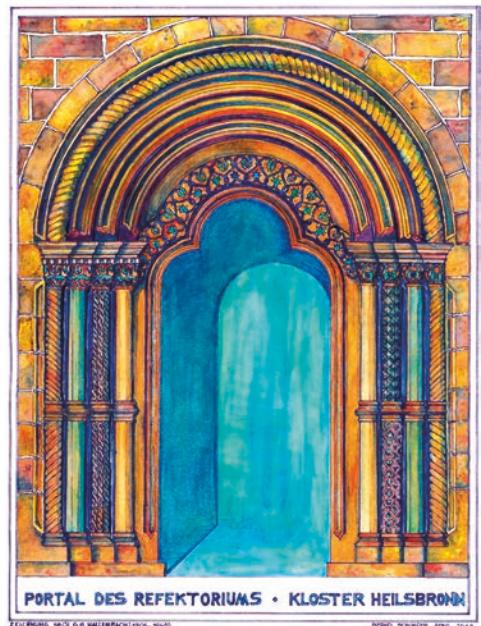


Abb. 3: Darstellung des Portals von G.G. Kaltenbach (1805–1865), nachgezeichnet von Bernd Schuster.

worden. Heilsbronn, seit 1791 preußisch, war 1806 von Bayern in Besitz genommen worden. Bei der Durchführung der Restaurierungsmaßnahmen war jedoch Rudolf Graf Stillfried als Beauftragter des preußischen Herrscherhauses einbezogen und oft vor Ort.

Als 1845 das ganze Anwesen mit Nebengebäuden und Liegenschaften zum Verkauf angeboten wurde, schlug Stillfried dem Herrscherhaus – allerdings ohne Erfolg – den Erwerb vor. 1877 erschien sein Werk „Kloster Heilsbronn. Ein Beitrag zu den Hohenzollerischen Forschungen, etc.“. Inzwischen war man in Berlin auf Heilsbronn, auf die Grablege der hohenzollerischen Ahnen allgemein und auf das Refektoriumsportal im Besonderen, wie-

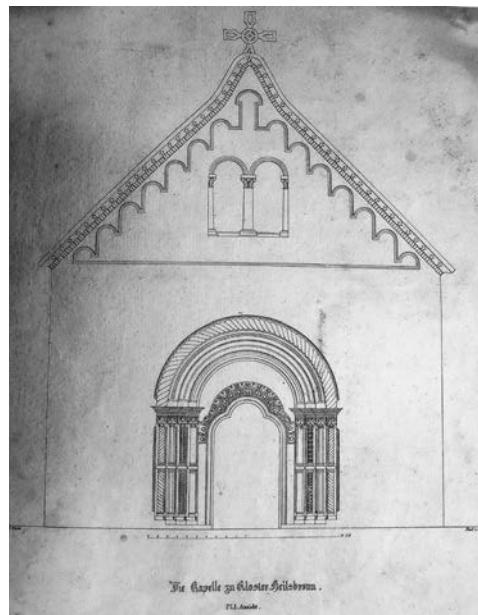


Abb. 5: Die gesamte Südseite des Refektoriums aus Stillfried: „Alterthümer und Kunstdenkmale des erlauchten Hauses Hohenzollern.“ Stadtmuseum Heilsbronn.
Photo: Bernd Schuster.

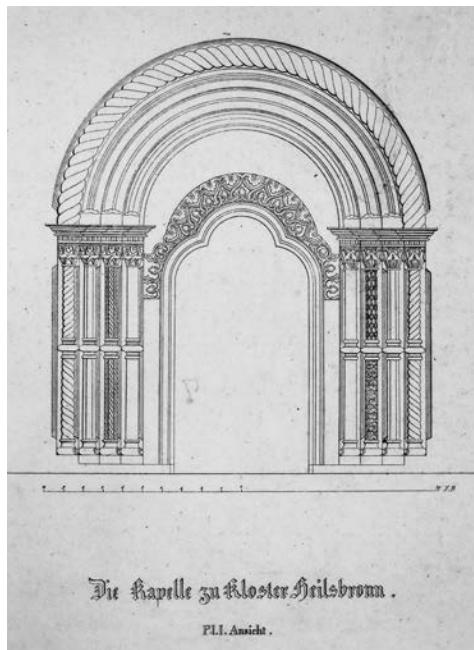


Abb. 4: Portal des Refektoriums aus Stillfried: „Alterthümer und Kunstdenkmale des erlauchten Hauses Hohenzollern.“ Stadtmuseum Heilsbronn.
Photo: Bernd Schuster.

der aufmerksam geworden. Nunmehr gab es seitens der Besitzerin des Refektoriums auch Signale, die auf einen Verkauf schließen ließen.

Die Witwe des Brauers war nämlich in finanzielle Nöte geraten und trug sich mit dem Gedanken, den Brauereibetrieb aufzugeben. So erschien in der „Fränkischen Zeitung“ der Hinweis: „Brauerei wegen Ablebens des Besitzers in einem größeren Marktstück, an der Bahn gelegen, zu verkaufen.“ Interesse am Erwerb des Refektoriums bzw. des Portals zeigten aber nicht nur das preußische Herrscherhaus, sondern auch rege Antiquare.

Kaiser Wilhelm I. hatte inzwischen seinen Sohn, den späteren Kaiser Friedrich, beauftragt, über den preußischen Gesandten in München, den Grafen von



Abb. 6: Das 1884 neu errichtete Portal.
Photo: Bernd Schuster.

Werthern-Beichlingen, Verhandlungen mit Frau Stöhr aufzunehmen, so dass am 29. April 1883 ein Vorvertrag abgeschlossen werden konnte. Das Portal sollte verkauft werden, aber vor Ort verbleiben; allein die unansehnliche Fasslege sollte verschwinden.

Die Besitzerin verzögerte aber nun die rechtsgültige Zustimmung ihrer sechs Kinder. Sie versuchte, mehr zu gewinnen und war jetzt nur noch zu einem Verkauf des gesamten Refektoriums, damals immer „Bräukapelle“ genannt, bereit, und dies zu einem überaus hohen Preis. Kaiser Wilhelm und das preußische Zivilkabinett lehnten daraufhin ab. Frau Stöhr suchte nun über den Würzburger Kunstantiquar Fischer einen neuen Kunden und fand ihn in dem ungarischen Grafen Wilczek, der das Portal auf seinem Schloss

Kreuzenstein in Niederösterreich aufstellen wollte.

Kronprinz Friedrich Wilhelm allerdings hatte noch nicht aufgegeben. Über den deutschen Gesandten in Wien, den Prinzen Reuss, nahm er Kontakt zu Graf Wilczek auf und bat ihn, auf den Erwerb des Portals zu verzichten. Diesem Wunsch konnte sich der ungarische Graf nicht verweigern, und so nahm man erneut Verhandlungen mit der Witwe Stöhr auf, die sehr hartnäckig agierte. Sie ließ nicht von ihrer Forderung ab, das Portal auszubrechen, wenn man es schon haben wollte.

Letztlich musste sich auch der Kaiser dem Willen der Heilsbronnerin beugen, und so trafen sich am 10. Juli 1884 der preußische Gesandte aus München, Graf



Abb. 7: Das Portal nach seiner Versetzung 1884 in das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg.
Photo: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg.

von Werthern, der Ansbacher Rechtsanwalt Feigel und der damalige Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, August von Essenwein, in Heilsbronn mit Witwe Stöhr. Man einigte sich auf einen Kaufpreis von 5.000 Mark, hinzu kamen 500 Mark Provision für die Antiquare und 119 Mark Anwaltskosten für den Rechtsanwalt Feigel und den Notar Landgraf aus Heilsbronn. Witwe Stöhr erreichte zudem, dass das neue Portal nicht aus Ziegelsteinen, wie vorgesehen, sondern aus von weither zu transportierenden Sandsteinquadern errichtet wurde. Das Herausbrechen und der Einbau des Portals im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg gingen relativ problemlos vor sich.

4. Das Ende des Portals

1934 bemühte sich der Vorsitzende des Altertumsvereins, aus dem der heutige Heimatverein hervorging, um eine Rückholung des Portals nach Heilsbronn. Das Refektorium war inzwischen, nämlich seit 1889, vom Bistum Eichstätt erworben worden und diente seither der kleinen katholischen Gemeinde als Gottesdienstraum. Seit 1961 gibt es eine neu-

erbaute katholische Kirche und das ehemalige Refektorium wurde an die evangelische Kirchengemeinde verkauft, der es als Winterkirche und Festsaal dient. Leider war das gut gemeinte Vorhaben der Zurückholung nicht erfolgreich.

600 Jahre lang diente das Portal als Eingang in Heilsbronn, nur gut 60 Jahre lang stand es dann in Nürnberg. Dort ist es ganz am Schluss des Zweiten Weltkrieges bei einem Bombenangriff zerschmettert worden. Heute liegen nur noch kümmerliche Reste im Depot des Germanischen Nationalmuseums.

5. Die Nachbildung

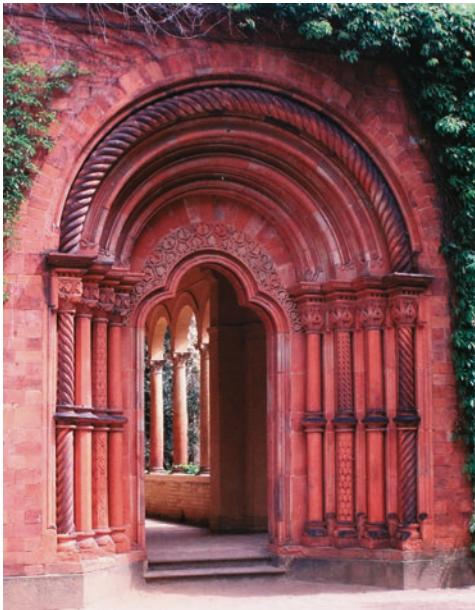
Obwohl sich Abformung und Transport des Portals nach Berlin samt Brennen mit 2.500 Talern für König Friedrich Wilhelm III. als zu teuer erwiesen hatten, gab Tobias Feilner 1835 nicht auf. Er ließ von seinem Bruder in Nürnberg das Portal abformen und dann in seiner Berliner Ofenfabrik brennen. Danach stellte er es in seinem Garten in der Feilnerstraße 1 in Berlin auf, wo es bis 1863 stand. Nach Feilners Tod wechselte das Haus mehrmals den Besitzer. Durch Schenkung kam das Portal schließlich in das Eigentum von König Friedrich Wilhelm IV., der es zunächst am alten Ort beließ.

Dann aber ergab sich eine Lösung, die das Portal auch für die Öffentlichkeit zugänglich machte. 1854 war die von Friedrich Wilhelm IV. inspirierte Erbauung der neoromanischen Friedenskirche in Potsdam beendet. Für die Außenanlagen war der inzwischen zum preußischen Oberhofbaurat ernannte L. F. Hesse zuständig – genau jener Hesse, der sich 1828 so sehr für das Portal in Heilsbronn interessiert hatte. Auf seinen Vorschlag hin baute man 1863 die Nachbildung des Portals am Ende des



Abb. 8: Die Reste des Portals im Depot des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg.

Photo: Bernd Schuster.



*Abb. 9: Das abgeformte Portal in Potsdam.
Photo: Ralf Hanisch.*

Kreuzgangs der Friedenskirche ein, und so ist es auch heute noch möglich, das Heilsbronner Portal, wie es dort genannt wird, in Potsdam zu bestaunen.

Als Graf Wilczek das fast schon erworbene Portal 1884 an den preußischen Kronprinzen abtrat, hatte er es bis dahin überhaupt nicht gesehen. Das war ihm erst möglich, als er Kurator im Germanischen Nationalmuseum geworden war und das Portal dort seinen letzten Aufstellungsort gefunden hatte. In Heilsbronn selbst wissen die meisten Bürger nichts mehr von dem einzigartigen Kunstwerk, das dem Ort durch Gewinnsucht und schließlich im Bombenhagel des furchtbaren Zweiten Weltkriegs verloren gegangen ist. Deswegen soll mit dieser kurzen Abhandlung versucht werden, die Erinnerung wachzuhalten. Im Museum „Vom Kloster zur Stadt“ sieht man heute in der Vitrine

„Baugeschichte“ wenigstens Abbildungen des Originals und der Nachbildung in Potsdam.

6. Das Original

1631: Soldaten des kaiserlichen Feldherrn Tilly zerstören ein kleines Brauhaus, in dem Bier für die Fürstenschüler gebraut wird.

1650: Im ehemaligen Refektorium, von Tilly als Pferdestall missbraucht, wird ein Brauhaus eingerichtet.

1705: Die Braustätte wird privatisiert und an einen in Heilsbronn bereits tätigen Braumeister verkauft.

1845: Verkaufsangebot des gesamten Brauereianwesens. In Berlin greift man nicht zu. Der Brauereibetrieb geht weiter.

1877: Stillfrieds Werk über Heilsbronn erscheint.

1881: Brauereibesitzer Stöhr stirbt. Zwei Jahre später bietet seine Witwe in der Zeitung das Anwesen zum Verkauf an.

1884: Nach zähen Verhandlungen wird das Portal ausgebrochen und in Nürnberg wieder aufgebaut.

1945: Am 5. April wird das Portal bei einem Bombenangriff vollständig zerstört. Die meisten Trümmerreste werden danach weggeschafft, einige sind im Depot des Museums noch zu sehen.

7. Die Kopie

1828: Der preußische Bauinspektor Hesse kommt auf einer Studienreise nach Heilsbronn. Er ist über den Zustand entsetzt und zeichnet das Portal. Zurück in Berlin informiert er den Kabinettsrat Albrecht und dieser wiederum König Friedrich Wilhelm III. darüber, dass das Portal für wenig Geld zu erwerben ist. Hesse nimmt Kontakt zum Nürnberger Bruder des nach

Berlin eingewanderten Ofenfabrikanten und Kunstdustriellen Tobias Christoph Feilner auf. Dieser soll in Heilsbronn verhandeln, der Besitzer verlangt aber inzwischen den zwölfachen Preis. König Friedrich Wilhelm III. lehnt ab.

1835: Tobias Feilner lässt dennoch das Portal von seinem Bruder abformen. Nach dem Brennen wird das Portal im Garten Feilners aufgebaut. Dort verbleibt es auch nach Feilners Tod, gelangt dann als Geschenk an König Friedrich Wilhelm IV., der es 1863 in den Kreuzgang der neu errichteten Friedenskirche in Potsdam einzubauen lässt. Dort steht es seither.

Erst nach Abfassung des Textes hat der Autor erfahren, dass seit einiger Zeit über der Eingangstüre zur neu eingerichteten

Mittelalterausstellung Teile der Portalreste aus dem Depot an einem Metallgerüst angebracht worden sind. Dahinter wurde an der Wand das Portal nachgezeichnet.

Heinz Schmutterer war Lehrer in Heilsbronn und von 2000 bis 2012 Vorsitzender des Heimatvereins. In dieser Eigenschaft wirkte er maßgeblich an der Konzeption des Stadtmuseums „Vom Kloster zur Stadt“ mit, das 2006 im Konventhaus eröffnet wurde. Auch bei der Neugestaltung des Platzes zwischen Münster und Refektorium (dem Bereich des ehemaligen Kreuzgangs) war er beratend tätig. Seine Anschrift lautet: Rosenstraße 13, 91560 Heilsbronn, E-Mail: schmutterer@t-online.de.

Anmerkungen

1 Als Quellen für die folgenden Ausführungen dienten die von Johannes Hung verfasste Häuserchronik und die Göttinger Dissertation aus dem Jahr 1972 von Frithof Manfred Fischer „Das ehemalige Cisterzienserkloster Heilsbronn bei Ansbach“. Beide Werke sind inzwischen vergriffen. Bildmaterial stellten freundlicherweise das Germanische Nationalmuseum Nürnberg,

das Markgrafemuseum Ansbach, Bernd Schuster und Ralf Hanisch zur Verfügung.

2 Der Friedrich d'Or war eine preußische Goldmünze mit einem Gewicht von ca. 6,03 Gramm. Im 19. Jahrhundert hatte er einen Nominalwert von 5 Talern. Nach 1871 hatte der Taler einen Wert von 3 Goldmark (Wikipedia; Aufruf am 24.4.2015).

Alexander von Papp

20 Jahre Fränkische Wehrkirchenstraße

Seit über 20 Jahren gibt es nun die Fränkische Wehrkirchenstraße. Der Ansbacher Kreisheimatpfleger Edmund Zöller hat sich in den 1980er Jahren für diese weitgehend vergessenen Bauwerke Frankens begeistert und spezielle Reiserouten entwickelt. Ende 1992 erschien sein Buch „Fränkische Wehrkirchen vom Rangau zum Steigerwald“, dem rasch drei weitere Bände folgten. Damit erschloss Zöller – bemerkenswert präzise und ausgewogen – versteckte Kostbarkeiten Frankens und wertvolles europäisches Kulturerbe für Geschichtsfreunde und Tourismus.

In der schier unüberschaubaren Fülle an Literatur über abendländische Kulturgüter haben die Kirchen mit Wehranlagen lange Zeit wenig Aufmerksamkeit erfahren. Dabei sind sie in vielen Regionen Europas zu finden:¹ von Skandinavien bis Italien, von Frankreich bis Siebenbürgen.² Franken hat besonders viele dieser charakteristischen Bauwerke. Dass es überwiegend Dorfkirchen sind, die ab dem 12./13. Jahrhundert und dann vermehrt im 15. Jahrhundert wehrhaft ausgebaut wurden, hängt mit der unfriedlichen Geschichte Europas und gerade auch Frankens zusammen. In Südfrankreich suchten die Menschen damals Schutz gegen die Sarazeneinfälle, in Dänemark gegen die Seeräuber, in Siebenbürgen gegen die Überfälle von Mongolen, Tataren oder Türken.

In Deutschland und insbesondere im territorialen ‚Fleckerlteppich‘ Franken hat-

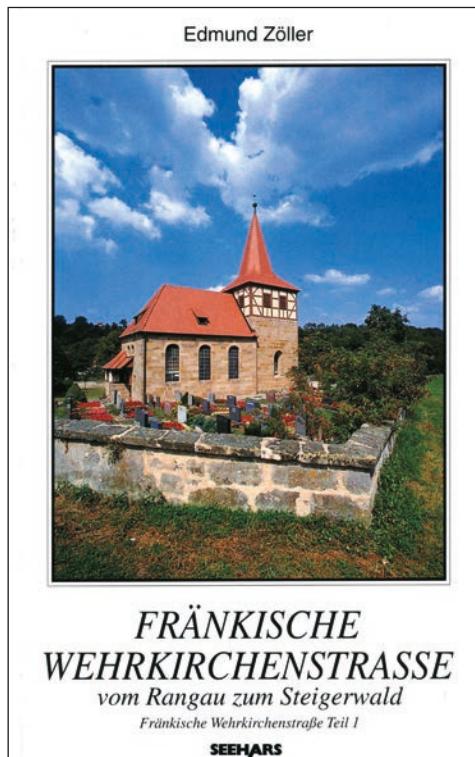


Abb. 1: Edmund Zöllers „Fränkische Wehrkirchenstraße“ (1. Band).

te die Bevölkerung unter den ständigen Fehden und Kriegen der Fürstenhäuser und der unzähligen anderen Herrschaften zu leiden, dann auch noch unter den Husiteneinfällen oder den Kriegen der Markgrafen gegen die Reichsstädte Nürnberg, Rothenburg und Windsheim sowie gegen die geistlichen Fürstentümer Würzburg, Bamberg und Eichstätt. Später wüteten die Bauernkriege sowie der Dreißigjährige Krieg. Gegen die Überfälle von Soldaten

oder auch Räuberbanden waren in vielen Dörfern der Friedhof und die Kirche, die meist der einzige Steinbau am Platze war, der einzige Zufluchtsort. Dieser wurde dann dementsprechend wehrhaft ausgebaut. „*Da die Kriegsführung im 15. und 16. Jahrhundert hauptsächlich in Form von Raubüberfällen oder Plünderzügen kleinerer Truppen stattfand, boten Kirchenburgen und Wehrkirchen tatsächlich Schutz.*“³

Kirchen mit Schutz- und Verteidigungsfunktion

Diese Schutzfunktion haben, wie Zöller im Gespräch gerne anmerkt, manche Dichter poetisch festgehalten, z.B. Ludwig Uhland in seiner Ballade „Die Döffinger Schlacht“. Bereits 1545 hatte das der Nürnberger Schumacher-Poet und Meistersinger Hans Sachs in seinem Schwank „Der Schwabe mit dem Rechen“ der Nachwelt so überliefert:

*„Sobald des Feinds ansichtig man,
So wollten Sturm sie läuten,
Da sollt' zulaufen jedermann
Mit Hauen, Gabeln, Reuten
Zum Kirchhof hin mit seiner Wehr;
Dann wollten sie mit einem Heer
Des Feinds bald haben obgesiegt,
Herab ihm thun die Hauben.“*

1960 las der in Ansbach tätige Heimatkundler Edmund Zöller⁴ einen Zeitungsbericht über die Wehrkirche in Fiegenstall bei Pleinfeld. Eine Kirche mit Schutz- und Verteidigungsfunktion, was den leidenschaftlichen Heimatforscher elektrisierte und ihn bald nicht mehr losließ. Er sammelte Material und begann, immer wieder alte Wehrkirchen aufzusuchen. 1977 erschien dann das Buch „Wehrkirchen und Kirchenburgen in Franken“ von Karl Kolb.⁵ Die Lektüre steigerte Zöllers

Begeisterung. Gerne erzählt er bis heute, dass er „*mit diesem Buch unter dem Arm und der Kamera in der Hand alle Wehrkirchen erkundete, eine nach der anderen.*“ Die geschichtsträchtigen Bauwerke und die Vielfalt kirchlicher Wehranlagen – vom ummauerten Wehrfriedhof über die einfache befestigte Wehrkirche bis zur großen umfangreichen Kirchenburg mit Türmen, Mauern, Wehrgängen und Gaden (Lager- und Wohngebäude an den Innenseiten der Mauern) – faszinierten ihn immer wieder auf's Neue. Er lernte nach und nach die charakteristischen Merkmale zu erkennen und einzuschätzen, da ja oft nur bruchstückhafte Teile der früheren Anlagen noch vorhanden sind. Er studierte Quellen, entdeckte auch den oben zitierten Vers von Hans Sachs und fotografierte. Zusehends wuchs seine Lichtbildersammlung.

Der engagierte Heimatkundler und aktive Mitwirkende im Frankenbund wollte aber sein wachsendes Wissen nicht für sich behalten. Immer öfter hielt er Dia-Vorträge, die gut bei seinem Publikum ankamen. So verspürte Zöller ein großes Interesse an diesem Thema. Zunächst verfasste er ein Bändchen über Wehrkirchen im Landkreis Ansbach,⁶ das in knapper Form nicht weniger als 70 Wehrkirchen mit einer Fülle historischer Einzelheiten vorstellt. Dann dachte er zunächst an eine Broschüre mit einer Kurzbeschreibung ausgewählter Wehrkirchen. Als schließlich der Uffenheimer Verleger Ferdinand Seehars eine Veröffentlichung zusagte, wagte sich Zöller an ein größeres Buchprojekt. Zöller erweiterte das regionale Spektrum, gewann den befreundeten Photographen Dieter Dietrich für eine Mitarbeit und schrieb schließlich seinen ersten Führer für eine Wehrkirchenroute beiderseits der Bundesstraße B 13. Auf einer Gesamtlan-



Abb. 2: Dr. Paul Beinhofer gratuliert Bundesfreund Edmund Zöller bei der Bundesbeiratstagung am 14. März 2015 in Feuchtwangen zum 90. Geburtstag.

Photo: Christian Porsch.

ge von rund 150 Kilometern werden 42 Wehrkirchen ausführlich vorgestellt: von Ansbach über Uffenheim bis zum Steigerwald, zur Kirchenburg Mönchsondheim und zurück über Bad Windsheim und Obernzenn zum Ausgangsort. Auf dieser Route sind alle bekannten Typen von Wehrkirchen und kirchlichen Wehranlagen zu sehen: Zöller lädt quasi zu einer Zeitreise ins späte Mittelalter ein. Am 4. November 1992 wurde das Buch im Freilandmuseum Bad Windsheim der Öffentlichkeit vorgestellt.

Daraufhin überraschte den Autor und den Verleger ein unerwartet großes Medienecho quer durch ganz Deutschland. Viele regionale Tageszeitungen, vom Bad Reichenhaller Tagblatt bis zur Nordseezeitung, von der Berliner Zeitung bis zu

den Badischen Neuesten Nachrichten und sogar große Blätter wie Süddeutsche Zeitung, ZEIT oder BILD-Zeitung berichten 1992/1993 über die „Fränkische Wehrkirchenstraße vom Rangau zum Steigerwald“. Ebenso taten dies einschlägige Magazine wie z.B. die ADAC-Motorwelt vom März 1992. Die Ostfriesen-Zeitung vom 2. Januar 1993 begann ihren Bericht mit: „*Frankens international bekannte Touristikrouten, die Romantische Straße und die Burgenstraße, haben eine kleine Schwester bekommen.*“ Deren Urheber, Edmund Zöller, hatte damit schon zum zweiten Mal für Franken eine Ferienstraße initiiert. Bereits einige Jahre zuvor hatte er den Anstoß gegeben für eine „Mittelfränkische Weinstraße zwischen Frankenhöhe und Steigerwald“, die dann bei der offiziellen Verkündung – als Ergänzung zur Bocksbeutelstraße Unterfrankens – „Mittelfränkische Bocksbeutelstraße“ tituliert worden war.

Die Publikationen

Der neue Reiseführer „Wehrkirchenstraße“ fand rasch ein breites Interesse. Die Nürnberger Zeitung publizierte seinerzeit in ihrer Beilage „NZ am Wochenende“ in der Rubrik „Bücher für Franken“ regelmäßig eine Bestsellerliste. Darin nimmt von Dezember 1992 bis Juni 1993 die „Fränkische Wehrkirchenstraße“ sieben Mal vordere Plätze und am 8. Mai 1993 sogar den 1. Platz ein.

Die positiven Reaktionen, der große Zuspruch zu seinen Führungen und Dia-Vorträgen sowie der Ansporn durch viele kulturhistorisch interessierte Menschen stachelten Zöller an, die Arbeit auch für die anderen fränkischen Landesteile fortzusetzen und in ganz Franken eine repräsentative Auswahl alter Wehrkirchen vorzustellen: vom Altmühltafel bis zum Spes-

sart und zur Rhön, von der Frankenhöhe bis zur Fränkischen Schweiz und zum Frankenwald. Mit besonderer Freude stellte er neben den einfachen Wehrkirchen auch die großen Kirchenburgen vor, von denen er die Gaden-Kirchenburgen in Kinding, Burgbernheim, Kraftshof, Hannberg, Effeltrich, Mönchsödheim, Geldersheim und Ostheim für die schönsten hält. Für jede Route lässt er auch die regionalen Spezifika deutlich werden, wie z.B. die Slawenkirchen in Oberfranken. Er zeigt, welche Schätze viele scheinbar unscheinbare Dorfkirchen bergen. Neben den Wehrkirchen beschreibt er auch geschichtliche, kulturhistorische und landschaftliche Besonderheiten auf dem Weg, wie etwa die Besiedlung durch die Franken, die Lage der Wehrkirchen, die Kanzelaltäre in manchen Kirchen usw.

Am Ende umfasst die „Fränkische Wehrkirchenstraße“ vier Bände. Zusätzlich erscheinen noch zwei Faltblätter:

- Fränkische Wehrkirchenstraße. Band 1 „Vom Rangau zum Steigerwald“ (1992)⁷,
- Fränkische Wehrkirchenstraße. Band 2 „Wehrkirchen im Rangau und Knoblauchsland“ (1993),
- Fränkische Wehrkirchenstraße. Band 3 „Wehrkirchen und Kirchenburgen in Unterfranken“ (1994),

Anmerkungen:

- 1 S. dazu u.a. Kolb, Karl: Wehrkirchen in Europa. Eine Bilddokumentation. Würzburg 1983.
- 2 Das gesamteuropäische Phänomen des Wehrkirchenbaus und den besonderen Charakter der siebenbürgischen Kirchenburgen behandelte u.a. die Kulturreferententagung der Siebenbürger Sachsen vom 18.–20.10.2002, vgl. Siebenbürger Zeitung vom 25.10.2002.
- 3 Zitat aus dem wissenschaftlichen Online-Lexikon „Historisches Lexikon Bayerns“, Art.: „Kirchenburgen und Wehrkirchen“ v. Joachim Zeune.
- 4 S. den Artikel „Heimatkundler aus Berufung – der Ansbacher Heimatpfleger Edmund Zöller“, in: Frankenland 2012, Heft 3, S. 195ff.
- 5 Kolb, Karl: Wehrkirchen und Kirchenburgen in Franken. Würzburg 1977; s.a. die Buchbesprechung in: Frankenland 1978, S. 238.
- 6 Zöller, Edmund/Dahlhammer, Hermann: Wehrkirchen im Landkreis Ansbach. Ansbach 1970; vorgestellt in: Frankenland 1991, S. 25f.
- 7 Derzeit bereits in 8. Auflage.
- 8 Vorgestellt in: Frankenland 2010, Heft 4, S. 280f.

– Fränkische Wehrkirchenstraße. Band 4 „Wehrkirchen und Kirchenburgen in Oberfranken“ (1999),

- Wegweiser zu Wehrkirchen im Landkreis Ansbach (2001),
- Wegweiser zu Wehrkirchen im Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen.⁸

Darüber hinaus ist Edmund Zöller mit großer Freude weiterhin mit Dia-Vorträgen über die fränkischen Wehrkirchen aktiv (Anfragen unter Tel.Nr. 0981/86843). Dies tut er trotz seines hohen Alters von mittlerweile über 90 Jahren. Erst im März bei der Bundesbeiratstagung des Frankenbundes in Feuchtwangen konnte ihm der 1. Bundesvorsitzende, Herr Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, zu diesem seltenen Geburtstagsfest herzlich gratulieren.

Dr. Alexander von Papp lebt als freier Autor und Redenschreiber in Randersacker. Sein Berufsweg führte ihn von der Regionalforschung (TU München) über die Tätigkeit in Ministerien (Raumordnungspolitik in Bonn und Brasilien sowie Öffentlichkeitsarbeit im Bundesbauministerium) zur kommunalen Ebene (Öffentlichkeitsarbeit und Pressesprecher der Stadt Würzburg, später Kulturamtsleiter). Seine Anschrift: Euweg 8, 97236 Randersacker, alexander@vonpapp.de.

Die Ansbacher Synagoge als „Infozentrum“ zum jüdischen Leben

Seit der zweiten Jahreshälfte 2012 befindet sich im Synagogen-Ensemble in der Ansbacher Rosenbadstraße ein Infozentrum zum jüdischen Leben der Stadt. Dies wurde möglich, weil sich die Vorstandschaft des Ansbacher Frankenbundes mit der Stadt auf eine Nutzungsvereinbarung einigte. Diese besagt, dass die Kommune die Räume an der Synagoge dem Verein für eine monatliche Nebenkostenpauschale von 75 Euro mit der Auflage überlässt, um hier über das Judentum in Ansbach zu unterrichten. So soll dort vermittelt werden, was auch in Ansbach an jüdischer Kultur durch den Holocaust verloren gegangen ist. Die Gruppe Ansbach des Frankenbundes unter ihrem Vorsitzenden Alexander Biernoth wird die Einrichtung künftig tragen und betreuen.

Die Synagoge und die angrenzenden Gebäude, wie das Diener- und Schächterhaus sowie zwei Ritualbäder, haben die Zerstörungen der Reichspogromnacht und der Nazizeit überstanden. In den Vitrinen der zwei Räume im Dienerhaus sind Schaustücke zu sehen, die das religiöse Leben im Judentum und speziell das in der jüdischen Gemeinde in Ansbach präsentieren. Das Ehepaar Aaron und Ruth Bruck haben aus Israel all jene Alltagsgegenstände mitgebracht, die ein gläubiger Jude braucht, um seiner Religion und ihren 613 Ge- und Verboten im eigenen Haushalt nachgehen zu können. Die ausgestellten Gegenstände, die keinen großen materiellen Wert darstellen, kann man in

Israel in jedem Kaufhaus erwerben. Damit soll zum Alltag der jüdischen Gemeinde eine Brücke geschlagen werden, die damals in Ansbach und heute in Israel existiert, und daher wird auf großen Infotafeln vom Alltagsleben bis zur Zerstörung der Ansbacher Gemeinde berichtet.

Auf dem Dachboden der Synagoge ist in einer sogenannten „Geniza“ ein Buch gefunden worden, das einst mit Nägeln, von denen einer noch zu sehen ist, an der Wand fixiert war. Es handelt sich um ein aus dem 18. Jahrhundert stammendes liturgisch-religiöses Werk, welches gläubige Juden nicht wegwerfen durften, auch wenn es nur noch aus zerfleckerten Seiten bestand. Solche Schriften mussten entweder auf einem jüdischen Friedhof begraben oder in einem geweihten Raum, eben einer „Geniza“, aufbewahrt werden. In Ansbach gab es erst seit dem 19. Jahrhundert einen jüdischen Friedhof. Dieses Exemplar wurde in den 1980er Jahren von einem Arbeiter bei Baumaßnahmen gefunden und mitgenommen. Es kam dann über Mittelsmänner in das Infozentrum zurück, wo es heute ausgestellt ist.

Ein weiteres Ausstellungsstück ist der Schlüssel des letzten jüdischen Gemeindevorstehers Ludwig Dietenhöfer, mit dem dieser 1936 beim Verlassen der Stadt das später zerstörte Tahara-Haus (Leichenhaus) auf dem Friedhof abgesperrt hatte. 1990 brachte Dietenhöfers Sohn den Schlüssel als Erinnerungsstück nach Ansbach zurück.

In einem zweiten Raum will man das Leben berühmter Ansbacher Juden wie das des Naturforschers Marcus Elieser oder

des Hofmalers Juda Löw Pinchas darstellen. In weiteren Räumen soll der religiöse Hintergrund der zeremoniellen Waschungen in der „Mikwe“, dem jüdischen Ritualbad, dargestellt werden.

Der Ansbacher Kunstverein hat der Ausstellung zwei Bilder des Künstlers Friedrich Weinberger gespendet, darunter ein Porträt des berühmten Fischkundlers Marcus Elieser Bloch, der in Ansbach 1723 geboren wurde und 1799 in Karlsbad verstarb. Er erwarb sich durch seine „Allgemeine Naturgeschichte der Fische“, die von 1782 bis 1795 in zwölf Bänden erschien, große Verdienste.

Henriette Heilbrunn, eine jüdische Bürgerin der Stadt Ansbach, musste das traurige Schicksal der Judenverfolgung im „Dritten Reich“ am eigenen Leib erdulden und verstarb im Jahre 1945 kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges in einem Todeslager. Geboren wurde sie 1903 als Tochter von Josef Heilbrunn, der am Unteren Markt (heute Johann-Sebastian-Bach-Platz) Nr.8 ein Textilkaufhaus besaß und im Februar 1929 verstarb. Henriette beendete ihre Schulzeit im Juli 1919 mit dem Abschlusszeugnis des Theresien-Gymnasiums. Sie heiratete 1930 Adolf Abraham Eisfeld, der das Geschäft seines Schwiegervaters als Gesellschafter übernahm. 1932 wurde ihre Tochter Edith und 1937 ihr Sohn Josef geboren. Die Familie wurde schließlich aufgefordert, bis Ende 1938 Ansbach zu verlassen. So zogen sie nach München, wo sie bei ihrem Schwiegervater Heinrich Eisfeld Unterschlupf fand. Ihre letzte Adresse in Deutschland war dort die Lindwurmstraße 125. Henriette wurde dann mit Mann und Sohn im April 1942 in einem Transport in ein Ghetto bei Lublin „evakuiert“. Wann, wo und unter welchen Umständen Frau Heilbrunn, ihr Sohn und ihr Mann Adolf zu

Tode kamen, kann bislang nicht geklärt werden. Die Tochter Edith hingegen erhielt die Chance, mit einem „Kindertransport“ im März 1939 nach Großbritannien auszureisen und lebte zunächst in London. Später heiratete sie und ist heute in Israel zu Hause. Sie hat zwei Söhne und acht Enkel, wie der Latein- und Englischlehrer Heinz Dietmar Aßenmacher herausfinden konnte.

Gerda Haas, geb. Schild, die im April 2012 in der Ansbacher Synagoge einen Vortrag über die Judenverfolgung der Nationalsozialisten hielt, schilderte dabei ihre Dankbarkeit, als damals 89jährige diesen Vortrag halten zu dürfen. Sie wurde am 23. November 1922 in der Ansbacher Turmstraße 5 als Tochter des Ehepaars Paula und Siegfried Schild geboren. Ihr Vater war im Ersten Weltkrieg für seine Tapferkeit mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet worden, und trotz der schon 1927 auftauchenden Plakate „Juden sind unser Unglück“ fühlte sich die Familie in Ansbach glücklich. 1933 verlor der Vater seine Existenzgrundlage als Metzger, als das Schächten verboten wurde und es unmöglich geworden war, kosches Fleisch zu verkaufen. Ihr Vater wurde 1938 verhaftet und musste unterschreiben, das Haus der Familie zu einem Spottpreis zu verkaufen. Dann kam die Familie nach München. 1939 durfte der Vater nach England ausreisen, während Gerda in Berlin als Krankenschwester arbeiten konnte. Mutter und Schwester wurden 1941 in Litauen in einem Vernichtungslager erschossen. Gerda kam in das Lager Theresienstadt, wo sie als Kinderkranke-schwester tätig sein durfte. Im Frühjahr 1945 stiegen sie und ihre Freundin Eva in einen Zug, der sie in die Schweiz brachte. Sie kam in die USA und heiratete Dr. Rudolf Haas. Viele Jahre später heiratete ihre

Tochter den Sohn ihrer Freundin Eva. Ihr Sohn David Haas, ihre beiden Enkelkinder Jakob und Evan Haas, weiterhin Jonathan Hammel, Tali David und Ari David aus Frankreich begleiteten sie auf ihrer Reise nach Ansbach.

Im Alter schrieb Gerda Hass zwei Bücher über den Holocaust und hielt viele Vorträge. Eines Tages erreichte sie eine elektronische Post von dem Geschichtslehrer Dr. Frank Fätkenheuer und sechs Schülern, worauf sie 2012 ihrer Heimatstadt einen Besuch abstattete. Sie wurde hier mit allen Ehren empfangen und um einen Eintrag in das Goldene Buch der Stadt gebeten. Es kam zum Besuch in der ehemaligen Synagoge, wo Gerda Haas folgende berührende Aussage machte: „*Nie in meinem ganzen Leben hätte ich jemals gedacht, dass ich auf diesem heiligen Platz, in dieser heiligen Halle einmal zu Ihnen sprechen werde. Ich bin sehr dankbar, dass Sie [die hier Anwesenden] gekommen sind, um mich zu hören [...] Ich bin so froh, dass ich gekommen bin.*“

So kann man gut verstehen, warum Alexander Biernoth das Infozentrum „als Ergänzung zum Ansbacher Markgrafen Museum“ sieht. Mehr über das Infozen-

trum ist unter der Internet-Seite www.synagoge-ansbach.de zu erfahren.

Hartmut Schötz begann nach seiner Bundeswehrzeit seine Tätigkeit 1981 beim Bezirk Mittelfranken. 1986 wurde er Mitarbeiter des damaligen Bezirksheimatpflegers Dr. Kurt Töpner, mit dem er auch ab 1989 die jährlich erschienenen Begleitbände zu den Denkmalprämierungen des Bezirks Mittelfranken bis zum Jahr 2003 zusammenstellte. Seit 1981 schreibt er heimatgeschichtliche Beiträge für die „Fränkische Landeszeitung“, das „Frankenland“ sowie weitere Organe. Über die jüngere Geschichte seiner Heimatstadt Ansbach erschienen bisher 28 Buchveröffentlichungen, weitere Bände über Dinkelsbühl und Rothenburg o.d.T. Weitere Buchveröffentlichungen sind: Kaspar Hauser – Kronprinz oder Schwindler?, Der Heilig-Kreuz-Friedhof zu Ansbach, Mittelfränkisches Koch-und Backbuch, Pfarrhäuser in Mittelfranken. Seine Anschrift lautet: Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach, E-Mail: haschoetz@googlemail.com.

Alexander Biernoth

Das BronzemodeLL der ehemaligen Klosteranlage Heilsbronn

Im ehemaligen Kreuzgang, gleich neben dem Heilsbrunnen, steht seit einiger Zeit nun ein Modell der Heilsbronner Klosteranlage, das sich bei allen Besuchern, vor allem den Sehbehinderten großer Beliebtheit erfreut.

Das aus Goldbronze gefertigte Modell zeigt die Klosteranlage so, wie sie im Jahr der Kloster-Auflösung 1578 ausgesehen hat. Geschaffen hat das rund 25.000 Euro teure Modell der Künstler Egbert Broerken aus Welver bei Soest. Die Finanzierung wurde ausschließlich durch Spenden, die



Abb.: Das BronzemodeLL der ehemaligen Klosteranlage Heilsbronn.

Photo: Alexander Biernoth.

der Verein zur Förderung des Museums Heilsbronn unter dem Vorsitz von Herbert Kempf eingeworben hat, gesichert. Das Klostermodell ist zum einen für blinde Menschen gedacht, die mit ihrem Tast-sinn so eine Vorstellung von der Klosteranlage bekommen können.

Anfangs, so Herbert Kempf, sollte nur ein Modell des Klosters für das Stadtmuseum geschaffen werden, was aber die Tat-sache verhinderte, dass keine finanziellen Mittel vorhandenen waren. So wurde dann die Idee geboren, ein Klostermodell für den Kreuzgang zu schaffen. Das Modell umfasst insgesamt 37 Häuser, von denen elf von acht Heilsbronner Vereinen finanziert wurden. Weitere elf Gebäude wurden von zehn Heilsbronner Organisationen und Unternehmen bezahlt, und für 15 Gebäude fanden sich private Sponsoren. Darüber hinaus haben auch eine auswärtige Stiftung und weitere 75 Heilsbronner Bürger und zehn auswärtige Per-

sonen Spenden gegeben: Alles in allem ein großartiges Zeichen des Bürgersinnes!

Zusammen mit Bürgermeister Dr. Jürgen Pfeiffer, der die Schirmherrschaft über das Projekt übernommen hat, haben sich die Verantwortlichen des Fördervereins geeinigt, die Klosteranlage so darzustellen, wie sie sich im Jahr 1578 präsentierte. Dadurch bietet sich den Betrachtern die Möglichkeit, die gesamte Klosteranlage auf dem Modell mit den heute noch vorhandenen Gebäuden zu vergleichen. Um auch blinden Menschen einen Eindruck zu vermitteln, wurde das Modell mit Blindschrift beschriftet.

Das Klostermodell ist ein Greif- oder Begreifmodell, da es nicht sehenden Menschen durch Er tasten ermöglicht, das Aussehen des ehemaligen Klosters zu erfassen. Da das Modell aus Bronze gefertigt wurde, ist es witterfest, tastunempfindlich und braucht auch keine nachhaltige Pflege. Für die Ausführung des Modells konnte

mit Egbert Broerken ein erfahrener Gestalter von Blindenmodellen gefunden werden. Sein gelungenes Werk wertet den Platz im Kreuzgang deutlich auf.

Die Stadt Heilsbronn konnte – dazu durch eine erforderliche Kanalbaumaßnahme im Bereich des Münsterumgriffes, die rund 1,5 Millionen Euro gekostet hatte, angeregt – das komplette Umfeld des Münsters neu anlegen. Dieser im Frühjahr 2011 eingeweihte Bereich, der mittlerweile über die Landkreisgrenzen hinaus Anerkennung erfährt, wurde seither zu einem Anziehungspunkt für die Besucher. Mit der Aufstellung des Klostermodells wurde das Areal am Münster noch schöner und

damit auch das Leben in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts besser greifbar.

Alexander Biernoth, geboren 1970 in Ansbach, nach Abitur und Zivildienst Studium der Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde für das Lehramt an Gymnasien in Erlangen. Seit dem Referendariat als Lehrer in Ansbach tätig. Seit 2002 stellvertretender Vorsitzender und seit 2006 Vorsitzender der Gruppe Ansbach im Frankenbund. Seine Anschrift lautet: Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach, E-Mail: biernoth@ansbach.org.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Arbeitsgemeinschaft für mitteldeutsche Familienforschung – Arbeitsgemeinschaft ostdeutscher Familienforscher – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Institut für Stadtgeschichte (Frankfurt/M.) – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturerbe Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

Ich berate Sie gerne, kostenfrei und unverbindlich!



**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**

Jochen Heinke: **Mittelalterliche und neuzeitliche Straßen und Wege. In der Rhön, im Grabfeld und in den angrenzenden Gebieten.** Stetten v.d. Rhön (Selbstverlag) 2012. ISBN 978-3-942112-06-2, 160 S., zahlr. Farabb., 22,80 Euro.

Es steht fest, dass in alten Zeiten, angefangen von der Vor- und Frühgeschichte und über das ganze Mittelalter hindurch, erstaunlich viel gereist wurde und dass alle historischen Siedlungen, kulturelle und politische Mittelpunkte durch Straßen und Wege verbunden waren, auf denen sich Menschen mit ihren Ideen und Vorstellungen, ihrem Gepäck und ihren Waren zueinander bewegt haben. Ohne halbwegs zutreffende räumliche Vorstellungen von den festen Siedlungen und Zentren, den Trampelpfaden, Wegen und Straßen zwischen geschichtsträchtigen Plätzen, den Mühlen und Strapazen des Verkehrs bleiben historische Darstellungen gleichsam raumlos. Wie Geschichte nur in zeitlichen Zusammenhängen zu schildern ist, so müssen Heimatforscher in ihren Arbeiten auch zutreffende Raumvorstellungen einbringen, wenn historische Vorkommnisse eingeordnet und verständlich dargestellt werden sollen.

So kann von Reisenden, kriegerischen und räuberischen Eroberern, Kaufleuten und Fernhändlern, den Siedlern und Umsiedlern, den von weit kommenden Gläubensboten, den Gründern, den Überbringern von Botschaften und Befehlen, den Pilgern, den Studierenden, den Herrschern mit ihrem Gefolge erzählt werden. Aber auch über die Landschaft in früheren Zeiten kann man sprechen, die Namen der Berge, Bäche und kleinen Flüsse in ihren ursprünglichen Formen nennen und überlegen, warum sich diese Landschaftsnamen gewandelt haben. Wir können

über die Umstände des Reisens in früheren Zeiten berichten, das Reisen „per pedes“, in endlosen Fußmärschen, die Wegkundigen, die Träger, die Lasttiere, die Reittiere, über Hufeisen, Steigbügel, Trense, Sattel, Zügel, über Joch und Kummet, über Wagen und Karren, über die Handwerker, Sattler, Wagner und Schmiede, Vorspann, über Kutscher und Schwager.

Immer wird man aber auf die Frage zurückkommen müssen, wie es denn mit den Wegen und Straßen selbst war. Wie gab man den Straßen Weg und Route in der Landschaft? Hatten sie feste Linien oder gab es im Winter andere als im Sommer? Wurden die Täler gesucht oder die Wasserscheiden? Waren die Straßen ganz oder nur teilweise befestigt? Wie stand es mit einem Wege- und Straßenrecht. Mit diesen und ähnlichen Fragen beschäftigt sich das Buch Jochen Heinkes und zwar weniger theoretisch als extrem materialreich, exemplarisch und praktisch. Er fasst eine außerordentlich große Menge der höchst verstreuten Nachrichten aus der Literatur über die Straßen und das Straßenwesen in unseren Raum zusammen. Er bringt alte und neuere Karten nahezu vollzählig in zahlreichen Abbildungen. Heinke hat diese wenig präzisen Darstellungen früherer Jahrhunderte in jahrelanger Arbeit penibel studiert und nach Antworten befragt. Er hat das, was sie aussagen, verglichen, bestätigt, in Frage gestellt oder widerlegt. So erspart das Buch Heinke dem mehr allgemein interessierten und beschlagenen Heimatinteressierten das zeitraubende Herumstöbern in Spezialbibliotheken.

Sein Werk regt dazu an, auf Fahrten und Wanderungen im Gelände selbst nach Spuren von Altwegen und Altstraßen zu suchen und diese als solche zu identifizieren. Solche tatsächlichen und täuschen den Spuren sind recht häufig und ebenso

leicht zu übersehen wie zu finden. Aber die Entstehung solcher Reste und Spuren von Altwegen und Altstraßen gehört oft sehr verschiedenen Zeitabschnitten an, was aber um des historischen Ertrages willen verlässlich zu erkennen und eindeutig festzulegen ist. Wessen Blick nicht geschärft ist, wird unter Umständen zufällige, junge und isolierte Beschädigungen, Bodenentnahmen und Veränderungen der Erdoberfläche als Spuren eines untergegangenen Verkehrsnetzes ansehen.

Wer sich mit dem alten Wege- und Straßennetz nicht nur in der Rhön und dem Grabfeld, sondern auch in den angrenzenden Gebieten auseinandersetzen will, lässt sich jedenfalls auf ein spannendes Abenteuer ein. Die Arbeit von Jochen Heinke kann dann als solides Fundament dienen und richtungsweisend sein. Sein Buch sollte deshalb in der Bibliothek eines jeden Heimat- und Rhönfreundes stehen.

Franz Bungert

Erde. Begleitband zur Ausstellungsinitiative des Bezirks Oberfranken. Im Auftrag des Bezirks Oberfranken hrsg. v. Barbara Christoph u. Günter Dippold. Bayreuth (Selbstverlag) 2011, ISBN 978-3-941065-08-6, Festeinband, 180 S., zahlr. Farabb., 9,50 Euro.

Nach dem Thema „Blau“ im Jahre 2009 stand die Ausstellungsinitiative des Bezirks Oberfranken 2011, an der sich zehn oberfränkische Museen beteiligten, unter dem Titel „Erde“. Im Rahmen dieser Veranstaltung gab das Volkskundliche Gerätemuseum Arzberg-Bergnersreuth den Besuchern einen Einblick in Toten- und Bestattungsriten, während die Staatsbibliothek Bamberg Erd-Ansichten aus drei Jahrhunderten zeigte. Die Faszination

fossilienreicher Erde stellte das Museum Kloster Banz dar. Im Mittelpunkt des Museums am Maxplatz in Rehau standen „Erdäpfel und eigensinnige Bauern“, wohingegen das Töpfermuseum in Thurnau Schätze aus gebrannter Erde zeigte. Das Fränkische Schweiz-Museum Tüchersfeld wiederum präsentierte anhand interessanter Fundstücke die Geschichte der Region, das Goldbergbaumuseum Goldkronach machte deutlich, dass die Erde reich an Schätzen ist, das Naturkunde-Museum Coburg richtete seinen Blick unter die Erdoberfläche und das Europäische Flakonmuseum Kleintettau präsentierte die 350jährige Geschichte der dortigen Glasherstellung. Ferner beteiligten sich die Landwirtschaftlichen Lehranstalten des Bezirks Oberfranken in Bayreuth an der Ausstellungsinitiative, wobei Kinder und Jugendliche im Rahmen einer themenorientierten Führung die Erde in ihrer Vielfalt hautnah erleben konnten.

Zu der Ausstellung haben Barbara Christoph M.A., Servicestelle für Museen im Bezirk Oberfranken (Bayreuth), und Prof. Dr. Günter Dippold, Bezirksheimatpfleger von Oberfranken (Bayreuth), im Auftrag des Bezirks Oberfranken den vorliegenden Begleitband herausgegeben, der – entsprechend den daran beteiligten Museen und ihren dabei präsentierten Themen – die zehn Beiträge vereint: Andrea Schölzel: Erde zu Erde – Wiedergänger, Leichbitter und Totenweiber (S. 9–22); Andreas Dix: Erd-Ansichten. Reisen in die Welt 1500–1800 (S. 23–52); Günter Dippold: Carl Theodori und die Faszination der fossilienreichen Erde um Banz (S. 53–68); Rainer Prischek: Oberfrankens landwirtschaftlich genutzte Erde – Nahrung, Energie oder Bau? (S. 69–78); Johanna Prinz: V.erde.ckte Vielfalt (S. 79–88); Jana Göbel/Andreas Peterek/Birgit

Weber: In der Erde, da steckt das Gold – Auf historischer Schatzsuche (S. 89–112); Jana Lisa Buhrow: Flakons aus Kleintettau rund um den Erdball (S. 113–128); Oliver Groll: Von Schätzen aus der Erde und eigensinnigen Bauern – Zur Kulturge schichte der Kartoffel (S. 129–140); Sandra Kastner: Tradition, Moderne und moderne Tradition. Gebrannte Erde aus Thurnau (S. 141–159); Jens Kraus: Erde – Das Archiv unter unseren Füßen. Archäologie im Fränkischen Schweiz-Museum (S. 161–178).

Ergänzt wird das durch Farabbildungen reichlich illustrierte Buch durch ein Verzeichnis der beteiligten Museen (S. 179) sowie kurze Hinweise auf die beteiligten Autorinnen und Autoren (S. 180). Dr. Günther Denzler, Bezirkstagspräsident von Oberfranken, hat zu dem Buch eine Geleitwort (S. 7–8) beigesteuert, in dem er über die Ausstellungsinitiative festhält: „Der Servicestelle des Bezirks Oberfranken für Museen ist es erneut gelungen, Museen und Einrichtungen ganz unterschiedlichen Charakters zu vernetzen. Dabei werden vor allem die Stärken eines jeden Hauses ganz individuell hervorgehoben. Die Einrichtungen entscheiden selbst, wie die Ausstellung aussieht und welche Schwerpunkte gesetzt werden. Damit bleibt die Vielfalt der oberfränkischen Museumslandschaft erhalten. Zugleich wird durch das gemeinsame Motto die Wahrnehmbarkeit beim Besucher verstärkt“ (S. 8).

Mit „Erde“ hat die Ausstellungsinitiative des Bezirks Oberfranken erneut ein Thema aufgegriffen, das in vielen Lebensbereichen eine entscheidende Rolle spielt. Von daher ist auch dieser Begleitband begrüßenswert, zumal er eine weiter- und tiefergehende Auseinandersetzung mit den 2011 von den einzelnen Museen präsentierten Themen erlaubt. Hubert Kolling

Württembergisch Franken. Bd. 95. Jahrbuch 2011. Hrsg. vom Historischen Verein für Württembergisch Franken e.V. Schwäbisch Hall 2011, ISSN 0084-3067, 283 S., zahlr. Abb., 2 farbige Kartenbeilagen.

Teile des Nordostens Baden-Württembergs waren dem fränkischen Reichskreis zugehörig. Daran erinnert der „Frankenrechen“ im großen Staatswappen. In diesen Regionen lebt heute insgesamt etwa eine Million Menschen. Der Historische Verein für Württembergisch Franken deckt mit seiner Arbeit die geschichtlichen Bezüge – zumindest für den württembergischen Teil des Landes – auf. Unter der bewährten Schriftleitung von Gerhard Fritz, Gerhard Taddey, Herta Beuttner, Herbert Kohl und Armin Panter wurde auch das Jahrbuch 2011 zusammengestellt. Dies spricht für die gewohnt hohe Qualität.

Bei dem Beitrag von Hannah Hien „Das Kloster Komburg im Mittelalter. Monastisches Leben am Rande der fränkischen Klosterlandschaft“ handelt es sich ursprünglich um einen Vortrag für den Historischen Verein für Württembergisch Franken e.V. Kloster Komburg liegt majestatisch südlich von Schwäbisch Hall auf der Spitze eines Hügels, der wie ein ehemaliger Umlaufberg des Kochers wirkt. Die Grafen von Komburg-Rothenburg gründeten es zum Ausbau ihrer Herrschaft, wie viele andere Adlige zu dieser Zeit. Die Autorin erwähnt hier kurioserweise die Markgrafen von Schweinfurt u.a. mit St. Peter (Peterstirn in Schweinfurt). Die Komburg lag an der südlichen Grenze des Bistums Würzburg. Über die Jahrhunder te, die es brauchte, bis die Würzburger Bischöfe das Kloster, allerdings dann in anderer Form, als Chorherrenstift, an sich brachten, berichtet die Autorin.

Auch Andreas Traub befasst sich mit diesem Kloster: „Spuren des ‚Missales des Abtes Hertwig‘ aus dem Benediktinerkloster Großkomburg?“ Komburg stand in enger Beziehung zum Kloster Hirsau. Nun sind als Einbände im 17. Jahrhundert wiederverwendete Pergamentfragmente eines prächtigen Messbuchs im Stadtarchiv Schwäbisch Hall aufgetaucht. Vermutlich stammten sie von der Komburg. Der Autor stellt sie geschickt in Zusammenhang mit den beiden bekanntesten Stücken der Komburg, dem goldenen Antependium und dem Radleuchter, denn dazu passt ein Prachtbuch wie das fehlende Puzzlestück, um eine Einheit zu bilden. Es war die Blütezeit des Klosters, und die Fragmente enthalten auch die zugehörige Kirchenmusik. Die bekannten Stücke sind leicht verändert, was der Musikgeschichte ggf. neue Aspekte geben könnte. Es gilt, nach weiteren Fragmenten zu suchen und zu forschen.

Markus Frankl schreibt über „Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach und Hall im Süddeutschen Städtekrieg – „blieben denen von Hall [...] wenig dörffer unverbrandt““. Der Markgraf war wohl eine der schillerndsten Fürstenpersönlichkeiten des 15. Jahrhunderts. Die Frage nach Gewinnern und Verlieren ist nicht leicht zu beantworten, so das Resümee. Verloren haben Handel und Gewerbe, die Landwirtschaft war ruiniert. Die Kriegsparteien selbst kamen glimpflich davon, Fürsteneinung und Reichstädte waren anschließend noch kurzeitig gleichauf.

„Von der Wiege bis zur Bahre – Johannes Brenz ordnet das evangelische Leben in Schwäbisch Hall“ lautet der Aufsatztitel von Sabine Arend. Seit 1522 war Johannes Brenz, berufen vom Haller Rat, für die Reformation tätig. Die Reichsstadt bekennt sich erst 1543 mit der offiziell-

len Einführung der Kirchenordnung von Brenz zur neuen Lehre. Das war nicht früher als anderswo – in Schweinfurt z.B. 1542 – und war i.W. politischer Rücksichtnahme geschuldet. Das evangelische Leben aber begann in Hall früher, z.B. mit der Frühmessordnung von 1526, ebenfalls von Brenz. Das Ausland hatte bereits ein Auge auf ihn geworfen, wollte ihn abwerben: Heilbronn, Frankfurt a.M. Für Brandenburg-Nürnberg unterstützte er auf Wunsch des Markgrafen mit Duldung des Rats Andreas Osiander bei der Kirchenordnung von 1533. Die Autorin stellt Brenz als unermüdlichen Ordner des neuen Kirchenwesens in Süddeutschland dar, bevor er ab 1548 für Württemberg sein Werk fortsetzte. Die dortige Kirchenordnung – nun für ein Herzogtum statt für eine Reichsstadt – erschien 1553.

Jakob Käpplinger befasst sich mit „Die Jagd als Spiegel der Gesellschaft – Bemerkungen zum Raumprogramm des Rittersaals in Schloss Weikersheim“ mit einem nahe gelegenen Taubertäler Objekt. Der Saal gilt als seltenes Beispiel für den Übergang der Spätrenaissance zum Frühbarock, wobei zum Glück der Dornröschenschlaf der folgenden Jahrhunderte nicht viel verändert hat. Der Autor zeigt eine Hierarchie in der Anordnung der Tierdarstellung, insbesondere bei der Kassettendecke auf. So dann leitet er anhand von Vergleichen her, dass viele der 69 Kassetten auf ein weit verbreitetes Standardwerk der Jagdliteratur dieser Zeit zurückgehen könnten.

Die Mönche des Zisterzienserklosters Schöntal an der Jagst waren in der Landwirtschaft ihrer Zeit voraus und wirtschaftlich überaus erfolgreich. In der Waldwirtschaft, wurde nicht effizient gearbeitet. Hellmut Viannai begründet dies in „Wälder und Weiher des ehemaligen Klosters Schöntal und deren wirtschaftliche

Bedeutung“. Die Bewirtschaftung des Waldes war nur für den Eigenbedarf notwendig; es ließen sich – im Gegensatz zur Landwirtschaft – damit keine Gewinne erzielen. Entsprechend nachrangig wurde die Bewirtschaftung durchgeführt. Als Beilage zum Jahrbuch sind die Karten mit dem ehem. Waldbesitz und der Fischweiber des Klosters beigefügt.

Alice Ehrmann-Pölsch schreibt von „... Mergentheim, einer unterfränkischen Kleinstadt in Württemberg...“ – so nahe ist die Landesgrenze, dass diese Verweichlung glatt durchgeht. „Der letzte Scharfrichter von Mergentheim“ ist ihr Titel. Er kam noch in der Deutschordenszeit aus Dinkelsbühl. Scharfrichter waren damals i.d.R. gleichzeitig Abdecker und Tierpfleger. Sie lebten außerhalb der Zünfte und waren daher im Prinzip auf diese Berufe festgelegt. Aus den Tierpflegern wurden dann im 19. Jahrhundert Tierärzte. So auch bei Fam. Ritzer, die wir einige Jahrzehnte durch den Aufsatz begleiten.

Hans Werner Hönes hat sich wieder eines Schwäbisch Haller Themas angenommen. „Ein mittelalterliches Wandgemälde im Chor der Urbanskirche in Schwäbisch Hall – Maria als Tempeljungfrau mit dem Spinnrocken – ein selten dargestelltes Thema“. Die Urbanskirche liegt am Fuße der Komburg und ist eine der älteren Kirchen in Schwäbisch Hall.

Gerhard Schneider berichtet über „Archäologische Aufschlüsse und baugechichtliche Befunde im Umfeld von St. Jakob und dem ehemaligen Franziskanerkloster in Schwäbisch Hall“. Dort, wo heute das barock anmutende Rathaus steht, befand sich jenes Kloster. Überflüssig geworden im Zeitalter der Reformation, wurde es abgebrochen. Gebäudereste befinden sich noch im Boden und sind nachweisbar.

Zwei Nachrufe schließen die Aufsätze des Jahrbuchs ab. Simon Berlinger veröffentlichte 1991 „Synagoge und Herrschaft – 400 Jahre jüdische Landgemeinde Berlichingen“. Hans Peter Müller schrieb seinen Nachruf. Sven-Uwe Bürger verfasste „In memoriam Günther Stachel (1927–2009)“. Herr Stachel war Lehrer und in Nebentätigkeit Beauftragter des Landesdenkmalamts. Das Rätsel von Regenbach (frühromanische Basilika in Unterregenbach bei Langenburg) wurde sein Lebensthema.

Buchbesprechungen, der Bericht über die Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 2010, das Orts- und Personenregister sowie das Verzeichnis der Mitarbeiter des Bandes schließen das Jahrbuch 2011 ab. Es ist einmal mehr eine Sammlung neuer Beiträge aus dem fränkischen Teil Baden-Württembergs. Die Jahrbücher und die weiteren Schriften des Historischen Vereins sind ein wichtiger Schlüssel zu diesem Landstrich Frankens.

Thomas Voit

Gabriele Klempert: **Neckar, Odenwald und Bauland – Geschichte und Kultur im Neckar-Odenwald-Kreis**. Die Blauen Bücher. Königstein im Taunus (Karl Robert Langewiesche Nachfolger, Hans Köster Verlagsbuchhandlung KG) 2012, ISBN 978-3-7845-4870-8, 208 S., 400 farb. Abb., 24,80 Euro.

Auf das hier zu besprechende Buch wurde ich durch einen Hinweis im Nachrichtenblatt der Denkmalpflege Baden-Württemberg aufmerksam. Im Neckar-Odenwald-Kreis liegen doch wesentliche Bestandteile des Badischen Frankenlands. So hatten das Fürstbistum Würzburg, vor allem aber die fränkischen Reichsritter, viele

Ortschaften dort in Besitz. Die Reichsritter waren i.W. im Kanton Odenwald organisiert, dessen Sitz zunächst in Mergentheim, dann in Heilbronn und zum Ende des Alten Reiches in Kochendorf, heute ein Stadtteil von Bad Friedrichshall bei Heilbronn, war. Daher war es nahe liegend, sich mit dieser Ausgabe der Blauen Bücher näher zu befassen. Die Blauen Bücher haben eine über hundertjährige vorwiegend kunsthistorische Tradition und sind reich bebildert. Zwar sagt unsere Autorin im Vorwort, sie wollte weder ein wissenschaftliches Werk noch einen Bildband schaffen, aber eine übersichtliche und reichlich illustrierte erste Bereisung des Landkreises ist das Blaue Buch nun – zum Glück! – doch geworden. Eigentlich fehlte ein solches Buch für den Landkreis seit langem, nachdem ein erster Bildband vergriffen war und er keine Neuauflage oder Nachfolge erfuhr.

Frau Klempert ist nach eigener Auskunft Aktivistin im Bereich Denkmal- und Landschaftspflege. Sie hat nach jahrelanger mühevoller Recherche, Auswertung von vorhandener Literatur, Internet, Kurzreisen usw. nun ein Kompendium vorgelegt, das Maßstäbe setzt. Besonderes Vergnügen hat ihr – ebenfalls nach eigener Aussage – die Arbeit mit den Menschen vor Ort gemacht. In Vereinen, bei Gemeinden und Institutionen stieß sie auf engagierte Heimatforscher sowohl professioneller als auch ehrenamtlicher Art. Das spricht für die Menschen vor Ort und die Autorin.

Im Grunde handelt es sich um eine Rundreise durch den Landkreis im Uhrzeigersinn, beginnend in Haßmersheim. Es werden alle 27 Gemeinden mit ihrem jeweils Bemerkenswerten vorgestellt: Kirchen, Schul- und Rathäuser, ehem. Synagogen, Bauern- und Bürgerhäuser,

Schlösser, Burgen, Ruinen, technische oder Naturdenkmale. Wer durch die Seiten blättert, erkennt wie unbekannt der Landstrich auch heute noch für Fremde ist. Es sind Schätze kennenzulernen, die aus allen Jahrhunderten auf uns gekommen sind.

Vor Beginn der Rundreise erfahren wir Einiges aus der Erdgeschichte, Spezielles über Kalköfen und die Geschichte, auch über jüdisches Leben, Verfolgung und Vernichtung. Dieser Einblick wurde von Michael Hahl und Margareta Sauer verfasst. Weitere Einsprengsel im Rundreiseprogramm sind *Weinbau* von Hartwig Wendel, *Die Wanderbahn* von Georg Guthmann, *Der Wald als Wirtschaftsraum* von Werner Kramer, *Mühlenweiler und Wasserkandel* von Michael Hahl und *Wiesenwässerung und Wiesenkulturen* von Wolfgang Hauck. Die Anordnung der Einsprengsel ergibt sich fast von selbst, so als würden sie an ihrem natürlich zugewiesenen Platz stehen.

Die Bildwerke des Madonnenländchens kommen nicht zu kurz; völlig unbekannte Kunstschatze der Romanik und Gotik tauchen an unerwarteten Plätzen wie aus dem Nichts auf. Auch Egon Eiermanns Siedlung für Vertriebene wird nicht vergessen – sehr weit spannt sich der Bogen der beschriebenen und auch gleich mit Photos belegten Beiträge. Die Lust, das Erlesene auch zu „Erfahren“, also zu bereisen, steigt mit jeder Seite.

Nach der Lektüre weiß der Leser, die Begriffe Bauland und Odenwald richtig zuzuordnen. Er kennt die beiden Linien des Limesverlaufs, kennt die Gründerndarrung des Dinkels, und begreift, dass Buchen die heimliche Hauptstadt Badisch-Sibiriens ist. Für die Frankenkenner tauchen auch immer wieder bekannte Adelsgeschlechter auf. Ein deutliches Zei-

chen dafür, dass viele Teile des 1973 zusammengefügten Landkreises fränkische Wurzeln haben. Einen „Entdecker“ dieses Landstrichs, der – ähnlich wie Pfarrer Schlauch für würtembergisch Franken – diesen Landstrich in den Nachkriegsjahrzehnten bekannt gemacht hätte, gab es hier nicht. Deshalb müssen wir uns den Landkreis selbst erschießen, und Frau Klempert hilft uns dabei.

Insgesamt erscheint das Blaue Buch des Landkreises Neckar-Odenwald so, als sei es das Selbstverständliche auf der Welt, ein solch profundes Kompendium zu haben. Dabei war bisher zwischen Heilbronn und Darmstadt bzw. zwischen Heidelberg und Würzburg fast so etwas wie ein „schwarzes Loch“. Die vielen Mithelfer, die die Autorin in ihrer Danksagung nicht zu erwähnen vergisst, das Glossar, das Verzeichnis der Museen und Sammlungen, Heimatstuben, Freizeitparks und Infozentren, Internetadressen, Literatur und schließlich Orts- und Namensregister runden das Buch ab. Schlank, biegsam, fadengeheftete Klappbroschur. Selbst die Ausstattung im Klappumschlag, einerseits eine Kreiskarte zur Orientierung, andererseits der Verlauf der beiden Limes in römischer Zeit und eine Definition des Baulandes, ist vorbildlich. Druck, Papier, Satzbild: alles beispielhaft für einen Reiseführer, der auch unterwegs keine Unachtsamkeiten verzeiht.

Selbst wenn die Autorin einräumt, manches sei lückenhaft geblieben, zu ergänzen oder zu korrigieren, also bloß eine erste Erkundung zur Bereisung des Landkreises, so setzt das Blaue Buch doch einen erfreulich hohen Qualitätsmaßstab. Für den Neckar-Odenwald-Kreis wird das dauerhaft gültig sein. Für uns Frankenfreunde und alle anderen Nutzer ein Kompass in noch nicht so vertrautem Gelände. Die-

ses Buch verlockt geradezu, diese Gegend besser kennen zu lernen. Gut so, und dem Blauen Buch sei Dank! *Thomas Voit*

Erich Schneider (Hrsg.): **Mit Steinen Drucken – Werbung und Kunst aus dem alten Schweinfurt – Made in Schweinfurt X.** Schweinfurt (Druckhaus Weppert) 2009 (Schweinfurter Museumsschriften 183/2011). ISBN 978-3-936042-67-2, 47 S., zahlr. farbige Abb.

Das Titelblatt nimmt bereits Bezug auf eine Druckvorlage: Vom Titel ist das mittlere Wort „Steinen“ spiegelverkehrt gedruckt. Zudem ist eine Steinplatte abgebildet, die als Druckerplatte diente und zur „Großen Schlachtschüssel“ einlädt. Ein Zufallsfund machte eine Ausstellung zum Schweinfurter Steindruck möglich.

In den frühen fünfziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts löste die Druckerei Weppert die Steindruckabteilung der Firma auf. Damit war das Depot, wo auch die Drucksteine der Firmenvorgänger aufbewahrt wurden, obsolet. Da damals Rohstoffe knapp waren, wurden die Drucksteine einer Zweitverwendung zugeführt. Karl Weppert, damals Vorsitzender des Ruderclubs, überließ die geschliffenen Kalksteinplatten dem Club. Der belegte mit den kopfüber verlegten Platten die Terrasse seines Vereinsheims. So blieben die präparierten Druckflächen der Steine erstaunlich gut erhalten. In den kommenden Jahrzehnten gerieten die „Unterseiten“ des Terrassenbelags in Vergessenheit. Bei der Renovierung des Vereinsheims tauchten die Drucksteine dann unvermutet wieder auf. Etwa 300 Stück davon konnten dem neuen Depot für Industrie-, Handwerks- und Gewerbegeschichte am Heinig zugeführt werden.

Im Vorwort erläutert Erich Schneider u.a. die Geschichte der Drucksteine. Im ersten Teil *Mit Steinen Drucken* wird in die Ausstellung im Konferenzzentrum eingeführt. Die Geschichte der Weppert'schen Drucksteine wird erläutert, die Druckmotive und ihre Auftraggeber dargestellt, die Geschichte der Druckerei Weppert erzählt, der Steindruck erklärt und aufgezeigt, wie der Steindruck den Alltag veränderte (bunte Bilder für jedermann). Im zweiten Teil werden Drucke von Blasius & Lauer, Inh. Heinrich Weppert, anhand von Beispielen aus dem Musterbuch gezeigt und kurz textlich eingeführt. Im dritten Teil sind die 50 ausgestellten Drucksteine, teilweise mit kurzem Kommentar, abgebildet. In Teil 4 kommt schließlich mit Robert Reiter ein fränkischer Künstler zu Wort und Bild, der noch heute mit Lithographie arbeitet. Literaturhinweise schließen die Broschüre ab.

Anregend ist die Seitenverkehrtheit. Die Druckvorlagen sind für Etiketten, Briefe, Postkarten oder private Einladungen überwiegend für Kunden aus der Region. Sie tragen die Namen traditioneller Weinhandlungen und Maschinenfabriken, Lebensmittel- und Farbenhersteller. Es sind also Druckplatten für Alltagserzeugnisse. Für die Lokalhistorie ein wichtiger Fund, für die Interessierten an Geschichte der Druckerzeugnisse ein schöner Baustein, der sich ideal in das große Ganze einfügt. Die Ausstellungs Broschüre ist wieder ganz in der anspruchsvollen Qualität der Museumsschriften gehalten. Zu danken ist erneut dem AKI-Förderkreis Industrie-, Handwerks- und Gewerbekultur. Es ist zur guten Tradition geworden, einmal im Jahr eine Ausstellung zu diesem Thema am gewohnten Ort durchzuführen und auch dazu ein Begleitheft herauszugeben. Weiter so!

Thomas Voit

Johannes Mahr: **Schwarz aber schön. Die Abtei Münsterschwarzach im 20. Jahrhundert. Bd. 3: Planung und Bau der Abteikirche (1929–1938).** Münsterschwarzach (Vier-Türme-Verlag) 2013, ISBN 978-3-89680-859-2, geb., 17 x 24,5 cm, 591 S., zahlr. S/W-Abb., 56,- Euro.

Patrick Melber: **Die Abteikirche zu Münterschwarzach. Das Hauptwerk des Architekten Albert Boßlet (1880–1957) im Kontext der Geschichte.** 2 Bde. Münterschwarzach (Vier-Türme-Verlag) 2013 (Münsterschwarzacher Studien Bd. 53), ISBN 978-3-89860-855-4, brosch., 14,8 x 21 cm, 634 S., 495 Abb., 49,90 Euro.

Neben den beiden Domen in Würzburg und Bamberg ist sie eine der größten Kirchen in ganz Franken, und doch ging die wissenschaftliche Forschung mit ihr bislang erstaunlich stiefmütterlich um: die in den 1930er Jahren nach Entwürfen Albert Boßlets errichtete Benediktinerabteikirche in Münsterschwarzach. Diese Lücke in der Erforschung und Aufarbeitung sakraler Architektur des 20. Jahrhunderts ist nun geschlossen, und zwar gleich zweifach, denn im hauseigenen Vier-Türme-Verlag der Benediktinerpatres sind kürzlich zwei Publikationen erschienen, die sich eingehend der Entstehungsgeschichte des größten während der nationalsozialistischen Zeit in Deutschland errichteten Kirchenbaus widmen.

Autor des fast sechshundert Seiten starken Buches „Planung und Bau der Abteikirche (1929–1938)“ ist der frühere Gymnasiallehrer am Egbert-Gymnasium und durch mehrere einschlägige Publikationen ausgewiesene Münsterschwarzach-Kenner Johannes Mahr. Es firmiert als Band drei und gleichzeitig Teil fünf einer auf sechs Bände mit insgesamt zehn Teilen angeleg-

ten, monumentalen Reihe mit dem Titel „Schwarz aber schön. Die Abtei Münsterschwarzach im 20. Jahrhundert“, die ausschließlich Vorgeschichte und Geschichte des 1913/1914 wiederbegründeten Benediktinerklosters in jüngerer Zeit behandeln und im Lauf der kommenden drei Jahre herauskommen soll.

Dementsprechend beschränkt sich Mahr keineswegs auf die bauliche Tätigkeit in der Abtei zwischen 1929 und 1938, auch wenn der Buchtitel etwas anderes suggeriert. Vielmehr entwirft der Autor mit wissenschaftlicher Akribie, aber in gut lesbarem, gelegentlich fast feuilletonistischem Stil ein Gesamtbild der historischen Entwicklung Münsterschwarzachs in dieser politisch so schwierigen Zeit, in der äußere Bedrängnisse – zumal natürlich seit 1933 – wie auch innere Krisen insbesondere durch die zeitweise prekäre Finanzlage die klösterliche Gemeinschaft und das Wirken der Mönche immer wieder beeinträchtigten. Auch das missionarische Wirken der Brüder in Übersee, in Afrika und Korea, wird ausführlich dargestellt.

Die Entstehung der Abteikirche zeichnet Mahr vor allem in ihrem konkreten Ablauf am Schreibtisch der zuständigen Mönche, Techniker und Behörden sowie auf der Baustelle nach undbettet sie in die für das Kloster wichtigen Ereignisse der Zeit ein. Freilich konstatiert Mahr nicht nur aufgrund der Tatsache, dass unter den historischen Bedingungen überhaupt so eine große Kirche entstehen konnte, sondern auch ob des hohen Tempos der Fertigstellung, dass dieser Bau regelrecht „*in einer Art Parallelwelt entstanden zu sein*“ (S. 353) scheine. In der Tat konnte nach nur 18 Monaten Bauzeit die Kirche am 11. September 1938 geweiht werden.

Wenngleich auch Mahr auf Einblicke in die künstlerisch-architektonische Genese

der neuen Abteikirche keineswegs verzichtet, so hat er dieses Feld doch weitgehend dem 1979 geborenen Kunsthistoriker Patrick Melber überlassen. Sein zweibändiges Werk „*Die Abteikirche zu Münsterschwarzach. Das Hauptwerk des Architekten Albert Boßlet (1880–1957)*“ im Kontext der Geschichte“ war Grundlage seiner Promotion an der Universität Bamberg. Im knapp 450 Seiten starken Textband referiert Melber ausführlich die Baugeschichte der Abteikirche einschließlich ihrer Vorgänger aus dem Mittelalter – hierzu sind freilich nur mehr oder weniger hypothetische Rekonstruktionen möglich – und aus der Barockzeit mit der berühmten, anfangs des 19. Jahrhunderts zerstörten Schöpfung Balthasar Neumanns.

Dabei zeigt sich, dass für den Neubau seit den frühen 1930er Jahren eine ganze Reihe mehr oder weniger bedeutender Architekten Vorschläge machten, darunter führende Kirchenbaumeister ihrer Zeit wie Hans Herkommer oder Michael Kurz; von Dominikus Böhm und Fritz Fuchsberger sind zumindest Bewerbungen überliefert. Auch die Klosterbrüder selbst, etwa P. Carl Wolff, Br. Adalbert Modler oder P. Alwin Schmid, mischten in Form eigener Entwürfe kräftig mit, sorgten auf diese Weise für immer größere Klarheit über die Anforderungen, die der Konvent selbst an einen Neubau stellen sollte und konnte, und beeinflussten dadurch mittelbar auch das endgültige Ergebnis der Planungsgeschichte.

Anhand des reichhaltig erhaltenen, von Melber umfassend und sorgfältig ausgewerteten Planmaterials nebst einigen Modellen wird deutlich, dass trotz unterschiedlicher Konzepte in Grundrissbildung, Aufteilung der Baumassen und Details grundsätzlich doch eine bemerkenswert hohe Übereinstimmung darin

bestand, dass der Bau als im Kern dreigliedriger Longitudinalbau von betont schlichter, monumental er Erscheinung konzipiert werden sollte. Damit sind sie einer in der Kirchenbaukunst um und kurz nach 1930 ganz charakteristischen Zeiterscheinung verhaftet, die Melber unter dem Terminus des „Monumentalstils“ mit seinen unübersehbaren Reminiszenzen an die deutsche Vor- und Frühromantik zusammenfasst.

Für die historische und insbesondere kunsthistorische Forschung stellen die beiden Publikationen von Johannes Mahr und Patrick Melber auch überregional eine große Bereicherung dar, handelt es sich doch – wie eingangs erwähnt – bei der Abteikirche in Münsterschwarzach um eine der bedeutendsten Sakralbauschöpfungen im deutschsprachigen Raum aus der Zwischenkriegszeit und besonders für die 1930er Jahre um ein signifikantes baukünstlerisches Objekt. Sehr zu begrüßen sind die zahlreichen, überwiegend dokumentarischen Abbildungen – bei Melber in einem eigenen Bildband ausgelagert – sowie die umfassenden Register, die die Benutzerfreundlichkeit sehr erhöhen, bedauerlicherweise jedoch auch in unseren Tagen noch immer nicht zum Standard einer wissenschaftlichen Publikation gehören.

Johannes Sander

Müller, Uwe (Hrsg.): **Schweinfurt im Luftkrieg 1943–1945 – Schweinfurt in the air war 1943–1945, mit Beiträgen von Hans-Peter Baum und Daniela Kühnel. Ausstellung des Stadtarchivs Schweinfurt 13. Oktober 2013–8. Dezember 2013.** Schweinfurt 2013 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt, Nr. 27), ISBN 978-3-926896-32-2, kart., 102 S., zahlr. Abb., 10 Euro.

Jeremy Noakes, einer der besten Kenner der Geschichte des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges, konnte vor nunmehr fast 20 Jahren in einem einschlägigen Handbuch noch darauf verweisen, dass der Luftkrieg als eine der zentralen Gewalterfahrungen der Zivilbevölkerung kaum einen Niederschlag in der wissenschaftlichen Literatur und Publizistik gefunden habe. Noakes' Feststellung galt gleichermaßen für die betroffenen Länder wie für die zerstörten Städte und Regionen, für ihre Gesellschaften wie für die Kriegsmoral ihrer Mitglieder. Sie galt aber auch für die Opfer des Luftkriegs, für seine Exekutoren, Planer und Helfer. Außerdem galt sie zumal für den strategischen Ansatz der Luftkriegsdoktrin, nach der die Bomberverbände der einzelnen Mächte operierten, nach der sie ihr Handeln ausrichteten und die ihre Intentionen maßgeblich konditionierte.

Seitdem hat sich die historische Wissenschaft dieses Themas intensiv angenommen, wurden die einschlägigen Archive durchforstet und die verschiedenen Formen, Ebenen und Auswirkungen des Luftkriegs breit erforscht. Das Thema fand mittlerweile auch Eingang in die öffentliche Debattenkultur; überdies wurden die Fliegerbomben, ihre Zerstörungskraft und das von ihnen verursachte Leid als dramatisches und populäres Ereignisfeld des Zweiten Weltkriegs von den Massenmedien entdeckt. Zu den bahnbrechenden Arbeiten, die Jahrzehnte nach dem Kriegsende, diesen Tabubruch herbeiführten und den Luftkrieg in den publikumswirksamen Fokus rückten, gehören die Werke von Jörg Friedrich („Der Brand“) und Dietmar Süß (über Kriegsmoral und Luftkrieg in Deutschland und England) sowie vor allem die zahlreichen innovativen Studien von Richard Overy, zuletzt

sein 2014 erschienenes ‚Opus magnum‘ über den Bombenkrieg in Europa zwischen 1939 und 1945.

Dieser Wandel in der wissenschaftlichen und öffentlichen Wahrnehmung des Luftkrieges war der eine Anlass für die Stadt Schweinfurt, im Jahr 2013 eine eindrucksvolle Ausstellung zu Kriegszerstörung und Bombenschäden zu präsentieren. Der andere war, dass sich das Gedenken an den ersten Angriff der 8. US-Luftflotte am 17. August 1943, dem noch 20 weitere auf die Industriestadt folgen sollten, zum siebzigsten Mal jährte.

Der vorliegende, instruktive Begleitband dokumentiert das lokale Geschehen in deutscher wie in englischer Sprache: mit einer Statistik zu den Luftschlägen auf Schweinfurt, mit dem anschaulichen, mit vielen Photos bestückten Begleittext zur Ausstellung aus der Feder von Daniela Kühnel und mit einer, vorwiegend auf den örtlichen Rahmen zentrierten Auswahlbibliographie sowie mit einem sehr lesewerten, 21seitigen Aufsatz von Hans-Peter Baum.

Baum, eigentlich ein ausgewiesener Spezialist für die Epoche des Mittelalters, erweist sich mit seiner überzeugenden Darstellung als souveräner Fachmann der Materie, zumal er sich nicht auf eine abermalige dichte Beschreibung der in zahlreichen Darstellungen gut rekonstruierten Ereignisse vor Ort beschränkt. Stattdessen löst er den Bombenkrieg gegen Schweinfurt aus dem begrenzten lokalen Rahmen heraus und stellt ihn als Fallbeispiel in den strukturellen Zusammenhang des Luftkriegs im Allgemeinen und des Kriegsgeschehens ab 1943 im Besonderen.

Vier Schwerpunkte zeichnen seine Ausführungen aus: die Einordnung der Luftschlüsse auf Schweinfurt in das Gesamtbild der Peripetie des Krieges nach

Casablanca und Stalingrad; die Skizzierung der Entwicklungsstufen von Zielsetzung und Strategie der Luftkriegsdoktrin der Großmächte vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg; die detaillierte Rekonstruktion der schwersten Angriffe auf Schweinfurt, wobei die Aktionen der Fliegerabwehr, die Mithilfe zahlreicher jugendlicher Luftwaffenhelden und die privaten Initiativen zur Verbesserung des Luftschutzes in Form zahlreicher Bunkerbauten eine gebührende Aufmerksamkeit erfahren; sowie ein kritischer Blick auf die nationale Erinnerungskultur zum Luftkrieg.

Baum gelingt es, trotz des beschränkten Raumes, die Summe aus der inzwischen immensen Literatur zu ziehen und deren wichtigste Erkenntnisse in eindrucksvoller Form zu bündeln und vorzuführen. Eine der elementarsten ist der Verweis auf die Asymmetrie in Doktrin und Praxis der Luftkriegsführung, die zwischen der Luftwaffe auf der einen und der Royal Airforce bzw. der US-Airforce auf der anderen Seite zu konstatieren ist. Waren Görings Verbände überwiegend für den taktischen Luftkrieg trainiert und ausgerüstet, was de facto auf eine Unterstützung der Landtruppen, somit auf Erringung der Luftherrschaft über fremdem Boden hinauslief und die Schlagkraft der Luftwaffe erheblich einschränkte, so beruhte die Konzeption von Harris und Spaatz auf einem strategischen Luftkrieg: auf gezielten Angriffen großer Fernbomberverbände gegen Boden- und Flächenziele, mithin auf einer komplett eigenständigen, vom Heer unabhängigen operativen Einsatzdoktrin.

Schweinfurt, die durch Flak bestgeschützte deutsche Stadt, bekam das bitter und unmittelbar zu spüren, nachdem man in Casablanca im Januar 1943 das sog. „*round the clock-bombing*“ verabredet

hatte, was den unterschiedlichen Einsatz- und Zielformen von RAF und USAAF Rechnung trug: durch drei Angriffe der Briten im Jahre 1944 in Form ihrer Theorie des nächtlichen „*strategic area bombing*“, bei dem die Zermürbung der Kriegsmoral der Zivilbevölkerung im Fokus stand, aber auch durch zahlreiche Präzisionsangriffe der Amerikaner bei Tage, die die dortigen Rüstungsschmieden und damit nicht die Kampfmoral, sondern die Kampfkraft im Visier hatten.

Baum weist noch auf ein zweites wichtiges Ergebnis der Forschung hin, wenn er die Frage stellt, ob den Luftangriffen gegen deutsche Städte, deren Einwohner und Fabriken überhaupt eine kriegsentscheidende Bedeutung zugemessen werden kann. Immerhin gelang es Rüstungsminister Albert Speer die deutsche Produktion an Kriegsmaterial, ungeachtet der immer dichter und flächendeckender werdenden Bombenteppiche, ab 1943 in enorme, nie gekannte Höhen zu katapultieren. Baum macht klar, dass sich die alliierten Luftschläge gegen das immer wehrloser werdende Deutschland nicht mit blankem und ungezügelter Terror erklären lassen. Zurecht stellt er fest, dass sich der Krieg aus der Luft – jedenfalls der der USAAF – vorwiegend gegen zwei Schlüsselsektoren der Kriegsführung richtete: gegen die Treibstofferzeugung und gegen die Nachschubverbindungen. Die empfindlichen Luftschläge gegen beide Bereiche kürzten die Kampfhandlungen erheblich ab, weil nun nicht einmal mehr die Hälfte des benötigten Materials überhaupt die deutschen Fronten erreichte. Speers Leistungsbilanz blieb daher ein imponierender, aber wertloser statistischer Erfolg auf dem Papier.

Schweinfurt und sein Schicksal im Zweiten Weltkrieg, dies macht der Aus-

stellungskatalog ebenso eindrucksvoll wie eindringlich klar, kann daher geradezu als ein Musterbeispiel gelten. Schweinfurt ist der Mikrokosmos, an dem sich die Bilanz und die Rechtfertigung, der Schrecken und das Leid des Bombenkrieges en miniature begreifen lässt. *Rainer F. Schmidt*

Sander, Johannes: **Kirchenbau im Umbruch. Sakralarchitektur in Bayern unter Max I. Joseph und Ludwig I.** Regensburg (Schnell & Steiner) 2013, ISBN 978-3-7954-2684-2, geb., 21 x 28 cm, 616 S., 395 s/w u. 33 Farabb., 89 Euro.

Die Zeit um 1800 war im süddeutsch-bayerischen Raum bekanntlich eine Phase großer historischer Umbrüche. Die französischen Eroberungen seit der Revolution von 1789, insbesondere der napoleonische Expansionsdrang und die daraus resultierenden Verwerfungen in Mitteleuropa führten zu territorialpolitischen Veränderungen von bis heute wirksamer Tragweite. Bayern, bis 1802/1803 im Heiligen Römischen Reich ein Fürstentum unter vielen, ging gestärkt aus dieser Epoche hervor: gewaltig vermehrt an Land und Leuten, territorial weitgehend geschlossen und zum Königreich erhoben. Größter Verlierer im Macht- und Überlebenskampf gegen Ende des Alten Reiches war dagegen die katholische Kirche. Die Säkularisation bereitete den meisten geistlichen Herrschaften ein Ende, auch die fränkischen Hochstifter Würzburg, Bamberg und Eichstätt wurden von Bayern regelrecht geschluckt. Zahlreiche Klöster, nicht zuletzt die großen Abteien in den Städten und auf dem Land, wurden aufgehoben und ihre Kirchen – ein großer Verlust für die kunstgeschichtliche Tradition in diesen Landen – häufig abgebrochen, wie die traurigen Beispiele

Münsterschwarzach, Mariabildhausen oder Kloster Langheim bezeugen.

Dennoch lag der Kirchenbau auch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts nicht einfach darnieder. Dies zu zeigen, hat sich die kunsthistorische Dissertation Johannes Sanders zum Ziel gemacht, die 2012 von der Philosophischen Fakultät der Universität Würzburg angenommen wurde und jetzt unter dem Titel „Kirchenbau im Umbruch. Sakralarchitektur in Bayern unter Max I. Joseph und Ludwig I.“ gedruckt vorliegt. Das opulente, mit zahlreichen Farb- und Schwarz-Weiß-Abbildungen ausgestattete Werk ist im Regensburger Verlag Schnell & Steiner erschienen und gibt einen Überblick über die kirchliche Baukunst während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Königreich Bayern einschließlich der linksrheinischen Pfalz. Dabei erweist sich rasch die Bedeutung, die die historischen Ereignisse des frühen 19. Jahrhunderts für die Gestaltung der Sakralarchitektur in den bayerischen Ländern gehabt hat. Denn „*Kirchenbau im 19. Jahrhundert war lange vor und nach dem ersten Spatenstich vorrangig ein bürokratischer Akt*“ (S. 21). Dementsprechend groß war die Rolle, die die bayerische Bauverwaltung für die Entstehung der Pläne spielte, und es ist nur folgerichtig, dass Sander der eigentlichen Darstellung des Kirchenbaus nicht nur eine historische und kunsthistorische, sondern auch eine bauverwaltungsgeschichtliche Einführung vorausschickt, die darlegt, dass vor allem während der Regierungszeit Max I. Josephs bis 1825 weder einheitliche Kriterien in Organisation und Personalstruktur noch ein strenger Zentralismus das Bauwesen kennzeichneten.

Gerade anhand der fränkischen Gebiete, in denen nicht zuletzt wegen der aus fürstbischöflicher und – im Mittel- und

Oberfränkischen – markgräflicher Zeit übernommenen relativ guten finanziellen Ausstattungen der Kirchenstiftungen eine doch erstaunlich hohe Anzahl neuer Kirchen errichtet wurde, lässt sich die Vielfalt sakralarchitektonischer Formen anschaulich verfolgen, die aus diesen schwankenden historischen Bedingungen resultierten. So besitzt etwa Unterfranken in der Unterhohenrieder Kirche von Peter Speeth oder in den Arbeiten des 1816 bis 1821 hier tätigen Schweizers Bernhard Morell einige Beispiele der sogenannten Revolutionsarchitektur, die man im übrigen Bayern weitgehend vergeblich sucht. Gleichzeitig aber sind auch die beträchtlichen Nachwirkungen der barocken Schemata zu konstatieren, die zwar geschlagene hundert Jahre zuvor bereits von der Generation Balthasar Neumanns entwickelt worden waren, aber vor allem von den Handwerksmeistern auf dem Land noch immer rezipiert und verwirklicht wurden. In Oberfranken entfachte sich zwischen dem „verspäteten“ Barockarchitekten Johann Daniel Tauber und dem fortschrittlicheren „Klassizisten“ Carl Christian Riedel über die richtigen Bau- und Raumformen sogar ein regelrechter Kampf.

Die Findung der richtigen Bau- und Raumformen scheint aber auch gerade das wichtigste Problem gewesen zu sein, mit dem die staatlichen Baubeamten als die hauptsächlichen künstlerischen Träger bei der Lösung der sakralen Bauaufgaben am meisten zu ringen hatten. Auch darauf wird in der Studie von Sander immer wieder hingewiesen, insbesondere im Kapitel „Erträge“, das neben einer Zusammenfassung der wichtigsten formalen Entwicklungslinien und einem räumlichen und zeitlichen Ausblick auch den Versuch einer Interpretation enthält. Unsicherheit und Ratlosigkeit angesichts des Mangels

an Vorbildern prägte, so Sander, in vielen Fällen das Geschehen, und nur eine kleine Anzahl besserer Architekten wie Speeth, Morell, Riedel oder der in Mittelfranken tätige Johann Michael Voit scheint diesen Mangel als Chance begriffen und sich um die Schaffung umso originellerer Lösungen bemüht zu haben.

Erst mit dem Regierungsantritt Ludwigs I. im Jahre 1825, einer Reihe von ihm initiierten Bauverwaltungsreformen, der zunehmenden Zentralisierung des gesamten künstlerischen Geschehens nach München und dem Bedeutungszuwachs der dort tätigen Architekten wie Leo von Klenze, Friedrich von Gärtner oder Joseph Daniel Ohlmüller nahm die Tendenz zu Vereinheitlichung und Typisierung zu und führte gelegentlich sogar zu einer regelrechten Schematisierung im spätklassizistischen Kirchenbau. Dies setzte sich auch mit dem Schwenk zum Rundbogenstil fort, der in den frühen 1830er Jahren wohl unter maßgeblicher Beteiligung des kunstsinnigen Königs vollzogen wurde und eine Orientierung an mittelalterlich-romanischen Formen nach sich zog, die wohl auch politische, dem Herrschaftsbild und -kult Ludwigs I. entsprechende Konnotationen beinhaltete. Dass allerdings auch dann noch individuelle Entwicklungen möglich waren, zeigt sich anhand der frühen Ausbildung der Neugotik im Nordosten Bayerns, die Sander als einen „oberfränkischen Sonderweg“ in der Kirchenbaukunst insbesondere der 1830er Jahre umschreibt.

Den Abschluss des foliantenhaft stattlichen Buches von Sander bildet ein umfangreicher Katalog, in dem alle rund 240 Kirchenneubauten im Bayern der Zeit um 1800/1840 verzeichnet sind. Ein weitgespanntes Quellen- und Literaturverzeichnis, das – neben den Belegen im Fußno-

tenapparat – die ungeheure Arbeitsleistung des Autors erahnen lässt, sowie zwei angesichts der Fülle an genannten Personen und Orten ebenso unentbehrliche wie hilfreiche Register beschließen diesen fast drei Kilogramm schweren Band. An diesem ‚Opus magnum‘, das ebenso Grundlagenarbeit ist wie eine Einladung an die Forschung, an der Beleuchtung der Zusammenhänge von Kunst, Religion, Politik und Bürokratie in der Architekturgeschichte des 19. Jahrhunderts weiterzuarbeiten, wird in Zukunft niemand, der sich mit dem Kirchenbau im Bayern beschäftigen will, vorbeikommen.

Peter A. Süß

Bacigalupo, Italo: **Lindenhardt. Licht und Schatten bei der Kirche im Lindenrain.** Erlangen (Palm & Enke) 2013 (Schriftenreihe des Fränkische Schweiz-Vereins. Heimatkundliche Beihefte, Bd. 23), ISBN 978-3-7896-1702-7, kart., 19x20 cm, 128 S. mit 17 Abb., 14.80 Euro.

2011 entfachte der ehemalige Lindenhardter Pfarrer Italo Bacigalupo einen kleinen Sturm im fränkischen und bayerischen Blätterwald, nachdem er in seiner äußerst ausführlichen Dissertation wahrscheinlich gemacht hatte, dass der berühmte Lindenhardt Altar kein Werk des berühmten Meisters Grünewald, sondern eines des zwar honorigen, doch weniger bekannten Hans Süß von Kulmbach sei, aber somit immerhin aus der Dürer-Werkstatt stamme. Bevor das für die Familie Rot gefertigte Werk nach Bindlach und dann nach Lindenhardt kam, muss es demzufolge ursprünglich in der Bayreuther Stadtkirche gestanden haben.

Die Gegner dieser nicht unbegründeten These, also Rathaus und Pfarrgemeinde,

stiegen zwar auf die Barrikaden, konnten jedoch keine nachvollziehbaren Gegenargumente bringen – der kunsthistorisch nicht ungewöhnliche Ab- und Zuschreibungsfall aber bleibt interessant. Wenn Bacigalupo nun ein Buch über Lindenhardt veröffentlicht, in dem es zunächst nicht um den Altar, sondern um „*Bischof Ottos Marienheiligtum als mittelalterlicher Klosterbesitz und neuzeitlicher Kultort*“ geht, dann spielt der berühmte Altar nur mittelbar eine Rolle. Der Historiker, der seine Quellen wieder in geradezu exzessiver, daher auch wenig leserfreundlicher Weise ausgebreitet hat, interessiert sich für die Pfarrgeschichte des Ortes, dessen Nähe zu Trockau, wo das Rittergeschlecht der Groß von Trockau saß, und dem Bistum Bamberg den konfessionellen Kampf zwischen den Katholiken und Protestanten geradezu befeuerte. Der Riss zwischen den Religionsgemeinschaften ging nach der Reformation gleichsam durch die Gemeinde hindurch. Es ist kaum mehr vorstellbar, „in welchem Zwangssystem die Geistlichen zu dieser Zeit sich als Nachbarn bewegten“.

Diese Zeiten sind lange vorbei, auch wenn konfessionelle Spannungen nach wie vor bestehen mögen. Es ist nun interessant, im Zeitalter der Ökumene Lindenhardt wieder auf der Karte der Wallfahrten zu entdecken: allerdings der evangelischen. Der Altar spielt hier durchaus eine Rolle, denn nicht wenige lutherische

„Wallfahrer“ dürften auch aufgrund des „Grünwald-Altars“ nach Lindenhardt „wallfahren“. Bacigalupo aber plädiert für historisch und theologisch korrekte Konfessionsbeschreibungen und -trennungen. Damit stimmt er gegen den Zeitgeist und spricht sich dabei für eine theologisch genaue Sichtweise aus, die alle Wischiwashi-Theologie dorthin verlegt, wo sie hingehört: in die bloße Gefühligkeit einer bloß oberflächlich verstandenen Ökumene, die den einstigen katholischen Ort evangelisch „vermarktet“.

Unbedarfte „normale“ Christen mögen sich an Bacigalupos strenger Trennung der Konfessionen reiben, die in Lindenhardt auf eine interessante historische Vergangenheit stößt. Grünewald-Verfechter werden die erstaunlich klar formulierte Zusammenfassung der Zuschreibung des Kunstwerks an Hans von Kulmbach (im Anhang) zähneknirschend zur Kenntnis nehmen. Landeshistoriker mögen den Quellenreichtum der Arbeit und die theologische, mitunter geradezu sophistische Unterscheidungsfähigkeit des ehemaligen Pfarrers dankbar anerkennen. Eine leichte Lektüre aber bietet der mit 17 Bildern nicht übermäßig üppig bebilderte Band nicht. Trotzdem wird er seinen festen Platz in der Lindenhardter Historiographie, zumal der mittelalterlichen und der frühneuzeitlichen Religionsgeschichte, einnehmen.

Frank Piontek

Astrid Pellengahr

Laudatio auf Barbara Christoph anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES am 14. März 2015 in Feuchtwangen

Es ist mir eine besondere Ehre, auf eine geschätzte Kollegin eine Laudatio halten zu dürfen. Für das entgegengebrachte Vertrauen möchte ich mich bei Herrn Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer und bei Herrn Prof. Dr. Klaus Reder bedanken. Als ich von diesen Herren vor etwa einem Jahr gefragt wurde, ob ich diese Würdigung übernehmen möchte, sagte ich gerne zu. Allerdings hatte ich Frau Christoph bis zu diesem Zeitpunkt, wenn ich mich recht entsinne, erst einmal kurz persönlich getroffen, kannte aber natürlich die Arbeit der „KulturServiceStelle“ des Bezirks Oberfranken von den Tagungen in Kloster Banz. Daher freut es mich ganz besonders, dass mir diese Aufgabe übertragen wurde, hatte ich doch im letzten Jahr dann Gelegenheit, mir ein Bild von Frau Christoph und ihrer Arbeitsweise zu machen.

„Qualität, Qualität und nochmals Qualität“ – so könnte man diese Laudatio überschreiben, denn das ist das Anliegen hinter den Bemühungen der Museumsreferentin. Vielleicht ist es dieses Credo von Frau Christoph, das uns beide verbindet und die Grundlage für unsere gute Zusammenarbeit ist.



Abb.: Nach der Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES für das Jahr 2014 (v.l.n.r.): Prof. Dr. Klaus Reder, Dr. Astrid Pellengahr, Frau Barbara Christoph M.A. und Prof. Dr. Günter Dippold.

Photo: Christian Porsch.

Der Weg der gebürtigen Oberpfälzerin in die Kultur- und Heimatpflege war nicht von Beginn an vorgezeichnet. Tierärztin zu werden, war die Herzensangelegenheit der jungen Abiturientin. Die Entscheidung, ein Studium für das Lehramt an Gymnasien in den Fächern Deutsch und Geschichte an der Universität Bayreuth aufzunehmen, war 1996 zunächst eine Vernunftentscheidung zugunsten eines lückenlosen Lebenslaufes. Vor allem das Fach Geschichte war es, das die Studentin sehr faszinierte, so dass dem Lehramtsstudium ein Magisterstudium in Mittelalterlicher Geschichte, Älterer Deutscher Philologie und Geschichte der Frühen Neuzeit folgte. Unmittelbar nach dem Magisterabschluss hatte Frau Christoph das Glück, ein zweijähriges wissenschaftliches Volontariat im Museum für bäuerliche Arbeitsgeräte des Bezirks Oberfranken absolvieren zu können. Ihr beruflicher Werdegang war damals noch nicht absehbar, die Absolvierung des Staatsexams nach dem Volontariat geplant.

Doch es sollte anders kommen. Das fachliche Können und das Organisationstalent der Mittelalter-Historikerin war jemandem aufgefallen, den wir meiner Meinung nach zu den wichtigsten Förderern von Frau Christoph zählen können: Prof. Dr. Günter Dippold. Der erste Kontakt zwischen den beiden geht auf ein universitäres Projekt während des Studiums von Frau Christoph zurück und mündete in das bereits erwähnte Volontariat. Nach dessen Abschluss fehlte allerdings zunächst die passende Stelle beim Bezirk. Ob es Zufall war oder Ergebnis einer geschickten Personalpolitik, die auf einem tragfähigen Netzwerk fußt, sei dahingestellt. Fakt ist, dass sich im Lebenslauf von Frau Christoph nahtlos die Tätigkeit als Leiterin der Beratungsstelle des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege in Bayreuth anschließt, beheimatet im selben Gebäude wie die Bezirksheimatpflege und nur ein Stockwerk höher gelegen. Dort war die Gewürdigte für die Volksmusikberatung zuständig und konnte sich in verantwortlicher Position die ersten Sporen bei organisatorischen und inhaltlichen Fragen verdienen.

Das Intermezzo beim Bayerischen Landesverein für Heimatpflege war aber nur von kurzer Dauer, wurde Frau Christoph doch bereits 2005 von Prof. Dippold als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kultur- und Heimatpflege wieder an den Bezirk Oberfranken zurückgeholt. Ihre Aufgabe war es u.a., ein Kompetenzzentrum für landwirtschaftliche Museen in Oberfranken zu konzipieren und aufzubauen. Aus diesem zarten Pflänzchen wurde dann in kürzester Zeit, nämlich im Jahr 2008, eine Einrichtung, die man sich in Oberfranken heute nicht mehr wegdenken kann: die Servicestelle für Museen.

Wer im Kulturbereich arbeitet, weiß, dass manchmal nur die altbewährte ‚Salamitaktik‘ weiterhilft, wenn man wichtige, zukunftsfähige Vorhaben umsetzen will. Zunächst mit einer halben Stelle, dann mit einer ganzen Stelle befristet beschäftigt, gelang nach einiger Zeit die Übernahme in ein unbefristetes Arbeitsverhältnis und schließlich auch der verwaltungsinterne Aufstieg in eine Leitungsposition. 2010 wurde Barbara Christoph Leiterin der eben erwähnten Servicestelle wie auch des Museums für bäuerliche Arbeitsgeräte.

Dass ihr Leitungsfunktionen übertragen wurden, hängt mit vielen persönlichen Eigenschaften zusammen, die Frau Christoph auszeichnen. Dazu gehört das richtige Ge-spür für die Unterscheidung von Nichtigkeiten im Berufsalltag von jenen Vorkommnissen, über die weitere Entscheidungsträger in der eigenen Verwaltung informiert werden müssen. Frau Christoph wird von denen, die schon lange mit ihr zusammenarbeiten,

als jemand mit „eigenem Kopf“ charakterisiert. Das klingt zunächst einmal unbequem, bezeichnet aber bei der zweiten Betrachtung genau jene Eigenschaft, die für den Beratungsalltag wichtig ist: eine eigene Meinung zu haben – eine Meinung, die auf einem unerschütterlichen, weil fachlich fundierten Fundament ruht.

Betrachten wir die zahlreichen Projekte genauer, die Frau Christoph in den letzten Jahren realisiert hat, dann wird die Bandbreite ihres Könnens sichtbar. Dazu gehören die Ausstellungsinitiativen „Blau“ und „Erde“. Das Ziel der Ausstellungsinitiativen ist die bessere Vernetzung der verschiedenen Museen in Oberfranken. Das gemeinsame Projekt schafft Verbindungen zwischen diesen Museen, die sehr unterschiedliche Sammlungsschwerpunkte haben und durch ein übergeordnetes Ausstellungsthema für einen bestimmten Zeitraum miteinander vernetzt werden. Frau Christoph entwickelte das Konzept für die gesamten Initiativen, koordinierte die Rahmenprogramme sowie gemeinsame Werbemaßnahmen und erstellte die Begleitbücher.

Zehn Museen in Oberfranken standen 2009 ganz im Zeichen „Blau“: Vom „Blaumachen“ über die Porzellanmalerei bis hin zum Washtag für Kinder beleuchteten die Museen unterschiedlichste Aspekte. Der Blick auf diese Farbe wurde mit Sicherheit durch einen oder mehrere Ausstellungsbesuche geweitet und geschärft. Zwei Jahre später folgte mit dem Motto „Erde“ ein Thema, das eine ganz andere Herangehensweise erforderte. Die zehn Ausstellungen wurden ebenfalls vom Publikum positiv aufgenommen.

Ein Projekt, an dem sicher das Herzblut von Frau Christoph hängt, ist der Kindermuseumsführer „Kasdawas“. „Kasdawas“ ist ein kleiner sympathischer Außerirdischer mit charmanten menschlichen Zügen, der sich auf der Erde auf Entdeckungsreise macht. Wie es der Zufall will, ist sein erster irdischer Landeort eine Museumsscheune. Die Faszination für alte Dinge und ihre verborgenen Geschichten, ihre Befindlichkeiten, ihre Sorgen und Freuden führen Kinder in dem Bilderbuch in die Welt von sage und schreibe 60 oberfränkischen Museen. Das Projekt kann als innovativ bezeichnet werden, unterscheidet sich dieses Lese- und Bilderbuch doch auf erfrischende Art und Weise von den durchschnittlichen Kinderführern. Dabei wird den jungen Leserinnen und Lesern keine ausschließlich lustige, heile Welt vorgegaukelt, vielmehr gibt es im Museum auch traurige oder gar wütende Objekte. Aber eine Tatsache vereint die Geschichten allesamt: sie sind interessant und spannend. Der kleine Außerirdische „Kasdawas“ ist übrigens nicht nur ein neugieriger Entdecker, der Abenteuerreisen liebt. Die Kinder können auch mit ihm in Kontakt treten, denn der kleine Kerl hat sogar seine eigene Internetseite und selbstverständlich auch eine Mailadresse. Es sollte mich nicht wundern, wenn er künftig auch mal chattet.

Es war eine durchaus mutige Entscheidung, aus 60 Museen nur jeweils ein Objekt für das Kinderlesebuch auszuwählen, neigen die Museumsleute doch dazu, ihr Herz an ganze Sammlungen zu hängen. Ebenso viel Entschlusskraft legte Frau Christoph als Autorin an den Tag, als sie sich für die Beibehaltung einer stimmigen Rahmengeschichte entschloss. Auch das Leben eines kleinen Außerirdischen und schon gar dasjenige eines Exponats ist kein Wunschkoncert. Daher ist es nur stringent und nah an der Lebenswelt der jungen Leserinnen und Leser, dass Objekte auch mal schlechte Laune haben, traurig, wütend oder müde sind. Nicht in jedem Museum wird es auf Begeisterung gestoßen sein, beispielsweise einen „übellaunigen Knochen“ in seinem Bestand zu wissen.

Was Frau Christoph als Museumsreferentin auszeichnet, ist, dass sie solche Projekte und Themen ganz anders in Angriff nimmt, als das üblicherweise der Fall ist, und dass sie nach neuen Möglichkeiten und Wegen sucht. Dazu gehört auch die erfrischende Herangehensweise an den Museumsführer, der mit einem neuen Konzept von ihr erfolgreich umgesetzt wurde.

Oberfranken besitzt, gemessen an seiner Größe und Einwohnerzahl, eine ungemein hohe Zahl von Museen. Dazu zählen einige große Einrichtungen mit überregionalem, ja internationalem Bekanntheitsgrad ebenso wie kleine Häuser. Nachgerade diese haben aber eine große, weil Identität stiftende Bedeutung für ihre jeweiligen Gemeinden. Die „KulturServiceStelle“ unterstützt und berät diese rund 200 Museen, Sammlungen und musealen Einrichtungen in Oberfranken bei der praktischen Arbeit.

Wer in der Praxis Erfolg haben will, muss sich auch ein erkleckliches Maß an theoretischer Diskussion einverleiben. In Oberfranken hat sich mit den Tagungen in Kloster Banz, die Frau Christoph seit 2009 in Zusammenarbeit mit der Hanns-Seidel-Stiftung inhaltlich vorbereitet und in Form der Publikationsreihe „Banzer Museumsgespräche“ auch dokumentiert, ein wichtiges Fortbildungsformat institutionalisiert.

Es sind jedoch nicht nur diese sehr ähnlichen Tätigkeiten in der Museumsberatung und -weiterbildung, die die Preisträgerin und die Laudatorin, verbinden. Wir teilen viele fachliche Haltungen, wie beispielsweise den gebetsmühlenartig zu wiederholenden Hinweis an die Museumsträger bzw. jene, die es noch werden wollen, dass Museen Betriebskosten verursachen. Diese an sich banale Erkenntnis hat sich immer noch nicht überall herumgesprochen und wird in Zeiten hoher EU-Zuschussquoten mitunter auch gerne ausgeblendet. Zur Aufgabe der Museumsberatung gehört es jedenfalls auch, hier klare Worte zu finden. Dass Frau Christoph auch ‚nein‘ sagen kann, stellt niemand in Frage, was eine wichtige Grundlage für erfolgreiche Museumsberatung darstellt.

Je länger ich über die Ausgestaltung dieser Laudatio nachgedacht habe, desto klarer ist mir geworden, dass es einen weiteren wichtigen Punkt gibt, den wir gemeinsam haben: Wir beide haben große Freude an der Weitergabe des eigenen Wissens und der eigenen Erfahrung an die Generation junger Kolleginnen und Kollegen, etwa die Volontäre, von denen Frau Christoph im Laufe der Jahre bislang drei betreut hat.

Museumsarbeit muss von den Verantwortlichen und damit auch von den Museumsberatern immer wieder neu überdacht werden. Freilich ist das Grundverständnis, dass Museen im Kern etwas mit Objekten zu tun haben, dabei ein unumstößliches Prinzip. Die Objekte sind das Wesentliche. Unsere Aufgabe ist es, die Lust an der Beschäftigung mit diesen Artefakten immer wieder auf’s Neue zu wecken und den Weg zu den Objekten auch zu ebnen.

Genau das ist Barbara Christoph mit ihrem jüngsten Projekt, einem bayernweiten Modellprojekt zur Vernetzung von Museum und Schule gelungen. In Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst ist seit 2009 ein Projekt entstanden, das in ein Fachportal mit dem Namen „Musbi“ mündete. Die Idee „Museum bildet“, die sich hinter der Abkürzung „Musbi“ verbirgt, manifestiert sich in einer Internetseite mit maßgeschneiderten Angeboten der verschiedenen Museen für Schulen. Hinter dieser sichtbaren und kundenorientierten Oberfläche verbirgt sich indessen ein grundlegendes Verständnis in der Museums- und Vermittlungs-

arbeit von Frau Christoph. In das Fachportal werden nur solche Projekte aufgenommen und darin angeboten, die einem klar definierten Qualitätsmaßstab genügen.

Die Kommunikation zwischen Schulen und Museen in Gang zu bringen, ist ein mühsames, aber lohnendes Geschäft. Mit der Datenbank, die sich an den Bedürfnissen und Interessen der Lehrkräfte ausrichtet, erhalten Lehrerinnen und Lehrer neue Zugangswege zu den Museen und können sich auf eine qualifizierte Konzeption und Durchführung der Vermittlungsprogramme verlassen.

Seit 2014 ist die Preisträgerin nunmehr die Leiterin der „KulturServiceStelle“ des Bezirks Oberfranken und in der Kultureratung neben den Museen außerdem für die Bereiche Theater und Literatur zuständig. Sie trägt die Personalverantwortung für drei Mitarbeiter und ist zudem die zweite Stellvertreterin des Leitenden Kulturdirektors. Frau Christoph hat das Profil der „KulturServiceStelle“ von A bis Z geprägt, was ihr mehr als gut gelungen ist. Das erklärte Ziel ihrer Arbeit im Museumsmetier ist die Entwicklung einer gut strukturierten, lebendigen und besucherfreundlichen Museumslandschaft. Wir dürfen gespannt sein, was Frau Christoph in den Bereichen Theater und Literatur für interessante Wege beschreiten wird. Klar ist jedenfalls, dass auch dabei das Ringen um Qualität der Leitfaden aller Bemühungen sein wird.

So gratuliere ich Frau Barbara Christoph sehr herzlich zur Auszeichnung mit dem Kulturpreis des FRANKENBUNDES. Es ist schön, dass damit wieder einmal eine um Franken verdiente Persönlichkeit in den Reigen der Preisträger aufgenommen werden konnte.

Wer sucht FRANKENLAND-Hefte aus früheren Jahren?

Aus Nachlässen bietet Dr. Alf Dieterle, Frankenbund-Gruppe Miltenberg, Jahrgänge des FRANKENLANDES von 1960 bis 2014 an. Bei Interesse bitte Tel. Nr. 09371/4567 oder alf.dieterle[at]t-online.de kontaktieren.

Einladung zum Bundestag

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des FRANKENBUNDES zu unserem 86. Bundestag

am Samstag, den 19. September 2015, nach Herzogenaurach ein.

Die Gruppenvorsitzenden werden gemäß § 17 unserer Satzung gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein. Eine Einladung mit dem Tagesprogramm und weitere Unterlagen werden den Gruppenvorsitzenden noch zugesandt.

10.00 Uhr Festakt im Sitzungssaal des Rathauses der Stadt Herzogenaurach

Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden
Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken
Grußworte

Festvortrag von Herrn Dr. Andreas Hölscher (Bamberg):
Die Bistümer Würzburg und Bamberg –
Geschichte(n) mit bedeutungsvollen Rollen
Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES

12.30 Uhr Mittagessen im Roten Ochsen (nur für die Delegierten)

14.00 Uhr Stadtführung

15.00 Uhr Delegiertenversammlung im Sitzungssaal des Rathauses

Tagesordnung:

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2014
2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Neuwahl der Bundesleitung und des Ältestenrates
6. Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2016
7. Verschiedenes
8. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 1. Oktober 2015 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, 18.5.2015

gez. Paul Beinhofer

*1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer
Regierungspräsident von Unterfranken*

Bitte vormerken: 5. Fränkischer Thementag am 24. Oktober 2015

Der diesjährige Fränkische Thementag widmet sich dem Deutschen Krieg von 1866, der heute weitgehend in Vergessenheit geraten ist, obgleich er von weitreichender Bedeutung für die deutsche Geschichte war. Die Rivalität zwischen Preußen und Österreich um die Vorherrschaft im Deutschen Bund wurde damals endgültig zugunsten Preußens entschieden. Auch Franken wurde von diesem Krieg schwer in Mitleidenschaft gezogen.

Passend zum Thema wurde Bad Kissingen als Austragungsort gewählt, das 1866 Schauplatz kriegerischer Auseinandersetzungen zwischen preußischen und bayerischen Soldaten war. Vormittags tagen wir im prächtigen Rossinisaal, dem früheren Konversationsaal für die Kurgäste. Am Nachmittag wechseln wir zur Oberen Saline; im dortigen Bismarck-Museum sind noch heute die Zimmer zu besichtigen, in denen der Reichskanzler während seiner Kuraufenthalte residierte.

Unter der wissenschaftlichen Leitung von Herrn Prof. Dr. Dirk Götschmann (Universität Würzburg) werden in Vorträgen zum einen die historischen Zusammenhänge aufgezeigt, in die dieser Krieg einzuordnen ist, zum anderen seine Auswirkungen und Folgen für die weitere Entwicklung Bayerns und Deutschlands auf militärischem, politischem und gesellschaftlichem Gebiet erörtert. Hinzu kommt ein abwechslungsreiches Begleitprogramm mit einer Ausstellung von Ausrüstungsgegenständen der beteiligten Armeen sowie Führungen. Das Programm und den Anmeldebogen finden Sie im nächsten Frankenland-Heft.

Die Veranstaltung bildet den Auftakt für zahlreiche Aktivitäten im nächsten Jahr, die auf örtlicher und regionaler Ebene in Franken anlässlich der 150-jährigen Wiederkehr des Deutschen Krieges stattfinden werden.

Grußwort des Ersten Bürgermeisters der Stadt Herzogenaurach Dr. German Hacker zum 86. Bundestag des FRANKENBUNDES	155
Geschichte	
<i>Klaus-Peter Gäbelein</i>	
Herzogenaurach – die kleine Weltstadt an der Aurach	156
<i>Manfred Welker</i>	
Die „Herzo-Base“ – vom Fliegerhorst zum Firmensitz	167
Kunst	
<i>Manfred Welker</i>	
Die Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena Herzogenaurach	176
Kultur	
<i>Manfred Welker</i>	
Herzogenaurach und seine Tuchmacher, eine „industriöse Staatsbürgerklasse“ ...	185
<i>Manfred Welker</i>	
Das „Fränkische Pirmasens“ – Herzogenaurach und seine Schuhbuden	192
<i>Klaus-Peter Gäbelein</i>	
PUMA – Der Sportartikelhersteller mit der angriffslustigen Raubkatze	201
Aktuelles	
<i>Birgit Rauschert</i>	
Der Chronist des barocken Nürnberg Johann Adam Delsenbach wird in einer Ausstellung im Fembohaus gewürdigt	216
<i>Sibylle Kneuer</i>	
Der Kunstpreis des Landkreises Haßberge – Thema: ZwischenRaum. Main-Rhön im Blick	220
Einladung zur Tagung „Orangerien und Palmenhäuser zwischen Bamberg und Bayreuth – Orangeriekultur in Oberfranken“	220
Frankenbund intern	
90 Jahre jung: Gunter Ullrich	223
<i>Paul Beinhofer</i>	
Abschied von unserer früheren Bundesgeschäftsführerin Frau Edda Miltenberger († 6. Juni 2015)	223
Bericht über die 4. Unterfränkische Regionaltagung am 5. Juni 2015	225
5. Fränkischer Thementag am Samstag, 24. Oktober 2015 in Bad Kissingen: Der Krieg von 1866 in Franken	226

MITARBEITER

Dr. Paul Beinhofer

1. Bundesvorsitzender des Frankenbundes
Regierungspräsident von Unterfranken
Peterplatz 9, 97070 Würzburg
regierungspraesident@reg-ufr.bayern.de

Klaus-Peter Gäbelein

1. Vorsitzender des Heimatvereins Herzogenaurach e.V.
Höchstadter Weg 11, 91074 Herzogenaurach
kpgaebelein@gmx.de

Sibylle Kneuer M.A.

Das Kulturbüro
Wagenhausen Nr. 6, 97531 Theres
kulturbuerosibyllekneuer@aol.de

Dr. Birgit Rauschert

Autorin
Am Europakanal 47, 91056 Erlangen
birgit.rauschert@mnet-mail.de

Dr. Manfred Welker

Kreisheimatpfleger
Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach
ManfredWelker@web.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Grußwort des Ersten Bürgermeisters der Stadt Herzogenaurach Dr. German Hacker zum 86. Bundestag des FRANKENBUNDES am 19. September 2015

Zum diesjährigen Bundestag des Frankenbundes e.V. heiße ich alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Herzogenaurach ganz herzlich willkommen. Für mich als Bürgermeister ist es eine große Ehre, dass unsere Stadt mit ihrer bewegten Geschichte als Tagungsort gewählt wurde. Denn klein, aber fein hat die Aurachstadt im Bereich „Geschichte, Kunst und Kultur“ viel zu bieten. Herzogenaurach war von Anfang an eine Perle Frankens und ist es heute möglicherweise mehr denn je.

Der fränkischen Tradition verbunden im Geiste von Weltoffenheit und Internationalität, das zeichnet unsere Stadt aus. Schöne Fachwerkhäuser, das mittelalterliche Schloss, das prächtige Alte Rathaus auf dem Marktplatz oder auch der Sternenhimmel in der Kirche St. Magdalena – all das und noch viel mehr zeugt von der mehr als 1000jährigen Geschichte unserer Stadt, wo Traditionen gepflegt und Moderne gelebt werden.

Aber auch die jüngste Geschichte mit Tuchmacherei und Schuh- und Sportartikelproduktion einerseits und technischen Highlights, die die Welt bewegen, andererseits, hat Herzogenaurach Weltruhm gebracht. Geschichte ist hier lebendig und bietet allen Interessierten einen Blick in das Erfolgsrezept unserer fränkischen Stadt. Herzogenaurach ist heute ein idealer Ort zum Leben, Wohnen und Arbeiten. Hier finden Menschen aus aller Herren Länder ihren Platz neben ihren fränkischen Nachbarn.

Auch das Mittelalterfest mit historischem Markt und zahlreichen geschichtlichen Angeboten, verschiedene Kultur-



und Kunstereignisse, die unseren Veranstaltungskalender füllen, ziehen Interessenten aus nah und fern an und machen Herzogenaurach zu einer bewegenden Stadt mit internationaler Atmosphäre und fränkischer Tradition.

Alle Gäste lade ich ganz herzlich ein, die Einzigartigkeiten Herzogenaurachs und unsere Offenheit zu erleben und zu genießen. Seien Sie jederzeit herzlich willkommen in unserer bewegenden Stadt!

A handwritten signature in black ink, appearing to read "German Hacker".

Dr. German Hacker
Erster Bürgermeister

Klaus-Peter Gäbelein

Herzogenaurach – die kleine Weltstadt an der Aurach

Herzogenaurach ist mit knapp 24.000 Einwohnern die größte Stadt im Landkreis Erlangen – Höchstadt (ERH) und liegt inmitten der Metropolregion Nürnberg. Diese Metropolregion ist eine von elf europäischen Metropolregionen in Deutschland. Sie umfasst 3,5 Millionen Einwohner und zählt zu den wirtschaftsstärksten Räumen in Deutschland.

Herzogenaurach heute

Man erreicht die Stadt über die Autobahn A3, Ausfahrt 82 „Frauenaurach/Herzogenaurach“, und vom Bahnhof Erlangen aus mit den öffentlichen Buslinien VGN 200 oder 201. Über den großzügig angelegten Hans-Ort-Ring sind es von der Autobahn aus nur noch 4,5 Kilometern bis in das Stadtzentrum.

Die Stadt entwickelt sich stetig weiter. Die bauliche Ausdehnung der Weltunternehmen „adidas“ und „PUMA“ verleiht dem Norden der Stadt ein ganz neues, modernes und weltstädtisches Gesicht. Die Firma „adidas“ ist hier mit der „World of Sports“, ihrem Hauptsitz, mit Sportstätten, einem firmeneigenen Kindergarten, einem „Brand Center“ (hier werden die „brandneuen Produkte“ vorgestellt) und einem „Factory Outlet Center“ (Fabrikverkauf) vertreten. In unmittelbarer Nähe befindet sich die Unternehmenszentrale von „PUMA SE“ mit der Unternehmenszentrale „PUMAVision Headquarters“, mit einem „Brandcenter“, einem „Outlet“ und einem zusätzlichen „PUMA Store“

(Verkauf) (siehe auch den Artikel über „PUMA“ in diesem Heft).

Hier im Norden der Stadt entsteht auf dem ehemaligen Flugplatzgelände und der späteren „Herzo Base“ ein neuer Stadtteil für ca. 2.500 Bürger. Auf der gegenüberliegenden Stadtseite – im Süden – erkennt der Besucher das großflächige Betriebsgelände des Weltkonzerns „INA Schaeffler – LUK – FAG – Continental“.

Um bei Anglizismen und Superlativen zu bleiben: Herzogenaurach ist eine „booming city“ (wirtschaftlich aufstrebende Stadt) mit knapp 20.000 Arbeitsplätzen, in der Menschen aus über hundert Nationen leben, arbeiten und wohnen und zahlreiche kulturelle Akzente setzen. Kein Wunder, dass hier eine „International School“ (eine Schule in der mehrsprachig unterrichtet wird und Englisch Eingangssprache ist) gegründet worden ist und dass es hier mehrsprachige Kindergärten gibt. Heute arbeiten die Firmen Siemens/ Erlangen, „adidas“ und „PUMA“ sowie „INA“ zur Erhaltung der Schule, die mittlerweile in Erlangen angesiedelt ist, eng zusammen.

1.000 Jahre Geschichte am „Auerochsenwasser“

Herzogenaurach wird im Jahr 1002 als „Uraha“ erstmals urkundlich erwähnt. König Heinrich II. schenkte damals dem Stift Haug in Würzburg Kirchengüter von Forchheim, Erlangen und dem Königshof Uraha (Herzogenaurach) mit dem dazu gehörigen Forst („forestum pertinens ad Uraba“ – einen Forst bei [Herzogen-] Au-

rach gelegen). Der Name ist eine Verbindung der althochdeutschen Wörter „ur“ für Auerochse und „aha“ („acha“ gesprochen), was fließendes Gewässer bedeutet.

Schon knapp 20 Jahre später ist von diesem Uraha, im damaligen Rangau gelegen, erneut die Rede. 1021 nimmt der inzwischen zum Kaiser gekrönte Heinrich II. das „*praedium Uraha*“ (das Gut) zurück und schenkte es dem von ihm gegründeten Bistum Bamberg.

Enge Beziehungen bestanden damals auch zum Kloster Kitzingen, denn schließlich erfolgte die Missionierung des Ortes von Westen, vom Bistum Würzburg her. Der Kiliansbrunnen im Stadtkern erinnert an diese Tatsache und verweist darauf, dass der Frankenapostel hier sogar die Taufe gespendet haben soll. Folglich gibt es in der Region, in den Landkreisen Erlangen-Höchstadt und Neustadt/Aisch-Bad Windsheim ebenfalls noch eine Reihe von Gotteshäusern, in denen des heiligen Kilian als Namenspatron gedacht wird.

1126 wird als einer der ersten Geistlichen Herzogenaurachs ein Pfarrer Craft urkundlich erwähnt. 1337 tritt die Äbtissin Gisela von Kitzingen die Pfarrei Herzogenaurach an das neu gegründete Heilig-Geist-Spital in Nürnberg ab.

Die Stadtgründung

Viele Stadtgründungen fallen in das 12. und 13. Jahrhundert. Die Landesherren suchten ihre Gebiete durch weiteren Ausbau oder durch Gründung neuer Siedlungen an wichtigen Stellen organisatorisch zu straffen. Die Stadt als moderne Siedlungsform vereinigte mehrere Bereiche zu einem vielfältigen Ganzen. Der Sitz des Landesherrn (in unserem Fall zuerst eine Burg, später das Schloss), die Kirche (durch einen eigenen Mauerring ge-



Abb. 1: Der Kiliansbrunnen (1934 von der Bildhauerin und Ehrenbürgerin Maria Lerch geschaffen) erinnert an die Missionierung durch Würzburger Glaubensboten im 7. Jahrhundert.

schützt), die Häuser und Höfe der Kaufleute, Handwerker und Bauern standen nebeneinander, umschlossen von einer gemeinsamen Mauer, welche die Stadt zur Festung machte. Da die Aurach die Grenze des Bistums Bamberg nach Süden darstellte, war erst Recht ein Grund vorhanden gewesen, sie als Grenz- und Festungsstadt besonders zu schützen.

Die Bürgerschaft wurde tragendes Element der Stadt: Im Stadtbild erschien als

Zeichen ihrer Selbstverwaltung das Rathaus mit dem Marktplatz. Das Rathaus beherrscht den Markt und an seinem nördlichen Ende erhebt sich das Bamberger Amtsschloss als eigenbefestigte, nicht in die Stadtbefestigung integrierte Burganlage mit Mauer und Graben. Östlich davon steht das Gotteshaus: die ehemalige Martinskirche, die nach ihrem Erweiterungsbau im 14. Jahrhundert „umgeweiht“ und dem „Zeitgeschmack“ entsprechend zur „Maria-Magdalenen-Kirche“ wurde.

Im Rechtsbuch des Bamberger Oberhirten Friedrich von Hohenlohe aus dem Jahr 1348 erscheint Herzogenaurach unter seinem heutigen Namen erstmals als Stadt („*oppidum*“). Verbrieft wurde das Stadtrecht damals offenbar nicht. Die Verleihung der Stadtrechte wird für die Zeit um 1300 vermutet. Der Name **Herzogenaurach** wird auf das Bedürfnis einer Unterscheidung von den vielen Aurach genannten fränkischen Ortsnamen zurückgeführt.¹

Die Befestigungsanlagen

Im frühen 14. Jahrhundert wurden die zwei, den Straßenmarkt an beiden Seiten abschließenden Tore mit mächtigen Türmen versehen, die bis heute das Wahrzeichen der Stadt darstellen. Der Fehnturm im Osten² und der Türmersturm im Westen, der eine mit der markanten Spitze, der andere mit der „welschen Haube“, sind beide 28 m hoch und waren bis nach dem 2. Weltkrieg – zum Schluss teilweise von Flüchtlingen – bewohnt.

Nach 1409 wurde die Stadtmauer verstärkt. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde dann das erweiterte Stadtgebiet durch einen weiteren Mauerring (die äußere Stadtmauer) umschlossen. Mit ihr erreichte Herzogenaurach die Ausdehnung, die es bis ins 19. Jahrhundert hatte. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde das erweiterte Stadtgebiet durch eine neue Stadtmauer umschlossen. An den Ausfallstraßen entstanden damals neue Tore: das



Abb. 2: Herzogenaurach: Stadtansicht mit dem dominierenden Marktplatz und dem Alten Rathaus, dem Mittelpunkt der bürgerlichen Verwaltung.
Photo: Helmut Fischer.



Abb. 3: Der Türmersturm mit seiner „welschen Haube“ ist das Wahrzeichen Herzogenaurachs in der westlichen Hauptstraße. Rechts im Bild das Alte Rathaus.

Photo: Helmut Fischer.

Bamberger, Würzburger, Ansbacher und Nürnberger Tor.

Die sie verbindenden Mauerabschnitte waren mit zehn Türmen bewehrt. Zur Tilgung der Kriegskosten wurden 1807 sieben von ihnen versteigert. Durch den Bau dieser neuen, umfassenden Stadtmauer wurden die älteren Befestigungen von Burg, Kirche und Stadt in ihrer Bedeutung eingeschränkt und zurückgestuft. Sie blieben aber weiterhin bestehen.

Die einzigen ganz erhaltenen Befestigungsteile, die heute noch das Stadtbild prägen, sind die Türme der älteren Stadtmauer (Fehn- und Türmersturm). Auch die Festungsverläufe von Burg und Kirchhof lassen sich noch teilweise feststellen. Die Stadtmauer selbst ist im 19. Jahrhundert weitgehend abgetragen worden, als man frei von aller Einengung und ‚weltoffen‘ sein wollte. Restabschnitte der

Mauern sind am Rahmberg und am Hirtengraben sowie zwischen Würzburger Straße und Ansbacher Tor gut erhalten. Das Stadtbild ist in dieser Form bis zum 1. Weltkrieg weitgehend unverändert erhalten geblieben.

Vom Mittelalter zur Neuzeit

Um 1348 war Herzogenaurach eine typische fränkische Kleinstadt, umgeben von schützenden Mauern und „nassen Gräben“ (Wasserräben). Das Stadtbild wurde beherrscht von der hochragenden Stadtpfarrkirche und der bischöflichen Burg, die Mittelpunkt eines weitausgedehnten Verwaltungsbezirks war. Die Pfarrei Herzogenaurach umfasste 22 Ortschaften, von denen eine Reihe südlich der Aurach auf Nürnberger Territorium lagen, wie Veitsbronn, Puschendorf oder Obermi-

chelbach (alle heute zum Landkreis Fürth gehörig).³

In der 500 bis 600 Einwohner zählenden Stadt bestanden Landwirtschaft und Gewerbe nebeneinander. Die Tuchmacherie, die im Laufe der Jahrhunderte zum tragenden Wirtschaftsfaktor Herzogenaurachs werden sollte, wurde 1348 in Form eines „*wollenslähfer*“ (Walker) erstmals erwähnt.⁴ Die Tuche wurden fast ausschließlich in Nürnberg auf dem Hauptmarkt abgesetzt. Dies brachte eine gewisse Abhängigkeit von der benachbarten Großstadt mit sich, die nach der Reformation trotz unterschiedlicher territorialer und religiöser Zugehörigkeit (hier katholisches Bamberg, dort lutherisches Nürnberg) bis ins 19. Jahrhundert fortbestand. Zuletzt bediente sich die Fürther Spiegelindustrie der Herzogenauracher Tuche, um die Spiegel für den Transport sicher zu verpacken.

Im 14./15. Jahrhundert waren Stadt und Amt häufig verpfändet worden, zu meist an das Domkapitel in Bamberg oder an wohlhabende Nürnberger Patrizier. In den beiden Markgräflerkriegen hatte die Stadt unter Plünderungen und Brandschatzungen zu leiden. 1449/1450 raubten Nürnberger Knechte Kühe und „*vil sveine*“ im Städtchen und brachten sie nach Nürnberg. 1552, im 2. Markgräflerkrieg, besetzte Markgraf Albrecht Alcibiades die Stadt und verlangte 18.000 Gulden Brandschatzung.

Mehrmals wurde die Stadt auch von der Pest heimgesucht. 1496 führte das zur Gründung einer Sebastiani-Bruderschaft. Der Heilige wurde schließlich nach dem Abebben der Epidemie zum Stadtheiligen und sein Namenstag (20. Januar) der höchste Feiertag in der Stadt. 1632 wütete die Pest ein weiteres Mal in der Stadt, die anschließend von den Auswirkungen des 30jährigen Krieg hart getroffen wurde.

Nach Plünderungen, Kontributionszahlungen und Brandschatzungen erholte sie sich nur mühsam. Noch 1687 gab es in Herzogenaurach 13 verlassene Höfe und Hofstätten (kleine landwirtschaftliche Anwesen). Not und Elend prägten auch das ausgehende 19. Jahrhundert, als zwischen 1796 und 1799 durchziehende französische und österreichische Truppen den bis dahin mühsam erwirtschafteten Wohlstand vernichteten.

Das 19. Jahrhundert

Viel Fingerspitzengefühl im Umgang mit den wiederholt wechselnden Herrschern wurde von den Herzogenauracher Bürgern zu Beginn des 19. Jahrhunderts verlangt. Als Folge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1802 kam die Stadt mit dem Hochstift an Bayern, 1803 an Preußen und 1806 unter französische Herrschaft. Ihre endgültige politische Heimat fanden die Stadt und ihre Bewohner schließlich erst 1810 unter der Krone Bayerns. Mehrfach wechselte Herzogenaurach auch die Regierungsbezirkszugehörigkeit: Zunächst kam die Stadt vom Obermain an den Rezatkreis, dann wieder zurück zum mittlerweile Oberfranken getauften Bezirk. Erst nach der Gebietsreform 1972 erfolgte die heutige Zugehörigkeit zu Mittelfranken.

Zu dieser Zeit bestand die Stadt aus dem Schloss, das um 1720 im Auftrag des Landesherrn Fürstbischof Lothar Franz von Schönborn und nach Plänen eines Erlanger Jesuitenpaters (Pater Loyson) seine heutige Form erhalten hatte, der frühgotischen Pfarrkirche mit ihrem herrlichen Holztonnengewölbe, der Marienkapelle (mit der Gruft, dem Gebeinhaus oder Karner im Untergeschoß) und dem Seelhaus am Kirchenplatz. Rund um die Kirche lag



Abb. 4: Das Pfarrhaus (von Klenze Schülern im 19. Jh. erbaut) und das Spital/Stadtmuseum von 1508/1509.
Photo: Helmut Fischer.

der Friedhof, der erst 20 Jahre später vor die Tore der Stadt verlegt wurde.

An der Südseite der Kirche, unmittelbar neben dem 1509 von Cuntz (Konrad) Reyther gestifteten Spital (heute Stadtmuseum), wurde in bayerischer Zeit das katholische Pfarrhaus nach Plänen von Schülern des Münchner Hofarchitekten Leo von Klenze gebaut. In der Stadt gab es 212 Häuser, darunter vier Wirtshäuser zwischen den beiden Türmen, 100 Stadel, 80 Hofstätten und zwei Zehntscheunen. Nahezu die Hälfte der etwa 1.400 Einwohner war direkt oder indirekt mit der Tuchmacherei verbunden, bis in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts das Schuhmachergewerbe diesen Erwerbszweig nach und nach ablöste.

Ein findiger Tuchmacher hatte seine Filzstoffe für die Herstellung von „Schlap-

pen“ (Pantoffeln) verwendet und somit dazu beigetragen, dass man im Umland die Herzogenauracher damals wie heute als „Schlappenschuster“ bezeichnet. Als das Tuchmachergewerbe schließlich infolge der geänderten Wettbewerbsbedingungen immer mehr an Boden verlor, wanderten die Weber und Tuchmacher reihenweise in die seit 1884 eröffnete Schuhfabrik ab. Im Jahr 1919 standen 459 Erwerbstätigen in der Schuhindustrie nur noch 15 Beschäftigte in der Textilindustrie gegenüber.

Die industrielle Entwicklung

Von großer Bedeutung für die jüngere Geschichte Herzogenaurachs war der glückliche Umstand, dass die Stadt den 2. Weltkrieg unversehrt überstanden hat und das, obwohl hier seit 1934 ein Militärflugplatz

bestand. Ihm schenkten die Alliierten jedoch wenig Beachtung. Immer wieder erlebte die hiesige Bevölkerung den Einsatz der feindlichen Bomber gegen die „Stadt der Reichsparteitage“. Von höher gelegenen Gebäuden der Stadt sah man den Himmel über Nürnberg von den Flammen der brennenden dortigen Innenstadt blutrot gefärbt. Lediglich in den Herzogenauracher Ortsteilen Hauptendorf und Welkenbach richteten Blindgänger Schäden an und forderten sogar Menschenleben.

Ab 1943/1944 nahm der Zustrom von Flüchtlingen und Evakuierten, ab 1945 zusätzlich der von Vertriebenen, die hier eine neue Heimat suchten, erheblich zu. Von 1944 bis 1954 erlebte die Stadt einen Zuwachs von knapp 2.500 Heimatsuchenden. Alteingesessene und Neubürger gestalteten den Neuaufbau Herzogenaurachs zu einer Industriestadt, deren Betriebe und Produkte Weltgeltung haben und deren Erzeugnisse den Namen der Stadt in alle Länder der Erde tragen.

Eingeleitet wurde diese Erweiterung der zunächst einseitig auf die Tuchmacherei und später auf die Schuhherstellung ausgerichteten Industriebetriebe bereits im Jahr 1938 mit der Ansiedlung der Werkzeugmaschinenfabrik „WEILER“. Ihr folgte 1946 die Firma Schaeffler, die in den folgenden Jahren mit der Fertigung von Teppichen und INA-Wälz- oder „Nadellagern“ einen ungeahnten Aufschwung erlebte, der nicht nur für die Stadt, sondern für den gesamten Landkreis Höchstadt (jetzt Erlangen-Höchstadt) von großer Bedeutung wurde. Nach der wirtschaftlichen Krise von 2008/2009, als sich INA-Schaeffler durch die Übernahme der „CONTI-Gruppe“ fast übernommen hatte, schwimmt das Unternehmen derzeit aber auf einer ungeahnten wirtschaftlichen Erfolgswelle. Die Firmenchefin

Maria Elisabeth Schaeffler-Thumann hat zusammen mit ihrem Sohn den Konzern fest im Griff. In den letzten beiden Jahren stieg die Zahl der Schaeffler Angestellten in der Aurachstadt auf 10.000. In der Konzernzentrale ist man stolz auf inzwischen über 70.000 Beschäftigte.⁵

Sportschuhe aus Herzogenaurach

Parallel dazu vollzog sich in der Schuhindustrie eine gewaltige Veränderung. Aus der Sportschuffabrik „GEDA“ (**G**EBRÜDER **D**ASSLER), gegründet am 1. Juli 1924, entstanden nach der Trennung der Brüder **Adolf** (Adi) und **Rudolf** (zunächst „RUDA“, später „PUMA“) Dassler die beiden Schuh- und Sportartikel-Giganten „adidas“ und „PUMA“. Über zwei Jahrzehnte beherrschten die beiden Konzerne den Sportartikelmarkt weltweit. Bei den Olympischen Spielen in München trugen rund 70% aller Athleten Schuhe und Sportbekleidung der beiden großen fränkischen Unternehmen. Obwohl in Herzogenaurach nichts mehr produziert wird, bekennen sich die Firmenzentralen, längst in Aktiengesellschaften übergeführte, zum mittelfränkischen Standort Herzogenaurach. Neue Verwaltungsgebäude sind an der Peripherie der Stadt entstanden (Weitgehend auf dem Areal des einstigen Fliegerhorstes und der von den US-Amerikanern beherrschten sog. „herzo base“). Weitere Arbeitsplätze für Management, Entwicklung und Verwaltung sind geplant, so dass einmal bis zu 5.000 Menschen bei „adidas“ und etwa 3.000 oder mehr bei „PUMA“ Beschäftigung finden werden.

Im 20. und 21. Jahrhundert

Wie gesagt, zählt die Stadt Herzogenaurach heute knapp 24.000 Einwohner, und



Abb. 5: Herzogenaurach aus der Luft vor 1937. Auf der linken Seite ist der Stadtweiher zu sehen, der 1937 zum Freibad ausgebaut wurde.

20.000 Menschen arbeiten hier. Eine stolze Zahl, wenn man bedenkt, dass der Ort bei Kriegsende gerade einmal 4.500 Einwohner zählte.

Der Zustrom Tausender obdachloser Flüchtlinge und Heimatvertriebener und der rasche Aufschwung stellte die Stadt vor viele kurz- und langfristige Probleme, deren Bewältigung den Verantwortlichen unter den Bürgermeistern Hans Maier, Hans Ort, Hans Lang und derzeit Dr. German Hacker bestens gelungen ist. Man ging schon bald nach Beseitigung der größten Wohnungsnot daran, durch den Bau einer neuen Volksschule (1953), einer Berufsschule (1961), einer Realschule (1965), von Sonderschulen und des Gymnasiums

(ab 1978 und mit Kollegstufe 1984) sowie eines großen Berufsschulzentrums (1985) den Boden für eine hervorragende schulische Ausbildung zu ebnen.

Verstärkte Anforderungen wurden an die Stadt in jüngster Zeit auch auf dem Gebiet „Freizeit und Erholung“ gestellt. Das durch großen Bürgereinsatz schon 1937 errichtete Freibad – damals eines der modernsten in Nordbayern – wurde inzwischen auf den neuesten Stand gebracht, und das 1989 eröffnete Freizeithallenbad „ATLANTIS“ mit Wellenbad, Riesenrutsche sowie einem Außenschwimmbassin und einer großzügigen Saunalandschaft sind eine beliebte Attraktion weit über die Grenzen der Stadt hinaus.

Sportanlagen, darunter zwei Dreifachsporthallen, Kinderspielplätze, eine BMX-Bahn, ein Spielplatz mit „half-pipe“, Basketball- und Bolzplätze ergänzen das Angebot an Sportmöglichkeiten, nicht zu vergessen die zahlreichen Wander- und Fahrradwege rund um das gesamte Stadtgebiet in den nahen Wäldern, dem Birkenbühl, dem Dohnwald und dem Burgwald.

Neben der Schaffung von Wohnraum und der Ausweitung der Industriegebiete trug der Wunsch vieler Anwohner nach dem eigenen Heim dazu bei, dass die Stadt Ende der 1960er Jahre an ihre Gebietsgrenzen stieß. Hilfe brachte hier die Gemeindegebietsreform zwischen 1972 und 1974 mit der Eingemeindung von neun Ortsteilen. Nach dem Abschluss der Gebietsreform 1980 umfasste das Stadtgebiet viermal soviel Fläche wie vor 1972 (1.255 bzw. 4.773 ha).

Die historische Bausubstanz Kirche und Marienkapelle

Die katholische Stadtpfarrkirche Maria Magdalena, die aus einer karolingischen Königshofkapelle (als Martinskirche) hervorgegangen ist, bestimmt noch heute das Stadtbild von Herzogenaurach. Unmittelbar um die Kirche lag bis 1827 der Friedhof, an dessen östlichem Ende sich die Marienkapelle erhebt, deren Untergeschoss einst als Beinhaus (Karner) gedient hatte. Bei Grabungen in der Pfarrkirche wurden 1902 die Fundamente einer um 1200 anzusetzenden Steinkirche (Martinskirche) ermittelt. Der heute noch stehende einschiffige frühgotische Bau wurde im 14. Jahrhundert vollendet.

Sehenswert ist das mächtigste spätgotische Holztonnengewölbe im fränkischen Raum mit 800 aufgemalten Sternen und einem eindrucksvollen Fries am unteren

Rand. Im um 1700 entstandenen Hochaltar kniet die Büßerin Maria Magdalena unterhalb des Kreuzes. Daneben thronen die Apostelfürsten Petrus und Paulus und über ihnen grüßen die Bistumsheiligen bzw. Gründer des Bistums Bamberg sowie des Bamberger Doms, Kunigunde und Heinrich II., die Gläubigen. Über ihnen thront die Hl. Dreifaltigkeit.

Die beiden Seitenaltäre zeigen (links) die Gottesmutter mit ihrem Sohn, flankiert von ihren Eltern Anna und Joachim sowie (rechts) den Stadtheiligen St. Sebastian (um 1780 von Joseph Bonaventura Mutschle geschaffen). Über dem Chor prangt eine „Muttergottes im Rosenkranz“, die vielleicht aus der Schule von Veit Stoß stammt. Eine kniende Holzplastik, der sog. „Beter“, vervollständigt die wertvollen Kunstgegenstände in der Pfarrkirche, deren Kreuzwegstationen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts von dem aus Unterfranken (nämlich Willanzheim im Landkreis Kitzingen) stammenden Pfarrer Michael Störcher im Nazarenerstil gemalt wurden.

Neben der Kirche steht die Marienkapelle, die 1401 geweiht wurde und seit 1932 im Untergeschoß eine Kriegergedächtnisstätte beherbergt, mit einem um 1200 datierten Altar. Sehenswert ist auch die dort aufbewahrte spätgotische Pieta (um 1500).

Von der Burg zum Schloss

Neben der Kirche bildete die Burg im historischen Stadtkern von Herzogenaurach den zweiten, den herrschaftlichen Schwerpunkt. Mit der Gründung der Stadt wurde um 1300 eine Buraganlage mit eigener Befestigung geschaffen. Hier residierte vom 13. Jahrhundert bis zum Ende des alten Reichs (1806) ein Bamberger Amtmann, der – wie in Mittelalter und früher Neu-

zeit üblich – auch als oberster Richter fungierte und die Blutgerichtsbarkeit für den Landesherrn ausügte.⁶

In der Regierungszeit des Bamberger Fürstbischofs Lothar Franz von Schönborn musste die alte Burgenlage einem Schlossneubau Platz machen. Zwischen 1719 und 1721 entstand der Zweiflügelbau nach Plänen des Erlanger Jesuitenpaares Nicolaus Loyson. In seiner ursprünglichen barocken Gestalt präsentiert sich das Schloss noch heute.

Über dem Eingang zum Schloss prangt das Schönborn'sche Wappen. Die mittelalterliche Burgenlage ist trotzdem noch weitgehend erkennbar. Reste der Mauer finden sich am nördlichen Ausgang hin zum Schlossgraben, der als Grünstreifen erhalten geblieben ist.

Im alten Schlosstrakt befindet sich u.a. die Stadtbücherei mit Mediothek und nach Umbauarbeiten (1977–1983) auch ein gastronomischer Betrieb mit einem Ratskeller. 1968 wurde die barocke Anlage durch zwei moderne Flachdachflügel geschlossen und beherbergt seitdem die Amtsräume des Rathauses. Derzeit wird wegen der räumlichen Enge und der mangelhaften Isolierung der beiden Bauten über einen Abriss diskutiert.

Die Altstadt

Die im 13. Jahrhundert angelegte Stadt mit ihrem breiten Marktplatz lässt entlang der Hauptachse eine planmäßige Bebauungsstruktur erkennen. Zwölf Anwesen entlang der südlichen Seite der Hauptstraße sind von ihrer Bausubstanz noch heute teilweise erhalten. Früher waren das die „Schweinehöfe“, deren Besitzer an dem Landesherrn jährlich ein Schwein abgeben mussten. 17 „Hofstätten“ lagen auf der nördlichen Seite der Hauptstraße un-



Abb. 6: Hauptstraße mit Fehnturm im Jahre 1913.

terhalb der Burgenlage. Diese 29 Anwesen erhielten 1348 Stadtrecht. Man durfte eine Mauer mit vorgelagertem „nassen Graben“ anlegen, schließlich war „Hertzogenaurach“ die südlichste Grenzstadt des Fürstbistums Bamberg.

Die beiden 28 m hohen Stadttürme, der Fehnturm im Osten und der Türmersturm im Westen, überragen noch heute den mittelalterlichen Altstadtkern mit zahlreichen Fachwerkhäusern und malerischen Innenhöfen. Die ältesten erhaltenen Fachwerkhäuser stehen im Steinweg (Haus Nr. 5, 1447/1448 erbaut und heute vom Heimatverein, der Gruppe im FRANKENBUND, genutzt), am Kirchen-

platz Nr. 9 (das Seelhaus), in der Hinteren Gasse Nr. 42 sowie in der Reytherstraße Nr. 7.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts ließ der wohlhabende Tuchhändler Konrad („Kuntz“) Reyther, der aus dem heutigen Ortsteil Niederndorf stammte, das Spital (Altenheim) am Kirchenplatz Nr. 2 für „sein, seiner Ehefrau und seiner Kinder Seeleheil“ für sechs Frauen und sechs Männer errichten. Das Gebäude, gründlich restauriert und renoviert, beherbergt heute das Stadtmuseum.

Die meisten Häuser der Innenstadt stammen aus der Zeit nach dem 30jährigen Krieg. Das Alte Rathaus steht als Zentrum des bürgerlich-städtischen Lebens beherrschend frei am südlichen Ende des Marktplatzes. Hier war ursprünglich der Sitz der städtischen Obrigkeit, und hier befanden sich im Untergeschoss unter deren strenger Kontrolle die Verkaufsstände

der Bäcker und Metzger, die sog. Brot- und Fleischbänke. Heute beherbergt das Rathaus einen gastronomischen Betrieb.

Klaus-Peter Gägelein ist Vorsitzender des Heimatvereins Herzogenaurach e.V. Nach dem Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Erlangen wirkte er im Real schuldienst in Hof und Herzogenaurach, zuletzt als komm. Schulleiter, Seminarlehrer, Mitarbeiter am ISB und war zuständig für die Betreuung, Fort- und Weiterbildung der Geschichtslehrer an Realschulen im Reg. Bezirk Mittelfranken. Aus seiner Feder stammen zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte Herzogenaurachs sowie zur Regionalgeschichte. Seine Anschrift lautet: Höchstädtter Weg 11, 91074 Herzogenaurach, kpgaelein@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Durch Ober- und Mittelfranken fließen drei Flüsse mit dem Namen „Aurach“ (ahd. für „Auerochsenwasser“). Die „Obere Aurach“, aus dem Steigerwald kommend, fließt über „Oberaurach“ und „Stegaurach“ – südlich von Bamberg – zur Regnitz hin. An der „Mittleren Aurach“, nördlich von Markt Erlbach entstehend, liegen neben Herzogenaurach Orte wie Klausaurach, Kotzenaurach, Münchaurach und Frauenaurach. Auch sie mündet nach über 30 Kilometern in die Regnitz. Bleibt noch die „Südliche Aurach“ mit den Orten Petersaurach oder Barthelmesaurach – östlich von Ansbach –, die nördlich von Roth in die Rednitz mündet.
- 2 Der Fehnturm hat seinen Namen von einem „Torwächter“ und seiner Familie, Fehn, auch Vehn geschrieben. Das Wort bedeutet im Niederdeutschen soviel wie „der am Wasser (= Stadtgraben) oder am Sumpf wohnt“.
- 3 Die Herzogenauracher pilgerten damals in die ca. 8 km entfernte Kirche nach Veitsbronn. Bei der Wallfahrt, die sich bis in unsere Tage erhalten hat, ziehen alljährlich die Herzogenauracher Katholiken an Christi Himmelfahrt in die seit der Reformation evangelische Kirche nach Veitsbronn.
- 4 Der Familienname „Welker“ (= Walker) ist noch heute der häufigste Familienname in der Stadt.
- 5 Die Schaeffler Brüder Dr. Wilhelm und Dr. h.c. Georg Schaeffler erhielten im April 1946 vom damaligen Herzogenauracher Bürgermeister Maier die Erlaubnis, in zwei Baracken die Produktion von Holzköpfen und Gürtelschnallen aufzunehmen. Sie mussten dem Bürgermeister versprechen, 200 Arbeitsplätze in den nächsten Jahren zu schaffen. Ursprünglich produzierten die Schaeffler-Brüder in Katscher (Oberschlesien) Wolldecken u.ä., mussten während des Krieges für die Rüstung arbeiten und gelangten auf der Flucht vor der Roten Armee zunächst nach Meerane (Nordsachsen) und dann nach Schwarzenhammer/Fichtelgebirge. 1946 trafen

sie auf den Herzogenauracher Fahrlehrer und Kaufmann Welzel, der sie in das verkehrsgünstiger gelegene Herzogenaurach vermittelte. Hier baute der „Flüchtlingsbetrieb“, wie ihn die Herzogenauracher anfangs nannten, Ende der 1940er Jahre eine Teppichfirma mit rund 1.000 Beschäftigten auf. Nach der Aufhebung des Verbots der US-Siegernacht, Metall zu verarbeiten, begann man mit der Produktion von Lagern, die auf Walzen, Rollen oder Nadeln liefen, also mit der Herstellung der Schaeffler-„Nadellager“. Sie werden heute noch überall dort eingesetzt, wo

sich etwas bewegt: im PKW, in der Küchenmaschine, beim elektrischen Bohrer des Zahnarztes oder in den größten Riesenrädern der Welt, wie im Riesenrad an der Themse, im sog. „London Eye“. Schaeffler Produkte werden mittlerweile sogar für die Weltraumfahrt hergestellt.

- 6 Die Herzogenauracher Hinrichtungsstätten liegen jenseits der Aurach, also jenseits der Bamberg Grenze, sozusagen im „Ausland“. Noch heute gibt es die Straßenbezeichnung „Zum Köpfwasen“ und den „Galgenhof“.

Manfred Welker

Die „Herzo-Base“ – vom Fliegerhorst zum Firmensitz

Im Norden von Herzogenaurach entsteht neben dem Firmensitz der Firma „adidas“ ein neues Wohngebiet. Auf dem Areal war seit 1934 ein Notlandeplatz angelegt worden, der sich zu einem Fliegerhorst der Deutschen Luftwaffe entwickelte. Das militärische Areal zwischen Herzogenaurach und Haundorf wurde nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges von den US-Amerikanern unter dem Namen „Herzo-Base“ genutzt. Seit der Auflösung des Militärgeländes entwickelt sich dort ein neuer Stadtteil Herzogenaurachs.

Für ältere Herzogenauracher ist mit „der Flugplatz“ immer noch das ehemalige militärische Areal zwischen Herzogenaurach und Haundorf gemeint, das nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges als „Herzo-Base“ bekannt war. Die Anfänge sind jedoch bereits kurz nach der nationalsozialistischen Machtergreifung zu suchen.

„Am 16.IX.1934 wurde mit dem Bau

des Notlandeplatzes durch die Fa. Kurr begonnen. Es waren zeitweise 160 Arbeiter beschäftigt“, findet sich als handschriftliche Notiz auf einem Dokument im Stadtarchiv Herzogenaurach vermerkt. Bürgermeister Karl Körner war am 26. November 1934 zu Besuch im Berliner Reichsluftfahrtministerium, um sich dort trotz der Schwierigkeiten beim Erwerb der erforderlichen Grundstücke von der damals noch selbständigen Gemeinde Haundorf für das Projekt einzusetzen. Von Seiten der Stadt Herzogenaurach wurde als vordringlichster Grund für die Anlage die wirtschaftliche Lage in Herzogenaurach vorgebracht. Durch die Monostruktur von Schuhproduktion in der Stadt war eine hohe Arbeitslosigkeit entstanden. Aber auch klimatische Bedingungen konnten durchaus als Vorteil gewertet werden, den Herzogenaurach in die Waagschale zu werfen vermochte. Es war mit wenig Nebel und kaum mit schweren Unwettern zu rechnen, außerdem begünstigte die natürliche Gelände-

form der Kuppe, die Aufwinde fördert, das in der damaligen Zeit noch übliche Starten der Flugzeuge gegen den Wind. Herzogenaurach lag damals mit noch weiteren elf Übungsstellen im Luftkreis V.

Zur Anlage für das geplante Areal waren Grundstücke der Gemeinden Herzogenaurach, Niederndorf, Haundorf und Häusling nötig. Von den Grundstückseigentümern wohnten fünf in Herzogenaurach, 20 in Haundorf, 13 in Niederndorf, und einer in Häusling. Die meistbetroffene Gemeinde stellte Haundorf dar, das ca. 180 Tagwerk an Fläche verlor, zum größten Teil Ackerland. Die Verhandlungen mit den Besitzern wurden mittels Einzelmietverträgen am 3./4. Mai 1935 abgeschlossen.

Offiziellen Verlautbarungen nach war ein Notlandeplatz für die Deutsche Verkehrsfliegerschule geplant. Die 1935 angelaufenen Baumaßnahmen führten zur Errichtung der Gebäude auf dem bisher immer nur „Notlandeplatz“ apostrophierten Gelände.

Am 1. Oktober 1935 gruppierte das Reichsministerium für Luftfahrt die Anlage von Herzogenaurach als Horstkommandantur ein. Am 7. November 1935 erfolgte einheitlich die erste Hissung der neuen Reichskriegsflagge im Deutschen Reich. In Herzogenaurach als neuer Garnisonsstadt sollte diese Feier offiziell auf dem Fliegerhorst stattfinden.

Um das zunächst grasbewachsene Flugfeld gruppierten sich Werftbereich, Lehrwerkstatt, Flugzeughallen, Versorgungsgebäude mit Kfz-Bereich, Küche, Kantine und Offizierskasino, außerdem Mannschaftsunterkünfte, Kommandantur sowie Wohnhäuser für verheiratete Offiziere. Der Fliegerhorst agierte mit einer halbautonomen Struktur, lediglich beim Einkauf von Gemüse etc. griff die Küchenverwaltung auf Haundorf zurück.

Der Schulungsbetrieb mit zweisitzigen Schulungsflugzeugen der Marken Arado, Heinkel, Klemm und Focke-Wulf begann am 1. März 1936. Handelte es sich zunächst noch um elf- bis zwölfmonatige Lehrgänge, wurden im Verlauf des Krieges, auch durch Mangel an Treibstoff, die Ausbildungszeiten stark reduziert.

Am 15. Juli 1939 war das Jagdgeschwader 70 auf dem Fliegerhorst stationiert, das am 13. September 1939 im neu aufgestellten I. JG 54 aufging. Im Jahr 1940 wurde die Jagdfliegerschule 4 eingerichtet, die ausgebildeten Flieger wurden dann an die Front abkommandiert. Von direkten Kriegseinwirkungen blieb der Fliegerhorst verschont, obwohl seine Lage bekannt war, denn die Royal Air Force besaß Aufklärungsphotos der gesamten Anlage. Am 10. September 1944 stürzte eine Mustang P-51 D (Nr. 44-13843) der 55. Fighter Group / 343. Fighter Squadron der 8. Air Force mit Pilot 2nd Lt. Maynard R. King in einen Flugzeughangar. Die Maschine war als Jägerbegleitung für einen Angriff der US-Airforce auf Nürnberg mit Bombern des Typs B-17 unterwegs.

In den beiden letzten Kriegsjahren waren auf dem Herzogenauracher Flugplatz zusätzlich Nahaufklärungsgruppen stationiert. Um den Jahreswechsel 1944/1945 wurden die Flieger auf die Aufklärerversion des Düsenjägers Me 262 umgeschult.

Nach dem Einmarsch der US-Amerikaner am 16. April 1945 wurde die militärische Anlage von diesen genutzt. Ab dem 15. Mai 1945 wurde eine Einheit der 64th Fighter Wing von Ansbach nach Herzogenaurach verlegt, das zum Hauptquartier der 354th Fighter Group avancierte, ergänzt um weitere Einheiten.

Von 1947 bis 1971 befand sich auf der „Herzo-Base“ ein Horchposten des Nachrichtendienstes, stationiert waren das 2nd



Abb. 1: Stellvertretender Bürgermeister Dr. Konrad Welker verlieh im Mai 1968 dem Kommandeur der „Herzo-Base“, Oberstleutnant Marion E. White, die Ehrenmedaille der Stadt Herzogenaurach, bevor er nach Augsburg wechselte.

Radio Squadron Mobile, das 52th Signal Service Detachment und die 114th Signal Radio Intelligence Companies, die unter dem Dach der Army Security Agency (ASA) zusammengefasst waren. Herzogenaurach war einer von sieben vergleichbaren Stützpunkten der Army Security Agency. Diese befanden sich außerdem in den USA, in Virginia (Vint Hill Farms), in Kalifornien (Two Rock Ranch), auf Hawaii (Helemano), den Philippinen (Clark Field), in Alaska (Fairbanks) und in Äthiopien (Asmara). Die unauffällige Gruppe hochqualifizierter Techniker und Spezialisten wurde kaum in der Stadt registriert. Bemerkbar machten sie sich nur durch höhere Frequenz amerikanischer Autos. Wirtschaftlich waren sie ohnehin durch armeeeigene PX-Läden unabhängig.

Wie bereits der Fliegerhorst stellte die „Herzo-Base“ eine kleine Kommune mit eigenen Einrichtungen im kulturellen, wirtschaftlichen und religiösen Bereich dar. Für die meisten Soldaten war der Standort Herzogenaurach ohnehin nur eine notwendige Durchgangsstation innerhalb ihrer Berufslaufbahn, so dass sich eine Vertrautheit mit der Aurachstadt kaum einstellen konnte. Einen markanten Baukomplex stellte jedoch die neu errichtete amerikanische Siedlung dar, eine Doppelreihe von acht langgestreckten Gebäuden, die Offizieren und ihren Familien als Unterkunft diente.

Von 1972 bis zur Auflösung im Jahr 1992 befanden sich auch verschiedene Artillerie-Einheiten auf der „Herzo Artillery Base“. Die Umwälzungen im Ostblock

stellten auch den Standort „Herzo-Base“ in Frage. Im September 1990 schien es so, als sollte dieser noch eine Weile erhalten bleiben. Die Stadtverwaltung rechnete aber damit, dass die „Herzo-Base“ bei der nächsten Auflösungsrunde mit dabei sein würde.

Unruhe brachte die Truppenverlegung an den Persischen Golf (Operation Wüstenschild) mit sich, war doch nicht sicher, ob die Soldaten danach wieder nach Herzogenaurach zurückkehren würden. Im August 1991 überraschte die Meldung, dass von 1.100 stationierten Soldaten 650 Soldaten abgezogen würden. Noch schien aber sicher, dass der Standort erhalten bliebe.

Im Oktober 1991 hieß es dann auch für die Soldaten des V. Bataillons der 17. Feldartillerie, endgültig von der „Herzo-Base“ Abschied zu nehmen. Sämtliches schwere

Gerät und die Ausrüstungsgegenstände wurden verladen, und gelangten über Bremerhaven in die USA. Aus der „Herzo-Base“ wurde ein „Area Support Team“.

Als der komplette Abzug unvermeidlich war, wurden im Herzogenauracher Rathaus Überlegungen angestellt, wie mit dem 117 Hektar großen Areal zu verfahren sei. Eine einmalige Chance würde sich hier für die Kommune ergeben, so die allgemeine Meinung. Zwischennutzungen für die Gebäude auf der Base für einige Jahre wurden ins Auge gefasst, bis ein endgültiges Konzept zum Tragen kommen könnte. Am 31. Juli 1992 wurde die „Herzo-Base“ offiziell an die Bundesrepublik Deutschland übergeben. Vor dem Heim des Golfclubs beobachteten Oberstleutnant Kenneth Pankey und Heinz Walcker von der Bundesvermögensverwaltung die Einholung der amerikanischen Fahne,



Abb. 2: „Herzo-Base“ „Factory Outlet“ mit Ortsschild „Herzo-Base“.

Photo: Manfred Welker.

die der Stadt Herzogenaurach zur Erinnerung übergeben wurde. Am 3. August 1992 verließ Barry Robinson als letzter Amerikaner die „Herzo-Base“, die Wach- und Schließgesellschaft sicherte von dem Zeitpunkt an das Areal.

Zwischenzeitlich bestand die Befürchtung, die Regierung von Mittelfranken könnte beabsichtigen, in der ehemaligen Kaserne eine Sammelstelle für Asylbewerber oder eine Asylantenunterkunft einzurichten. Die Stadt hatte Bedenken, das Gelände könnte dann auf Jahrzehnte nicht mehr für die Stadtentwicklung zur Disposition stehen.

Am 14. September 1992 schien sich dies zu bewahrheiten. Sozialminister Dr. Gebhard Glück unterrichtete in München Landrat Franz Krug, den zuständigen Landtagsabgeordneten Dr. Christoph Maier und die Herzogenauracher Stadtspitze über die Pläne der Staatsregierung, in Herzogenaurach eine Erst-Anlaufstelle einzurichten. Diese Planungen wurden letztlich aber nicht in die Tat umgesetzt.

Am 14. April 1997 erhielten die Stadt Herzogenaurach und die Sparkasse den Zuschlag für die ehemalige „Herzo-Base“. „Heute, am 14. Juli 1997, kauft die GEV Grundstücksgesellschaft Herzogenaurach GmbH & Co. KG, in der die Stadt zusammen mit der Stadt- und Kreissparkasse Erlangen und Herrn Michael Höfler aus Passau Kommanditisten sind, von der Bundesrepublik, vertreten durch die Oberfinanzdirektion Nürnberg, das ca. 115 ha große Gelände der früheren ‚Herzo-Base‘. In der Stadtgeschichte wird ein neues Kapitel aufgeschlagen. Der heutige Tag ist ein wichtiges Datum für Herzogenaurach“, findet sich im Herzogenauracher Amtsblatt vom 17. Juli 1997 vermerkt.

Nur wenige Tage später, am 29. Juli 1997, unterrichtete „adidas“-Vorstand Mi-

chel Perraudin die Presse, dass die „adidas“ AG plane, ihre neue internationale Hauptverwaltung in Herzogenaurach zu errichten. Unter dem Namen „adidas World of Sports“ sollten auf dem Gelände der ehemaligen „Herzo-Base“ Hauptverwaltung, Kundenbetreuungszentrum, Kollektionsräume, Konferenzzentrum, Zentrum für Forschung, Entwicklung und Innovation, Design- und Produktentwicklungszentrum, „adidas“-Erlebniswelt mit Museum, Sportanlagen und ein Spitzensport-Trainingszentrum mit Grünanlagen entstehen.

Der Stadtrat billigte ein Programm des städtebaulichen Wettbewerbs, mit dem die Entwicklungsgesellschaft den optimalen Flächennutzungs- und Bebauungsplan für das Gelände finden wollte. Damit sollte die optimale Aufteilung des Areals geplant werden. Darin enthalten waren ein maximal 20 ha großes Gewerbegebiet, ein Wohngebiet für 2.500 bis 2.800 Menschen sowie das im Bau befindliche Campusgelände „World of Sports“. In einem ersten Bauabschnitt wurden leerstehende Gebäude zur vorübergehenden Nutzung für „adidas“-Mitarbeiter umgebaut. Dabei handelte es sich um die ehemaligen Mannschaftsgebäude, die sogenannten „Kammgebäude“.

Die fortschreitenden Baumaßnahmen bedeuteten für die dort zwischenzeitlich angesiedelten Firmen, allmählich Abschied von der „Herzo-Base“ zu nehmen. Dies betraf auch den ASV Niederndorf und die Musikinitiative. Am 28. April 1999 konnte das Richtfest im „adidas“-Mitarbeiterrestaurant „Stripes“ auf der „Herzo-Base“ gefeiert werden, am 16. Dezember 1999 wurde es schließlich eröffnet.

Der erste Bauabschnitt wurde am 6. Mai 1999 offiziell übergeben. Der ausgelobte Architekturwettbewerb kam zu einem Ergebnis. Marc Angélil, Architek-

turprofessor mit Büro in Zürich, erhielt den ersten Preis für sein Konzept der Gestaltung der ehemaligen „Herzo-Base“. Im weiteren Verlauf planten „adidas-Salomon“ AG und die Stadt Herzogenaurach den Verkauf eines Teils des Areals als Wohngebiet, um eine Mischstruktur auf dem Gebiet zu erreichen. Dadurch entsteht ein neuer Stadtteil von Herzogenaurach. Ein wichtiges Ziel der Planungen ist es auch, das Areal behutsam in das Gelände zu integrieren.

Der aufgestellte Masterplan wurde im Februar 2000 der Öffentlichkeit vorge stellt. Der etwa 114 ha große Standort soll als lebendiger Ortsteil 37 ha für den Firmenstandort „World of Sports“, 30 ha für eine Siedlung und 19 ha als Gewerbe flächen, der verbleibende Rest von 20 ha soll für Grünflächen und 5 ha als Ge-

meinbedarfsflächen zur Verfügung stehen. Mit eingepflegt war auch die „Franconian International School“ und ein „Boarding House“. Die SPD-Fraktion im Stadtrat setzte sich dafür ein, den Eingangsbe reich mit Kommandantur und das Wach häuschen der ehemaligen Kaserne zu er halten, um darin ein kleines Dokumenta tionszentrum und eine Begegnungsstätte einzurichten. Deren Sanierung blieb um stritten, der Kulturausschuss des Stadtrates ließ sich durch das Gebäude führen, wurde aber durch die hohen Kosten ab geschräkt. Ein Antrag, der dem Stadtrat zur Abstimmung vorlag, wurde knapp zu rückgewiesen. Im Juli 2002 begann der Abriss der Kommandantur und des Ein gangsbereichs.

Ein städtebaulicher Vertrag zur Erschlie ßung des Areals wurde am 21. Februar



Abb. 3: „Herzo-Base“ „Stripes“ Restaurant.

Photo: Manfred Welker.



Abb. 4: Adolf Dassler, Bronzefigur „Herzo-Base“. Photo: Manfred Welker.

2001 zwischen der Stadt Herzogenaurach und der Grundstücksgesellschaft Herzogenaurach GEV (= Grundstücks Entwicklungsgesellschaft) unterzeichnet. Dieser regelt die Entwicklung der nach Abzug der „World of Sports“ verbleibenden 77 ha Fläche der ehemaligen „Herzo-Base“. Dazu gehören sämtliche Planungen und städtebauliche Maßnahmen, d.h., Erschließungsanlagen für Wasser, Kanal, Straßenbau etc.

Genutzt werden rund 77 ha der Fläche, d.h., Wohngebiet, öffentliches Plateau und Gewerbegebiet. Im Wohngebiet sollten Einfamilien-, Doppel- und Reihenhäuser entstehen. Außerdem war schon zu diesem Zeitpunkt ein Businesshotel mit Konferenzbereich und Parkhaus sowie ein Sportareal vorgesehen.

Bereits im März 2001 war ein Drittel der Abrissarbeiten zum Abschluss gekom-

men. Inzwischen sind alle ehemaligen Flugzeughallen und auch die Panzerwaschanlage von der Bildfläche verschwunden. Auf dem Golfplatz war im August 2002 der letzte Abschlag für das Prominententurnier, zu dem Prominente wie Rosi Mittermaier, „Kaiser“ Franz Beckenbauer, Otto Waalkes, Johannes B. Kerner und Ralph Siegel erschienen waren.

Die Planungen der „Herzo-World“ stellte „adidas“-Vorstand Michel Perraudin am 27. August 2003 vor. Ab dem 6. September 2004 wurde an einem bundesligatauglichen Fußballfeld mit Naturrasen, umrandet von einer sechsbahnigen 400-Meter-Kunststoffbahn nebst Dusche, Umkleide, Tribünen mit Sitzplätzen wie auch einem Lager für Sportgeräte gebaut. Im Juli 2005 konnte der Adi-Dassler-Sportplatz eröffnet werden. Dort sollen Sportler, die nach Herzogenaurach kommen, trainieren können. Die Anlage steht aber auch den Mitarbeitern von „adidas“ offen. Am 29. Mai 2006 wurde eine lebensgroße Bronzeskulptur von Adolf Dassler aus der Werkstatt des Bildhauers Josef Tabachnyk auf der Tribünenreihe des Adi-Dassler-Stadions aufgestellt.

Das „Ramada“-Hotel am Olympiaring, am 7. Juni 2006 seiner Bestimmung übergeben, firmiert jetzt als „Novina“-Hotel. Das Hotel verfügt über 300 Betten in 135 Comfort-Zimmern, zehn Executive-Zimmern sowie vier behindertengerecht ausgebaute Zimmer. Das Restaurant hat 150 Sitzplätze im Innenraum und 100 auf einer Terrasse sowie einen Konferenzbereich.

Am 10. Juni 2011 eröffnete „adidas“ sein hochmodernes Firmengebäude „Laces“. Für die Mitarbeiter wurde das Parkhaus Nordost am 28. Januar 2014 seiner Bestimmung übergeben.

Für das Wohngebiet „World of Li-

ving“ wurde im Jahr 2002 ein städtebaulicher Ideen- und Realisierungswettbewerb durchgeführt. Die Wohnbebauung soll in drei Inseln erfolgen, der nördlichste Abschnitt ist bereits zum größten Teil bebaut. Die ersten Bewohner des neuen Wohngebiets, die Familie Töpperwien, konnte am 15. September 2004 als erste auf der „Herzo-Base“ in ihr neues Haus einziehen. In diesem Wohngebiet konnte am 12. Oktober 2013 der Kindergarten St. Franziskus seiner Bestimmung übergeben werden, dessen Träger die Katholische Kirche ist. Am 31. Oktober 2013 war der Spatenstich für den Bauabschnitt II und III des Wohngebiets. Am 10. Oktober 2010 wurde auch eine der beiden Martersäulen, die ursprünglich am Eingang zur „Herzo-Base“ standen, wieder aufgestellt.

Inzwischen hat „adidas“ zusätzlich zu „Spikes“ (= Kammgebäude) noch die Gebäude „Allround“ (Versorgung), „The Shed“ (Schulung), „Stripes“ (Mitarbeiterrestaurant), „Consumer Center“ (ehemals „aBC“, „adidas BrandCenter“), „Gym“ (Sportanlage) und „Kindertagesstätte“, „Laces“ (Verwaltung), Parkhaus, Adi-Dassler-Sportplatz und Gebäude MNO errichtet.

Die Grundsteinlegung für den Fabrikverkauf von „adidas“, das „Factory-Outlet-Center“, war am 19. März 2002 durch „adidas“-Vorstand Michel Perraudin und „adidas“-Manager Michael Rupp mit zahlreicher Politprominenz. Das Richtfest konnte am 20. August 2003 gefeiert werden. Nach nur acht Monaten Bauzeit unter der Federführung von „adidas“-Pro-



Abb. 5: „Herzo-Base“ „Spikes“ „Make a difference“.

Photo: Manfred Welker.

*Abb. 6: „Herzo-Base“ „Factory Outlet“ Fußball Europameisterschaft 29.6.2008.
Photo: Manfred Welker.*



jktleiter Uli Krebs wurde das Gebäude am 14. November 2003 seiner Bestimmung übergeben. Die Eröffnung für die Öffentlichkeit war am 17. November 2003, als Gäste waren unter anderem Oliver Kahn und Uli Hoeneß gekommen. Dem Gebäude ist eine Großleinwand angeschlossen, auf der Zuschauer von einer gestaffelten Tribünenreihe aus bedeutende Sportereignisse verfolgen können.

Im Dezember 2003 wurde im Amtsblatt der Stadt Herzogenaurach der neue und gleichzeitig auch alte Name für den neuen Stadtteil von Herzogenaurach bekanntgegeben: „Herzo-Base“. Die neuen Schilder mit der Aufschrift „Herzo-Base“ wurden Ende Februar 2004 aufgestellt.

Dr. Manfred Welker aus Herzogenaurach ist promovierter Kunsthistoriker und hat eine Ausbildung zum Schlossermeister absolviert. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Seit 2002 Kreisheimatpfleger des Landkreises Erlangen-Höchstadt, engagiert sich Welker seit Jahren auf vielfältige Weise in seiner Heimatstadt Herzogenaurach und im Gebiet des Altmühlkreises Höchstadt a.d. Aisch. Sein Interesse liegt in der Dokumentation von Brauchtum und Tradition aber auch neuerer Zeitgeschichte. Seine Anschrift lautet: Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach, E-Mail: ManfredWelker@web.de.

Literatur:

Fränkischer Tag, diverse Ausgaben.
Nordbayrische Nachrichten, diverse Ausgaben.
Amtsblatt der Stadt Herzogenaurach, diverse Ausgaben.
Gotthard Lohmaier: Herzogenaurach – Militärstützpunkt für Hitlers Weltmachtträume. Geschich-

te des Fliegerhorstes (Teil I), in: Weisendorfer Bote 1996, S. 208–245.
Stadt Herzogenaurach (Hrsg.): Liebe Soldaten... Die „Herzo Base“. Vom Fliegerhorst zum Sportquartier. Herzogenaurach 2007.

Manfred Welker

Die Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena Herzogenaurach

Aus dem Häusermeer der Innenstadt von Herzogenaurach ragt neben dem Schlossgebäude vor allem der Turm und das große Dach der Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena heraus. Der Bau entstand im 14. Jahrhundert, wie dendrochronologische Untersuchungen ergaben. Besonders das mit zahlreichen Sternen bemalte, hölzerne Tonnengewölbe zieht den Blick der Betrachter auf sich. Zum Jubiläum „1.000 Jahre Herzogenaurach“ konnte im Jahr 2002 in der Stadtpfarrkirche eine neue Orgel der Firma Metzler Orgelbau AG aus Dietikon mit 3.100 Pfeifen, drei Manualen und Pedal sowie 45 Registern ihrer Bestimmung übergeben werden.

Geschichte Herzogenaurachs

Der Überlieferung nach soll im Jahr 686 der heilige Kilian an der Stelle des jetzigen Kiliansbrunnens in Herzogenaurach die ersten Bewohner der Gegend getauft haben. Die erste urkundliche Erwähnung fand Herzogenaurach dann als Königshof „*Uraha*“ Anno 1002. Der neu gewählte König Heinrich II. schenkte in diesem Jahr dem Stift Haug in Würzburg Besitzungen im Regnitzbecken, darunter eben auch „*aliud in forestum pertinens ad Vraha*“. Nachdem Heinrich II. das Bistum Bamberg im Jahr 1007 gegründet hatte, stattete er dieses 1021 auch im Tausch mit „*omnia praedia ad curtem Vraha*“ aus, d.h., allen Gütern, die zum Königshof Uraha gehörten.

Das Hochstift Bamberg blieb seitdem bis zur Säkularisation bestimmend für die

Entwicklung der späteren Stadt Herzogenaurach. Die Landesherren kümmerten sich auch stets um die bedeutendste Grenzstadt des südlichen, hochstiftisch bambergischen Landes.

In unmittelbarer Nachbarschaft des Königshofes entwickelte sich allmählich eine Siedlung, die, wie das Rechtsbuch des Bamberger Bischofs Friedrich von Hohenlohe aus dem Jahr 1348 erkennen lässt, als Stadt bereits von Mauern und einem nassen Graben umgeben war. Diese umfasste zwölf Lehengüter, 17 Hofstätten und zwei Schmiede. Die zwei heute noch bestehenden, mächtigen Stadttürme flankierten die Tore zu dieser Siedlung. Ein eigenständiger Kirchenbezirk besaß ebenfalls eine Umfriedung in Form einer Mauer.

Am 9. Februar 1409 genehmigte der Bamberger Bischof Albrecht Graf von Wertheim die Verstärkung dieser bestehenden Befestigung. Am 1. Juli 1409 erhielt die Stadt von König Rupprecht das Recht, zwei Jahrmärkte jährlich abhalten zu dürfen. Die innere Stadtmauer reichte für die Bevölkerungsentwicklung allerdings bald nicht mehr aus. Am 24. März 1450 erteilte der Bamberger Bischof Anton von Rotenhan die Genehmigung zu einem Ausbau der Stadtbefestigung.

Ein Anlass dafür dürfte der erste Markgräflerkrieg gewesen sein. Am 28. September 1449 hatten Nürnberger Truppen dicht unter den Mauern Herzogenaurachs die städtischen Viehherden gestohlen. Der Herzogenauracher Heimatforscher Luitpold Maier konnte aufgrund seiner Archivarbeit die Entstehung der äußeren Stadtmauer nachvollziehen.

Als vermutlich letzte Baumaßnahme erfolgte der Bau der Stadttore, mit denen der Mauerring geschlossen wurde. So konnte Maier die Errichtung des Stegtors 1497 nachweisen, das seinen Namen von einem ehemals hölzernen Steg über die Aurach erhielt. Mit dem Bau einer steinernen Brücke über die Aurach wurde erst 1544 begonnen.

Der Vorgängerbau: eine Martinskirche?

Bei Grabungen in der Stadtpfarrkirche in den Jahren 1904 und 1939 sowie 1949 kamen ältere Grundmauern zum Vorschein, die als Beleg für einen romanischen Vorgängerbau gewertet werden müssen. Das damalige Langhaus hatte 23,50 Meter lichte Länge und 8,10 Meter lichte Weite. Die Saalkirche war mit einer eingezogenen Apsis ausgestattet. Eine Kirche dieser Größenordnung setzt eine kleine Stadtgemeinde voraus, für die sie ausreichend war. Otto Meyer nimmt den heiligen Martin als Patron für diese Kirche an, da in Herzogenaurach bis in die heutige Zeit eine Martinikirchweih gefeiert wird.

Die Stadtpfarrkirche: ein Bau aus dem 14. Jahrhundert

Wie alt der Bau der Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena in Herzogenaurach ist, konnte bisher durch Archivalien nicht belegt werden. Das Bauwerk hat mit dem Chor eine Gesamtlänge von 45,90 Metern, die Breite des Langhauses beträgt 19 Meter. Auch über den Baufortschritt der jetzigen Kirche sind keine Unterlagen vorhanden.

Dennoch kann durch Stilkriterien eine schlüssige Einordnung erfolgen. Seit neuester Zeit hilft bei der Datierung allerdings die Dendrochronologie weiter. Für die

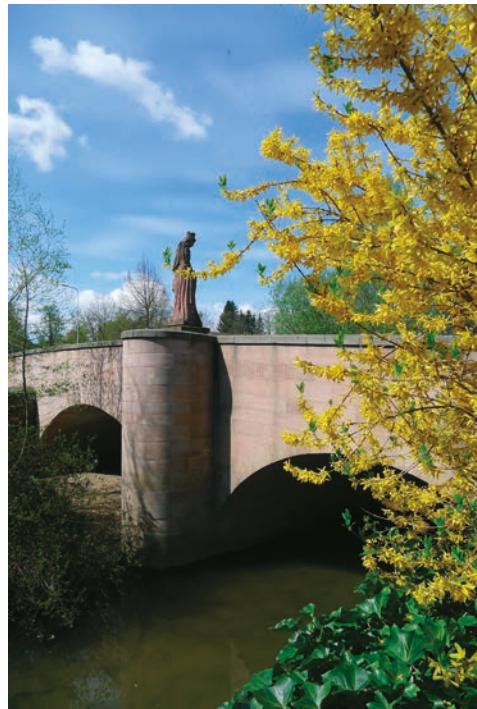


Abb. 1: Die steinerne Brücke über die Aurach.
Photo: Helmut Fischer.

Herzogenauracher Stadtpfarrkirche liegt seit wenigen Jahren das Ergebnis einer Jahrringanalyse des Dachgebälks durch die Otto-Friedrich-Universität Bamberg vor, das dessen genaue Datierung ermöglicht.

Dr. Ansgar Frenken war im Stadtbuch von Herzogenaurach, das zum Jubiläumsjahr 2002 erschien, noch auf Vermutungen angewiesen, wie alt die Stadtpfarrkirche sein könnte. Daher vermochte sein Datierungsvorschlag nur lauten: „*Der Chor, der älteste Teil des neuen Kirchengebäudes wurde bereits im ersten Drittel [des 14. Jahrhunderts] fertig gestellt. Mit dem Bau des Langhauses dürfte etwa um 1320/30 angefangen worden sein, vollendet wurde dieser Teil erst gegen 1400.*“

Kreisheimatpfleger Dr. Manfred Welker

knüpfte ein Jahr danach den Kontakt zu Diplom-Holzwirt Thomas Eißing vom Institut für Archäologie, Bauforschung und Denkmalpflege der Universität in Bamberg. Dieser war dann im Juni 2003 mit einer Studentengruppe im Dachstuhl der Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena in Herzogenaurach zu Untersuchungen. Dort verschaffte sich die Gruppe sogenannte Dendroproben aus dem Gebälk des Dachstuhls.

Die Dendrochronologie

Das dendrochronologische Verfahren beruht auf der Tatsache, dass Bäume jedes Jahr einen sogenannten „Jahresring“ zulegen und der Stamm dadurch dicker wird.

Die Summe dieser Ringe am Stamm, knapp über dem Boden, ergibt das Alter des Baumes. Die Stärke jedes einzelnen Jahresringes hängt jedoch von den Umwelteinflüssen ab. Feuchte Jahre ergeben einen dickeren Ring als trockene Jahre. Anhand dieses unterschiedlichen Wachstums ist es möglich, eine Wachstumskurve zu erstellen, die in Übereinstimmung mit bereits datierten Dendroproben von anderen Bauwerken gebracht werden kann. Angefangen hatte die Jahrringanalyse vor Jahrzehnten mit Eichen. Inzwischen existiert jedoch auch für die verschiedenen Nadelbäume aus dem Mittelalter eine durchgängige Wachstumskurve, in die jederzeit neu angefertigte Proben eingegliedert werden können.



Abb. 2: Die Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena.

Photo: Manfred Welker.

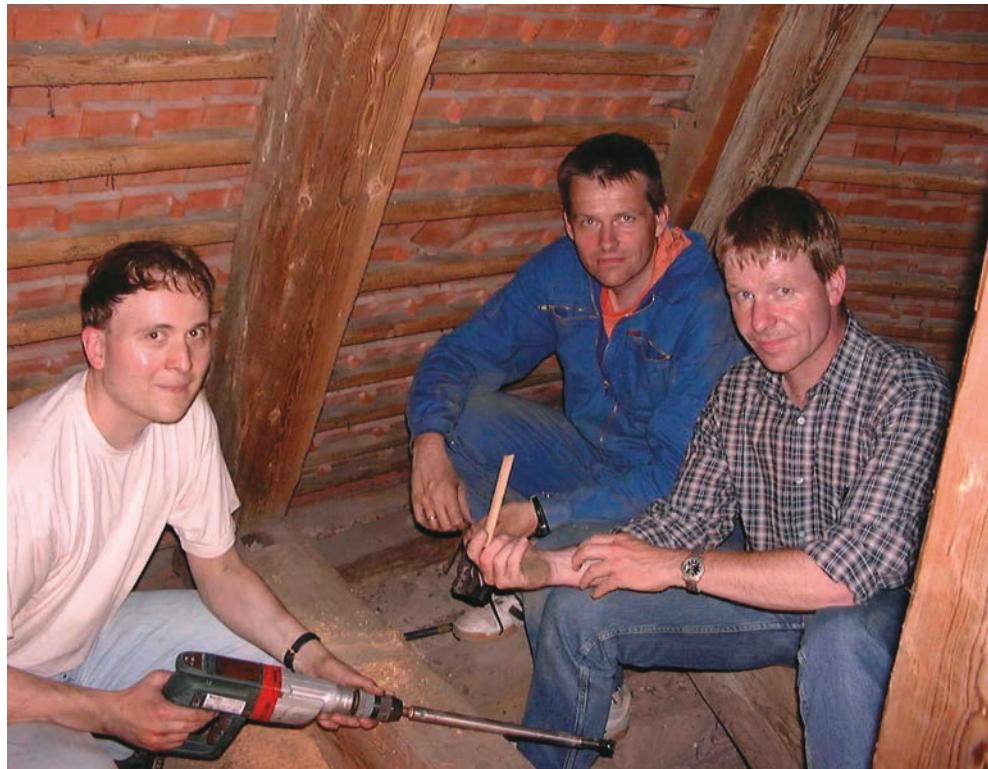


Abb. 3: Dipl. Holzwirt Thomas Eißing (Mitte) und Dr. Manfred Welker (rechts) bei der Dendrountersuchung im Dachstuhl der Stadtpfarrkirche am 23. Juni 2003.

Photo: Manfred Welker.

Zur Bestimmung des Fälldatums des Baumes ist eine sogenannte „Waldkante“ nötig. Als Waldkante wird der äußerste Jahresring direkt unter der Baumrinde bezeichnet. Dieser kann bei rechteckigen Balken an den Kanten stückweise als Rundung zu erkennen sein, welche die Zimmerleute aus Sparsamkeitsgründen stehen ließen. Mit diesem Ring endete das Baumwachstum zum Zeitpunkt des Fällens. Dies geschah meistens in der Winterzeit zwischen zwei Jahren, denn Holz wurde stets während dieser Ruhephase geschlagen, bevor der Saft wieder in die Bäume schießen konnte. Im darauf folgenden Frühjahr und Sommer wurde es frisch verarbeitet. Die

Zimmerleute richteten die Balken für ein Bauwerk zu. Dann wurden diese am Boden abgebunden, d.h., zusammengesetzt, dann zerlegt und anschließend das Dachgebälk auf dem Bauwerk, z.B. auf unserer Stadtpfarrkirche, wieder aufgerichtet.

Datierungen des Dachstuhls der Stadtpfarrkirche

Dass der Chor der Stadtpfarrkirche und das Langhaus unterschiedlichen Bauphasen angehören, war bereits durch stilkritische kunsthistorische Untersuchungen offensichtlich geworden. Jetzt allerdings lässt sich durch die Forschungen von

Eißing belegen, dass das Tannenholz für den Chor an der Jahreswende 1310/1311 gefällt wurde. Offensichtlich hatten die damaligen Verantwortlichen für die Pfarrei beschlossen, dass eine Vergrößerung der Kirche nötig geworden war.

Die ehemalige romanische Kirche, die bei Grabungen in den 1940er Jahren bestimmt werden konnte, erschien für den Pfarrsprengel zu klein. Das Patronat hatte bis zu diesem Zeitpunkt das Benediktinerinnenkloster in Kitzingen inne. Offensichtlich waren die Nonnen mit ihrem Kloster in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten, denn mit einer Urkunde vom 13. Juni 1337 trat die Äbtissin Gisela von Brauneck ihre Rechte an den Patrizier Konrad Groß von Nürnberg ab. Als Grund gab sie an, „er [habe] sie vor Judenthum gelöst, viel Leistgeld für sie bezahlt und das Kloster

vor verderblichem Schaden bewaret.“ Daraus ist zu schließen dass Groß das Kloster aus einer Verschuldung befreit hatte. Seine guten Finanzen sorgten dafür, dass der offensichtlich ins Stocken geratene Kirchenbau wieder aufgenommen werden konnte. Denn die Datierung der Hölzer des Langhauses belegt, dass diese an der Jahreswende 1340/1341 gefällt worden waren. Offensichtlich war das ganze Tannenholz für den riesigen Dachstuhl in einer einzigen Arbeitsaktion eingeschlagen worden. Den größten Teil machen insgesamt 72 Sparren aus sowie nochmals 72 Balken für die Schere, die jeweils zwei einander gegenüberliegende Sparren miteinander verbindet und das Auseinanderdriften verhindern soll.

Dabei legten die Zimmerleute des 14. Jahrhunderts offensichtlich großen Wert auf ausgesuchte, gradschäftige Tannen von ungewöhnlicher Qualität. Wie Eißing außerdem feststellen konnte, befinden sich am Dachstuhl Abbundzeichen für drei Etappen. Unklar ist jedoch, ob damit drei verschiedene Arbeitsgruppen ihr Werk, das jedoch innerhalb eines Jahres fertiggestellt werden konnte, zeichneten. Eine weitere Möglichkeit besteht darin, dass das Dachwerk auf drei Jahre verteilt aufgerichtet wurde. Mit der Schließung der Dachhaut konnte die Kirche dann für Gottesdienste genutzt werden. Der Dachstuhl folgt dem Schema des goldenen Saals im alten Rathaus von Nürnberg aus der Zeit um 1332. Die Scherenkonstruktion des sogenannten Schwerterdachs mit Königssäule wird von einer Holztonne verdeckt.

Tatsache ist jedenfalls, dass auch in der Jetzzeit Hochachtung vor den handwerklichen Fertigkeiten der Zimmerleute früherer Jahrhunderte angebracht ist. Diese vollendeten allein damit, ohne große technische Hilfsmittel – vor allem ohne einen

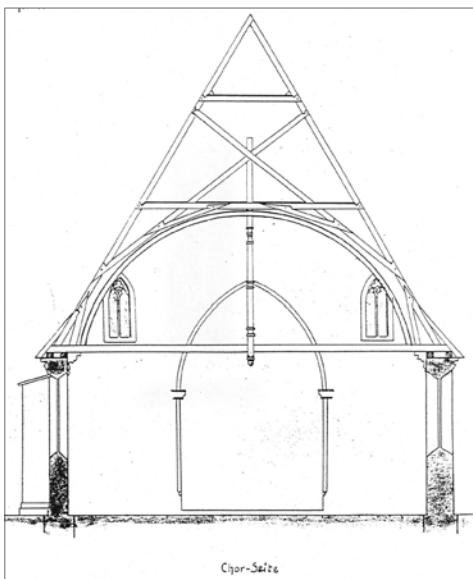


Abb. 4: Stadtpfarrkirche, Querschnitt mit der Konstruktion des Daches,

aus: Eduard Rühl: Herzogenaurachs mittelalterliche Bau- und Kunstdenkmäler (Diss.). Erlangen 1921, Blatt VI.

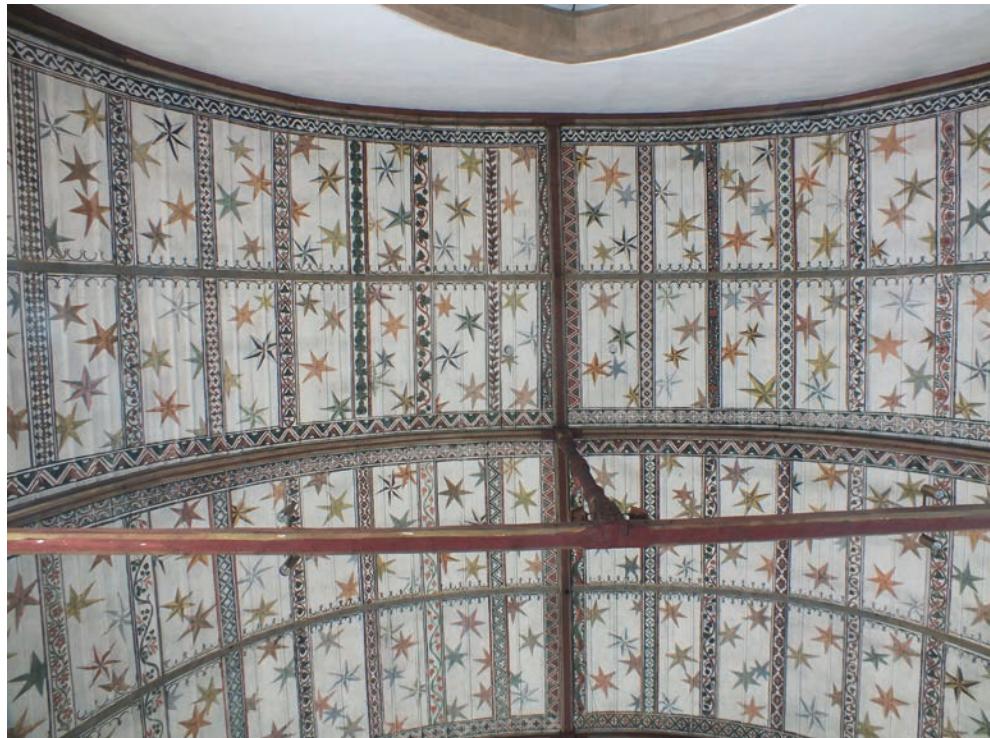


Abb. 5: Stadtpfarrkirche, Tonnengewölbe mit Sternenhimmel.

Photo: Manfred Welker.

modernen Kran – dieses riesige Dachwerk, um dem Gottesvolk des Herzogenauracher Pfarrsprengels einen Raum für den Gottesdienst zu geben. Denn vor der Reformation gehörten zum hiesigen Pfarrsprengel außer der Stadtbevölkerung Herzogenaurachs noch die Ortschaften Beutelsdorf, Buch, Burgstall, Dondorflein, Falkendorf, Hammerbach, Haundorf, Hauptendorf, Höfen, Kreppendorf, Nankendorf, Niederndorf, Obermichelbach, Puschendorf, Retzelfembach, Rothenberg, Steinbach, Tuchenbach, Untermichelbach, Veitsbronn, Welkenbach und Zweifelsheim. Bis 1827 wurde der Kirchenplatz auch als Friedhof für die eingepfarrten Dörfer genutzt.

Durch die Untersuchung hat es sich gezeigt, dass die Stadtpfarrkirche in Her-

zogenaurach vermutlich das älteste bestehende Bauwerk in unserer Region ist. Vor allem wurden am baulichen Bestand in späteren Zeiten kaum Eingriffe vorgenommen, wie es an anderen Gotteshäusern geschah. Das Kirchengebäude steht nahezu unverändert so vor uns, wie es unsere Vorfahren im 14. Jahrhundert errichtet haben.

Der Turm der Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena in Herzogenaurach wurde mit der Westfassade aus Sandstein bereits im 14. Jahrhundert erbaut. Das obere Geschoss mit der Glockenstube setzte man zu einem späteren Zeitpunkt als Fachwerkgeschoss auf, dessen Gefache ausgemauert und schließlich verputzt wurden. Die Mauerlatte und die Eckstützen wurden in

Eiche ausgeführt, Rähm, Mittelstütze und Ansteifungen waren in Fichte hergestellt. Darauf findet sich das Holzgerüst des Turmhelms, das 1932 mit Kupferblech verkleidet wurde.

Am 15. Februar 2012 war im Turm der Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena in Herzogenaurach der Klöppel der großen Glocke beim Totengeläut gebrochen. Bei einer routinemäßigen Überprüfung wurden feine Haarrisse an zwei Glocken festgestellt. Diese müssten, wie es hieß, in einer Spezialwerkstatt geschweißt werden, um die Glocken noch möglichst lang zu erhalten. Die Glocken wurden dann am 5. Oktober 2012 durch die Firma Bayreuther Turmuhrwerke aus dem Turm heruntergeholt.

Die Große Feuerglocke, gegossen 1651 in „Vorheim“, hat folglich in der Gießhütte in Forchheim das Licht der Welt erblickt. Sie hat ein Gewicht von rund 1.056 kg. Vom Turm heruntergelassen wurde auch die kleinere, ältere Marienglocke mit der Aufschrift „M°CCCC°XXV°“. Sie entstand also im Jahr 1425 und hat ein Gewicht von 605 kg.

Mit Hilfe des Gerüstes wurden auch die Westfassade und der Turm genauer unter die Lupe genommen. Bei diesem Anlass stellte man Schäden am Glockenstuhl und am Mauerwerk fest. Eine größere Reparatur stand daher an. Zum einen musste die Fassade saniert werden, zum anderen wurde ein neuer Glockenstuhl eingebaut.

Da die Westfassade der Witterung stark ausgesetzt ist, hatte der Zahn der Zeit daran genagt. Es galt, durch eine Spezialfirma lockeres Fugenmaterial entfernen zu lassen und Fehlstellen der Sandsteine mit Steinergänzungsmasse auszubessern. Ausgebessert werden musste auch der Ortsgang. Da sich außerdem Verschiebungen in der Fassade gebildet hatten, wurden diese in einem weiteren Arbeitsgang ver-

presst. Wie sich herausgestellt hat, haben Glockenstühle aus Stahl lediglich eine Lebensdauer zwischen 50 und 60 Jahren. Denn der Stahl rostet, und es können bei starker Rostentwicklung sogar Schrauben oder Nieten abgesprengt werden. Daher wurde der aus Stahlteilen errichtete Glockenstuhl demontiert. Die zwei kleineren Glocken hängte man mit Schwerlastgurten im Dachstuhl des Turmes auf.

Ein hölzerner Glockenstuhl hat neben seiner langen Lebensdauer noch einen weiteren Vorteil. Da er nicht völlig starr ist, „federt“ er die Schwingungen der Glocken besser ab und überträgt sie nicht so stark auf den Turm. Dadurch ist dessen Stabilität besser gewährleistet. Die neuen Fachwerkbestandteile des obersten Turmgeschosses sind vollständig aus Eichenholz. Bevor er im Turm eingebaut werden konnte, wurde das Fachwerk zu ebener Erde zusammengesetzt, d.h., abgebunden und dann wieder zerlegt.

Da es im Turm eng zugeht, mussten die Bestandteile aus schwerer Eiche millimetergenau durch das enge Turmfenster in den Turm „eingefädelt“ und dann an Ort und Stelle positioniert werden. Erst nachdem alle Bestandteile am Platz verbaut waren, konnte das Gefache ausgemauert werden. Danach konnte der neue Glockenstuhl aus Eichenholz um die Glocken herum gebaut und die Glocken dann eingefügt werden. Als Gesamtkosten waren 280.000 Euro veranschlagt.

Nach dem Abschluss der umfangreichen Arbeiten konnte Stadtpfarrer Helmut Hetzel am Freitag, den 22. August 2014, die Glocken wieder in Gang setzen. Hetzel ließ vom Schaltschrank in der Sakristei aus zunächst jede Glocke einzeln läuten, um dann das komplette Glockengeläute über der Stadt ertönen zu lassen. „Jetzt läuten heute alle vier Glocken, wie zum Festtagsge-



Abb. 6: Stadtpfarrkirche, Innenansicht.

Photo: Manfred Welker.

läute!“, meinte Hetzel nur. Er hoffte, dass dies wieder Jahrhunderte lang möglich sein wird. Hetzel dankte allen Beteiligten für ihre Mithilfe, dem Statikbüro Welker, dem Architekturbüro Popp und Hain, den Zimmerleuten, der Bayreuther Turmuhrenfirma, dem Gerüstbauer, Steinmetz und Sanierungsfirma sowie Dipl. Ing. Oleg Weißbach, der mit umfangreichen Maßnahmen die Statik des Turms entscheidend verbessert hatte.

„Die Kirche mit ihrem Turm ist wichtig für die Zusammenkunft der Gläubigen, die in den Gottesdienst gehen, aber auch ein Stück Kulturgut der Stadt Herzogenaurach!“, so Hetzel weiter. Die Glocken und der Turm haben ihre Bewährungsprobe, eine

halbe Stunde lang zu läuten, auf jeden Fall bestanden.

Der Glockenstuhl aus Eichenholz, der von der Firma Holger Krauss aus Leutershausen eingebaut wurde, trägt die Last der Glocken wie geplant. Die Glocken haben nach ihrer Sanierung wieder ihren alten Klang. Inzwischen werden die Glocken durch Linearmotoren angetrieben. Diese Form des Antriebs wird dann gewählt, wenn es im Glockenstuhl eng zugeht. Denn verglichen mit dem Vorgängerglockenstuhl aus Stahl ist der jetzige Glockenstuhl aus Eichenholz massiver und nimmt mehr Platz im Turminnern ein. Die Linearmotoren für die Herzogenauracher Pfarrkirche wurden in Nürnberg

bei der Firma Antriebstechnik Baumüller hergestellt.

Die Klöppel für die Glocken wurden im Rottaler Hammerwerk Eduard Wensauer GmbH & Co KG in Anzenkirchen gefertigt. Im ältesten und traditionsreichsten Betriebsteil der Firma werden Glockenklöppel in vielen Größen hergestellt und an Glockengießer und Kirchturmtechniker in ganz Europa ausgeliefert. Die Firma verfügt über Erfahrung von mehr als 50 Jahren. Für die Klöppel wird ein besonders weicher Stahl verwendet und daraus für jede Glocke ein individuelles Exemplar angefertigt, um jeder Glocke den gewünschten Ton zu entlocken, ohne beim Anschlagen Schäden zu verursachen.

Dr. Manfred Welker aus Herzogenaurach ist promovierter Kunsthistoriker und hat eine Ausbildung zum Schlossermeister absolviert. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Seit 2002 Kreisheimatpfleger des Landkreises Erlangen-Höchstadt, engagiert sich Welker seit Jahren auf vielfältige Weise in seiner Heimatstadt Herzogenaurach und im Gebiet des Altlandkreises Höchstadt a.d. Aisch. Sein Interesse liegt in der Dokumentation von Brauchtum und Tradition aber auch neuerer Zeitgeschichte. Seine Anschrift lautet: Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach, E-Mail: ManfredWelker@web.de.

Literatur:

- Ansgar Frenken: Eck- und Wendepunkte der Frühgeschichte Herzogenaurachs. Von den ersten Anfängen bis zur Reformation, in: Stadtbuch Herzogenaurach. Herzogenaurach 2002, S. 13–45.
Hanns Hubert Hofmann: Herzogenaurach, die Geschichte eines Grenzraumes in Franken (= Schriften des Instituts für fränkische Landesforschung an der Universität Erlangen. Historische Reihe, Bd. 2). Nürnberg 1950, S. 124–130.
Heinrich Mayer: Zur Baugeschichte der Pfarrkirche und der Marienkapelle zu Herzogenaurach, in: Valentin Fröhlich (Hrsg.): Herzogenaurach. Ein Heimatbuch. Herzogenaurach 1949, S. 140–151.

Otto Meyer: Uraha Sacra. Vom Geist der Frömmigkeit im spätmittelalterlichen Herzogenaurach, in: Valentin Fröhlich (Hrsg.): Herzogenaurach. Ein Heimatbuch. Herzogenaurach 1949, S. 107–133.

Eduard Rühl: Herzogenaurachs mittelalterliche Bau- und Kunstdenkmäler (Diss.). Erlangen 1921, S. 112–136.

Mitteilung Dipl. Holzwirt Thomas Eißing (Abteilung Bauforschung und Denkmalpflege/Dendrochronologie am Institut für Archäologie, Bauforschung und Denkmalpflege der Otto-Friedrich-Universität Bamberg) vom 22. Juli 2003.

Manfred Welker

Herzogenaurach und seine Tuchmacher, eine „industriöse Staatsbürgerklasse“

Bereits im ausgehenden Mittelalter lieferten Tuchmacher aus Herzogenaurach ihre Waren nach Nürnberg. An ihre Tätigkeit erinnern noch Namen wie Tuchmachergasse, Rahmberg, und Wiwaweiher. Die meisten Mühlen in und um Herzogenaurach waren zu Walkmühlen umgebaut worden. Einigen Firmen gelang sogar der Schritt vom Handwerks- zum Industriebetrieb. Der Niedergang war aber nicht aufzuhalten und zog sich von der Zeit des Ersten Weltkriegs bis in die 1960er Jahre hin.

Herzogenaurach war jahrhundertelang eine Tuchmacherstadt. Namen wie Tuchmachergasse, Rahmberg und Wiwaweiher sind darauf zurückzuführen. Aber auch der Familienname Welker, teilweise als Wellcker, Weleckher, Wellacher geschrieben, röhrt von „walken, der Walker“ her. Ebenso gehen Hausnamen wie „Färber“ auf diesen starken Berufszweig zurück. Nur wenigen Betrieben, wie der Tuchmacherei Wirth, gelang der Schritt vom Handwerks- zum Industriebetrieb. Seit 1499 war der Familienname Wirth mit dem Tuchmacherhandwerk verbunden.



Abb. 1: Die Heinrichsmühle.

Photo: Manfred Welker.



Abb. 2: Tuchmacher bei der Arbeit. Fenster im Alten Rathaus von Herzogenaurach. Glasmalereien der Firma Bringmann & Schmidt aus Coburg, 1940.

Photo: Manfred Welker.

In Herzogenaurach blühte das Gewerbe bis weit in das 19. Jahrhundert. Die Tuche wurden zu Beginn in Nürnberg und Fürth, später auch in Erlangen abgesetzt. Zur Weiterverarbeitung der gewebten Tücher wurde bereits 1519 eine Tuchwalke in der Stadtmühle eingerichtet. Im Jahr 1567 bewilligte der Bamberger Dompropst Michael von Lichtenstein, dass die Färber und Tuchmacher eine Walkmühle (die Neumühle) unter dem Dorf Büchenbach an der Regnitz einrichten durften. Bereits 1541 ist in der Eichelmühle, 1590 auch in der Niederndorfer Mühle eine Tuchwalke erwähnt, 1774 ebenfalls in der Eckenmühle und in der Heinrichsmühle.

Die ersten Tuchrahmen wurden bereits 1451 genannt, 1487 der Romgarten

(= Rahmberg). Hier herrschte reger Betrieb, wenn die Tücher zum Trocknen aufgespannt wurden. Die Meister mussten für jede Rahm jährlich 3 Pfund als Zins reichen.

Die Zunftordnung schrieb für die Tuchmacher bis zu vier Lehrjahre vor. Erst danach konnte der frischgebackene Geselle auf Wanderschaft gehen, „... *eine heilsame Einrichtung für die Jugend, die erfahrene und tüchtige Männer hervorbringen musste ...*“, wie der Herzogenauracher Luitpold Maier es formulierte. Erhalten gebliebene Wanderbücher zeigen, dass die Herzogenauracher Tuchmacher nach Sachsen, Böhmen und Österreich walzten und vor allem in der Winterszeit mehrere Wochen bei einem Meister in Arbeit standen. Die

Strecken wurden zu Fuß zurückgelegt, erst nach ein oder zwei Jahren kamen sie wieder in ihre Heimatstadt zurück, wo sie dann das Meisterrecht erwarben und um das Bürgerrecht nachsuchten. Ausnahmen waren aber möglich. Der Tuchmachergeselle Jakob Luhmayer, geboren 1798, war von 1820 bis 1852 ständig in der Fremde.

1761 waren folgende Meister bzw. Meisterswitwen in der Zunft der Tuchmacher eingeschrieben: Georg Bauer, Johann Bauer, Konrad Bauer, Augustin Daigfuß, Georg Daßler, Adam Dummers Witwe, Augustin Dummer, Melchior Dummer, Nikolaus Dummers Witwe, Conrad Fischers Witwe, Hans Fischer, Hans Konrad Fischer, Jakob Fischers Witwe, Johann Fischer, Valentin Fischer, Michael Größel, Hans Wolf Hüttinger, Franz Kaschenreuther, Otto Kaschenreuther, Nikolaus Kreß, Hans Linhard Röder, Matthäus Röder, Georg Friedrich Weiß, Hans Peter Weiß, Carolus Weiß, Friedrich Wirth, Franz Welkers Witwe, Thomas Welkers Witwe, Jakob Welker, Georg Wirth, Georg Wirths Witwe, Hans Wirth, Konrad Wirth, Valentin Wirth, Johann Winterlein und Johann Zimmerer.

Franz Adolph Schneidawind lieferte in einer Beschreibung ein Bild der Tuchmacher in Herzogenaurach für das Jahr 1785. Das Handwerk verzeichnete 26 Meister mit so bekannten Namen wie Daßler, Fischer, Welker, Wirth und Zimmerer. Sie verarbeiteten damals mit Hilfe von 42 Gesellen und 184 Spinnern insgesamt 638 Zentner Wolle. Bei 30 Gulden pro Zentner im Einkauf, stellten sie 923 Stück Flanell her, das Stück zu 20 Gulden. Insgesamt 18.460 Gulden Verkaufserlös wurden daraus erzielt.

Im gesamten Jahr stand dem Einkauf in Höhe von 19.140 Gulden der Verkaufserlös in Höhe von 33.556 Gulden gegen-

über. „*Die Herzogenauracher Tuchmacher gewannen hiemit in diesem einzigen Jahre [1785] dem Staate die Summe von 14.416 fl. [Gulden]*“, resümierte Schneidawind diesen positiven Geschäftsvorgang für das Hochstift Bamberg. Johann Kaspar Bundschuh griff die Zahlen von Schneidawind auf und vermerkte im Jahr 1800: „*Blühend sind die Tuchmanufakturen. Sie verarbeiten meistentheils ausländische Wolle, die sie aus dem Ansbachischen, Bayreuthischen, Ritterschaftlichen, Schwarzenbergischen und Deutschordischen beziehen. Die Verarbeitung derselben geschieht theils für einheimisches Bedürfnis, theils für Fürther, Erlanger und Nürnberger Abnehmer. Gegen 30 Meister geben mehr als 200 Menschen Arbeit, die sie theils als Gesellen halten, theils als Spinner fördern. Der jährliche Einkauf steigt auf 19–20.000 fl. Der Werth der jährlich daraus verarbeiteten Tücher, Flanelle, Friese, Voy und Multon, besonders aber des aus Wolle gesponnenen feinen Garnes, beträgt an 33–34.000 fl. Diese industriose Staatsbürgerklasse gewinnt also dem Lande jährlich über 15.000 fl. Die Tücher werden größtentheils in Nürnberg abgesetzt, in welcher Stadt die Herzogenauracher Tuchmacherzunft das Recht hat, wochentlich 3 Tage mit ihren Tüchern feil zu haben.*“ Ähnlich schrieb Johann Baptist Roppelt 1801 zu Herzogenaurach: „*Die Einwohner haben unter andern einen großen Verdienst durch Wollenspinnen, sowohl für dasige, als auch für die Erlanger, Fürther und Nürnberger Fabriken, und man zählt 30 Tuchmacher und Zeugmacher ...*“

In den Jahrbüchern der Stadt Herzogenaurach für die Jahre 1835 und 1836 findet sich das Gewerbsrecht für verschiedene Betriebe aufgelistet, die eine unterschiedliche Anzahl von Mitarbeitern beschäftigt hatten. Danach gab es drei Färber, 13 Leinenweber (stellten ausschließlich

Leinwand her), 56 Tuchmacher (stellten ausschließlich fein gewalkte und gerauhte Wollgewebe her), 17 Zeugmacher (Handwerker, die reine Schafwolle verarbeiteten) und bereits zwei Maschinen-Wollenspinnereien.

Die Tuchmacher, die den größten Anteil in diesem Handwerkszweig stellten, hatten zwar keine eigenen Zunftstäbe, aber sie stifteten einen Kronleuchter bzw. Meisterleuchter in die Stadtpfarrkirche. Noch im Jahr 1866 wurde eine neue, hellblaue Zunftfahne geweiht. Durch die Vorsteher Philipp Bauer und Werner Wirth wurden aus Lyon die benötigten 96 Ellen Stoff à 7 fl. (Gulden) 30 kr. (Kreuzer) über Nürnberg bezogen und am 22. Mai 1866, am 3. Pfingstfeiertag, von mehr als 50 Meistern begleitet in die Stadtpfarrkirche getragen, wo sie Stadtpfarrer Michael Störcher segnete.

Für den Zeitraum um das Jahr 1886 finden sich in Leuchs Adressbuch rund 100 Tuch- und Zeugmacher angegeben. Fabriken zur Herstellung von Filztuch, Joppenstein, Decken- und Schweizerloden waren August Fischer (mit der Spezialität Schweizerloden, gegründet 1840), Michael Galster Junior (gegründet 1836), Johann Galster, Georg Kaiser (gegründet 1843), Josef Peetz, Heinrich Peetz, August Wirth (auch Diagonale, gegründet 1864) und Christ. Wirth (gegründet 1861).

Unter Flanelle-, Joppenstein-, Decken- und Schweizerlodenfabrik finden sich verzeichnet: F.I. Daigfuss (gegründet 1853), Adam Dickas (gegründet 1820), J.G. Finch (sic!) (gegründet 1867), Heinrich Kaiser (gegründet 1861), Alois Welcker und Johann Zimmerer (gegründet 1848). Flanellfabriken betrieben Johann Daigfuß, August Dassler (gegründet 1856), Georg Dummer, Adam Dummer und Johann Zimmerer. Unter Wollenspinnereien mit

Walk- und Raumaschine finden sich F. Bitter & Co. (wasserbetrieben, gegründet 1852), F.I. Daigfuss & Co (gegründet 1872), Fr. Mayer & Co (dampfbetrieben, gegründet 1881), M. Seeberger & Co (gegründet 1832) und August Wirth & Co (gegründet 1866).

Noch im Jahr 1897 schrieb Wilhelm Götz in seinem Handbuch von Bayern: „.... die Tuchmacherei beschäftigt noch viele, besonders die Herstellung von Filzschuhen, für welche auch 1 Fabrik vorhanden ist; desgl. gibt es mehrere Streichgarnspinnereien und Färbereien ...“ Dabei handelte es sich vermutlich um die Firma Dickas und Compagnie, die im Jahr 1881 an der Würzburger Straße errichtet worden war.

Eine Zäsur für die Tuchmacher in Herzogenaurach brachte der Erste Weltkrieg (1914–1918). Solange die Fabriken der Herzogenauracher Tuchindustrie gut ausgelastet waren, verdienten sie auch als Zulieferer für das deutsche Heer gut. Aber im Verlauf des Krieges musste die Wollwarenfabrik Wirth und Söhne schließen.

Ähnlich erging es einem Tuchmacherkonsortium auf der Eichelmühle. Dort war bereits 1833 eine Spinnerei eingerichtet worden. Am 18. April 1902 wurde der Gesamtbesitz von Johann Kaiser und Konsorten um 23.000 Mark an ein Tuchmacherkonsortium, bestehend aus Heinrich Galster, Michael Dassler, Michael Anton Dickas, Johann Dummer junior und Johann Dummer senior verkauft. Im Kataster findet sich dazu vermerkt: „Die Eichelmühle mit der radizierten Mühlgerechtigkeit auf zwei Gängen, dann angehängter Walzmühle und Walke mit einem Triebrad und angebauter Radstube. Ein zweistöckiges Wohnhaus, abgesonderter Stadel mit hierin befindlichen zwei Stallungen, alleinstehendes Farbhaus, Brunnen, Backofen und Hofraum.“



Abb. 3: Die Wollwarenfabrik Wirth, An der Schütt 12.

Diese Tuchmachergenossenschaft auf der Eichelmühle löste sich im Jahr 1917 auf. Das Seraphische Liebeswerk in Altötting erwarb auf Betreiben von Pater Cyprian Fröhlich die Mühle für das Liebfrauenhaus, um Strom zu erzeugen. 1970 wurde die Mühle wegen Baufälligkeit abgebrochen.

Beschäftigung fanden arbeitslos gewordenen Tuchmacher aus Herzogenaurach in der Nürnberger Rüstungsindustrie. Im Jahr 1917 waren es 95 Arbeiter, gegenüber 31 im Jahr 1913. Luitpold Maier berichtete im Jahr 1928, dass die Tuchmacherei als Handarbeit bereits seit zehn Jahren ausgestorben sei. Seitdem wurde sie in Herzogenaurach nur noch fabrikmäßig, nämlich von der Firma Wirth, betrieben. Die Familie Wirth wurde im Jahr 1499 erstmals im Zusammenhang mit der Tuchmacherei

erwähnt. Unter den nur zehn, im neu angelegten Meisterbuch (1669–1699) eingeschriebenen Meistern finden sich allein vier Wirth: Hans der Ältere 1669, Franz 1671, Hans der Mittlere 1679 und Hans der Jüngere 1697. Im Jahr 1872 entstand dann die Wollwarenfabrik Firma Wirth & Söhne, die 1873 und 1882 auf der Bayerischen Landesausstellung für ihre Erzeugnisse prämiert wurde. Außerdem wurde ihr im Jahr 1898 der Ehrentitel „Hoflieferant“ verliehen.

Ein Betriebszweig der Firma Wirth war auch in der Heinrichsmühle untergebracht. 1348 gehörten die drei Mühlen in Herzogenaurach mit allen Rechten zum Amt Herzogenaurach. 1516 gehörten zur Fraisch Herzogenaurach auch die „*Happendorfer Mühl*“ (d.h. Heinrichsmühle). Am 30. Dezember 1652 wird

eine Schneidsäge auf der Heinrichsmühle erwähnt. Unter Müller Werner Wegner wird 1740/1741 die Mühle wie folgt beschrieben: „*Ein mühl mit 3en mahlgängen samt Einer Säg, neben Häuslein, Stadel, u. Hofraith, Castenlehen, dazu gehören 1 1/2/4 morgen Garten und 1 1/2 tagwerck wiesen ... 575 fl.*“

Bei Johann Baptist Roppelt wird die Heinrichsmühle 1801 wie folgt charakterisiert: „*Ist eine mit Haus, Stadel, Nebenhaus, 2 Mahlgängen, einem Schneidegang und einer Walke für Zeugmacher versehene Mühle, welche dem Amt Herzogenaurach zent-, lehen-, vogtei- und steuerbar ist.*“ Am 25. Januar 1852 brannte die Mühle ab. Betroffen waren das Wohngebäude des Müllermeisters Joseph Deuring und im Nebengebäude die Spinnmaschine der Tuchmachermeister Franz Bitter und Konsorten, an der zwölf Tuchmachermeister beteiligt waren. Die Maschine war erst seit einem viertel Jahr in Betrieb. Der Verlust der Maschine schlug mit 8.000 Gulden zu Buche, dazu kamen noch der Verlust an Wolle und Garn im Wert von 1.000 Gulden.

Nach dem Brand wurde das Mühlengebäude 1852 neu errichtet, wie die Inschrift über dem Türsturz „[Joseph] 1852 D[euring]“ erkennen lässt. Vor 1904 findet sich im Kataster vermerkt: „*Die Heinrichsmühle, ein zweistöckiges Wohnhaus, Mühlgebäude, worinnen 2 nach englischer Art neu eingerichtete Mahlgänge und eine Maschinerie für Tuchmacherei sich befindet,*

abgesonderter Stadel nebst einem Wurzgarten im Hofraum.“

Seit Februar 1904 war die Heinrichsmühle im Besitz des Liebfrauenhauses. Das Wasser von der Quelle beim Galgenhof wurde zur Mühle geleitet und dann zum Liebfrauenhaus gepumpt. Im Jahr 1920 kaufte die Firma Wirth und Söhne die Heinrichsmühle für deren Spinnerei. Am 16. April 1945 wurde die Mühle im Verlauf der Kriegshandlungen in Brand geschossen. Der Wiederaufbau erfolgte von 1948 bis 1950. Nach dem Tod von Fritz Wirth im Jahr 1969 wurde der Spinnereibetrieb eingestellt. Damit war eine jahrhundertelange Handwerkstradition in Herzogenaurach zu Ende gegangen.

Dr. Manfred Welker aus Herzogenaurach ist promovierter Kunsthistoriker und hat eine Ausbildung zum Schlossermeister absolviert. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Seit 2002 Kreisheimatpfleger des Landkreises Erlangen-Höchstadt, engagiert sich Welker seit Jahren auf vielfältige Weise in seiner Heimatstadt Herzogenaurach und im Gebiet des Altlandkreises Höchstadt a.d. Aisch. Sein Interesse liegt in der Dokumentation von Brauchtum und Tradition aber auch neuerer Zeitgeschichte. Seine Anschrift lautet: Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach, E-Mail: ManfredWelker@web.de.

Literatur:

Johann Kaspar Bundschuh: Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Franken ... 2. Bd. Ulm 1800, Sp. 637–638.

Bernhard Dietz: Das Herzogenauracher Stadtarchiv, in: Herzogenauracher Heimatblatt, 2. Jg.

Nr. 18 (3. September 1927) [künftig zitiert: HHbl].

Wilhelm Götz: Geographisch-Historisches Handbuch von Bayern. München 1897, S. 147.

Hanns Hubert Hofmann: Herzogenaurach. Die Ge-

- schichte eines Grenzraumes in Franken. Nürnberg 1950.
- C. Leuchs: Leuchs Adressbuch aller Länder der Erde, der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden, Gutsbesitzer etc. etc. Zugleich Handelsgeographie, Produkten- und Fabrikanten-Bezugs-Angabe. Band 1. Königreich Bayern. (11te Ausgabe für 1882 bis 1886). Nürnberg [1886], S. 39.
- Luitpold Maier: Aus dem Wanderbuche des Herzogenauracher Tuchmachers Jakob Luhmayer, in: HHbl, 3. Jg. Nr. 1 (7. Januar 1928) u. 3. Jg. Nr. 2 (21. Januar 1928, Fortsetzung).
- Luitpold Maier: Unsere alten Herzogenauracher Tuchmacher, in: HHbl, 3. Jg. Nr. 17 (6. Oktober 1928).
- Luitpold Maier: Die Zunft der Herzogenauracher Tuchmacher 1669–1867, in: HHbl, 8. Jg. Nr. 7 (im Juli 1933).
- Luitpold Maier: Allgemeines über die Herzogenauracher Zünfte, in: HHbl, 9. Jg. Nr. 4 (im April 1934).
- Luitpold Maier: Alte Mühlen im Herzogenauracher Gebiet, in: HHbl, 13. Jahrgang Nr. 1–7 (1938).
- Luitpold Maier: Die Tuchmacherei, seit 450 Jahren traditionelles Gewerbe in der Familie Wirth, in:
- Valentin Fröhlich (Hrsg.): Herzogenaurach. Ein Heimatbuch. Herzogenaurach 1949, S. 93–99.
- Johann Baptist Roppelt: Historisch-topographische Beschreibung des Kaiserlichen Hochstifts und Fürstenthums Bamberg nebst einer neuen geographischen Originalcharte dieses Landes in 4 Blättern. 2 Teile zus.gedr. Erste Abtheilung, nördlicher Theil. Zweyte Abtheilung südlicher Theil. Nürnberg 1801, S. 596–599 u. 601, 604.
- F[ranz] A[dolph] Schneidawind: Versuch einer statistischen Beschreibung des kaiserlichen Hochstifts Bamberg (Zwei Teile). Bamberg 1797. Beylage XXIV.
- Fritz Spieß: Die Aurach von der Quelle bis zur Mündung. Cadolzburg 1997.
- Karl Ernst Stimpfig: Die Mühlen an der Aurach, eine Dokumentation in Wort und Bild. Herzogenaurach 2004.
- Topographisch-statistisches Handbuch des Königreichs Bayern nebst alphabetischem Ortslexikon (= Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, Bd. 5). München 1868, Sp. 873.
- Vollständiges Ortschaften-Verzeichnis des Königreichs Bayern. München 1877, Sp. 1047–1048.
- Jahrbücher der Stadt Herzogenaurach. Erstes Heft, Jg. 1835/1836. Erlangen [1837], S. 7–8.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturstiftung Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

Ich berate Sie gerne, kostenfrei und unverbindlich!

**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**



Manfred Welker

Das „Fränkische Pirmasens“ – Herzogenaurach und seine Schuhbuden

Durch den Niedergang der handwerklichen Weberei verlagerten sich die Herzogenauracher allmählich auf die Schuhherstellung. Pionier war Georg Denkler, der im Jahr 1852 mit der Filzschuhproduktion begann, zunächst in Heimarbeit für Fabrikant Ordenstein in Nürnberg. Nach dem Konkurs dieser Firma produzierte die inzwischen stark angewachsene Zahl der Arbeiter in Herzogenaurach für Max Brust, dessen Firma später mit der von Louis Berneis fusionierte. Zusätzlich entstanden zahlreiche Firmen in Herzogenaurach, die bekanntesten sind „PUMA“ und „adidas“.

Den Namen „Fränkisches Pirmasens“ für Herzogenaurach verwendete vermutlich Valentin Fürstenhöfer erstmals 1933 im Herzogenauracher Heimatblatt. In die breitere Öffentlichkeit getragen wurde diese Zuschreibung in einem Faltprospekt zu Herzogenaurach, der um 1935 erschienen sein dürfte. Damit wollte er die Bedeutung Herzogenaurachs als Stadt der Schuhmacher hervorheben. Denn in einer „Schuhbude“ arbeitete aus fast jeder Familie wenigstens eine Person. In der Region werden die Herzogenauracher wegen dieses Berufszweigs gern als ‚Schlappenschuster‘ tituliert.

Bereits 1935 gab es in Herzogenaurach die Firma Dassler, die internationales Renommee genoss. Christof Dassler, der Vater der Firmengründer Rudolf (später „Puma“) und Adolf (später „adidas“), beschrieb in einem Aufsatz im Herzogen-

auracher Heimatblatt den Wandel von der Tuchmacherstadt zur Produktionsstätte für Schuhe.

Ursprünglich hatten Weber in der Aurachstadt im Verlagswesen Tuche hergestellt. So gab es 1785 in Herzogenaurach 26 Tuchmachermeister mit 42 Gesellen und 184 Spinnern. In den Jahrbüchern der Stadt Herzogenaurach für die Jahre 1835 und 1836 findet sich neben den zahlreichen Tuchmachern auch das Gewerbsrecht für 34 Schuhmacher verzeichnet.

Christof Dassler war noch selbst als Tuchmacher auf Wanderschaft gegangen, wo er auch seine Frau Paulina kennenlernte. Mit ihr hatte er vier Kinder; Fritz (Jg. 1892) und Maria, verh. Körner (Jg. 1894) waren in Gera geboren worden. Erst nach der Rückkehr nach Herzogenaurach kamen die Söhne Rudolf (Jg. 1898) und Adolf (Jg. 1900) auf die Welt.

Durch den Niedergang der handwerklichen Weberei verlagerten sich die Herzogenauracher allmählich auf die Schuhherstellung. Nach den Forschungen von Christof Dassler begann Georg Denkler 1852 mit der Filzschuhproduktion. Zunächst in Heimarbeit für den Fabrikanten Ordenstein in Nürnberg. Nach dem Konkurs dieser Firma produzierte die inzwischen stark angewachsene Zahl der Arbeiter in Herzogenaurach für die Firma Max Brust, die später mit der Firma von Louis Berneis fusionierte.

1881 war in der Würzburger Straße in unmittelbarer Nähe der dortigen kleinen Kapelle die Maschinenspinnerei Dickas und Compagnie errichtet worden. Im Jahr

1889 übernahmen die „Vereinigten Fränkischen Schuhfabriken vorm. Max Brust vorm. B. Berneis AG“ das Gebäude in Herzogenaurach als Filialbetrieb. Außerdem wurde der Kapellenacker angekauft und vertraglich die Versetzung der Kapelle vereinbart. Direktor Louis Berneis (1854–1930) steuerte 300 Mark zum Neubau der Kapelle bei. Für sein Engagement in Herzogenaurach erhielt er 1907 Herzogenaurachs Ehrenbürgerwürde zuerkannt.

Solange die Fabriken der Herzogenauracher Schuhindustrie ordentlich ausgelastet waren, verdienten sie auch als Zulieferer für das deutsche Heer gut. Aber ab 1915 mussten nach und nach die ersten Schuhfabriken schließen. In der Nürnber-

ger Rüstungsindustrie fanden dann 95 Arbeiter aus Herzogenaurach im Jahr 1917 Lohn und Brot, gegenüber nur 31 im Jahr 1913. Schließlich produzierten in Herzogenaurach im Jahr 1917 nur noch die Vereinigten Fränkischen Schuhfabriken Militärschuhe und Holzschuhe. Alle anderen Fabriken mussten ihren Betrieb einstellen.

Von den Herzogenauracher Schustern, die sich in einer Genossenschaft zusammengeschlossen hatten, war im Jahr 1899 ein Fabrikationsgebäude in der Kreuzgasse am Bahnhof errichtet worden. Allerdings war es nicht lange in Betrieb und wurde später von der Firma Weil in Fürth erworben. Nicht ohne Stolz schrieb Christof Dassler in seinem Aufsatz im Herzogen-



Abb. 1: Das Dassler-Wohnhaus, Am Hirtengraben 12. Geburtsort der Dassler-Schuhe.

Photo: Manfred Welker.

auracher Heimatblatt aus dem Jahr 1930: „Heute befindet sich darin eine Sportschuhfabrik von Gebr. Dassler mit Export nach der Schweiz, Holland, Oesterreich, Tschechoslowakei, England und Griechenland.“ Neben ihrem Fabrikgebäude errichteten sich die Firmeninhaber die Dassler-Villa. In dem Gebäude wohnten im Parterre Adolf Dassler, im ersten Stock Rudolf Dassler. Über den Familien ihrer erfolgreichen Söhne ‚thronten‘ gewissermaßen im zweiten Stock die Eltern Christof und Paulina Dassler.

Dass die beiden Inhaber einer großen Firma sein würden, war keineswegs von Anfang an vorgezeichnet. Rudolf Dassler hatte zwar in der „Fränkischen Schuhfabrik“ gearbeitet, war aber nach dem Einsatz im Ersten Weltkrieg als Geschäftsführer in einer Porzellanfabrik und einer Ledergroßhandlung tätig. Adolf Dassler hatte eine Bäckerlehre hinter sich, als sich die beiden Brüder entschlossen, in die Schuhfertigung einzusteigen. Die ersten Schuhe entstanden im elterlichen Anwesen, Am Hirtengraben 12, in der Waschküche. Die Firma war am 1. Juli 1924 gegründet und in das Handelsregister eingetragen worden. Die beiden Dassler-Brüder hatten unterschiedliche Schwerpunkte in der Firma. Rudolf war mehr im Büro anzutreffen. Adolfs Betätigungsfeld war eher die Fabrik, denn er scheute die schmutzintensive Arbeit an der Fräse nicht. Seine prachtvollen schwarzen Locken waren dann ganz weiß vom Frässtaub. Im Betrieb waren fast alle Familienmitglieder beschäftigt. Sowohl der Vater Christof Dassler als auch die Mutter Paulina waren in den Produktionsablauf eingebunden. Simon Körner, der Gatte von Maria Dassler, der Schwester der beiden Firmeninhaber, war als Chef bei den „Zuschneidern“. Auch deren Sohn Friedrich, „Fritz“

(Jg. 1914), war in der Zuschneiderei tätig. Selbst der jüngere Sohn Rudolf (Jg. 1924) arbeitete nach dem Schulabschluss in der Firma mit. Beide Brüder sind als Soldaten im Zweiten Weltkrieg vermisst geblieben.

Als Lokalpatriot vergaß Christof Dassler natürlich nicht, die anderen Betriebe in Herzogenaurach zu erwähnen. So schrieb er: „Die Firma Schürr, welche jahrelang für Berneis Heimarbeit machte, steht jetzt in stattlicher Größe da und so nach und nach entstanden Betriebe wie: Bitter, Lohmaier. Das Kurhotel [Monopol. Anm. d. Verf.] schloß seine Pforten und wurden darin Schuhbetriebe darin errichtet wie Hetzler, Blendinger und Bauer. Ferner entstanden noch die Fabriken Ort u. Kaltenhäuser, Kern, Thaler, Seeberger, Popp u. Co., Körner, Hildel, Galster, Schwab, Wild u.a.“

Allerdings war die Schuhbranche in Herzogenaurach mit ihrer Monostruktur sehr störungsanfällig. Stadtpfarrer Josef Müller notierte in der Herzogenauracher Pfarrchronik: „Ende 1925 waren ca. 80% aller hiesigen Arbeiter erwerbslos. Das Bezirksamt Höchstadt a. Aisch war im vorigen Jahr schon der Ansicht, daß H'aurach prozentual die größte Erwerbslosenzahl in ganz Bayern hat.“

Nach der Volkszählung vom 16. Juni 1925 hatte die Stadt 3.710 Einwohner. Damals wurden bei einer Kinderspeisung der Herzogenauracher Stadtpfarrei täglich an 170 bis 180 arme unterernährte, ärztlich untersuchte Kindern Mahlzeiten gereicht, die sich im Zeitraum vom 20. November 1927 bis zum 30. März 1928 auf insgesamt 16.180 summierten. Im Jahr 1928 gab es während der Weltwirtschaftskrise 834 Arbeitslose in Herzogenaurach.

Die Spedition Hertwich in der Reytherstraße 10 in Herzogenaurach sorgte für den Warenaustausch in der Aurachstadt. Mit dem Pferdefuhrwerk kam sie dreimal

in der Woche nach Nürnberg, was fünf Stunden Fahrtzeit einfach beanspruchte. In der Pegnitzstadt wurde von meist jüdischen Händlern das Material für die vielen Schuster und Schuhfabriken in Herzogenaurach abgeholt, Nägel, die sogenannten „Täcks“, Leder, Gummi etc. Im Gegenzug brachte die Spedition Hertwich die Fertigprodukte der Herzogenauracher nach Nürnberg. Schuhe und Schlappen wurden in der Reytherstraße am Abend angeliefert und dann am nächsten Tag nach Nürnberg expediert. Größere Mengen an Waren konnten seit 1894 mit der Eisenbahn an ihren Bestimmungsort gebracht werden.

Josef Waitzer, später Reichssportlehrer, war oft zu Besuch in der Firma Dassler in Herzogenaurach und kam bei dieser Gelegenheit auch in der Produktion vorbei. Dabei plauderte er mit den Stepperinnen. Ihren Rennschuh benannten die Dasslers nach Waitzer. Der größte Erfolg für die Firma Dassler waren die Olympischen Spiele 1936 in Berlin. Jesse Owens erreichte seine Rekorde mit Dassler-Schuhen.

In den 13 Schuhfabriken Herzogenaurachs waren im Jahr 1939 rund 420 Beschäftigte tätig. Sie stellten zu 10% Straßenschuhe, zu 10% Sportschuhe und zu 80% Hausschuhe her. Mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs wurden viele der gut ausgebildeten Männer zur Wehrmacht eingezogen. Auch für die Firma Dassler wurde es mit der Fortdauer des Krieges immer schwieriger, Sportschuhe produzieren und auch absetzen zu können. Die Fabrik wurde auf Anordnung der Behörden ab dem 1. Dezember 1943 in einen Rüstungsbetrieb umgewandelt. Aus diesem Grund wurden Mitarbeiterinnen zu einem Schweißerinnenlehrgang in die „Pulver“, die Firma Schricker und Co. in Vach, geschickt. In der ehemaligen Schuh-



Abb. 2: Dassler Schuh Modell Waitzer.
Photo: Manfred Welker.

fabrik in der Kreuzgasse 2 wurde dann die Raketen-Panzerbüchse 54, der sogenannte „Panzerschreck“ angefertigt. Diese Panzerabwehrwaffe mit dem Kaliber 88 mm hatte eine Länge von 1.638 mm und ein Gewicht von 9,3 kg. Die Reichweite betrug 150 Meter. Das Material für den „Panzerschreck“, das Rohr und die sonstigen Bestandteile wie Visier und Abzugsmechanik, wurden mit der Eisenbahn angeliefert und dann mit Punktschweißgeräten zur einsatzfähigen Waffe komplettiert.

Mit dem Eimarsch der US-Amerikaner am 16. April 1945 kamen sämtliche Arbeiten zum Erliegen. Auch die anderen Schuhfabriken hatten ihre Arbeit stark eingeschränkt oder sogar eingestellt. Die Schuhfabrik der Brüder Dassler, Kreuzgasse 2, erhielt ab dem 1. November 1945 durch die Militärregierung wieder die Genehmigung zur Produktion. Unter der Leitung eines Geschäftsführers fertigten 43 Arbeiter und zwei Angestellte Schuhe für die amerikanische Armee. Zum Sortiment zählten Sportschuhe wie Eishockeystiefel, Rennschuhe usw.

Genehmigt wurde ab dem 19. November 1945 auch den 42 Mitarbeitern der Firma Ort, Kaltenhäuser & Co., Arbeits- und Kinderstiefel herzustellen. Seit dem 22. Januar 1946 konnte die Schuhfabrik



Abb. 3: Oberfränkische Schuhfabrik Josef Körner, Würzburger Straße 5a,
in: Festschrift Herzogenaurach 1949.

Heinrich Schürr in der Erlanger Straße 9 mit 32 Mitarbeitern Kinderstraßenschuhe und Stoffstraßenschuhe anfertigen. Noch nicht genehmigt war der Firma Josef Hetzler, Burgstallerweg 2a, mit 25 Mitarbeitern Feldsandalen, Leder-Kinderstiefel sowie Fell- und Kamelhaarschuhe herzustellen. Die Firma Blendinger, Bauer & Co. konnte mit ihren 32 Mitarbeitern ebenfalls noch keine Haus- und Straßenschuhe für Kinder herstellen. Außerdem warteten die 20 Mitarbeiter der Schuhfabrik Ort & Maier auf die Zulassung, um Feldstiefel, Hausschuhe und Kindersocken anfertigen zu können. Noch keine Genehmigung zur Aufnahme der Arbeit hatten die 39 Be-

schäftigten der Oberfränkischen Schuhfabrik in der Würzburger Straße 5a. Ihr Sortiment umfasste Hausschuhe, Kinderstraßenschuhe und Gebrauchsschuhwerk. Genehmigt war dagegen am 8. November 1945 die Schuhfabrikation der Firma Georg Ruhmann, Hintere Gasse 45, um mit elf Mitarbeitern Hausschuhe, Feldstiefel und Arbeiterstiefel herstellen zu können. Bereits nach Weihnachten 1947 ging unter den Mitarbeitern der Firma Dassler das Gerücht um, eine Trennung der Brüder stünde bevor. Jedem Mitarbeiter wurde freigestellt, bei welchem der beiden er in Zukunft arbeiten wollte. Nach dem Dreikönigefest (6. Januar), das 1948 auf einen Sonntag fiel, zog Rudolf Dassler mit 14 Arbeiterinnen und Arbeitern in die Würzburger Straße 13 um.

Im Werksgelände am Bahnhof wurde wirklich alles aufgeteilt. „*Es is ja jeder Babberdegg'l deild worn!*“, erinnerte sich die ehemalige Mitarbeiterin Franziska Geinzer. Die Frauen transportierten ihre Steppmaschinen mit Wägen in die Würzburger Straße. Auf die gleiche Weise wurden auch die Zwickmaschinen und Fräsen umgezogen.

Die Währungsreform am 20. Juni 1948 war auch der Startschuss für die Firma Rudolf Dassler, die später als „PUMA Sportschuhfabrik Herzogenaurach“ firmierte. Rudolf Dassler wählte das Markenzeichen der springenden Raubkatze, weil er Schuhe für Sportler mit den Eigenschaften eines Pumas machen wollte. Das Signet hatte Lutz Backes, alias Bubek, kreiert. Dieser war ein Schulkamerad von Dasslers Sohn Gerd.

Das Gebäude an der Würzburger Straße hatte zwei Stockwerke. Oben befand sich die Stepperei mit dem Lederlager und den Zuschneidern, unten im Erdgeschoß die „Zwickerei“. Den Anfang machte Rudolf

Dassler im Jahr 1948 mit diesen 14 Mitarbeitern: Maria Friedl (Stepperin), Albert Glaß (Stanzer für Sohlen etc.), Anna Hanke (Maschinenzwickerin), Maria Herbst (Stepperin), Georg Hetzler (Zuschneider), Kuni Kreiner (Maschinenzwickerin), Margarete Lohmaier (Öserin, später Heimarbeiterin), Franz Lochner (Zwickerei und Sohlenvorbereitung), Hans Ludwig Lohmayer (Stanzer für Sohlen), Ludwig Ort (Zuschneider), Franziska Walter (Stepperin), Elisabeth Walz (Stepperin, Abteilungsleiterin), Maria Willert (Stepperin) und Martin Wolter (Maschinenzwicker).

Im Werk auf der anderen Seite der Aurach, in der Kreuzgasse, verblieb Adolf Dassler mit seinen Mitarbeitern, der seine Firma „adidas“ nannte. Sein Spitzname „Adi“ und der Nachname Dassler finden sich darin vereint. Als Markenzeichen hatte er drei Streifen ausgewählt.

Zusätzlich zu zahllosen kleineren „Schuhbuden“, gab es im Jahr 1949 in Herzogenaurach die größeren Firmen: Schuhfabrik Michael Bitter, Mühlgasse 4, 7 Beschäftigte; Schuhfabrik Blendinger Bauer u. Co., Burgstaller Weg 2a, 26 Beschäftigte; Sportschuhfabrik Adolf Dassler, Kreuzgasse 2, 74 Beschäftigte; Schuhfabrik Rudolf Dassler, Würzburger Straße 13, 51 Beschäftigte; Hausschuhfabrik Michael Gehr, Schillerstraße 6a, 20 Beschäftigte; Schuhfabrik Josef Hetzler, Burgstaller Weg 2a, 46 Beschäftigte; Schuhfabrik Johanna Hildel, Ansbacher Straße 2, 41 Beschäftigte; Schuhfabrik Johann Kern Erben, Schillerstraße 3, 5 Beschäftigte; Schuhfabrik Karl Manz, Schützengraben 2, 25 Beschäftigte; Schuhfabrik Peter Mahr, Gartenstraße 20, 14 Beschäftigte; Oberfränkische Schuhfabrik, Würzburger Straße 5a, 50 Beschäftigte; Schuhfabrik Ort und Maier, Störcherstraße 16, 23 Beschäftigte; Schuhfabrik Ort, Kaltenhäuser



Abb. 4: Schuhfabrik Gebrüder Kern, Schillerstraße 3,
in: Festschrift Herzogenaurach 1949.

u. Co., Störcherstraße 14, 54 Beschäftigte; Schuhfabrik Georg Ruhmann, Flurstraße 4, 25 Beschäftigte; Schuhfabrik Heinrich Schürr, Erlanger Straße 9, 84 Beschäftigte.

Das große Konfliktpotential scheint in der Familie Dassler ständig präsent gewesen zu sein, denn der Streit zwischen Rudolf und seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder Adolf spaltete Herzogenaurach quasi in zwei ‚Lager‘, mit der Aurach als ‚Grenzfluss‘. Fand sich in einem Katalog oder einer Preisliste die annähernd gleiche Formulierung wie im eigenen, dann lagen sich die beiden Firmen sogleich in den Haaren, und es konnte sogar zum Prozess kommen. Unter den beiden Fir-



Abb. 5: PUMA WAY 1 in der Rudolf-Dassler-Straße.

Photo: Manfred Welker.

men ist auch umstritten, wer von ihnen den Schraubstollen erfunden hat. Der Zwist zwischen den Dassler-Brüdern war legendär. Die Neue Revue titelte 1968: „Deutschlands größter Familienkrach“.

In neuerer Zeit beschäftigte sich die freie Wirtschaftsjournalistin Barbara Smit in einem Buch mit dem Titel „Drei Streifen gegen Puma. Zwei verfeindete Brüder und der Kampf um die Weltmarktführerschaft“ mit den beiden Brüdern.

Als Rudolf Dassler im Oktober 1974 auf dem Sterbebett lag, wurde er vom damaligen Kaplan Siegbert Keiling versorgt. Er hatte den Wunsch, sich mit seinem Bruder Adolf zu versöhnen. „Es soll wieder Friede zwischen uns sein“, äußerte er. Keiling pendelte daraufhin zwischen Rudolf

und Adolf Dassler hin und her. Obwohl sie sich nicht mehr persönlich gesehen haben, haben sie sich doch versöhnt, erinnert sich Keiling. Rudolf Dassler starb am 27. Oktober 1974, sein Bruder Adolf am 6. September 1978.

Die nachfolgende Generation übernahm das Ruder und leitete die Firmengeschicke. „Puma“-Chef Armin Dassler verstarb 1990, „adidas“-Chef Horst Dassler bereits 1987. Inzwischen sind beide Dassler-Firmen Aktiengesellschaften und nicht mehr im Familienbesitz.

Vorstandsvorsitzender von „adidas“ ist Herbert Hainer, „PUMA SE“ ist zum größten Teil im Besitz des französischen Konzerns Kering, Vorstandsvorsitzender ist Bjørn Gulden, nachdem Jochen Zeitz

lange Jahre die Geschicke geleitet hatte. Für Ihr Engagement wurden Hainer und Zeitz am 29. November 2011 durch die Stadt Herzogenaurach geehrt. In Herzogenaurach sind die Verwaltung und die Produktentwicklung der beiden Firmen zu finden. Die Firma „adidas“ hat ab 1997 ihren Sitz auf die Herzo-Base verlagert; nur unweit davon, am Hans-Ort-Ring, ist die Firmenzentrale von „PUMA“ zu finden. Für „PUMA“ war der Spatenstich zur neuen Firmenzentrale „PUMA Plaza“ am 8. November 2007, die Eröffnung mit

dem Namen „PUMAVision Headquarters“ war am 16. Oktober 2009. Die Produktion der beiden Firmen ist in der ganzen Welt angesiedelt.

Auch die anderen Herzogenauracher Firmen der Schuhbranche mussten ihre Produktion einstellen. Eine erste Welle der Schließungen gab es zu Beginn der 1950er Jahre, die Gebrüder Hetzler und die Firma von Johanna Hildel waren darunter. Als erste große Produktionsstätte schloss die Firma Heinrich Schürr, Erlanger Straße 9, im Jahr 1967 für immer ihre



Abb. 6: Schustersbrunnen im Schlossinnenhof von Herzogenaurach 2008.

Photo: Manfred Welker.

Pforten, den Schluss machte die Firma Mahr in der Gartenstraße im Jahr 2014.

Zur Erinnerung an die Schuhmacher in Herzogenaurach wurde der Schustersbrunnen im Schlossinnenhof am 8. November 2008, am Kirchweihsamstag, seiner Bestimmung übergeben. Auf einem Schusterschemel sitzend repariert ein alter Schuster auf einem Dreifuß einen Schuh. Hinter ihm ziehen jeweils zwei Kinder an einem Seil. Ihre Füße stecken in viel zu großen Schuhen, die durch die drei Streifen oder den springenden Puma den beiden Schuhfirmen zuzuordnen sind. Sinnbild für einen manchmal „kindisch“ anmutenden Streit zwischen zwei Schwesterfirmen.

Dr. Manfred Welker aus Herzogenaurach ist promovierter Kunsthistoriker und hat eine Ausbildung zum Schlossermeister absolviert. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Seit 2002 Kreisheimatpfleger des Landkreises Erlangen-Höchstadt, engagiert sich Welker seit Jahren auf vielfältige Weise in seiner Heimatstadt Herzogenaurach und im Gebiet des Altmühlkreises Höchstadt a.d. Aisch. Sein Interesse liegt in der Dokumentation von Brauchtum und Tradition aber auch neuerer Zeitgeschichte. Seine Anschrift lautet: Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach, E-Mail: ManfredWelker@web.de.

Literatur:

- Chr[istof] Daßler: Herzogenaurach's alte, ausgestorbene Berufe, besonders der Tuch- und Zeugmacher und die Entstehung und weitere Entwicklung der hiesigen Schuhindustrie bis auf den heutigen Tag, in: Herzogenauracher Heimatblatt, 5. Jg. Nr. 17 (1. September 1930) [künftig zitiert: HHbl].
- Valentin Fröhlich (Hrsg.): Herzogenaurach. Ein Heimatbuch. Herzogenaurach 1949, S. XXV und S. 239.
- Valentin Fürstenhöfer: Aufstrebendes Herzogenaurach, in: HHbl, 8. Jg. Nr. 9 (im September 1933).
- Valentin Fürstenhöfer: Herzogenaurach. Die Stadt der alten Türme und Fachwerkhäuser. Faltprospekt. Hrsg. vom Heimat- und Verkehrsverein in Verbindung mit der Stadt Herzogenaurach. Herzogenaurach [1935].
- Hans Lotter (Hrsg.): Gross-Industrie und Gross-Handel von Nürnberg-Fürth und Umgebung. Mit einer Einleitung von J.M. Lotter. Nürnberg 1894, S. 173–175.
- Frederick Myatt: Moderne Hand- und Faustfeuerwaffen, Maschinengewaffen und Panzerbüchsen. Dietikon 1980, S. 232–233.
- Ruth Schech: Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Stadt Herzogenaurach seit dem Zweiten Weltkrieg. Diss. Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Nürnberg [Nürnberg] 1954, S. 16.
- F[ranz] A[dolph] Schneidawind: Versuch einer statistischen Beschreibung des kaiserlichen Hochstifts Bamberg (Zwei Teile). Bamberg 1797, S. 108 und Beylage XXIV.
- Barbara Smit: Drei Streifen gegen Puma. Zwei verfeindete Brüder und der Kampf um die Weltmarktführerschaft. Frankfurt/Main 2005.
- Hans Zehlein: Gewerbliche und industrielle Entwicklung Herzogenaurachs. Diss. Universität Erlangen. Erlangen 1923, S. 26.
- Pfarrarchiv Herzogenaurach, Pfarrchronik, S. 71 und 75.
- Stadtarchiv Herzogenaurach, Nachkriegsakten V/269. Meldung zum 26. Januar 1946: Herzogenauracher Betriebe.
- Neue Revue Nr. 49, vom 2.12.–8.12.1968, S. 10–13.
- Frdl. Auskunft v. Franziska Geinzer, verh. Walter, am 2. Januar 2006.
- Frdl. Auskunft v. Elise Wein, verh. Cofor, am 26. Januar 2006.
- Frdl. Auskunft v. Karolina „Lina“ Hertwich, verh. Gröbner, am 27. Januar 2006.
- Frdl. Auskunft v. Dekan i.R. Siegbert Keiling am 20. September 2012.
- Sportschuhfabrik Gebrüder Dassler. Sport-Werbeheft 1939.
- Was Reichsportlehrer Waitzer sagt ... [o.J.].

„PUMA“ – Der Sportartikelhersteller mit der angriffslustigen Raubkatze

Knapp 24.000 Einwohner zählt die mittelfränkische Stadt Herzogenaurach heute. Drei weltbekannte Firmen haben ihren Stammsitz am Ort und alle drei sind DAX-Unternehmen. Über den zweitgrößten Sportartikelhersteller der Welt, die Firma „adidas“, wurden die Frankenlandleser bereits informiert und gleiches gilt für den Wälzlagergiganten „INA Schaeffler“, der im wirtschaftlichen Krisenjahr 2009 mit der „CONTI“-Gruppe fusionierte und heute längst auf einer ungeahnten Erfolgswelle schwimmt.

Diesmal soll der Sportartikelhersteller mit der angriffslustigen Raubkatze, die Firma „PUMA“, vorgestellt werden. Insidern ist bekannt, dass „adidas“ und „PUMA“ gemeinsame Wurzeln haben. Der Blick zurück führt uns in die Krisenjahre der Weimarer Republik. In dem damals noch oberfränkischen Städtchen Herzogenaurach darbten rund 3.500 Einwohner und litten unter starker Arbeitslosigkeit nach dem Ersten Weltkrieg. Wohl dem, der damals einen Gemüsegarten bestellen konnte oder einen Acker vor der Stadt besaß, auf dem er Kartoffeln oder Getreide anbauen konnte.

In den vier Schuhfabriken lag die Arbeit größtenteils darnieder, und die kleine Tuchfabrik Wirth und Söhne beschäftigte nur wenige Mitarbeiter. Ein gutes halbes Jahrhundert war es her, dass der Ort den Wandel von der reinen Tuchmacherstadt zur Stadt der „Schlappenschuster“ ge-

schafft hatte. Als immer mehr Handweber durch mechanische Webstühle in Textilfabriken ihren Broterwerb verloren, verarbeitete ein findiger Weber den hergestellten Lodenstoff zu „Schlappen“, Pantoffeln, wie es im Hochdeutschen heißt. Der Weg vom Filzschuh zum Lederschuh war nicht mehr weit, und bald fanden die Herzogenauracher Arbeit in vier Schufabriken.

Einer der Schuhfacharbeiter, Christoph Dassler, war noch gelernter Tuchmacher. Auf der Wanderschaft hatte er seine Frau Pauline in Gotha kennengelernt. Er erkannte die Zeichen der Zeit, wechselte den Beruf und fand um die Jahrhundertwende in einer Schuhfabrik Anstellung als Schuhfacharbeiter. Sein Verdienst reichte für die Ernährung seiner vier Kinder Maria, Fritz, Rudolf und Adolf. Mit großem persönlichen Einsatz baute der begeisterte Stadthistoriker im Norden der Stadt unmittelbar an der äußeren Stadtmauer ein schmuckes Haus. Hier beim „historischen Christoph“ traf man sich, diskutierte über die Stadtgeschichte und gründete bald auch einen „historischen Verein“ (1906), den Vorläufer des heutigen Heimatvereins (heute eine der größten Gruppen im Frankenbund).

In der angrenzenden Waschküche wusch und bügelte Pauline für die ‚besseren Herzogenauracher‘ die Wäsche, und Briefe oder Postkarten für die Dasslers waren an die „Wäscherei und Bügelanstalt Dassler“ adressiert. Fritz, Rudolf und Adolf waren im Städtchen als Wäscher-Buben bekannt und beliebt. Mit dem Handwagen fuhren sie die gebügelte Wäsche aus und kassierten den Lohn für die Mutter.

Nach der Schulzeit trat Rudolf , der spätere „PUMA“-Gründer (* 29. April 1898) in die Fabrik ein, in der sein Vater den Lebensunterhalt verdiente, in die „Vereinigten Fränkischen Schuhfabriken Herzogenaurach“ in der Würzburger Straße, dort, wo heute noch die Firmenzentrale von „PUMA“ zu finden ist. Hier wurde er mit der Herstellung von Schuhen vertraut. Die Unteroffiziersvorschule in Fürstenfeldbruck folgte, bevor er zum Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg einrücken musste.

Die Dassler gründen die Firma „GEDA“

Nach der Rückkehr von der Front fand er eine Anstellung als „Gendarmerie-Anwärter“ im oberfränkischen Scheßlitz, bevor es ihn über Selb (Kaufmann in einer Porzellanfabrik) in die Lederhandlung Schmidt nach Nürnberg verschlug. Zum Leder und zur Lederverarbeitung hatte ihn sein Weg geführt, als er mit dem Vater und dem Bruder zusammen den Mut fasste, eine eigene Schuhfabrik in seiner Heimatstadt zu gründen. Am 1. Juli 1924 war dann die Geburtsstunde der Firma „GEDA“ (GEbrüder DAssler).

Das Markensymbol oder das „Logo“, wie es neudeutsch heißt, war ein Sportschuh mit Flügeln in Anlehnung an den Götterboten Hermes. In einem leerstehenden Fabrikgebäude gegenüber dem Herzogenauracher Bahnhof stellte man zunächst Hausschuhe her und war glücklich, als man vom Herzogenauracher Turnverein einen ‚Großauftrag‘ über 1.000 Paar Leinenturnschuhe zum Stückpreis von 2,39 Reichsmark erhielt.

Gleichzeitig erkannten die Geschäftsinhaber, dass sich der Fußballsport zum Volkssport Nr. 1 entwickeln würde. So wurden Spezialschuhe mit aufgenagelten



Abb. 1: Rudolf Dassler (1898–1974) im Jahr 1948.

Lederstollen für den heutigen Lieblings-sport der Deutschen entwickelt, und dazu kamen noch Rennschuhe für Leichtathleten. In den mit handgeschmiedeten Dornen versehenen „Spikes“ wurden bei den Olympischen Spielen von 1928 und 1932 in Amsterdam und Los Angeles Athleten Olympiasieger. 50 Prozent aller Athleten trugen in Amsterdam bereits Schuhe aus dem Hause Dassler. Dann war da auch noch der Erfolg der amerikanischen Sprinterlegende Jesse Owens, den Dassler-Schuhe 1936 in Berlin zu vier Goldmedaillen trugen. Überhaupt schnitten die Dasslers bei diesen Sportwettkämpfen als Ausrüster recht erfolgreich ab: Mit sieben Gold- und fünf Bronzemedaillen sowie zwei Welt- und fünf Olympischen Rekorden gelang dem fränkischen Schuhhersteller der internationale Durchbruch.



Abb. 2: Das Signet der Schuhfabrik Dassler 1924–1930.

In den wirtschaftlich schwierigen Jahren der Weimarer Zeit war es bei den Dassler Brüdern nicht immer nur aufwärts gegangen. Vor allem im Jahr der Weltwirtschaftskrise 1929 wehte ein rauer Wind an der Aurach. Für Sport- oder Fußballschuhe hatten die Menschen kein Geld übrig. Rudolf und Adolf Dasslers Geschäftssinn half, die Produktionskrise zu überwinden: man stellte die Produktion um und fertigte kurzerhand Kneipp-Sandalen.

1927 hatte der Reingewinn der Firma immerhin 17.000 Reichsmark betragen und nach der Flaute im Krisenjahr 1929 stiegen die Umsatzzahlen, so dass man 1939 ein weiteres Fabrikgebäude erwerben konnte: Es befand sich an eben der Stelle, an der sich die heutige „PUMA“-Zentrale in der Würzburger Straße befindet.

Die Dassler Brüder teilten sich die Geschäftsbereiche. Während Adolf, der Tüftler, für Neuentwicklungen und Verbesserungen bei Maschinen und Endprodukten verantwortlich zeichnete, galt das Hauptaugenmerk bei Rudolf dem Verkauf. Nachdem die Umsatzzahlen in den 1930er Jahren auf 500.000 Reichsmark gestiegen waren, investierte der Kauf-

mann Rudolf 1,7 Prozent des Umsatzes in „Reklame“, wie man damals die Werbung bezeichnete. Mit 110 Mitarbeitern erreichte „GEDA“ vor Kriegsbeginn einen Höchststand an Mitarbeitern. Die Kriegsjahre bedeuteten ein stetes Hoffen und Bangen um den Fortbestand der Firma. Die beiden Firmenbesitzer hatten den Ersten Weltkrieg an der Front erleben müssen. Diesmal wurde Rudolf im Februar 1943 einberufen, später jedoch an die Reichsfinanzverwaltung abgestellt.

Der Einmarsch der Amerikaner in Herzogenaurach erfolgte am Morgen des 16. April 1945; Rudolf Dassler wurde verhaftet und in das Internierungslager Hammelburg gebracht.

In Herzogenaurach lief die Produktion Ende 1945 langsam wieder an. Während des Krieges hatte man für die Rüstung arbeiten müssen: sogenannte Panzerschreckwaffen wurden gefertigt. Später verarbeitete man „Ersatzstoffe“, meistens aus US-Beständen zu Schuhen: aus Zeltplanen, Schlauchbooten oder nutzlos gewordenen Treibstofftanks wurden „provisorische“ Schuhe hergestellt.

Die Dassler Brüder trennen sich

Haus- und familieninterne Schwierigkeiten führten im Frühjahr 1948 zur Trennung der Brüder Adolf und Rudolf Dassler. Der unermüdliche Arbeiter und Tüftler Adolf und der eher elegante Kaufmann Rudolf hatten unterschiedliche Geschäftsauffassungen. In der Stadt allerdings behaupteten vor allem die Frauen, „*die Weiber [Ehefrauen der beiden Brüder] waren schuld an der Trennung.*“ (Im ZDF wird derzeit eine zweiteilige Dokumentation über die Firmengeschichte gedreht. Man darf gespannt sein, wie die Trennung hier dargestellt wird) Am 20. Juni 1948



Abb. 3: Das erste Betriebsgebäude der Schuhfabrik Gebrüder Dassler 1927. Hier wurden die „GEDA“-Schuhe hergestellt.

war der Tag der Währungsreform, und tags darauf erfolgte die Trennung: die Brüder gingen fortan getrennte Wege. Das Betriebsvermögen wurde aufgeteilt, den rund 50 Mitarbeitern wurde freigestellt, für wen sie künftig arbeiten wollten. 13 Frauen und Männer entschieden sich für Rudolf und begannen mit ihm im ehemaligen Zweigbetrieb in der Würzburger Straße in Herzogenaurach. Am 1. Oktober 1948 wurde Rudolfs Betrieb als Firma „RUDA“ (Rudolf Dassler) in das Handelsregister eingetragen; wenige Monate später wurde der Betrieb in „PUMA“ umbenannt und als Markensymbol der Silberlöwe aus Mittel- und Südamerika gewählt. Insider in Herzogenaurach erzählen noch heute, dass man Rudolf in jungen Jahren als „PUMA“ bezeichnet hatte, weil er angeblich beim Hochsprung so elegant wie die Raubkatze über die Messlatte gesprungen sei.

Künftig war Herzogenaurach gespalten: „drüben“ – südlich der Aurach lebte und arbeitete man für Adolfs „adidas“, „herüber“ – also nördlich des Flusses produ-

zierten die Betriebsangehörigen von „PUMA“. Bis in die 1980er Jahre wurde der Graben zwischen den Brüdern und deren Betrieben immer tiefer. Die einen sprachen kaum mehr mit den anderen, Heiraten zwischen Angestellten der Firmen waren praktisch nicht möglich. In den Wirtshäusern saß man an getrennten Tischen, ja es soll sogar zu Rauferien zwischen „adi“ und „PUM“ gekommen.

Die Spaltung der Stadt wurde noch mehr verstärkt, als die beiden Kontrahenten sich bei den beiden örtlichen Sportvereinen engagierten. Der 1. FC wurde zum Lieblingskind von Rudolf und von ihm finanziell unterstützt. Auf der anderen Seite flossen nicht unerhebliche Summen in den ASV. Beide Vereine „kaufen“ sich ehemalige Bundesligaprofis vom 1. FC Nürnberg oder von der Spielvereinigung Fürth. Diese stellten jeweils das Gerippe für die Herzogenauracher Mannschaften, die in der dritthöchsten deutschen Spielklasse, der Bayernliga, kickten. Im Umland sprach man von der „Stadt des gesunkenen Blicks“, weil jeder streng auf das

Schuhwerk des anderen achtete und mit welchen Schuhen der Betreffende daherkam: ob mit drei Streifen oder mit dem Formstrip an den Füßen.

„PUMA“ wächst und wächst

Im Stammwerk an der Würzburger Straße wurde auf zwei Ebenen produziert. Im Erdgeschoß waren die „Zwickerei“ und die Buchhaltung, in der Rudolfs Frau Friedl das Sagen hatte, und im Obergeschoß befanden sich das Lederlager und die Stepperei. Stepper- und Stepperinnen sowie Zwicker waren zwei Berufsbezeichnungen, die es in Herzogenaurach gab, solange in der Schlappenschusterstadt noch Schuhe produziert wurden – und das geschah bis in die 80er Jahre des letzten Jahrhunderts.

Die ehemalige Wäscherin Pauline führte den Haushalt im Hause „PUMA“.

Rudolf schwor seine Mitarbeiter immer wieder ein, in den Jahren des wirtschaftlichen Aufschwungs in der Bundesrepublik ihre gesamte Schaffenskraft in die Firma einzubringen. Seinen älteren Sohn Armin schickte er nach Pirmasens in das Mekka der deutschen Schuhindustrie. Dort lernte dieser die Schuhherstellung von der Pike auf.

Der ‚Schuhkrieg‘ wird härter

Produziert wurde bei „PUMA“ zunächst das, was der Markt verlangte. Zunächst verließen hauptsächlich Laufschuhe die Werkshalle, dazu kamen „Jedermannschuhe“, später „Burschenschuhe“. Das Leder



Abb. 4: Das Puma-Gebäude in der Würzburger Straße 1948.



Abb. 5: Die „PUMA“ Dassler Schuhfabrik in der Würzburger Straße im Jahr 1955.

bezog man aus dem württembergischen Backnang. Anders als die später verwendeten südamerikanischen Lederprodukte war es allerdings hart und wenig geschmeidig für einen angenehmen Tragekomfort oder für Fußball- oder Rennschuhe.

Inzwischen drohte der Bruder auf der anderen (südlichen) Seite der Aurach in Meilenstiefeln davonzuеilen. Er hatte über die Jahre hinweg mehr technische und kreative Fähigkeiten entwickelt und auch bessere Kontakte zu Funktionären und Sportlern geknüpft. Dennoch standen auch bei Rudolf die Zeichen auf Wachstum. 1950 zählte seine Firma 50 Mitarbeiter.

Rudolf war ein knausriger, ja fast geiziger Chef. So verdarb er sich auch die Beziehungen zum damaligen Fußball-Nationaltrainer „Sepp“ Herberger, weil er, anders als Bruder Adolf, nicht bereit war, für Vermittlerdienste zu Spielern und Funk-

tionären Geld zu bezahlen. Rudolf bekam das zu spüren, als 1954 die Weltmeisterschaft in der Schweiz ausgetragen wurde. Die deutschen Kicker liefen einheitlich mit den Schuhen mit den drei „Riemen“ im Endspiel auf – und siegten bekanntlich gegen Ungarn mit 3 : 2.

Wer hat die Schraubstollen erfunden? Diese Frage beschäftigt noch heute Sportinteressierte. Dass die deutschen Kicker bei ihrem Sieg in der Schweiz mit Schraubstollen an den Schuhen gewonnen haben, ist unbestritten. Doch war Rudolfs Bruder Adi auch der Erfinder?

Fest steht, dass „PUMA“ schon 1952/1953 ein Schuhmodell „SUPER ATOM“ auf den Markt gebracht hatte. Mit ihm kickten 1954 im Endspiel um die deutsche Meisterschaft acht Spieler von Hannover 96 bei ihrem Endspielsieg über den 1. FC Kaiserslautern. Tatsache ist jedoch,

dass keiner der beiden Dassler Brüder der Erfinder dieser Technologie ist, weil bereits vor dem Ersten Weltkrieg in den USA und in England Schuhe mit Schraubstöcken auf dem Markt waren.

Aus Brüdern werden erbitterte Konkurrenten

In den 1950er Jahren nahm der Konkurrenzkampf der beiden bisweilen groteske Formen an. Man bezichtigte sich gegenseitig der Werksspionage und versuchte durch persönliche Engagements, Spitzensportler und Verbände auf seine Seite zu bringen. Bei der Fußball WM 1958 in Schweden trug die Mehrzahl der brasilianischen Kicker Schuhe aus dem Hause „PUMA“, und zwar das neue Modell „Brasil“. Zu den Weltmeistern in den neuen „PUMA“ Schuhen mit dem „Formstrip“ gehörte auch der jugendliche Star der brasilianischen Meistermannschaft, der 17jährige Pelé, der zeitlebens Repräsentant für die Marke mit dem Raubtier blieb.

Ähnliches gilt auch für den „weißen Blitz“, den Sprinter Heinz Fütterer, der 1954 in „PUMA“ Schuhen die Sprintwettbewerbe über 100 m und 200 m bei den Europameisterschaften gewann. Fütterer hatte im selben Jahr den Weltrekord über 100 m von Jesse Owens von 10,2 Sekunden eingestellt. Bei ihm wurde sichtbar, welche skurrilen Formen der Konkurrenzkampf der Brüder bisweilen angenommen hatte. Als Fütterer bei einem Leichtathletiktreffen 1956 gerade die Rennschuhe schnüren wollte, trat Adi Dassler an ihn mit einem Paar Spikes aus seinem Hause heran und fragte den Athleten, ob er nicht einmal die neu entworfenen Schuhe aus dem Hause „adidas“ ausprobieren wolle. Fütterer, der zwar an den Rivalen „PUMA“ gebunden war, willigte dennoch

ein und gewann in den geliehenen Schuhen seinen Vorlauf. Im Endlauf trug er wieder „PUMA“ Schuhe. Der Konkurrent Adi aber sorgte dafür, dass die Siegerbilder mit Fütterer in „adidas“-Schuhen veröffentlicht wurden.

Bei den Olympischen Spielen 1960 in Rom setzte Armin Hary die „PUMA“ Erfolgsgeschichte im Sprint fort; er siegte im 100 m Endlauf. In den folgenden Jahren hatten Sportler mit „PUMA“-Produkten immer wieder dazu beigetragen, den Namen ihres Ausrüsters in der Sportwelt bekannt zu machen. Hier seien nur der Belgier Gaston Roelants (3.000 m Hürden), die Britin Mary Rand (Weitsprung) oder der Äthiopier Abebe Bikila (Marathon), der es letztlich vorgezogen hatte, in Schuhen mit dem Symbol der Raubkatze statt barfuß zu Siegen zu laufen, genannt. Dann war da auch noch der portugiesische Fußballstar Eusebio, der bei der Fußball-WM 1966 in England zum Spieler des Turniers gewählt wurde.

1968 kreierte der Nürnberger Karikaturist Lutz Backes im Auftrag von Rudolf Dassler schließlich den springenden „PUMA“ als neues weltbekanntes Markenzeichen. Es sollte fortan auch auf den neu entworfenen Textilien und Sporttaschen prangen.

1968, das Jahr der Olympischen Spiele in Mexiko, war auch das Jahr politischer Unruhen. In Deutschland war es die Zeit der APO (Außer Parlamentarischen Opposition) und in Mexikos Hauptstadt machten farbige US-Leichtathleten von sich reden: Die Sprinter Tommie Smith (Sieger im 200 m Lauf) und sein Landsmann John Carlos (Bronzemedaillengewinner über dieselbe Distanz) schritten in Socken zur Siegerehrung, reckten die Fäuste (in schwarze Handschuhe gehüllt) als Zeichen der „Black Power Bewegung“ in

den Himmel, und stellten ihre „PUMA“ Schuhe demonstrativ – aber als gelungenes Photo-Objekt für die Pressephotographen – neben sich aufs Siegerpodest.

Das Tauziehen um Marktanteile zwischen „adidas“ und „PUMA“ hatte in dieser Zeit teilweise groteske Formen angenommen. Als 1968 amerikanische Sprinter mit dem von „PUMA“ neu entwickelten Bürstenschuh „Sacramento“ Weltrekorde liefen, wurden auf Drängen des internationalen Leichtathletikverbandes die Rekorde aberkannt und der Schuh mit den 68 kleinen und 4 mm langen Dornen als „zu gefährlich“ verboten. Im Hause Rudolf Dassler vermutete man, dass hinter dieser Maßnahme der Herzogenauracher Konkurrent von jenseits der Aurach zu suchen sei.

Es waren die Jahre, in denen Spitzensportler, vor allem Fußballer und Leichtathleten, systematisch mit harten Dollarnoten geködert und gefüttert wurden. PR-Manager überreichten Spitzenspieler zwischen 500 und 5.000 Dollar pro Spiel, und ein titelträchtiger US-Sprinter war kaum unter 5.000 Dollar zu bekommen. Kein Wunder, dass die Dassler Brüder im Wettkampf um den Bekanntheitsgrad diese Summen in der Folge weiter steigerten. Am besten von allen Fußballern verdiente der brasilianische Star Pelé. 25.000 Dollar kassierte er für die Fußball-WM in Mexiko und dann noch einmal 100.000 für die nächsten vier Jahre. Zusätzlich gab es Anteile an jedem verkauften „Pelé King Schuh“, der im Fachhandel für 75 bzw. 95 Mark mit dem Namenszug des Spielers angeboten wurde.

Im Lauf der Jahre verpflichtete „PUMA“ viele der kreativsten und bekanntesten Weltstars der Fußballbühne: Günter Netzer (Borussia Mönchengladbach), den Holländer Johann Cruyff (der im WM-



Lothar Matthäus



Abb. 6: Der Herzogenauracher Rekordnationalspieler und Kapitän der Fußballweltmeistermannschaft 1990 Lothar Matthäus.

Photo: PUMA.

Endspiel 1974 nicht mit dem drei Streifen Trikot der holländischen Nationalmannschaft auflief, sondern mit einem eigenen Trikot, das nur zwei Streifen besaß), dann die Argentinier Mario Kempes und Armando Maradona. Aber auch die deutschen Kicker Rudi Völler und das Herzogenauracher Urgewächs Lothar Matthäus erhielten großzügige Verträge.

Neuerungen im Hause „PUMA“

„Sei im Geschäft strebsam und mit nichts zufrieden. Allzu zufriedene Kaufleute kommen nicht vorwärts, denn ein Ausruhen auf Lorbeerren kennt ein Geschäftsmann nicht.“ Dieses Zitat stammt nicht aus Thomas Manns Roman „Die Buddenbrooks“, son-

dern es handelt sich um einen Tagebucheintrag von „PUMA“-Gründer Rudolf Dassler aus dem Jahr 1924, kurz nachdem er mit seinem Bruder und seinem Vater die Firma „GEDA“ gegründet hatte. Trotz aller Sparsamkeit hatte das Gezocke um Sponsorengehälter dem Unternehmen 1970 bei einem Umsatz von 23 Millionen Mark 700.000 Mark an Verlusten gebracht. Zunehmender Starrsinn und seine Selbstgefälligkeit auch seinen Söhnen Armin und Gerd gegenüber machten es Rudolfs Mitarbeitern nicht immer leicht.

Anfang der 1970er Jahre arbeitete „PUMA“ wieder profitabler. 1972, im Jahr der Olympischen Spiele in München, betrug der Umsatz 80 Millionen Mark. Das lag vor allem an den Spielen selbst – „PUMA“ rüstete nach eigenen Angaben rund ein Drittel aller Athleten mit Schuhen und Bekleidung aus; Konkurrent „adidas“ behauptete 75 Prozent ausgerüstet zu haben!

Außerdem kam den Sportartikelherstellern zugute, dass aus den USA die „Dauerlaufbewegung“ nach Europa herüberschwappete und als „Trimm Trab“ auch Deutschland eroberte. 18.000 Paar Schuhe produzierten die „PUMA“-Mitarbeiter täglich. Das Unternehmen exportierte in den 1970ern in 128 Länder. Bei 60 Prozent lag der Anteil des Auslandsgeschäfts. Außer in Österreich und Frankreich hatte Rudolf Dassler in Jugoslawien, Australien und Nigeria eigene Firmentöchter gegründet. Zusätzlich gab es Lizenzfabriken in England und Holland.

Armin Dassler übernimmt die Firma

Als Rudolf Dassler 1973 75 Jahre alt wurde, hatte er noch frisch und unternehmerisch gewirkt und war voller neuer Ideen gewesen. Umso überraschender war die Nachricht von seinem Tod am 26. Ok-

tober 1974. Angeblich sollen sich auf Vermittlung des damaligen katholischen Stadtpfarrers von Herzogenaurach Adi und Rudolf noch per Telefon ausgesprochen haben. Genaueres ist aber nicht an die Öffentlichkeit gedrungen.

Bei der Testamentseröffnung gab es gehörige Aufregung. Rudolf, der sich in den letzten Jahren mit Armin, seinem Ältesten, wiederholt überworfen hatte, hatte seinen Sohn enterbt. Armin klagte und bekam letztlich Recht. Nach einem Präzedenzurteil des Bundesgerichtshofs gehen KG-Verträge einem Testament vor. Demnach wurde der 45jährige Armin mit 60 Prozent der Firmenanteile Geschäftsführender Gesellschafter der „PUMA“-Sportschuhfabriken Rudolf Dassler KG; Bruder Gerd wurde sein Stellvertreter.

Der neue Chef krempelte die Firma gehörig um. Er stellte vier Manager ein und stockte die Zahl der Mitarbeiter auf das Doppelte auf. 3.500 Personen arbeiteten nun weltweit für „PUMA“. Am Firmensitz in Herzogenaurach zog ein neuer Stil ein. Vormittags streifte der Chef durch den Betrieb, unterhielt sich mit seinen Mitarbeitern, und an Geburtstagen gab es neben dem Händedruck noch 10 Mark extra. Durch seine Großzügigkeit glaubte Armin, sich die Gunst der Menschen sichern zu können.

Während sein Onkel Adolf ganze Mannschaften oder wie bei den Olympischen Spielen in Montreal ganze Gruppen einkleidete (7.000 Pförtner, Platzanweiser, Kampfrichter), setzte Armin auf Einzelsportler, die seine Schuhe und die Sportkleidung tragen sollten: Seinen größten Erfolg erreichte der „PUMA“-Chef mit dem Vertrag für einen 17jährigen Tennisspieler, der 1985 die Weltelite düpierte und in Wimbledon im Tennis siegte: Boris Becker.

Seinen Tennisschläger zierte ein „PUMA“ in der Bespannung, und die Becker-Kollektion war fortan von den Tennis-Courts nicht mehr wegzudenken. Bei „PUMA“ und in der Republik grassierte das „Bum-bum-Boris-Fieber“. Boris kasasierte schwindelerregende Summen von „PUMA“, auch sein Manager Tiriac, ein äußerst cleverer und geschäftstüchtiger Rumäne, ließ sich den Ruhm um seinen Schützling Boris hochkarätig versilbern. Aber nicht nur die Becker-Kollektion wurde ein Verkaufsschlager. Die Rackets „Boris Becker“ und „Boris Becker Winner“ verkauften sich über 300.000 Mal.

Auch ein weibliches Tennissternchen hatte inzwischen von sich Reden gemacht: Steffi Graf. Als Vater Graf für die Benutzung des „PUMA“-Schlägers durch seine Tochter, eine weitere Million für die Kleidung und zusätzlich eine Million für die Schuhe forderte, platzte der geplante Vertrag.

Weitere bekannte Sportler erreichten in „PUMA“ Ausrüstung Weltgeltung und Welterfolge: der Ugander John Akii-Bua (Olympiasieger über 400 m Hürden in München), der mit seiner Familie später in Herzogenaurach lebte und bei „PUMA“ Repräsentant wurde, sowie der deutsche Sieger im Speerwurf bei der Olympiade 1972 in München, Klaus Wolfermann. In den 1980er Jahren „kaufte“ sich „PUMA“ den argentinischen Superstar Diego Armando Maradona. Gerne erinnert man sich bei „PUMA“ an die US-Sprinterin Evelyn Ashford und ihre beiden Goldmedaillen 1984 in Los Angeles sowie an die große Dame im Tennis, die Tschechin Martina Navratilova, und natürlich an Herzogenaurachs bedeutendsten Sohn, den Rekordnationalspieler Lothar Matthäus.

Der Sohn des „PUMA“-Angestellten Heinz Matthäus erlernte beim Lokalver-

ein 1. FC Herzogenaurach das Kicken, bevor der Weg des Raumausstatterlehrlings über Mönchengladbach, München und Mailand zurück zu den Bayern nach München führte. Unter ihm als Kapitän gewann die deutsche Nationalmannschaft 1990 in Italien zum dritten Mal den Weltmeistertitel. In seiner Heimatstadt wurde der „Loddar“ daraufhin zwar mit der Bürgermedaille, nicht aber mit der Ehrenbürgerwürde ausgezeichnet. In der Folge hat er hier viele Sympathien verspielt. Er hat sich nach Meinung der Herzogenauracher nie wirklich zu seiner Heimatstadt bekannt. Seine Aussage, er sei „*in der Nähe von Erlangen geboren*“, oder dass er Herzogenaurach als „Dorf“ bezeichnet hat, nahm man ihm neben seinem Lebenswandel in der Stadt recht übel.

„PUMA“ geht an die Börse

Doch kehren wir zur Geschichte des Unternehmens zurück. Seit 1970 hatte Armin Dassler verstärkt auf die „Fohlenmannschaft“ von Borussia Mönchengladbach gesetzt, die sich ein Jahrzehnt lang mit Bayern München einen erbitterten Kampf um die Vorherrschaft in der Fußball-Bundesliga lieferte. Ein neuer Fußballschuh mit einem um neun Millimeter höher gelegten Fersenteil verkaufte sich blendend. 50.000 Paar Schuhe verließen täglich die „PUMA“-Fabriken in Herzogenaurach, Reckendorf (bei Bamberg) und Bad Windsheim.

Trotz allem war der Sportschuhhersteller gezwungen, seine Produktion mehr und mehr in Billiglohnländer zu verlegen. In Portugal und Griechenland, dann in Ländern des Ostblocks, schließlich in Nordafrika und bald darauf in Asien wurden „PUMA“-Artikel, anfangs nur Schuhe, später auch Textilien in Lizenz gefer-



Abb. 7: Der Neubau der „PUMA“-Verwaltung in der Würzburger Straße im Jahr 1990.

tigt. 1985 entschloss sich das Management, die KG in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln und das Kapital beim Börsengang von 36 Millionen auf 50 Millionen Mark aufzustocken, um anstehende Investitionen stemmen zu können.

Die Entwicklung der „PUMA“-Aktie war eine Sensation. Am 16. Juni 1986 lag der Ausgabekurs bei 310 Mark; eine Woche später notierte man die Aktie bei fast 600 Mark und dann stieg das Papier als „verrückteste Aktie aller Zeiten“ auf die Rekordmarke von 1.480 Mark. Nüchterne Beobachter meldeten Bedenken an der Nachhaltigkeit der Aktie an, zumal das US-Geschäft im ersten Halbjahr 1986 um 50% eingebrochen war. Im Gegensatz zu Deutschland, wo „PUMA“ in den letzten Jahren kaum mehr Gewinne verzeichnet hatte, konnte man im US-Geschäft satte

Gewinne verbuchen. „PUMA“ fuhr 1986 ein Nullergebnis ein, schrieb ein Jahr später 75 Millionen DM an Verlusten.

Gleichzeitig positionierten sich die US-Konkurrenten neu: Reebok (heute in Händen von „adidas“) drängte mit leichten „Wohlfühlrettern“ auf den Markt. Man hatte erkannt, dass Sportschuhe auch als reiner Freizeitartikel verkauft werden können. Im Gegensatz zu „PUMA“, das in den letzten Jahren immer mehr Billigprodukte auf den Markt geworfen hatte, hatte „Nike“ die besser Verdienenden ins Visier genommen. Die Strategie, „Nike“-Produkte so teuer zu machen, dass sich die Gier nach ihnen ausbreitete, hatte den erhofften Erfolg. Dabei verlor „PUMA“ immer mehr an Boden.

Mit einem 62 Millionen-Mark-Darlehen übernahm die Deutsche Bank das

Kommando über „PUMA“. Diese Übernahme haben Finanzexperten später als eine der größten Missmanagementleistungen der Deutschen Bank bezeichnet. Mehrere Berater der Deutschen Bank und diverse Manager versuchten, das sinkende Schiff „PUMA“ vor dem Untergang zu retten. Die Inhaber Gerd und Armin Dassler hatten längst das Ruder aus der Hand gegeben, auch wenn ihnen noch immer 72% der Geschäftsanteile gehörten.

Der Versuch, „PUMA“ zu veräußern, nahm in der Folge groteske Formen an. Zunächst stieg die Firma „Cosa Liebermann“ als Eigentümer ein und nach langem Hin und Her der Mischkonzern „Aritmos“. Trotz allem stiegen 1989, im Jahr der politischen Wende, die Hoffnungen noch einmal, „PUMA“ retten zu können. Doch auch diese Hoffnung zerplatzte wie eine Seifenblase. Der Umsatz von einst 850 Millionen Mark war auf 520 Millionen geschrumpft, und die Talfahrt ging weiter.

Der Gesundheitszustand von Armin Dassler hatte sich in dieser Zeit extrem verschlechtert. Seine Leber rebellierte. Trotz einer Lebertransplantation verstarb er am 14. Oktober 1990 im Alter von 61 Jahren zu Hause in seiner Atombomben sicheren Villa. Drei Tage später wurde er in aller Stille, begleitet nur von seiner Frau Irene und seinen Söhnen Michael, Frank und Jörg sowie einer Handvoll Eingeweihter, auf dem Herzogenauracher Friedhof beigesetzt. Damit schien auch die Firma „PUMA“ am Ende zu sein.

Die Ära Jochen Zeitz und die Rückkehr der Wildkatze

Jochen Zeitz, 1963 in Mannheim geboren, studierte nach dem Abitur zwei Semester Medizin in Florenz, nahm dann aber

ein Studium der Betriebswirtschaftslehre an der EBS Business School in Oestrich-Winkel auf. Auslandsaufenthalte in Paris und Phoenix/USA folgten. 1987 beendete er sein Studium mit dem Schwerpunkt Marketing und Finanzen und begann seine berufliche Laufbahn beim Kosmetikunternehmen „Colgate-Palmolive“ in New York City und Hamburg.

1988 wechselte er schließlich zur „PUMA“ AG, wo er zunächst für die Planung und Umsetzung der Marketingstrategien im Bereich „Footwear“ verantwortlich war. Zwei Jahre später zeichnete er als „Vice-President International Marketing and Sales“ für den internationalen Markt verantwortlich. Inzwischen waren auch in deutschen Unternehmen die amerikanischen Titel und Begriffe eingekehrt. Zeitz war auf gut deutsch für die Positionierung des Unternehmens auf dem internationalen Markt verantwortlich, um für „PUMA“ wieder die verlorengegangene internationale Spitzenposition zurückzuerobern.

1993 wurde er zum Vorstandsvorsitzenden berufen. Damit war er mit 30 Jahren der jüngste Vorstandsvorsitzende eines börsennotierten deutschen Unternehmens. Ein halbes Jahr später schrieb „PUMA“ wieder schwarze Zahlen. Das Ziel, das er akribisch verfolgte, war es, „PUMA“ wieder zu einer begehrenswerten europäischen Marke, ja zu einer Weltmarke, zu machen. Im Fachjargon hieß das, „PUMA“ solle wieder zu einem „international erfolgreichen Mode-, Sport- und Lifestyle-Unternehmen“ aufsteigen.

Als Zeitz im Juli 2011 seinen Posten als „Chief Executive Officer“ an Franz Koch abgab und auf den Posten des Verwaltungsratsvorsitzenden der „PUMA“ AG wechselte, war er mit zahlreichen Ehrungen überhäuft worden. So war ihm u.a.



Abb. 8: 2009 reichten sich im Rahmen der Kampagne „Peace one day“ die Vorstandsvorsitzenden der beiden Herzogenauracher Sportgiganten die Hände und traten im Fußball freundschaftlich gegeneinander an: Herbert Hainer („adidas“, links im Bild) und Jochen Zeitz („PUMA“).

2004, 2005 und 2006 von der Financial Times Deutschland die Ehrung „Strategie des Jahres“ verliehen worden, und 2004 hatte er aus der Hand des bayerischen Innenministers das vom Bundespräsidenten verliehene Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland erhalten.

2007 wurde der Vertrag von Jochen Zeitz als Vorstandsvorsitzender der „PUMA“ AG vorzeitig um fünf Jahre bis 2012 verlängert. Seine Vorstandsbezüge beliefen sich im Jahr 2007 auf 7,2 Millionen Euro. 2010 war er der Top-Verdiener der deutschen Vorstandsvorsitzenden mit einem Jahresgehalt von 9,8 Millionen Euro.

2008 führte Zeitz bei „PUMA“ ein Unternehmensleitbild („PUMA Vision“) ein. Anhand von vier definierten Unter-

nehmenswerten hatte das Unternehmen sich zum Ziel gesetzt, in allen Belangen stets fair, ehrlich, positiv und kreativ zu handeln. Im Rahmen dieses Projekts unterstützt das Unternehmen noch heute verschiedene Initiativen, um saubere, grünere, sichere und nachhaltigere Konzepte und Projekte umzusetzen. Im April 2010 führte Zeitz ein Nachhaltigkeitsprojekt bei „PUMA“ ein, in dessen Rahmen das Unternehmen bis zum Jahre 2015 unternehmensweit 25% an CO₂, Energie, Wasser und Abfall einsparen will. Im gleichen Jahr gründete er eine Stiftung, die innovative Projekte unterstützt und Umweltschutz, Gesellschaftsentwicklung, Kultur und Handel in Einklang zu bringen versucht und das Ziel hat, den interkulturellen Dialog zu fördern.



Abb. 9: Das „PUMA Vision Center“ mit dem roten Outlet wurde 2013 eröffnet. Gegenüber dem Hauptgebäude soll demnächst ein Neubau für 1.000 Mitarbeiter entstehen.

Gemeinsam mit dem bekannten Benediktinerpater Anselm Grün schrieb er das 2010 erschienene Buch „Gott, Geld und Gewissen“, in dem er die Wirtschaft zu stärkerem ökologischen Denken auffordert und nachhaltiges Wirtschaften fordert. Jochen Zeitz ist Kenner und Bewunderer des afrikanischen Kontinents und der afrikanischen Kultur. Er spricht außer fünf Fremdsprachen auch Swahili. Er betreibt eine Farm in Kenia und lässt derzeit für seine Sammlung zeitgenössischer Kunst in Kapstadt ein Museum mit dem Namen „Zeitz Museum of Contemporary Art Africa“ errichten, das 2016 eröffnet werden soll.

„PUMA“ heute

Der französische Konzern PPR (Mode- und Konsumartikel; u.a. Gucci und Ives Saint Laurent) begann 2007, Anteile an „PUMA“ zu erwerben und konnte seine Anteile im Laufe des Jahres auf 62,1 Prozent aufstocken. Heute besitzt der dem Franzosen François Pinault gehörende Konzern (mit rund 31.000 Mitarbeiter), der sich 2013 in „Kering“ umbenannte, 86% der „PUMA“-Aktien; der Rest befindet sich im Streubesitz.

Im Rahmen der Aktion „Peace one Day“ begegneten sich am 17. September 2009 die beiden Vorstandsvorsitzenden

von „adidas“ und „PUMA“. Herbert Hainer („adidas“) und Jochen Zeitz traten mit Fußballmannschaften, die sich aus Spielern beider Konzerne zusammensetzten, zu einem freundschaftlichen Fußballspiel an, wobei die eigens angefertigten Trikots eine Kombination aus den Kollektionen der beiden Firmen waren. Nach 60 Jahren heftiger Attacken reichten sich die beiden Leiter der großen Sportartikelfirmen symbolisch die Hände.

2011 löste Franz Koch Jochen Zeitz auf dem Vorstandssessel ab. Zeitz wechselte in die Firmenzentrale nach Paris. Auf Koch folgte zum 1. Juli 2013 der Norweger Bjørn Gulden als neuer Vorsitzender der Geschäftsführung. Der neue „PUMA“-Wahlspruch „forever faster“ bedeutet für ihn: „*Wir wollen schnelle Entscheidungen treffen, schnell auf neue Trends reagieren und schneller Innovationen auf den Markt bringen.*“

Mit der Sponsorentätigkeit beim Londoner Fußballclub FC Arsenal sowie bei Borussia Dortmund hat er erste Akzente gesetzt. Laut letztem Geschäftsbericht arbeiteten am Jahresende 2014 weltweit 11.267 Mitarbeiter bei „PUMA“ (in Herzogenaurach rund 2.000); die Bilanzsumme betrug 2.549,9 Millionen Euro. Der Gewinn vor Steuern lag bei 121,8 Millionen Euro. Die

„PUMA“-Aktien standen Ende 2014 bei einem Kurs von 172,55 Euro.

Das neue „PUMA“-Gebäude in Herzogenaurach, das „PUMA Vision Headquarter“ wurde zusammen mit dem Fabrikverkauf im Oktober 2009 eingeweiht und bietet 650 moderne Arbeitsplätze. In seiner Architektur erinnert es an die rote „PUMA“-Schuhsschachtel.

Man darf gespannt sein, wie sich „PUMA“ im gnadenlosen Konkurrenzkampf mit „adidas“ und dem derzeitigen Marktführer „Nike“ behaupten kann. Von einer Krise will man in Herzogenaurach derzeit zum Glück nichts wissen.

Klaus-Peter Gägelein: Vorsitzender des Heimatvereins Herzogenaurach e.V. Studium von Geschichte und Germanistik an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen; Realschuldienst in Hof und Herzogenaurach, zuletzt als komm. Schulleiter; Seminarlehrer, Mitarbeiter am ISB und zuständig für die Betreuung, Fort- und Weiterbildung der Geschichtslehrer an Realschulen im Reg. Bezirk Mittelfranken. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte Herzogenaurachs sowie zur Regionalgeschichte.

Literatur:

- Rolf-Herbert Peters: Die „PUMA“-Story. München 2007.
 Barbara Smit: Die Dasslers – drei Streifen gegen „PUMA“. Köln 2007.
 Artikel in den Herzogenauracher Tageszeitungen

„Nordbayrische Nachrichten“ und „Fränkischer Tag“. Broschüren der Firma „PUMA“. Privates Archiv des Verfassers.

Birgit Rauschert

Der Chronist des barocken Nürnberg Johann Adam Delsenbach wird in einer Ausstellung im Fembohaus gewürdigt



Abb. 1: Johann Adam Delsenbach im Selbstporträt. Kupferstich.

Der Chronist des barocken Nürnberg Johann Adam Delsenbach veröffentlichte 1715 die erste Folge der „Nürnberger Prospekte“. Den Vermittler der Wiener Hofkunst würdigt derzeit eine Ausstellung im Stadtmuseum Fembohaus unterhalb der Nürnberger Burg.

Der Name Johann Adam Delsenbach dürfte heute nur noch Kennern der Nürnberger Kunst bekannt sein, liegt doch die letzte Ausstellung über diesen Kupferstecher des Barock, der sein Leben und Werk zwischen den Metropolen Leipzig, Wien und Nürnberg entfaltete, mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. 1962 fand die

letzte Retrospektive zur Kunst des Schöpfers der „Nürnberger Prospekte“ statt. Doch jährt sich deren Erscheinungsdatum heuer zum 300. Male, was beinahe von der Stadt Nürnberg übersehen worden wäre. Dabei handelt es sich sogar um ein doppeltes Jubiläum, denn gleichzeitig ist es das 250. Todesjahr des sehr aktiven Künstlers, der 1765 in Nürnberg verstarb.

Wer sich dem Meister des Kupferstichs nähern will, beginnt seine Zeitreise in die Jahrhunderte am besten auf dem Johannisfriedhof, wo Delsenbachs Grab auch heute noch zu finden ist. Nur wenige Schritte von der Ruhestätte Dürers entfernt ruht er unter einem Sandstein, der von der Replik eines Bronzeepitaphs geziert wird. Doch findet die Stätte (Nr. 512) kaum noch Beachtung. Dennoch sind seine Blätter mit Ansichten der Nürnberger Stadt und ihrer Kultur in der Zeit des Barock noch immer bei Sammlern gefragt, ähnlich wie 1715, als sie erstmals in Nürnberg erschienen.

Im Alter von 28 Jahren stach er damals sein eigenes Konterfei in Kupfer. Es zeigt einen eleganten jungen Mann, der unter einer lockigen Allongeperücke mit wachem Blick sein Gegenüber ansieht. Die Wendung des Oberkörpers nach vorne zeigt ihn im Moment der Bewegung. Diese beiden Attribute – Wachheit und Beweglichkeit – könnten auch als wichtige Kennzeichen seiner Kunst genannt werden.

Am 9. Dezember 1687 wurde Johann Adam Delsenbach auf der Nürnberger Burg als Sohn eines Geleitreichers geboren. Das so genannte „Sekretariatshaus“, ein

Fachwerkbau hinter dem dicken Sinnwellturm, steht auch heute noch. Von seiner Kindheit und Schulzeit ist nur wenig bekannt. Dass er auch etwas Latein lernte, lässt eventuell auf eine gymnasiale Ausbildung schließen. Delsenbachs handschriftliche Autobiographie ruht im Archiv der Nürnberger Stadtbibliothek. Nur wenige eng beschriebene, fleckige Blätter sind es, die uns Zeugnis über eine der erstaunlichsten Karrieren eines ‚echten Nürnberger Kindes‘ in der Zeit des Barock ablegen. Delsenbach schrieb sie auf Wunsch von Georg Andreas Will, der ihn daraufhin in sein „Nürnbergisches Gelehrtenlexikon“ aufnehmen sollte.

Zunächst nahm er nach der Schulzeit die typische Laufbahn eines Kupferstechers auf und absolvierte eine dreijährige Lehrzeit bei dem Nürnberger Kupferstecher Augustin Fleischmann. Danach schloss sich eine weitere Ausbildung in der damals noch jungen, 1672 von Joachim von Sandrath gegründeten „Nürnberger Malerakademie“ an. Somit konnte Delsenbach eine akademische Ausbildung vorweisen, auf die er später mit Recht stolz war, denn die meisten seiner Kollegen auf dem Gebiet des Kupferstichs waren doch ‚nur‘ Kunsthandwerker. Etwa ein halbes Dutzend Handzeichnungen sind aus jener Zeit noch vorhanden. Sie befinden sich in den Sammlungen der Universitätsbibliothek Erlangen und zeigen aquarellierte Zeichnungen nach Vorlagen antiker Statuen, vermutlich nach dem Buch Joachim von Sandraths „Sculpturae Veteris Admirand“, das bereits 1680 erschienen war. Noch ungelenk, aber durchaus gekonnt in der Wiedergabe der Proportionen sind diese ersten Blätter Zeugnisse seiner Hand.

Die „Nürnberger Malerakademie“ stand damals unter der Leitung des Mathematikers, Astronomen und Kupferstechers



Abb. 2: Georg Christoph Eimmart, der Leiter der „Nürnberger Malerakademie“.

Georg Christoph Eimmart, der auch als Begründer des ersten Observatoriums auf den Bastionen hinter der Nürnberger Burg genannt werden muss. Ihn verewigte sein Schüler auf dem Titelblatt der zweiten Folge seiner „Nürnberger Prospekte“ als dunkel gekleideten Gelehrten im Kreise einer Gesellschaft, die mit Fernrohren und Messinstrumenten den Himmel über Nürnberg beobachtete.

Um 1708 ging Delsenbach nach Leipzig an den Hof des Herzogs Johann Georg von Sachsen-Weißenfels. Diese ersten Berufsjahre sind jedoch kaum noch anhand von Bildnissen zu fassen. Erst ab 1710 wird Delsenbach greifbar, denn er wurde Mitarbeiter im Stab des Wiener Oberbaudirektors Johann Bernhard Fischer von Erlach. Mit „Delsenbach sculpsit“ bezeugte er die Mitarbeit im Kreise der Wiener Künstlerschaft. Der Aufstieg an den kaiserlichen Hof ist der wohl wichtigste Karrieresprung in Delsenbachs Vita. Als Hofkünstler wurde er zum Teil der aristokratischen Welt, in der französisch gespro-

chen wurde, und die sich durch ihre Eleganz in Kleidung und Manieren von den niederen Ständen deutlich unterschied. Zeugnisse seiner Wiener Zeit sind Stiche nach Vorlagen Johann Bernhard Fischer von Erlachs. Sie befinden sich im 1737 erschienenen, ersten Architekturlexikon der Welt, das mit 80 Kupferstichen die berühmtesten Gebäude der Menschheit vorstellen sollte. Noch heute zeugen die Blätter von Delsenbachs Meisterschaft auf dem Gebiet des Kupferstichs, da sie in ihrer Feinheit und Brillanz in der Wiedergabe von Details unübertroffen sind. Doch endete diese Phase am kaiserlichen Hof 1713 jäh mit dem Ausbruch der Schwarzen Pest, die ihn den Wiener Musenhof verlassen und in seine Heimatstadt Nürnberg zurückkehren ließ. Die Rückkehr in seine Geburtsstadt löste je-

doch eine neue Phase in seinem Schaffen aus, denn erstmals fertigte er nun Ansichten der ehemaligen Reichsstadt, eben die sogenannten „Nürnberger Prospekte“.

Eines der ersten Blätter war der Empfang Kaiser Karls VI., der sich nach seiner Krönung zum Kaiser in Frankfurt am 12. Januar 1712 in Nürnberg erstmals der Öffentlichkeit präsentierte. Das Blatt „Huldigung des Kaisers“ zeigt eine geradezu unendlich groß erscheinende Anzahl von Menschen, die dem neuen Herrscher vor dem Wolff'schen Bau des Neuen Rathauses ihre Aufwartung machen. Dieser steht pompös auf einer eigens für diese Zwecke geschaffenen Estrade, die sich damals an der Fassade des Rathauses befand. Delsenbach muss der Zeremonie als Augenzeuge beigewohnt haben, denn sein Bild ist von dokumentarischer Genauigkeit.

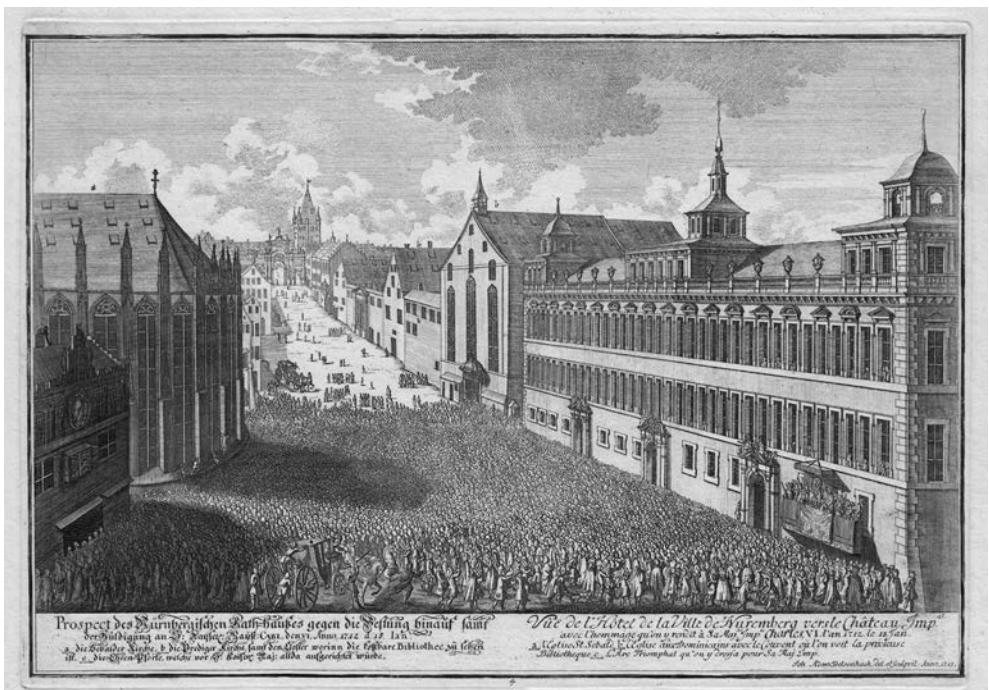


Abb. 3: Huldigung der Reichsstadt Nürnberg an Kaiser Karl VI. im Jahr 1712. Kupferstich.



Abb. 4: Kaiser Karl VI. auf der Estrade am Nürnberger Rathaus. Kupferstich. Detail aus Abb. 3.



Abb. 5: Humorvolle Details zeichnen die Veduten Delsenbachs oftmals aus.

Von nun an zeichnete und reproduzierte er Ansichten der Stadt, die sogleich großen Anklang finden. Die Sammler der Blätter waren meist aus bürgerlichem Stand und schätzten die Kupferstiche als Würdigungen ihrer prächtigen Reichsstadt, in der damals eine Reihe neuer Gebäude wie die Egidienkirche oder die Karlsbrücke entstanden.

In insgesamt fünf Bilderfolgen sollte Delsenbach im Laufe der Jahre von nun an seine Heimatstadt und deren Umgebung verewigen. Die erste, 1715 erschienene Folge lehnte sich an das Vorbild jener Wiener Prospekte an, die Delsenbach nach Vorlagen des Sohns des Architekten, Joseph Emmanuel Fischer von Erlach, hatte anfertigen dürfen. Unter jeder Vedute sind die dargestellten Bauten mit Buchstaben verzeichnet. Die Legenden finden sich links auf Deutsch, rechts auf Französisch wieder, so dass der Betrachter auch

ein Dokument der tatsächlichen Topographie erhält.

Derzeit sind 44 der insgesamt 114 Blätter in einer Sonderausstellung im Nürnberger „Fembohaus“ zu besichtigen. Um die Details jener Bildnisse besser würdigen zu können, erhält jeder Besucher der Ausstellung eine Lupe geliehen! Darüber hinaus sind neben den Originalen auch vergrößerte Reproduktionen zu sehen, die den Blick des Betrachters auf die Feinheiten und die oftmals originellen Details der Bilder lenken.

Die Ausstellung läuft noch bis zum 4. Oktober 2015, dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr. Führungen finden jeden Sonntag um 11 Uhr statt. Ein Vortrag der Autorin und Ausstellungskuratorin über Leben und Werk Johann Adam Delsenbachs ist für den 22. Januar 2016 in den Räumen des Frankenbundes vorgesehen!

Sibylle Kneuer

Der Kunsthpreis des Landkreises Haßberge – Thema: ZwischenRaum. Main-Rhön im Blick

Der Landkreis Haßberge vergibt 2015 im Rahmen des Projektes Kunststück erstmals einen Kunsthpreis. Dieser wird im Rahmen einer Ausstellung vergeben und in der Region Main-Rhön ausgeschrieben. Die Region Main-Rhön umfasst die Landkreise: Rhön-Grabfeld, Schweinfurt, Bad Kissingen und Haßberge sowie die Stadt Schweinfurt.

Das Kunststück, ein Projekt zur bildenden Kunst in Trägerschaft des Landkreises Haßberge, findet jährlich in den Monaten September bis März des darauffolgenden Jahres statt und versteht sich als Podium der bildenden Kunst im Landkreis Haßberge. Es besteht erfolgreich bereits seit 13 Jahren.

Der Bewerbungszeitraum für den Kunsthpreis läuft bereits ab dem 1. Juli 2015 und endet am 31. Oktober 2015. Der 1. Preis ist dotiert mit 2.000 Euro. Als 2. Preis wird ein Publikumspreis in Höhe von 500 Euro vergeben, der durch Sponsoring finanziert wird. Über Ausstellung und Preis entscheidet eine unabhän-

gige Jury. Ausstellung und Preisverleihung finden im Schloss Oberschwappach, Gemeinde Knetzgau im Landkreis Haßberge statt. Dauer der Ausstellung: 20. Februar–20. März 2016.

Die Bewerbungsunterlagen stehen auf der Homepage des Landkreises Haßberge zur Verfügung. Sie können dort unter: <http://kunststueck.hassberge.de> heruntergeladen werden. Hier finden sich auch nähere Infos zum Thema und den Bewerbungsmodalitäten.

Trägerschaft: Landkreis Haßberge
Am Herrenhof 1
97437 Haßfurt
Tel.: 09521/ 27-324 (Kreisentwicklung/Kultur)
<http://kunststueck.hassberge.de>

Projektleitung und Ansprechpartnerin:
DAS KULTURBÜRO
Sibylle Kneuer M.A.
Tel.: 09521/ 95 43 83
Mail: kulturbuerosibyllekneuer@aol.de
Internet: www.das-kulturbuero.com

Einladung zur Tagung „Orangerien und Palmenhäuser zwischen Bamberg und Bayreuth – Orangeriekultur in Oberfranken“

Der Vorsitzende des AK Orangerien e.V., Prof. Dr. Helmut-Eberhard Paulus, der dem FRANKENBUND seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden ist, lädt alle Bundesfreunde zur Teilnahme an der 36. Jahrestagung des Arbeitskreises Orangerien e.V. herzlich ein. Die Veranstaltung findet zwischen dem 17. und 19. September 2015 im Kloster St. Michael in Bamberg statt. Hier zur Information das interessante und abwechslungsreiche Programm der Tagung:

Donnerstag, 17. September 2015

8:00 Uhr Eröffnung Tagungsbüro

9:00 Uhr Eröffnung der Tagung und Begrüßung im Vortragssaal St. Getreu

Andreas Starke, Oberbürgermeister der Stadt Bamberg

Mathias Pfeil, Generalkonservator Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

Prof. Dr. Helmut-Eberhard Paulus, Vorsitzender des AK Orangerien e.V.

I. Orangerien im Fürstbistum Bamberg und in Pommersfelden

Moderation: Dr. Simone Balsam

9:30 Uhr Schönbornquellen und Orangerien (Dr. Annette Faber, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege Bamberg-Seehof)

10:00 Uhr Die Orangerien und das Palmenhaus Johann Jakob Küchels in Pommersfelden (Prof. Dr. Helmut-Eberhard Paulus und Dr. Annette Faber)

10:30 Uhr Diskussion anschl. Kaffeepause

11:30 Uhr Die Wachsbleiche in Bamberg (Dr. Volker Rößner, Bamberg)

12:00 Uhr Die Orangerie auf dem Michaelsberg Bamberg (Dr. Peter Ruderich, Bamberg)

12:30 Uhr Diskussion

13:00 Uhr Mittagessen im Café auf dem Michaelsberg (Selbstzahler)

II. Orangeriekultur im Fürstentum Bayreuth

Moderation: Manuel Bechtold

14:00 Uhr Orangeriekultur im Fürstentum Bayreuth (Prof. Dr. Helmut-Eberhard Paulus, Rudolstadt)

14:30 Uhr Orangerien in Bayreuth: Hofgarten am Neuen Schloss, Hofgarten Eremitage und St. Georgen (Ingo Berens, Bayreuth)

15:00 Uhr Diskussion anschl. Kaffeepause

III. Palmenkultivierung, Palmenhäuser

Moderation: Frithjof Pitzschel

16:00 Uhr Palmenkultivierung in Orangerien (Wolfgang Friebel, Dresden-Pillnitz)

16:30 Uhr Probleme im Palmenhaus im Botanischen Garten Greifswald (Thoralf Weiss und Martin Schnittler, Greifswald)

17:00 Uhr Schlussdiskussion

18:30 Uhr Empfang und gemeinsames Abendessen in der Orangerie Kloster St. Michael

Freitag, 18. September 2015*IV. Kurzexkursion: Palmenkultur in Pommersfelden*

8:00 Uhr Abfahrt mit dem Bus nach Pommersfelden

9:00 Uhr Palmenkultur in Pommersfelden, Probleme und Lösungsvorschläge

10:00 Uhr Rundgang durch die Orangerie und das Palmenhaus von Schloss Pommersfelden

12:00 Uhr ländlicher Imbiss Schlossbauernhof zu Stolzenroth

anschl. Rückfahrt nach Bamberg

V. Orangerien in Oberfranken (Vortragssaal St. Getreu)

Moderation: Prof. Dr. Helmut-Eberhard Paulus

14:00 Uhr Orangerien in Oberfranken – Eine Übersicht (Norbert Nordmann, München)

14:30 Uhr Die Pflanzenhäuser im Schlosspark Fantaisie (Rainer Herzog, München)

15:00 Uhr Orangerien in Mittelböhmen (Dagmar Fetterova, Brno, Tschechien)

15:30 Uhr Diskussion anschl. Kaffeepause

16:30 Uhr Mitgliederversammlung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e.V.
(nicht öffentlich)

19:30 Uhr Abendessen in der Brauerei Greifenklau in Bamberg, Laurenziplatz (Selbstzahler)

Samstag, 19. September 2015*VI. Exkursion*

8:30 Uhr Abfahrt mit dem Bus nach Bayreuth

9:30 Uhr Besichtigung der Orangerie im Hofgarten am Stadtschloss und Bayreuth Eremitage (Führung: Ingo Berens)

12:00 Uhr gemeinsamer Mittagsimbiss an der Gärtnerei Hofgarten Eremitage

13:00 Uhr Besichtigung der Orangerie im Hofgarten Eremitage, Bayreuth (Führung: Ingo Berens)

15:00 Uhr Rückfahrt über Dondorf: Gartenkunstmuseum Schloss Fantaisie (Führung: Ingo Berens) und Barockgarten Neudrossenfeld nach Bamberg

17:00 Uhr Besichtigung der Mang'schen Wachsbleiche in Bamberg, Letzengasse (Führung: Dr. Volker Rößner)

18:00 Uhr Ende der Tagung

Programmänderungen vorbehalten!

Die Tagung findet in Kooperation mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (Außenstelle Bamberg-Seehof), den Bürgerstiftungen der Stadt Bamberg und der Graf Schönborn'schen Schlossverwaltung Pommersfelden statt. Anmeldung erbeten bis zum 5. September 2015. Die Tagungsgebühr (inkl. Tagungsband) beträgt 100,- Euro, der Exkursionsbeitrag 20,- Euro. Überweisung bitte vorab auf das Konto des AK:

IBAN: DE 05 1001 0010 0608 9101 05

BIC: PBNKDEFF

Verwendungszweck: Jahrestagung 2015

Kontakt:

Arbeitskreis Orangerien in Deutschland e.V.

Friedrichstraße 6 b

99867 Gotha

Fax +49 (0) 3621 50 32 51

Mail info@orangeriekultur.dewww.orangeriekultur.de

90 Jahre jung: Gunter Ullrich

Am 7. April 2015 konnte der Graphiker und Maler Gunther Ullrich sein 90. Lebensjahr vollenden. Dazu gratuliert der FRANKENBUND dem Jubilar sehr herzlich und wünscht ihm weiterhin gute Gesundheit, Schaffenskraft und Freude. Mehr als die Hälfte seines Lebens ist Herr Ullrich dem FRANKENBUND verbunden. 1967 unserer Vereinigung beigetreten, wurde er sogleich Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Aschaffenburg, und dies für mehrere Jahrzehnte. Die Veranstaltungen des FRANKENBUNDES hat er gern mit gespitztem Bleistift besucht; seine auf den Sitzungen angefertigten Porträtskizzen der Teilnehmer sind wunderschöne Charakterzeichnungen, die bereits im Kleinen das zeichnerische Talent des Jubilars erahnen lassen. Wie umfangreich, weitgespannt und vielfältig sein Schaffen ist, davon konnte sich die Öffentlichkeit zuletzt im Aschaffenburger Schlossmuseum in der ihm gewidmeten „Ausstellung zum 90. Geburtstag“ überzeugen.

Auch der FRANKENBUND hat seine Kunst zu schätzen gewusst. Mehrfach sind Artikel über ihn im FRANKENLAND gedruckt worden; hierzu gehört auch die Gratulation zum 60. Geburtstag von Gerrit Walther in Heft 1 – 1985. 2001 wurde Herrn Ullrich zusammen mit dem Musiker Michael Günther der Kulturpreis des FRANKENBUNDES überreicht. Was der FRANKENBUND und was Franken diesem Künstler verdanken, hat Herr Professor Stefan Kummer in seiner Laudatio auf den Kulturpreisträger so formuliert: „*Der weite Blick des Malers Ullrich, eines Künstlers, der viel herumgekommen ist und der die Höhen und Tiefen der europäischen Kunstgeschichte souverän überblickt, hat seine Kunst gänzlich vor Einseitigkeit und Enge bewahrt. Man zögert deshalb, ihn als ‚fränkischen‘ oder gar ‚mainfränkischen‘ Maler zu bezeichnen. Wenn er dennoch diesen Titel, und zwar als einen Ehrentitel, verdient, so deshalb, weil er uns gelehrt hat, unsere fränkische Heimat mit neuen, frischen Augen zu sehen und als Teil eines weitaus größeren kulturellen Ganzen begreifen zu lernen.*“¹

Paul Beinhofen

Abschied von unserer früheren Bundesgeschäftsführerin Frau Edda Miltenberger († 6. Juni 2015)

Als Bundesvorsitzender des FRANKENBUNDES habe ich die traurige Pflicht, gemeinsam mit vielen Mitgliedern des Bundes und insbesondere unserer Würzburger Gruppe, Abschied zu nehmen von unserer am 6. Juni 2015 verstorbenen Bundesfreundin

¹ Kummer, Stefan: Laudatio auf Gunter Ullrich, in: Frankenland Heft 6 – 2001, S. 498.

Edda Miltenberger. Sie war seit den 1970er Jahren zusammen mit ihrem Mann nicht einfach nur Mitglied des FRANKENBUNDES, sondern später über viele Jahre der stets bescheiden im Hintergrund wirkende, aber unentbehrliche gute Geist unserer Vereinigung. Sie hat damit sowohl zum Wachstum der Würzburger Gruppe wie auch zur Verwirklichung der Ziele des gesamten FRANKENBUNDES beigetragen, das Frankenland in seiner Eigenart und Vielfalt mit seinem reichen kulturellen Erbe den Menschen nahezubringen und damit auch kulturelle Identität und Gemeinschaft zu pflegen und zu entwickeln.

Von 1991 bis 2005 war Edda Miltenberger als Schriftführerin Mitglied des Vorstands der Gruppe Würzburg, der größten Gruppe des FRANKENBUNDES, deren Mitgliederzahl sich zudem in diesen Jahren mehr als verdoppelt hat – nicht zuletzt dank der vielen Aktivitäten der Gruppe mit Exkursionen und Vorträgen, aber auch mit der gelungenen 75-Jahr-Feier im Jahre 1995.

Besonders hervorheben möchte ich dabei die Pionierarbeit, die das Ehepaar Miltenberger unmittelbar nach der Wende durch Kontaktaufnahme, Exkursionen und Hilfeleistung in der ja fränkisch geprägten Region Südthüringen geleistet hat. Dies hat nicht nur zur Stärkung der Verbundenheit zwischen Würzburg, Suhl und Meiningen, sondern wesentlich auch zur Gründung mehrerer FRANKENBUND-Gruppen in Südthüringen beigetragen.

Von 1995 bis 2005 hat Edda Miltenberger ihr Organisationstalent dann als Bundesgeschäftsführerin auch in den Dienst des Gesamtbundes mit seinen über 7.000 Mitgliedern gestellt. Sie nahm dieses Amt in der ihr eigenen Bescheidenheit effizient und geräuschlos wahr, sorgte für die Vorbereitung und Abwicklung von Bundestagen, Bundesbeirats- und Bundesleitungssitzungen, bereitete die Fränkischen Seminare vor, führte unzählige Telephongespräche und pflegte schriftliche Korrespondenz mit Gruppenvorsitzenden, Vorständen befreundeter Organisationen und Regierungsstellen. Dazu kam der Kleinkram, wie er in der Geschäftsstelle einer so vielgliedrigen Organisation nun einmal anfällt.

Mein Vorgänger Dr. Franz Vogt wie auch ich konnten sich auf ihre Arbeit, die Frau Edda Miltenberger sehr eigenständig verrichten musste, stets voll verlassen. Dabei erleidigte sie ihre Aufgaben nicht geschäftsmäßig, sondern ging auf die Anliegen der Mitglieder und Gruppen ein, ohne davon viel Aufhebens zu machen.

Als sie im Jahre 2005 das Amt der Bundesgeschäftsführerin aufgegeben hat, um sich wieder mehr ihrer Familie widmen zu können, haben wir das alle sehr bedauert. Das vielseitige, engagierte und stets hilfreiche Wirken Edda Miltenbergers hat im FRANKENBUND und darüber hinaus denn auch die gebührende Anerkennung gefunden.

So wurde ihr für ihr ehrenamtliches Engagement in der Gruppe Würzburg wie auch in anderen Institutionen im Jahr 2000 das Ehrenzeichen des Bayerischen Ministerpräsidenten für Verdienste von im Ehrenamt tätigen Frauen und Männern zuerkannt, und der FRANKENBUND hat ihr im Jahr 2005 beim Bundestag in Miltenberg das Große Goldene Bundesabzeichen verliehen.

Wir werden unserer Bundesfreundin Edda Miltenberger über den Tod hinaus ein ehrendes Gedenken bewahren. Sie möge ruhen in Frieden!

Bericht über die 4. Unterfränkische Regionaltagung am 5. Juni 2015

Am 5. Juni war es wieder soweit: Die 4. Unterfränkische Regionaltagung startete in Wertheim zu einer Tour auf dem Main bis nach Marktheidenfeld mit einem Zwischenhalt in Homburg. Bei herrlichem Sommerwetter waren 170 Personen auf dem Schiff.

An Bord der MS „Astoria“ waren zwei Kenner der Region: Herr Manfred Schneider, Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Kreuzwertheim und vormals Direktor der Johannes-Hartung-Realschule in Miltenberg, und Herr Dr. Leonhard Scherg, Erster Bürgermeister von Marktheidenfeld in den Jahren 1984 bis 2008. Beide Referenten vermochten während der gesamten Fahrt die Zuhörer mit ihren interessanten Beiträgen über Land und Leute, Geschichte und Kultur, Sagen und Dichtung wie auch mit realen Daten zur Entwicklung der Region zu fesseln.

Während der Referate glitt das Schiff an so malerischen Gegenden wie Himmelreich und Paradies vorbei. In Homburg, das über keine eigene Schiffsanlegestelle verfügt, konnten wir dank einer vom Schiff ausgefahrenen Landungsbrücke von Bord gehen; am Ufer nahm uns gleich der frühere Bürgermeister von Triefenstein Herr Lothar Huller in Empfang. Im nahegelegenen Feyhof des Weinguts Huller wurden die Teilnehmer mit einem Glas Wein begrüßt; zum Dank erscholl vielstimmig das Frankenlied. Anschließend konnten alle wählen zwischen einer Besichtigung der Homburger Papiermühle (www.papiermuehle-homburg.de), einer Führung rund um das Schloss Homburg oder einer musikalischen Einführung in die Sammlung historischer Tasteninstrumente, die der Kulturpreisträger des FRANKENBUNDES von 2001, Herr Michael Günther, im Schloss aufbewahrt (<http://www.clavier-am-main.de/michael/michael.html>). Zu Mittag gegessen wurde in zwei Etappen im Wolzenkeller mit einer wunderschönen Aussicht auf den Main. Die sehr gastfreundliche Aufnahme in diesem Ort wird sicherlich manchen animieren, Homburg noch weitere Besuche abzustatten, um die Lage über dem Main, den köstlichen Wein und das gute Essen zu genießen.

Pünktlich um 14.30 Uhr ging es von Homburg weiter nach Marktheidenfeld. Die anderthalbstündige Fahrt wurde dank der aufschlussreichen Kommentare von Herrn Dr. Scherg, der diesen Abschnitt betreute, nie langweilig. In Marktheidenfeld war die Tagung noch längst nicht zu Ende. Nach der Begrüßung durch den Zweiten Bürgermeister der Stadt, Herrn Manfred Stamm, lud die Stadt zu vier verschiedenen Führungen ein: Sie reichten von einem Rundgang durch die Altstadt über eine Besichtigung des Franck-Hauses und eine Führung durch die St. Laurentius-Kirche bis zum mundartlichen Stadtgang mit dem „Fischer un sei Fraa“. Trotz der mittlerweile hochsommerlichen Temperaturen ließen sich die Teilnehmer diese Angebote nicht entgehen. An dieser Stelle ein herzlicher Dank an die Mitarbeiter der Touristinformation Marktheidenfeld, die sich auch durch die stetig wachsenden Anmeldezahlen nicht aus der Ruhe bringen ließen! (Insgesamt wurden an diesem Tag 12 Führungen ausgerichtet.) Am Ende dieses erlebnisreichen, harmonisch verlaufenen Tages wurden die Teilnehmer per Bus wieder an ihren Ausgangsort zurückgebracht.

Zum Vormerken: Die nächste Unterfränkische Regionaltagung wird am 27. Mai 2016 (Tag nach Fronleichnam) in Marktheidenfeld starten.

5. Fränkischer Thementag am Samstag, 24. Oktober 2015, in Bad Kissingen

Der Krieg von 1866 in Franken.

Ursachen, Hintergründe und Folgen der Niederlage Bayerns und seiner Verbündeten im „Deutschen Krieg“

Der FRANKENBUND veranstaltet am Samstag, den **24. Oktober 2015, in Bad Kissingen** seinen diesjährigen „Fränkischen Thementag“ in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis 1866 – 2016. Diese Veranstaltung – für alle am Thema Interessierten konzipiert – widmet sich dem Krieg von 1866, der in der Bevölkerung kaum noch bekannt ist, und seinen Auswirkungen auf Franken. Sie bildet die Eröffnungsveranstaltung für die zahlreichen Aktivitäten, die insbesondere von Mitgliedern des Arbeitskreises 1866 – 2016 im nächsten Jahr in Franken anlässlich der 150-jährigen Wiederkehr dieses Krieges auf örtlicher und regionaler Ebene angeboten werden.

Das Programm:

Die ganztägige Veranstaltung bietet wissenschaftliche Vorträge, in denen sowohl

- * die historischen Zusammenhänge aufgezeigt werden, in die dieser Krieg einzuordnen ist,

als auch

- * seine Auswirkungen und Folgen für die weitere Entwicklung Bayerns und Deutschlands auf militärischem, politischem und gesellschaftlichem Gebiet erörtert werden.

Die wissenschaftliche Leitung liegt bei Herrn Prof. Dr. Dirk Götschmann, der bis zum Jahr 2013 Professor für Neuere und Neueste Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Landesgeschichte an der Universität Würzburg war und zu dessen Forschungsthemen die Technikgeschichte der vorindustriellen Zeit (mit dem Schwerpunkt Artillerie) gehört.

Parallel dazu werden am Nachmittag Veranstaltungen angeboten, die das Thema abwechslungsreich veranschaulichen: Der Streifzug zu Fuß vom Arkadenbau zum Kapellenfriedhof mit Besichtigung der „Trauernden Germania“ (vgl. die Abb.) und weiter zur Oberen Saline vermittelt einen Eindruck davon, wie nah der Krieg dem Kurbetrieb in der unvorbereiteten Stadt kam; die Führung durch die Bismarck-Ausstellung in der Oberen Saline beschäftigt sich u.a. mit den Auswirkungen des Kriegsverlaufs auf die deutsche Geschichte; eine weitere Führung informiert die Teilnehmer über die Anfänge des organisierten Lazarettwesens im Gefolge dieses Krieges. Ein Höhepunkt ist sicherlich auch eine Ausstellung mit Ausrüstungsgegenständen der beteiligten Armeen.

Wie stets beim Fränkischen Thementag können sich die Teilnehmer am Nachmittag ihr Programm aus dem Angebot an Vorträgen, Besichtigungen und Ausstellungen selbst zusammenstellen.

Das genaue Programm entnehmen Sie bitte der Programmübersicht.

Tagungsort:

Am Vormittag findet die Veranstaltung im prächtigen Rossini-Saal des Arkadenbaus und damit im denkmalgeschützten repräsentativen Kurgebäude mitten in Bad Kissingen statt. Ursprünglich hieß dieser Raum Conversationssaal, diente er doch als wettergeschützte Wandelhalle für die Kurgäste; im Krieg von 1866 wurde er zeitweise als Lazarett benutzt. Der Rossinisaal liegt im Erdgeschoss des Arkadenbaus, der Teil des Regentenbaus ist (Adresse: Am Kurgarten), links neben dem Kurgarten Cafe.

Nach dem Mittag wechselt die Veranstaltung in die Obere Saline, die sich im Norden der Stadt an der gleichnamigen Straße befindet (Adresse: Museum Obere Saline, Obere Saline 20, 97688 Bad Kissingen). Ursprünglich zur Salzgewinnung errichtet, wurde die Saline im 18. Jahrhundert um ein repräsentatives Wohngebäude erweitert, das in den Sommermonaten den Fürstbischofen von Würzburg als Sommerresidenz diente. In den Jahren 1876 bis 1893 residierte Reichskanzler Otto Fürst von Bismarck während seiner Kuraufenthalte dort im ersten Stock. Heute beherbergt das Haus das Bismarck-Museum. Die nachmittäglichen Veranstaltungen finden in der Orangerie, im Gewölbekeller des Bismarck-Museums und in den Museumsräumen statt.

Zeitlicher Ablauf:

Die Tagung beginnt um 10.00 Uhr im Rossini-Saal des Arkadenbaus in Bad Kissingen und wird nachmittags ab 14.00 Uhr auf dem Gelände der Oberen Saline in Bad Kissingen-Hausen fortgeführt. Der Weg zur Oberen Saline kann zu Fuß, mit dem eigenen Auto (Parkplätze an der Oberen Saline vorhanden) oder mit dem eingesetzten Bus zurückgelegt werden; der Haltepunkt des Busses am Arkadenbau und nach Tagungsende an der Oberen Saline wird auf der Veranstaltung bekannt gegeben. Zu Mittag werden im Kurgarten Cafe, das direkt neben dem Rossini-Saal im Arkadenbau liegt, am Buffet zwei Essen für je 11 EUR angeboten.

Kosten:

Die Teilnahmegebühr beträgt für Mitglieder des Frankenbundes 20 EUR, für Nicht-Mitglieder 25 EUR; Schüler und Studenten zahlen 10 EUR pro Person. Im Preis inbegriffen sind die Tagungsgebühr für Vorträge, Führungen und Besichtigungen, der Bustransfer sowie der Nachmittagskaffee.

Parkplatz:

In Bad Kissingen gibt es laut Auskunft der Stadt rund 500 kostengünstige Parkplätze in unmittelbarer Nähe zur Innenstadt für 1 EUR pro Tag, hinzu kommen Parkhäuser direkt in der Innenstadt. Weitere Informationen zur Parkplatzsituation finden Sie auf: http://www.badkissingen.de/de/stadt/stadtleben/nahverkehr/parken/m_77338

An der Oberen Saline gibt es einen Parkplatz mit ca. 60 – 70 Plätzen.

Anmeldung:

Bitte füllen Sie den Anmeldebogen auf der Rückseite dieses Heftes aus und schicken ihn bis zum 15. Oktober 2015 an die dort angegebene Adresse.

Diese Informationen finden Sie auch auf der Homepage des FRANKENBUNDES in der Rubrik: Aktuelles.

Hinweis:

Leider ist die Veranstaltung nicht durchgängig behindertengerecht.

Änderungen vorbehalten.

**5. Fränkischer Thementag am 24.10.2015: Der Krieg von 1866 in Franken.
Ursachen, Hintergründe und Folgen der Niederlage Bayerns und seiner Verbündeten im "Deutschen Krieg"**

10.00 h	Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden Dr. Paul Beinhöfer, Regierungspräsident von Unterfranken Prof. Dr. Götschmann: Ein Wendepunkt deutscher und europäischer Geschichte. Der "Deutsche Krieg" im historischen Rückblick Rossini-Saal im Arkadenbau (Teil des Regentenbaus), Am Kurgarten, Bad Kissingen	
11.00 h	Prof. W. K. Blessing: Äußerer Kampf u. innerer Konflikt. Der Krieg v. 1866 als Schlüsselergebnis in Mentalität u. politischer Kultur Frankens Rossini-Saal	
12.00 h	Angebot: Mittagessen im Kurgarten Cafe (direkt gegenüber dem Rossini-Saal)	
ab 13.30 h	Ortswechsel zur Oberen Saline/Bismarck-Museum Fahrstrecke: 4 km; Fußweg 3 km; Bustransfer	Trauernde Germania - Bad Kissingen u. der Krieg von 1866 (Streifzug zu Fuß vom Arkadenbau zur Oberen Saline) Referentin: Birgit Schmalz M.A.
14.00 h	Die Anwendung technischer Innovationen im "Deutschen Krieg" von 1866 Referent: Dirk Kränzlein	Führung durch die Ausstellung: "Dulce et decorum est pro patria mori". Bismarcks Kissingener Diktat von 1877 Referent: Prof. Werner K. Blessing und
15.00 h	Der "Deutsche Krieg" von 1866 in Theodor Fontanes Berichten Referent: Dr. Jan Pacholski	Erläuterungen zur Ausrüstung der beteiligten Armeen (anhand von Originalein) Referent: Christian Neugebauer Kuchen im Foyer
16.00 h	Wie ein Phönix aus der Asche. Die Geburt einer neuen bayer. Armee nach dem Krieg von 1866 Referent: Prof. Hermann Rumschöttel	Erläuterungen zur Ausrüstung der beteiligten Armeen (anhand von Originalein) Referent: Christian Neugebauer Foyer
	Gewölbekeller/Oberere Saline	Orangerie/Oberere Saline
17.00 h	Tagungsende	
17.15 Uhr	Bustransfer zum Arkadenbau	Änderungen vorbehalten!



Pritzenstadt, Gasthof Alte Schmiede. (Photo: Georg Hippel)

*Gesegnete Weihnachten
und für das Jahr 2016
Glück, Gesundheit und Frieden*

wünscht

*allen Bundesfreunden und allen Lesern
die Bundesleitung des Frankenbundes,
Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturspflege e. V.*

Geschichte

<i>Christoph Bittel</i>	
Der Deutsche Orden und seine Kommende Münnerstadt	232
<i>Hartmut Schötz</i>	
Das Schloss Lehrberg, Landkreis Ansbach. Ehemaliges markgräfliches Lehen	242
<i>Gerald Dörfl</i>	
Franken 1866 – Folge 7: Die Preußen in Bayern – Das Gefecht bei Hammelburg am 10. Juli 1866	248

Kunst

<i>Walter Roßdeutscher</i>	
Die Max Dauthendey-Gesellschaft nimmt Abschied: Nachwort für Freunde und Sympathisanten	271

Kultur

<i>Richard Siepl</i>	
Kundenverluste in Innenstadtgeschäften am Beispiel der Stadt Ansbach – Versuch eines Entgegenwirkens	275
<i>Ingeborg Höverkamp</i>	
Zum Gedenken an die Autorin Elisabeth Engelhardt zum 90. Geburtstag	277
<i>Ingeborg Höverkamp</i>	
Dem Journalisten und Autor Wolfgang Buhl (1925–2014) zum 90. Geburtstag	279

Frankenbund intern

<i>Dieter Morcinek</i>	
Dr. Anton Sterzl (5. Januar 1927–17. Juli 2015)	282
<i>Peter A. Süß/Paul Beinhofer</i>	
Bericht über den 86. Bundestag des FRANKENBUNDES am 19. September 2015 in Herzogenaurach mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden	283
<i>Georg Bätz</i>	
Laudatio auf Joachim Raftopoulo anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES am 19. September 2015 in Herzogenaurach	290
Bericht über den 5. Fränkischer Thementag am 24. Oktober 2015 in Bad Kissingen	294
Termine des FRANKENBUNDES im Jahr 2016	296

Georg Bätz	Dipl.-Agraring., Abtl. Weinbau Bayerische Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau An der Steige 15, 97209 Veitshöchheim georg.baetz@lwg.bayern.de
Dr. Christoph Bittel	Historiker Edelfinger Straße 24, 97980 Bad Mergentheim christoph.bittel@gmx.de
Gerald Dörfel	Diplom-Vermessungsingenieur, Oberstleutnant Bonhoefferstraße 43, 97078 Würzburg charlie.doerfel@gmx.de
Ingeborg Höverkamp	Dozentin/Schriftstellerin Karl-Plesch-Straße 15, 90596 Schwanstetten ingeborg-hoeverkamp@t-online.de
Dieter Morcinek	StD i.R. Guntherstraße 8, 96 049 Bamberg dieter@morcinek.de
Walter Roßdeutscher	Schulamtsdirektor i.R. Otto-Hahn-Straße 136, 97218 Gerbrunn walross1@t-online.de
Hartmut Schötz	Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach haschoetz@googlemail.com
Richard Siepl	Stephanstraße 45, 90478 Nürnberg

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Christoph Bittel

Der Deutsche Orden und seine Kommende Münnerstadt¹

Der während des Dritten Kreuzzugs 1190 gegründete Deutsche Orden spielte durch das Ordensland Preußen und Livland eine herausragende Rolle in der deutschen Geschichte. Er hatte eine politische, spirituelle, kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung, die weit über Deutschland hinauswies. Heute gehören der katholischen Ordensgemeinschaft keine Ritter mehr, sondern Priester, Schwestern und so genannte ‚Familaren‘ an. In Münnerstadt (Landkreis Bad Kissingen) bestand von den 30er Jahren des 13. Jahrhunderts bis 1805 eine Kommende (örtliche Niederlassung) des Deutschen Ordens, die bis 1612 auch die Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena mit dem herrlichen Riemenschneideraltar betreute.

Die schriftliche Überlieferung über die Anfänge des Deutschen Ordens in Münnerstadt in den 1230er Jahren ist äußerst spärlich.² So erfahren wir erst aus der 1599 in Straßburg erschienenen ‚Hennebergischen Chronika‘ des Magisters Cyriakus Spangenberg, dass der 1241 gestorbene Graf Poppo VII. dem Orden das Patronatsrecht für die örtliche Pfarrei übergeben habe. Diese Information hatte der mit Spangenberg befreundete Pfarrer Nathanael Caroli aus Sulzfeld einem alten Buch aus der Münnerstädter Pfarrkirche, vermutlich einem Nekrolog, entnommen. Überliefert ist nur der Tag und der Monat, der 21. März, nicht aber die Jahreszahl.

Über die Motive, die Graf Poppo damals zur Übergabe der Pfarrei Münner-

stadt an die Ordensbrüder veranlassten, erfahren wir aus der Quelle nichts. Indessen bestanden schon vorher zahlreiche Beziehungen zwischen dem Deutschen Orden und den Grafen von Henneberg, die seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts hier begütert waren. So vermacht beispielsweise 1220 Poppo Bruder Otto II. von Bodenlauben seinen Besitz im Heiligen Land, den er von seiner Frau Beatrix von Courtenay geerbt hatte, dem Deutschen Orden. Dessen Sohn Otto III. von Bodenlauben trat 1231 als Ritterbruder in die Ordenskommende Würzburg ein und schenkte ihr in diesem Zusammenhang umfangreiche Besitzungen. Schließlich nahm Graf Poppo VII. selbst am Kreuzzug König Andreas II. von Ungarn 1217/1218 teil und hielt sich auch mehrfach an den staufischen Höfen auf, wo er mit führenden Deutschordensrittern in Kontakt gekommen sein könnte.

Von der Hospitalbruderschaft zum Ritterorden

Wer war nun dieser geistliche Deutsche Orden, dem die Henneberger in den 30er Jahren des 13. Jahrhunderts das Münnerstädter Patronatsrecht übertrugen? Die Ursprünge des ‚Ordens der Brüder des Spitals St. Mariens der Deutschen zu Jerusalem‘ lagen in Palästina.³ Die Keimzelle bildete eine deutsche Bruderschaft, die 1190 vor Akkon während des dritten Kreuzzuges ein Feldhospital zur Pflege verwundeter deutscher Kreuzfahrer eingerichtet hat. 1198/1199 entwickelte sich daraus mit päpstlicher Genehmigung nach dem Vor-

bild der Templer und Johanniter ein geistlicher Ritterorden für den Einsatz im Glaubenskampf.

Werfen wir kurz einen Blick auf die innere Struktur und Ämterverfassung dieser zölibatären Gemeinschaft von Rittern und Priestern der Römischen Kirche. Die unterste Verwaltungseinheit mit einem Ordenshaus war die ‚Kommende‘, die unter der Leitung eines ‚Komturs‘ wenigstens in der früheren Zeit aus einem Konvent, einer klösterlichen Gemeinschaft von Ritter- und Priesterbrüdern, bestand. Mehrere Kommenden waren jeweils zu einer ‚Ballei‘ genannten Ordensprovinz unter der Leitung eines ‚Landkomturs‘ zusammengefasst.

An der Spitze des Ordens stand der auf Lebenszeit gewählte ‚Hochmeister‘, den Balleien im ‚Heiligen Römischen Reich‘ (Deutschland) stand der ‚Deutschmeister‘, den Ordensländern Preußen und Livland jeweils ein ‚Landmeister‘ vor. Beschlussfassende Versammlungen auf der Ebene eines Konvents oder einer Ballei wurden ‚Kapitel‘ genannt, das oberste beschließende Organ des Ordens war das ‚Generalkapitel‘ unter dem Vorsitz des ‚Hochmeisters‘.

Solange der Deutsche Orden im Heiligen Land wirkte und in Jerusalem ein ideelles Zentrum mit dem ihm von Kaiser Friedrich II. übereigneten Marienhospital besaß, residierte der Hochmeister zunächst in Akkon, später auf der Kreuzritterburg Montfort (Starkenberg). Nach der Eroberung der bis dahin von den Kreuzfahrern gehaltenen Gebiete Palästinas durch die (muslimischen) Mamelucken 1291 diente zunächst das Ordenshaus in Venedig als Regierungssitz. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Orden im Sinne seiner Aufgabe des ‚Heidenkampfes‘ bereits auch an anderen Grenzen der damaligen Christenheit Fuß gefasst: im Burzenland (Siebenbürgen), in

Armenien, auf der iberischen Halbinsel sowie vor allem in Preußen und Livland.

Der von Kaiser und Papst privilegierte geistliche Ritterorden fand schließlich nach der Eroberung des bis dahin nichtchristlichen Preußen einen neuen Schwerpunkt und verlegte 1309 den Hochmeistersitz auf die Marienburg an der Nogat. Das Baltikum war für den Orden, der in seiner Verbindung mönchischer und ritterlicher Lebensweise den Kreuzzugsgedanken in besonderer Weise verkörperte, ein ideales Betätigungsgebiet. Während er in Palästina nur über einzelne Stützpunkte verfügt hatte und eine Korporation unter mehreren gewesen war, wurde ihm hier von Kaiser und Papst allein die Herrschaft über ein zur Eroberung vorgesehenes Gebiet übertragen.

Von 1231 bis etwa 1283 unterwarf der Deutsche Orden gegen den hinhaltenden Widerstand der nichtchristlichen einheimischen Bevölkerung Preußen und verfügte nach der Vereinigung mit dem ‚Schwertbrüderorden‘ in Livland (etwa das heutige Estland und Lettland) über ein großes, weitgehend zusammenhängendes Territorium. Durch Bauernansiedlung, Bodenkultivierung, Städtegründung, Anlegung von Handels- und Transportwegen sowie einen straffen Verwaltungsaufbau schuf der Orden insbesondere in Preußen Ansätze eines Staates im neuzeitlichen Sinn.

Mit den erwirtschafteten Überschüssen aus den durch Schenkungen oder auf andere Weise erworbenen Territorien und Besitzgütern finanzierte die geistliche Korporation den Pilgerschutz und den ‚Heidenkampf‘ im Nahen Osten ebenso wie den Aufbau und den Unterhalt seiner Niederlassungen und Einrichtungen im Baltikum und Mitteleuropa. Zu dieser Nachschubbasis des Ordens – Hospitäler, Burgen, Wirtschaftshöfe, Waldungen,

Weinberge, Mühlen und Einkünfte aus verschiedenen anderen Rechten – zählte auch die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstehende Ordenskommende in Münerstadt.

Der Orden als Patronatsherr der Münerstädter Pfarrkirche

Zunächst entsandte der Deutsche Orden wohl nur einige Priesterbrüder nach Münerstadt, die dort die Seelsorge übernahmen. Ein erster örtlicher Pfarrer aus den Reihen der geistlichen Gemeinschaft ist für das Jahr 1251 belegt. Zum Recht des Ordens als Patronatsherr gehörte es, geeignete Kandidaten für die Pfarrer- und Priesterstellen an der Münerstädter Pfarrkirche vorzuschlagen, für deren Zulassung dann der Diözesanbischof von Würzburg zuständig war. Zu den Pflichten des Patronatsherrn gehörten vor allem die Besoldung des Pfarrers und der Priester sowie vermutlich auch die Übernahme der Baulasten für die Pfarrkirche.

Die Grafen von Henneberg wiesen dem Deutschen Orden eine ihrer Besitzungen nördlich der Stadtpfarrkirche an der Stelle des heutigen Schlosses als Niederlassung zu.⁴ Hier entstanden Bauuntersuchungen zufolge zwei mittelalterliche Kemenaten, also massive heizbare Steinbauten, und einfache, in Holz erbaute Wirtschaftsgebäude. Ein Ordenskonvent, eine klösterliche Brüdergemeinschaft, ist für Münerstadt erstmals 1270 urkundlich belegt. Seit spätestens 1274 stand auch ein eigener Komtur an der Spitze dieses Konvents.

Der Besitz der Deutschordenskommende Münerstadt konzentrierte sich geografisch auf den Raum von den Ausläufern der Rhön und des Spessart im Norden und Westen bis zum Main und zum Unterlauf der Wern im Süden sowie bis zu den

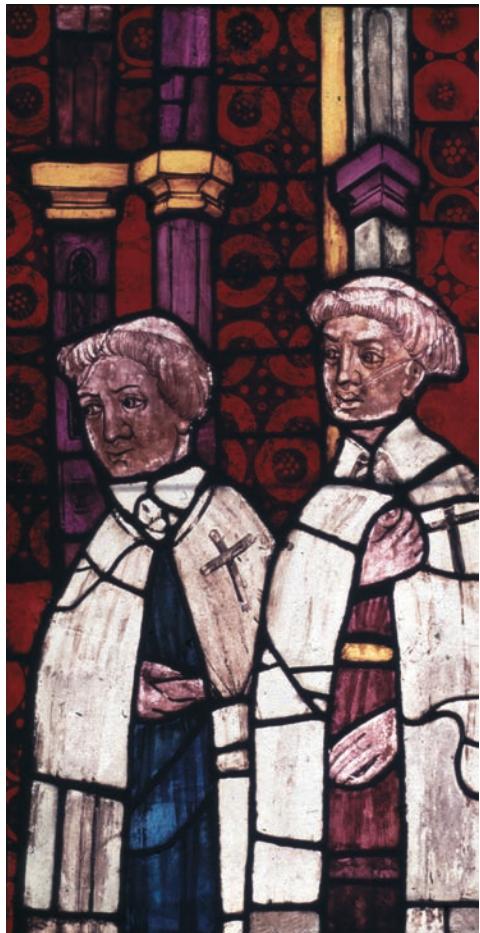


Abb. 1: Zwei Brüder des Deutschen Ordens mit schwarzem Kreuz auf weißem Mantel – Darstellung auf einem der sieben gemalten Chorfenster aus dem 15. Jahrhundert in der katholischen Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena in Münerstadt.

Photo: Archiv Münerstadt.

Haßbergen und zur Werra im Südosten und Osten. Hier musste sie sich vor allem gegenüber den Herrschaftsbereichen der Grafen von Henneberg und des Hochstifts Würzburg behaupten. Der größte Teil des Besitzerwerbs erfolgte in den ersten hundert Jahren nach der Gründung

der Kommende, also etwa bis 1350. Als Erwerbsarten standen Schenkungen und Stiftungen durch Hoch- und Niederadel, vor allem aber durch das Münnerstädter Bürgertum, sowie Ankäufe im Vordergrund. Einen kleineren Teil ihrer Besitzungen bewirtschaftete die Kommende in Eigenregie und zwar vor allem Äcker, Wiesen und Weinberge. Den größten Teil des Kommendebesitzes verliehen die Ordensbrüder zu verschiedenen Bedingungen und gegen unterschiedliche Abgaben und Dienstleistungen.

Bis ins beginnende 16. Jahrhundert stellte der Deutsche Orden für seine Patronatskirche stets nur Pfarrer und Priester aus seinen eigenen Reihen. Mit der 1279 in Münnerstadt begründeten Niederlassung der Augustinereremiten, die sich päpstlicher Privilegien erfreuten, endete jedoch das bisherige örtliche Seelsorgemonopol des Ritterordens. In zahlreichen Auseinandersetzungen beider Gemeinschaften, die vor allem Beichten, Beerdigungen, Totenmessen, die Terminierung von Messen und den Empfang von Stiftungen, also durchaus finanzielle Einnahmen, betrafen, konnte der Deutsche Orden lange Zeit seine Vorrangstellung behaupten. Dagegen musste die Kommende bei der Verwaltung des Pfarreivermögens dem Stadtrat seit dem 14. Jahrhundert ein immer größeres Mitspracherecht einräumen, bis dieser oder der von ihm eingesetzte Baumeister und Heiligenpfleger spätestens im 15. Jahrhundert die volle Verfügungsgewalt an sich zog.

Mergentheim als Zentrale eines trikonfessionellen Adelsinstituts

Gegen Ende des Mittelalters befand sich der gesamte Deutsche Orden in einer tiefgreifenden Umbruchphase. Außen- und

innenpolitische Konflikte und militärische Niederlagen schwächten seine Herrschaft an der Ostsee. Die Christianisierung angrenzender Völker, insbesondere der Litauer, entzog dem Kreuzzugsorden zunehmend die Existenzberechtigung, Unruhen des erstarkenden Adels und des aufstrebenden Bürgertums im Innern, die Mитsprache forderten, kamen hinzu. Der Aufstand der preußischen Stände führte 1466 zum Verlust des westlichen Preußens an Polen, die Hochmeisterresidenz musste nach Königsberg verlegt werden.

Schließlich traten der letzte Hochmeister in Preußen 1525 und der letzte Landmeister in Livland 1562 zur Lehre Luthers über und wandelten ihre Herrschaftsbeziehe in weltliche Fürstentümer unter polnischer Oberhoheit um. Damit war der Deutsche Orden territorial auf seine bisherigen Rekrutierungs- und Nachschubbasis in Mitteleuropa, auf seinen Streubesitz im ‚Heiligen Römischen Reich‘, zurückgeworfen.

Aber auch hier erschütterten die innenpolitischen Zustände den Orden in seinen Grundfesten. Im Bauernkrieg 1525 wurde die Ordensburg Horneck am Neckar, bisher Sitz des Deutschmeisters, von Aufständischen gestürmt und geplündert, das Archiv verbrannt. Daraufhin verlegte der Deutschmeister seinen Sitz in das weniger in Mitleidenschaft gezogene Kommendeschloss Mergentheim, das zudem zentraler in einem zusammenhängenden Ordensgebiet lag.

1527 erhielt der Deutschmeister, der seit 1494 als Reichsfürst auch in die Reichsverfassung eingebunden war, von Kaiser Karl V. den Titel eines ‚Administrators des Hochmeistertums in Preußen‘ mit allen dazu gehörigen Rechten verliehen. Damit war, wenn auch formal nur provisorisch, das Hoch- und das Deutschmeisteramt in

einer Person vereinigt und Mergentheim zur neuen – vorläufigen – Ordensresidenz geworden. Die politischen Veränderungen in Preußen und Livland betrachtete die Ordensleitung in Mergentheim als illegitim; sie erhob weiterhin Anspruch auf diese verlorenen Gebiete einschließlich des Hochmeistersitzes in Königsberg.

Während seiner Mergentheimer Residenzzeit von 1527 bis 1809 konzentrierte sich der Deutsche Orden hauptsächlich auf die Verwaltung seiner Ländereien und Güter, Häuser und Hospitäler sowie Patronatskirchen. Er wuchs zunehmend in die Funktion einer Versorgungsanstalt für nachgeborene Söhne deutscher Adelsfamilien hinein, denen durch die Übertragung jeweils einer Kommende eine standesgemäße Lebensführung ermöglicht wurde.

Reformation und Glaubenskämpfe wühlten die Ordensgemeinschaft bis ins Innerste auf und führten hier schließlich zu einem in der Reichsgeschichte wohl einzigartigen gleichberechtigten Zusammenleben dreier Konfessionen. Die meisten Balleien (Ordensprovinzen) blieben katholisch, einige entschieden sich jedoch für das protestantische oder reformierte Bekenntnis. Die Ballei Hessen wurde sogar trikonfessionell, während der Hochmeister stets ein Katholik war.

Zwar blieben die Ordensstatuten, die neben den mönchischen Regeln der Keuschheit, des Gehorsams und der Armut auch Elemente der Templerregel hinsichtlich der militärischen Disziplin und der Regel der Johanniter für den Hospitaldienst enthielten, im Kern erhalten. Auch knüpften die neu gefassten Ordensstatuten von 1606 mit der Verpflichtung zur Teilnahme an wenigstens drei Feldzügen gegen die osmanischen Heere in den ‚Türkenkriegen‘ vor der Übernahme eines Ordensamtes an das Prinzip des ‚Heiden-

kampfes‘ an. In der sozialen Mitgliederstruktur und in der personellen Besetzung der Kommenden allerdings zeichnete sich seit dem 15. Jahrhundert ein bedeutsamer Wandel ab.

Der adelige Ritter, der eine bestimmte Anzahl von adligen deutschblütigen Vorfahren bei seinem Eintritt nachweisen musste, bestimmte mehr und mehr Erscheinungsbild und Selbstverständnis des Ordens. Die Zahl der Priesterbrüder, hauptsächlich dem Bürgertum entstammend und innerhalb des Ordens ohne Aufstiegschancen, nahm kontinuierlich ab. An die Stelle der Brüderkonvente trat in den einzelnen Kommenden jeweils ein adliger Komtur, manchmal wurden sogar mehrere Besitzungen zur Versorgung eines Komturs zusammengefasst. Die Baulichkeiten dieser Niederlassungen verbanden nunmehr wirtschaftliche Notwendigkeiten mit repräsentativen Bedürfnissen.

Münnerstadt: Vom Konvent zum Sitz eines adligen Komturs

Eine ähnliche Entwicklung zeichnete sich auch in Münnerstadt ab, auch wenn hier die Priesterbrüder infolge des Patronatsrechts traditionell eine zahlenmäßig relativ starke Stellung innehatten. Ein Ritterbruder als Konventsmitglied ist hier letztmals 1371 urkundlich belegt, jedoch lebten bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts wenigstens noch einige Priesterbrüder und Weltpriester (keine Ordensangehörigen) in der Kommende zusammen. Nachdem der Deutsche Orden infolge des Priesterrückgangs immer weniger in der Lage war, die örtliche Seelsorge durch eigene Brüder zu übernehmen, trat er im Jahr 1612 das Patronatsrecht an das Hochstift Würzburg ab. Spätestens zu diesem Zeitpunkt erlosch auch das örtliche Konventsleben.



Abb. 2: Blick auf den in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstandenen Südturm und den gotischen Chor der Münnerstädter Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena.

Photo: KulTourisMus im Schloss Münnerstadt.

In Münnerstadt begann der repräsentative Ausbau der Kommende zwar bereits um 1613 mit dem Nordostflügel, indes erfolgte der Umbau zur Ringanlage auf wappenförmigem Grundriss, wie er sich heute präsentiert, erst im 18. Jahrhundert. Im ersten Obergeschoss erstreckten sich im Südflügel, dem so genannten ‚Komturbau‘ mit seiner Toranlage, die Wohnräume des Komturs, während der Westtrakt mit den schönsten Räumen der Anlage für den Besuch des fränkischen Landkomturs aus Ellingen vorgesehen war und somit die meiste Zeit leer stand. Die adeligen Komture ließen häufig ihre Wappen am Gebäude der Kommende anbringen, wie z.B. der Komtur Hartmut Siegmund Reichard Ernst von Fechenbach kombiniert mit dem Wappen des Landkomturs Karl Heinrich von Hormstein. Fechenbach wurde 1742 wegen Misswirtschaft und Umgang mit Beschleißerinnen und Mägden zu einem Jahr Arrest auf Burg Neuhaus bei Mergentheim verurteilt, konnte aber später bis zu seinem Tode das Amt wieder ausüben.

Der letzte Komtur, der sich wenigstens noch zeitweilig in Münnerstadt aufhielt, war der von 1755 bis 1758 amtierende Ordensritter Benedikt Wilhelm Zobel von Giebelstadt. Von da an wurde die Kommende von Amtsverwesern, die zwar vom Orden angestellt und besoldet wurden, ihm aber nicht angehörten, selbständig verwaltet. Alle nachfolgenden Münnerstädter Komture waren reine Titularkomture, die von der Kommende ihr Deputat ganz oder zum Teil bezogen, mit ihrer Verwaltung aber nichts mehr zu tun hatten. Dies galt auch für den letzten offiziellen Münnerstädter Komtur Wilhelm Eugen Joseph von Wal, der zugleich Einkünfte als Kapitular der Ballei Altenbiesen im heutigen Belgien und als Komtur der Kommende

Ramersdorf bei Bonn bezog. Wal, der auch einige bedeutende Bücher über die Geschichte des Deutschen Ordens verfasst hat,⁵ war vermutlich nie selbst in Münnerstadt.

Ende des Deutschen Ordens als Territorialherr im Zeitalter Napoleons

Ähnlich wie das Amt des Komturs wurde auch das Hochmeisteramt zunehmend zu einer Versorgungsposition. Seit dem 16. Jahrhundert bekleideten oft Mitglieder des Hauses Habsburg oder ihm verbundener Familien das höchste Ordensamt, zumeist in Verbindung mit anderen bedeutenden geistlichen und weltlichen Würden. So war etwa der kunst- und prachtliebende Clemens August von Bayern, Hochmeister von 1732 bis 1761, zusätzlich Erzbischof und Bischof von Köln, Hildesheim, Münster, Osnabrück und Paderborn. Die Einbindung in die dynastische Politik der Fürstenhäuser und insbesondere in die Reichspolitik der Habsburger sicherte dem Orden einerseits seine Bedeutung und verlieh ihm Glanz. Andererseits büßte er dadurch seine einstige Unabhängigkeit, die seine Politik im Mittelalter ausgezeichnet hatte, weitgehend ein.

In den Stürmen der französischen Revolutionskriege und in den Turbulenzen der Napoleonischen ‚Flurbereinigung‘ schrumpfte die weltliche Macht der geistlichen Ritter auf eine Restgröße zusammen, um dann 1809 mit der Ordensresidenz Mergentheim unterzugehen. 1803 wurde der Deutsche Orden trotz seiner Eigenschaft als geistliches Institut – vor allem wohl wegen seiner Anbindung an das Kaiserhaus der Habsburger – noch von der Säkularisation ausgenommen. Er gehörte in gewisser Weise zunächst sogar zu den Nutznießern dieses Kompensationsge-



Abb. 3: Eingang der ehemaligen Deutschordenskommende in Münnerstadt mit dem Wappen des Landkomturs Adam Maximilian Freiherr von Ow (1691–1702). Heute ist hier die Institution „KulTourisMus im Schloss“, zuständig für Kultur, Tourismus, Museum und Volkshochschule, untergebracht.

Photo: KulTourisMus im Schloss Münnerstadt.

schäfts. Für seine verlorenen linksrheinischen Besitzungen in Lothringen und im Rheinland erhielt er insgesamt 36 zu meist kleinere Abteien, Klöster und Stifte, hauptsächlich im Gebiet der beiden heutigen süddeutschen Bundesländer, mit einem zugehörigen Personal von 570 Personen. Dem Orden selbst gehörten in dieser Zeit noch 60 Ritter, zwei Ritter-Novizen und 72 Priester an.

Ende 1804 zog mit Anton Victor von Österreich zum letzten Mal ein regierender Hochmeister, von der Bevölkerung begeistert empfangen, in Mergentheim ein. Bereits Ende September 1805 verlegte der Habsburger nach elfmonatigem Aufenthalt an der Tauber seinen Wohnsitz infolge der drohenden Kriegsgefahr endgültig

in die sichere Ordenskommende in Wien. Nach dem erfolglosen Waffengang der Habsburger gegen Napoleon im Herbst 1805 verlor der Deutsche Orden seine Stellung als geistliches Fürstentum. Er fristete noch als österreichische Sekundogenitur, mit der Übernahme der erblichen Würde des Hochmeisters durch einen von Kaiser Franz zu bestimmenden Prinzen des Kaiserhauses, ein kurzes Dasein an der Tauber.

Eine 1807 vom Orden veröffentlichte Interpretation des Preßburger Friedensschlusses (1805) kam indes zu spät.⁶ Baden, Bayern und Württemberg durften die von ihnen bereits besetzten Ordensgebiete behalten. Schon im November 1805 hatten die drei süddeutschen Staaten

ten im Wettlauf damit begonnen, alle ritterschaftlichen Besitzungen in ihren Territorien ebenso wie alle Besitzungen des Deutschen Ordens, der Johanniter (Malteser) und anderer geistlich-katholischer Korporationen zu okkupieren.

Bayerische Besitzergreifung in Müningerstadt 1805

Die Kommende Müningerstadt war 1789 im Zuge einer ordensinternen Verwaltungsvereinfachung als Bestandteil der Balley Franken dem sogenannten Meistertum, einem direkt vom Hochmeister verwalteten Ordensgebiet, zugeschlagen worden. Sie gehörte fortan zum Tauber-Oberamt in Mergentheim und wurde von einem Amtsverwalter verwaltet – seit 1800 war dies Josef Werr.

Dieser Zustand endete etwa 15 Jahre darauf, am 20. November 1805 in der Mittagszeit, als der bayerische Landesdirektor Haus, der Rechnungskommissar Scheurer aus Würzburg und der bayerische Landrichter Keller in Müningerstadt in der Kommende erschienen. Sie legten Werr ein Dekret des bayerischen Generalkommissariats in Würzburg vor, das die sofortige Unterstellung der Kommende und ihrer Besitzungen unter bayerische Verwaltung anordnete. Werr erklärte, um Zeit zu gewinnen, dass er erst bei der Ordensregierung in Mergentheim die nötigen Anweisungen einholen müsse. Daraufhin holte Landesdirektor Haus elf bewaffnete Bürger aus der Stadt und zwang Werr unter Gewaltandrohung zur Herausgabe des Rechnungsbuches sowie zur Öffnung der Amtskasse und der Getreidespeicher. Der bisherige Verwalter wurde sofort entlassen.

Im Januar 1806 erhielt Werr die Verwaltung der Kommende Müningerstadt jedoch

erneut übertragen, nur war er nun der königlich bayerischen Landesdirektion Bamberg unterstellt. Indessen begann bereits 1809 nach dem Übergang der Kommende an das Großherzogtum Würzburg die allmähliche Veräußerung einzelner Besitzungen. Damit hörte die Kommende Müningerstadt als eigenständiger Besitz- und Verwaltungskörper zu bestehen auf – Werrs Anstellung endete definitiv 1810.

Der Deutsche Orden heute: Brüder, Schwestern und Familiaren

Seit der Okkupation Mergentheims durch Württemberg 1809 blieb der Sitz des Hochmeisters endgültig in Wien, der Orden lebte in der österreichischen Reichshälfte der Donaumonarchie zunächst quasi als katholischer zölibatärer Hausorden der Habsburger unter dem Namen ‚Deutscher Ritterorden‘ fort. Die Wiederbelebung der Priesterkonvente und des Schwesternzweiges in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutete eine innere Erneuerung und Rückbesinnung auf die eigentliche seelsorgerische und karitative Bestimmung des Ordens. Nach dem Ersten Weltkrieg, dem Zerfall der Donaumonarchie und der Revolution in Österreich erlosch der Ritterzweig allmählich, 1923 demissionierte mit Eugen von Österreich der letzte adelige Hochmeister. Seitdem wird der Deutsche Orden von einem Hochmeister aus dem Priesterzweig geleitet.

Als rein karitative Ordensgemeinschaft der Römischen Kirche setzten die Ordensbrüder und -schwestern ihre Tätigkeit in den Nachfolgestaaten und ehemaligen Regionen der k.u.k.-Monarchie, in der Republik Österreich, in der Tschechoslowakei, in Slowenien (Jugoslawien) und in Südtirol (Italien) fort. Mit der Okkupation Österreichs durch das nationalsozia-

listische Deutschland 1938 wurde dieser friedlichen Arbeit zunächst ein Ende gesetzt. Die ‚Ballei Österreich des Deutschen Ritterordens‘ wurde hier und nach der Annexion Tschechiens 1939 auch dort verboten, der Hochmeister interniert, die Ordensangehörigen teils inhaftiert, aller Besitz enteignet. In Slowenien wurde der Orden enteignet und seine Angehörigen verfolgt, in Südtirol war eine nur sehr eingeschränkte Fortexistenz möglich.

Nach dem Krieg konnte der Deutsche Orden, wie er jetzt wieder hieß, seine Tätigkeit in Österreich erneut aufnehmen und in Südtirol ungehindert fortsetzen. Dagegen wurden in der Tschechoslowakei im Zuge der Vertreibung der Deutschen auch die deutschstämmigen Ordensangehörigen ausgewiesen, später die tschechischen Brüder und Schwestern zur Aufgabe gezwungen. In Jugoslawien konnten die wenigen verbliebenen Mitglieder unter Ablegung ihrer Ordenskleidung nur im Verborgenen ihren Glauben leben. Der Exodus aus der Tschechoslowakei führte zu einem erheblichen Zustrom von Ordensangehörigen nach Österreich und auch wieder nach Deutschland.

Heute ist der rein klerikale Orden mit etwa 90 Brüdern und 130 bis 140 Schwestern in mehreren Staaten Europas in der Seelsorge, karitativ und im Bildungsbe-

reich tätig. Die deutsche Brüderprovinz hat ihren Sitz in Weyarn/Oberbayern, die deutsche Schwesternprovinz im St.-Nikola-Kloster in Passau. Zu den Ordensmitgliedern zählen zudem etwa 830 so genannte „Familaren“, mehrheitlich Laien, die die Werke und Einrichtungen des Ordens nachhaltig unterstützen und wesentlich mittragen.

Dr. Christoph Bittel war als langjähriger wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim und an anderen Museen in Baden-Württemberg und Niedersachsen sowie als Assistent an der Universität Stuttgart beschäftigt. Heute ist der Historiker als Autor und Vortragsredner im Bereich der südwestdeutschen Landes-, Regional- und Ortsgeschichte, ebenso der Deutschordensgeschichte, aber auch als Museums- und Stadtführer in Bad Mergentheim und als Reisebegleiter im oberen Taubertal aktiv. Bittel ist Vorsitzender des Stiftungsvorstands des Jüdischen Museums Creglingen (Main-Tauber-Kreis). Seine Anschrift: Edelfinger Straße 24, 97980 Bad Mergentheim, christoph.bittel@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Text eines am 22. Mai 2014 im „KulTourisMus“ im Schloss Münnerstadt gehaltenen Vortrags.
- 2 Schöffler, Ekhard: Die Deutschordenskommende Münnerstadt. Untersuchungen zur Besitz-, Wirtschafts- und Personalgeschichte (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 45). Marburg 1991; Güldenstubbe, Erik Soder von: Die ehemaligen Kommenden des Deutschen Ordens in der Diözese Würzburg, in: Göller, Luitgar/ Urban, Josef (Hrsg.): Komturei „Franken“ des Deutschen Ordens St. Mariens in Jerusalem 1988–2013. Festgabe. Bamberg 2014, S. 272–290, hier S. 278–285.
- 3 Boockmann, Hartmut: Der Deutsche Orden. Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte. München 4. Aufl. 1994; Arnold, Udo: Deutscher Orden 1190–2000. Ein Führer durch das Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim. Baunach 2004; Militzer, Klaus: Die Geschichte des Deutschen Ordens. Stuttgart 2005; Sarnowsky, Jür-

- gen: Der Deutsche Orden. München 2. Aufl. 2012; Trentin-Meyer, Maike (Hrsg.): Lebender Orden mit großer Tradition. Die Geschichte des Deutschen Ordens 1190 bis heute. Eine Wanderausstellung des Deutschordensmuseums und der Stadt Bad Mergentheim. Baunach 2012.
- 4 Knoth, Karoline: Das Museum Münnerstadt: ein Schlüssel zur Geschichte. Münnerstadt 1996, S. 22–25.
- 5 Wal, Guillaume Eugène Joseph De: Histoire de l'Ordre Teutonique. Tome I–VIII. Paris et Reims 1784–1790; Wal, Guillaume Eugène Joseph De: Recherches sur l'ancienne constitution de l'Ordre Teutonique. Tome I–II. Mergentheim 1807.
- 6 Beytrag zur Erläuterung des XII. Artikels des Preßburger Friedensschlusses, in so weit derselbe den Teutschen Ritter-Orden betrifft. Mit Urkunden. Teutschland 1807.

Hartmut Schötz

Das Schloss Lehrberg, Landkreis Ansbach. Ehemaliges markgräfliches Lehen

Äußerlich nicht pompös bietet sich das Schloss in Lehrberg, einem etwa sechs Kilometer von Ansbach entfernt liegenden Ort, dem Betrachter dar. An der Lehrberger Hauptstraße erreicht man es über die vor dem Gasthaus Kern bergan führende Querstraße. Es ist ein kastenartiger Bau mit hohem Walmdach und einem hübschen Treppenturm.

Die Entstehung der dortigen mittelalterlichen Burg liegt weitgehend im Dunkel der Geschichte. Den ältesten Nachweis zweier burgähnlicher Anlagen in Lehrberg findet man in einer Landesbeschreibung im Staatsarchiv Bamberg: Um 1503 wurden dort zwei „Burghäuser“ vermerkt. Bei diesen soll es sich um die Sitze der Herren von Birkenfels und von Kühedorf gehandelt haben. Der Kühedorf'sche Sitz soll sich in der Nähe der Kirche befunden haben, wohingegen der Birkenfels'sche Sitz durch eine Befestigungsanlage mit Graben und Ringmauer gesichert war.

1735 fand Johann Christell auf dem Dachboden des zu dieser Zeit markgräflichen Schlosses in Lehrberg, dem Gebäude um das es hier geht, den Totenschild eines 1530 verstorbenen Melchior von Birkenfels. Ein Ministerialengeschlecht, das sich nicht nach Birkenfels, sondern nach Lehrberg nannte, lässt sich erstmals in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts belegen. Vermutlich stand es zur Zeit der Staufer im Reichsdienst, später jedenfalls fand es sich in den Diensten der Grafen von Öttingen, die sich im 13. Jahrhundert die Stiftsvogtei Herrieden sichern konnten.

Mit dem 15. Jahrhundert verdichten sich auch die urkundlichen Nachrichten über die Herren von Birkenfels zu Lehrberg. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts soll ein Hans von Birkenfels, der mit Ursula von Crailsheim verheiratet war, im Besitz des Schlosses gewesen sein. In einem Dokument von 1537 ist dann nachzulesen, dass deren Söhne Eustachius und Georg von Birkenfels im ausgehenden 15. Jahrhundert über das Schlossgut verfügten. Die Söhne des Hans von Birkenfels sind



Abb. 1: Das Schloss Lehrberg bei Ansbach im derzeitigen Zustand.

Photo: Hartmut Schötz.

aber offenbar ohne Nachkommen verstorben, denn das Schlossgut fiel um 1495 an die Vettern Stephan und Melchior von der Illesheimer Linie. Stephan nannte sich schon 1495 „zu Lehrberg“.

Das Rittergut Lehrberg kam dann 1532 an den Adligen Wolf von Wilhermsdorf, der am 24. Februar 1534 mit den Gütern der Birkenfelser in Lehrberg belehnt worden ist. Ausgestellt wurde die Lehensurkunde vom Eichstätter Custos und Domherrn Kaspar Adelmann von Adelmannsfelden sowie dem eichstättischen Kanzler Dt. Matheus Luchs im Auftrag des Stiftspropstes von Herrieden und Eichstätter Domherrn Ludwig von Eyb. Das Lehen umfasste die Güter und das Schloss.

Die ersten Beschreibungen des Birkenfelser Schlossgutes stammen aus der Zeit des frühen 16. Jahrhunderts, wobei aus-

drücklich betont wurde, dass der Besitz ein Mann- und Weiberlehen der Stiftsproptei Herrieden war. Demnach konnte das Lehen auch an weibliche Nachkommen übertragen werden. Die relativ starke rechtliche Stellung der Birkenfelser wurde auch durch die Befreiung vom Handlohn deutlich. Der Handlohn war üblicherweise eine Gebühr, die der Lehensmann bei Besitzveränderungen, in der Regel nach dem Erbfall, an den Lehensherrn zu zahlen hatte. Die Birkenfelser brauchten dies jedoch nicht zu leisten. Ihre Pflicht bestand vielmehr nur darin, dass der Lehensmann in Kriegszeiten mit einem bewaffneten Knecht und einem Pferd zur Stelle sein musste.

Zum Schlossgut zählten damals eine ganze Reihe von Äckern und Wiesen, aber auch zwei Weiher und Fischrechte in der

Rezat von Oberheßbach bis zur Mühle bei Unterheßbach sowie ein Wald im Forst Heßberg. 1537 musste der in finanzielle Schwierigkeiten geratene Wolf von Wilhermsdorf das Schloss und die Güter verkaufen. Erwerber des Herrieder Lehens war schließlich Markgraf Georg, der das Schloss 1542 an seinen Rat und neuen Statthalter Friedrich von Knoblochsdorf vergab. Der Markgraf behielt sich jedoch das Recht auf die Gerichtsbarkeit vor und verpflichtete den Gutsbesitzer zur Landsteuer sowie zur Heeresfolge. Knoblochsdorf besaß das Gut bis zu seinem Tod im Jahr 1560, hatte die Gebäude allerdings stark vernachlässigt. Wohl wegen des ruinösen Zustandes fand die Markgrafschaft keinen adeligen Interessenten mehr für das Anwesen, sondern veräußerte das Gut an den Ansbacher Bürger Georg Maler. Im Kaufvertrag wurde das Hauptgebäude als „eingefallen“ bezeichnet. Für den Käufer scheint dies aber nicht relevant gewesen zu sein, da die Bebauung des Ökonomiehofes offensichtlich noch erhalten war.

Nach mehreren privaten Besitznachfolgern kamen der markgräfliche geheime Regierungsrat Johann Baptista Lenck und sein Bruder Elias aus Ansbach um 1620 an das Lehrberger Gut. Spätestens 1625 plante Lenck einen weitgehenden Wiederaufbau des Schlossgebäudes. Nach dessen Planungen sollten vom entweder seit langem verfallenen oder vom Vorbesitzer bloß unzulänglich wiederhergestellten Vorgängerbau nur wenig erhalten bleiben: Er wollte die alten Umfassungsmauern bis auf eine Höhe von 2,4 Metern abbrechen lassen.

Der Innenausbau erfolgte 1628/1629 durch den Zimmermeister Schickentanz. In den erhaltenen Akten findet sich auch ein Hinweis auf den Einbau von Mezzaningeschossen. Da der Bauherr die enor-

me Höhe des Erdgeschosses als ungünstig empfand, wünschte er, dass über den Räumen hier Halbgeschosse entstehen sollten. Dies durfte nach seinem ausdrücklichen Wunsch jedoch nicht über dem unteren Soller (Haustennen) geschehen, da dieser die ursprüngliche Raumhöhe behalten sollte. In genau dieser Weise wurde der Umbau dann auch ausgeführt und ist bis dato erhalten geblieben.

Vermutlich im Rahmen einer Planänderung entschied sich Lenck 1628 für den nachträglichen Anbau eines Treppenturmes, weil die Stiege nicht mehr innerhalb der Umfassungsmauern eingerichtet werden sollte. Erhalten hat sich auch eine ausführliche Kostenschätzung für die Eindeckung des Turmdaches mit Schiefer. Bis heute ist das Obergeschoss des Lehrberger Schlosses nur über diesen Turm zugänglich. Lenck ließ wohl auch anachronistischerweise das Wappen der Herren von Birkenfels zu Lehrberg – ein silberner Ring auf rotem Wappenschild – über dem Turmeingang anbringen, wo man es bis heute sehen kann.

Von den Lenckschen Erben erwarb der geheime Hof- und Landschaftsrat Jakob Förster aus Ansbach um 1680 das Rittermannlehen. Freilich trat bereits vor 1685 die markgräfliche Administration mit Hofrat Förster zum Erwerb des Lehrberger Schlosses als Lusthaus für die Erbprinzen Christian Albrecht und Georg Friedrich in Verhandlungen. Noch im selben Jahr wurde der Kauf vollzogen. Der Status des Rittermannlehens wurde dabei aufgegeben und das Schlossgut den beiden Markgrafensöhnen als freies Eigentum überlassen. 1699 war das Schloss aber wohl schon wieder entbehrlich, weswegen man sich in Ansbach Gedanken über eine neue Nutzung machte. So wurden anschließend verschiedene Personen aus der markgräfli-

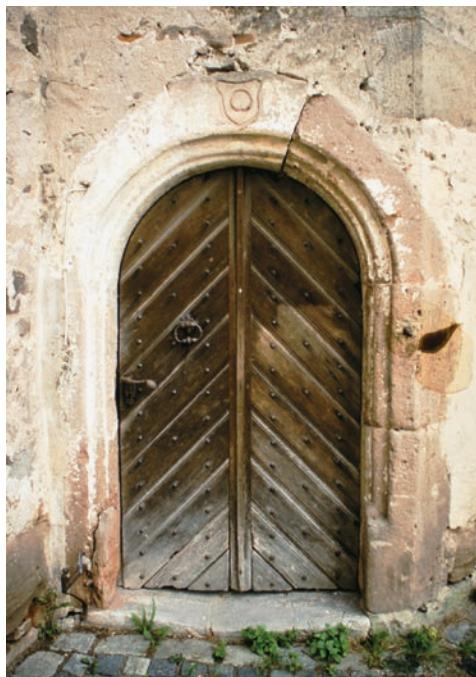


Abb. 2: Das Wappen der Herren von Birkenfels zu Lehrberg am Portal des Treppenturms von Schloss Lehrberg.

Photo: Hartmut Schötz.



Abb. 3: Der Haustennen auf Schloss Lehrberg in seinem heutigen verwahrlosten Zustand.

Photo: Hartmut Schötz.

chen Dienerschaft hier gnadenhalber untergebracht.

Mit dem erhaltenen Grundriss von 1625 bekommen wir erstmals 1723 wieder detaillierte Hinweise auf die Raumstruktur. Einer Beschreibung zufolge gelangte man noch in jenem Jahr über eine hölzerne Brücke mit einem massiven Joch über den Graben zum Eingang im Treppenturm. Im Turm war damals eine steinerne Schneccke, nämlich die noch heute bestehende Spindeltreppe, vorhanden. In der Mitte des Erdgeschosses befanden sich der Haustennen, auf der „rechten Seiten“ (westlich) eine Küche und eine Kammer, von der zu jener Zeit eine Stiege in den Keller führte sowie schließlich noch eine Gesindestube. Östlich des Haustenen reihten sich drei

Kammern aneinander. Ein Kämmerlein über der Gesindestube weist auf das westliche Mezzaningeschoss hin, die östlichen Räume sind hier nicht dargestellt.

Für das Obergeschoss werden der obere Soller, an den östlich und westlich je eine Stube und Kammer anschließen, nördlich eine weitere Stube mit Kammer sowie die Heizkämmerlein hinter den Öfen aufgezählt. Das erste Dachgeschoss wird als oberster Stock bezeichnet und diente als Getreideschütte, wofür ein eigener Aufzug vorhanden war. Erwähnt wird auch der Keller, der angeblich den vollen Raum innerhalb der Umfassung einnahm. Ein weiterer Kellerzugang befand sich im Schlossgraben, der 1723 demnach noch erhalten war, ebenso die Zwinger- und Ring-

maueranlage. Die Befestigung verfügte auch über zwei Rundtürme, die man als Geflügelställe nutzte. Der Schlossgraben war zumindest im frühen 18. Jahrhundert trocken, denn ein Teil desselben war dem Vogt und dem Amtskeller als Gartenland zuerkannt worden. Die Urbarmachung des Grabens kostete ihn angeblich einige Mühe.

Da eine Privatisierung auch 1723 scheiterte, blieb das Schloss weiterhin in markgräflichem Besitz. Wegen Bauschäden am Schlösschen erhielt die Landbauinspektion unter ihrem Leiter Johann David Steingruber 1737 einen Bericht vom Vogt. 1739 sollen die Reparaturarbeiten schließlich angelaufen sein. Erst 1778 schlug die Markgrafschaft das Anwesen endgültig los. Der Verkauf des Schlossgutes Lehrberg an die drei bedeutendsten Hofjuden der Markgrafschaft findet sich in einem Rechnungsbuch des Vogteiamtes Birkenfels-Lehrberg belegt. Die neue Eigentümerschaft zahlte den Kaufpreis in bar an den Markgrafen aus. Markgraf Karl Alexander konnte jedoch nicht nur den Verkaufserlös als einmalige Einnahme verbuchen, sondern auch jährliche Einzahlungen. Wieder wurde das Schloss nur als Erbzinslehen veräußert, wodurch jährlich zweimal der Erbzins fällig wurde.

Schon vor 1786 war das Eigentum an die Ansbacher Regierungsräte Feinemann und Schätzler übergegangen. Wohl noch in diesem Jahr verstarb dann Georg Feinemann, so dass dessen Witwe Justina seine Eigentumshälfte erbte. Bei der Anlage des Grundaktes durch die preußischen Behörden nach 1791 wurden jedenfalls die Witwen der Regierungs- und Hofräte Feinemann und Schätzler als Eigentümer vermerkt.

Nach dem Tod von Frau Schätzler 1813 erwarb die Witwe Feinemann von den

Schätzler'schen Erben, zu denen sie selbst auch gehörte, den restlichen Besitzanteil. Von den Feinemann'schen Erben kam das Schloss mit seinen Gütern 1827 in das Eigentum des Lehrberger Gemeindevorsteigers und Bierbrauers Albrecht Fischer. Der neue Besitzer dachte nicht an eine neue Nutzung, sondern an seinen Verkaufsgewinn, denn bereits im Mai 1828 veräußerte er neun Äcker, neun Wiesen, drei Waldungen, einen Baumgarten sowie das halbe Haus Nummer 5 an verschiedene Kaufinteressenten.

Das Schlossgebäude selbst und einen kläglichen Rest an landwirtschaftlichen Grundstücken verkaufte Fischer an den Lehrberger Bürger Johann Busch im Juni 1828 für 1.550 Gulden. Der Besitz umfasste noch zehn Flurstücke mit 4,24 Tagwerk Umfang. Busch allerdings trennte sich schon im Frühjahr 1841 vom Lehrberger Schloss und verkaufte den Komplex mit jetzt 4,18 Tagwerk Grund für 1.500 Gulden an Johann Kuch. Nachfolgende Besitzer wurden zuerst die Witwe, dann vermutlich die Tochter Kuch mit ihrem Mann. Dieser verkaufte als Witwer das Schloss am 14. März 1883 für 12.600 Mark, Inventar für 1.600 Mark inklusive, an Frau Maria Nitzke. Die mittlerweile wieder elf landwirtschaftlichen Grundstücke mit nun 13,5 Hektar Fläche hielt der Vorbesitzer allerdings zurück.

1892 verkaufte die neue Eigentümerin das Schloss an das Ehepaar Otto Schneider. Schneider war Unternehmer und betrieb in Lehrberg eine chemische Fabrik, die auch als Knochenmehl- und Leimfabrik bezeichnet wurde, und sich beim Lehrberger Bahnhof befand. Schon im darauffolgenden Jahr entschloss sich Schneider zu einigen baulichen Veränderungen am Schlossgebäude. Veränderungen am Kellerzugang und der Einbau eines Russi-

schen Kamins erfolgten. Weiterhin wurden die nördlich angebaute sogenannte Vorderstallung und die größere Viehstallung abgebrochen. Dadurch konnten im südöstlichen Bereich neue Fenster in die Mauer eingebrochen werden.

Im Rahmen einer Zwangsversteigerung wurde das Schlossareal dann im Jahr 1898 von der Landshuter Aktiengesellschaft für chemische Produkte um 14.000 Mark übernommen. 1918 tauschte die Aktiengesellschaft ihren Lehrberger Besitz mit den Landshuter und Schönbrunner Liegenschaften der Zentral-Gesellschaft für chemische Industrie mbH München ein, die nun auch das Lehrberger Schloss, vermutlich ebenfalls zur Unterbringung von leitenden Betriebsangehörigen, übernahm.

1934 wurde der Verkauf an die Marktgemeinde Lehrberg vollzogen. Für 7.500 Reichsmark trennte sich das Münchner Unternehmen vom Lehrberger Schloss. Schließlich veräußerte die Gemeinde um 1997 das Schloss an einen Ansbacher Unternehmer, der es einige Jahre später wiederum an die heutige Eigentümerin weiterverkaufte. Mittlerweile laufen schon län-

gere Zeit Planungen zur Sanierung des seit einigen Jahren leerstehenden Schlossgebäudes. Dabei soll den Belangen des Denkmalschutzes Rechnung getragen werden.

Hartmut Schötz begann nach seiner Bundeswehrzeit seine Tätigkeit 1981 beim Bezirk Mittelfranken. 1986 wurde er Mitarbeiter des damaligen Bezirksheimatpflegers Dr. Kurt Töpner, mit dem er auch von 1989 bis 2003 die jährlich erschienenen Begleitbände zu den Denkmalprämierungen des Bezirks Mittelfranken zusammenstellte. Seit 1981 schreibt er heimatgeschichtliche Beiträge für die „Fränkische Landeszeitung“, das „Frankenland“ sowie weitere Organe. Über die jüngere Geschichte seiner Heimatstadt Ansbach erschienen bisher 28 Buchveröffentlichungen sowie weitere Bände über Dinkelsbühl und Rothenburg o.d.T. Seine Anschrift lautet: Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach, E-Mail: haschoetz@googlemail.com.

Literatur:

- Bayerische Kunstdenkmale. Bd. 2: Stadt und Landkreis Ansbach. Bearb. v. G.P. Fehring. München 1958.
- Heidingsfelder, Franz: Regesten der Bischöfe zu Eichstätt. Bd. 2. Erlangen 1938.
- Herold, Hans-Jörg: Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach als Reichsfürst. Göttingen 1973.
- Hoffmann, S.: Schloß und Sitz des Birkenfelser Geschlechts, in: Jahresbericht des Historischen Vereins im Rezatkreis 2 (1831), S. 23–25.
- Lehner, Maximilian Josef: Mittelfrankens Burgen und Herrensitze. Nürnberg 1895.
- Marktgemeinde Lehrberg (Hrsg.): 900-Jahrfeier Lehrberg. Lehrberg 1959.
- Meyer, Julius/Beyer, Adolf: Brügels Onoldina. Heimatkundliche Abhandlungen für Ansbach und Umgebung. Heft 1. Ansbach 1955.
- Rechter, Gerhard: Das Land zwischen Aisch und Rezat. Neustadt/Aisch 1981.
- Rechter, Gerhard: Die Seckendorff. Quellen und Studien zur Genealogie und Besitzgeschichte. Bd. 2. Neustadt/Aisch 1990.
- Schlunk, Andreas Christoph: Krongut und Königsmacht. Stuttgart 1988.
- Schuhmann, Günther: Die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Ansbach 1980.
- Stieber, Gottfried: Historische und Topographische Nachrichten von dem Fürstenthum Brandenburg-Onolzbach... Schwabach 1761.
- Thürauf, Ulrich: Geschichte der Stadt Ansbach von der Gründung bis zum Jahre 1806. Ansbach 1911.

Gerald Dörfel

Franken 1866 – Folge 7: Die Preußen in Bayern – Das Gefecht bei Hammelburg am 10. Juli 1866

Die Ereignisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz des deutschen Bruderkrieges 1866 geraten gegenüber dem Hauptkriegsgebiet in Böhmen mit der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz häufig ins Hintertreffen. Gesiegt wurde im Osten, während sich Aspekte der zukünftigen Kriegsführung und vor allem die zukünftige Gestalt Mitteldeutschlands im Westen herausbildeten. Der Kampf um die Fränkische-Saale-Linie mit den Gefechten bei Hammelburg und im Raum Bad Kissingen am 10. Juli 1866 ist dabei von zentraler Bedeutung.

Am Nachmittag des 10. Juli 1866 standen in Hammelburg 22 Wohnhäuser in Flammen, überwiegend in dem Stadtviertel, das bei dem großen Stadtbrand zwölf Jahre vorher verschont geblieben war.¹ Preußische Soldaten versuchten zu löschen, denn viele Hammelburger waren nicht zur Stelle. Zu dieser außergewöhnlichen Situation kam es durch das Gefecht bei Hammelburg, das nachfolgend im Rahmen der militärischen Operationen des Jahres 1866 in Westdeutschland dargestellt und kritisch bewertet wird.

Die mobilgemachten bayerischen Truppenteile rückten als ‚Bayerische Feldarmee‘, zugleich VII. Bundeskorps,² unter dem 70jährigen Feldmarschall Prinz Karl von Bayern seit Mitte Juni 1866 zur Deckung Nordbayerns ins Feld, das Hauptquartier



Abb. 1: Bayerischer Schütze und Hauptmann des 4. Infanterieregiments im Feldzug 1866. Mit freundlicher Genehmigung des Instituts für bayerische Ordenskunde entnommen aus Götz, Martin/Bergmann, Werner: Geschichte des kgl. Bayerischen 7. Infanterie-Regiments. Kirchenlaimitz 1994, S. 65.

verlegte am 21. Juni 1866 von München nach Bamberg. Als deutlich wurde, dass zunächst keine preußischen Truppen Richtung Oberfranken operierten und die politische Entscheidung gefallen war, keine Verbindung mit den sächsisch-österreichischen Streitkräften zu suchen, ließ Prinz Karl Truppen zur Unterstützung der hannoverischen und kurhessischen Armee nach Nordwesten auf Fulda vorrücken. So kamen am 22. Juni 1866 erstmals bayerische Truppen durch Hammelburg und Kissingen³ – Vorboten des Krieges nach fünfzig Jahren Frieden. Am Ende des ersten Tagesmarsches von Schweinfurt erreichten zwei Infanteriebataillone des 9. Infanterieregiments sowie Artilleristen und Kavalleristen Hammelburg. Auch am 23. Juni 1866 zogen bayerische Truppen durch die Stadt und nahmen Quartier.⁴ Noch gaben die Bürger ihren eigenen Soldaten gerne Unterkunft, obwohl das durchaus mit Belastungen verbunden war.⁵

Ab 24. Juni 1866 konzentrierte Prinz Karl die bayerische Feldarmee im Raum Schweinfurt der preußischen West-Armee entgegen, das Hauptquartier verlegte am 25. Juni 1866 von Bamberg nach Schweinfurt. Der Vormarsch nach Norden war indessen wegen der unklaren Lage der hannoverischen Armee angehalten worden.⁶ Die Hammelburger sahen auch am 26., 27. und 29. Juni 1866 sowie in der ersten Juli-Woche bayerische Truppen durchmarschieren und einquartiert.⁷ Am 26./27. Juni 1866 hatten Prinz Karl von Bayern und Prinz Alexander von Hessen und bei Rhein vereinbart, ihre beiden süddeutschen Bundeskorps im Raum Hersfeld zu vereinigen und gemeinsam gegen die preußische ‚West-Armee‘ zu operieren.⁸ Hierzu hatte der Bundesfeldherr, Prinz Karl, sein ‚Reserve-Cavalerie-Corps‘ dem VII. Bundeskorps voraus nach Fulda



Abb. 2: Feldmarschall Prinz Karl von Bayern (1795–1875), Bundesfeldherr 1866 und Oberbefehlshaber der bayerischen Feldarmee. (http://de.wikipedia.org/wiki/Karl_von_Bayern; Aufruf 24.12.2014).

beordert. Dort traute General der Kavallerie Fürst von Thurn und Taxis nach der unglücklichen Feuertaufe bei Hünfeld am 4. Juli 1866 seinen erschütterten Kavalleristen einen Abwehrerfolg gegen die aus Norden heranmarschierenden Preußen nicht mehr zu. Er ließ durch die Rhön ausweichen, wo sich der Nachtmarsch in einer unerklärlichen Massenpanik auflöste. Am Morgen des 5. Juli 1866 gegen 9 Uhr sprengten 91 Kavalleristen durch Hammelburg, berichteten von sieben aufgeriebenen bayerischen Kavallerieregimentern und galoppierten weiter – aber nicht die Preußen, sondern der Stab des bayerischen ‚Reserve-Cavalerie-Corps‘ kam von Brücknau heran und nahm Quartier in Hammelburg. Dort hatten die Bewohner schon die Felder verlassen, die Kinder aus

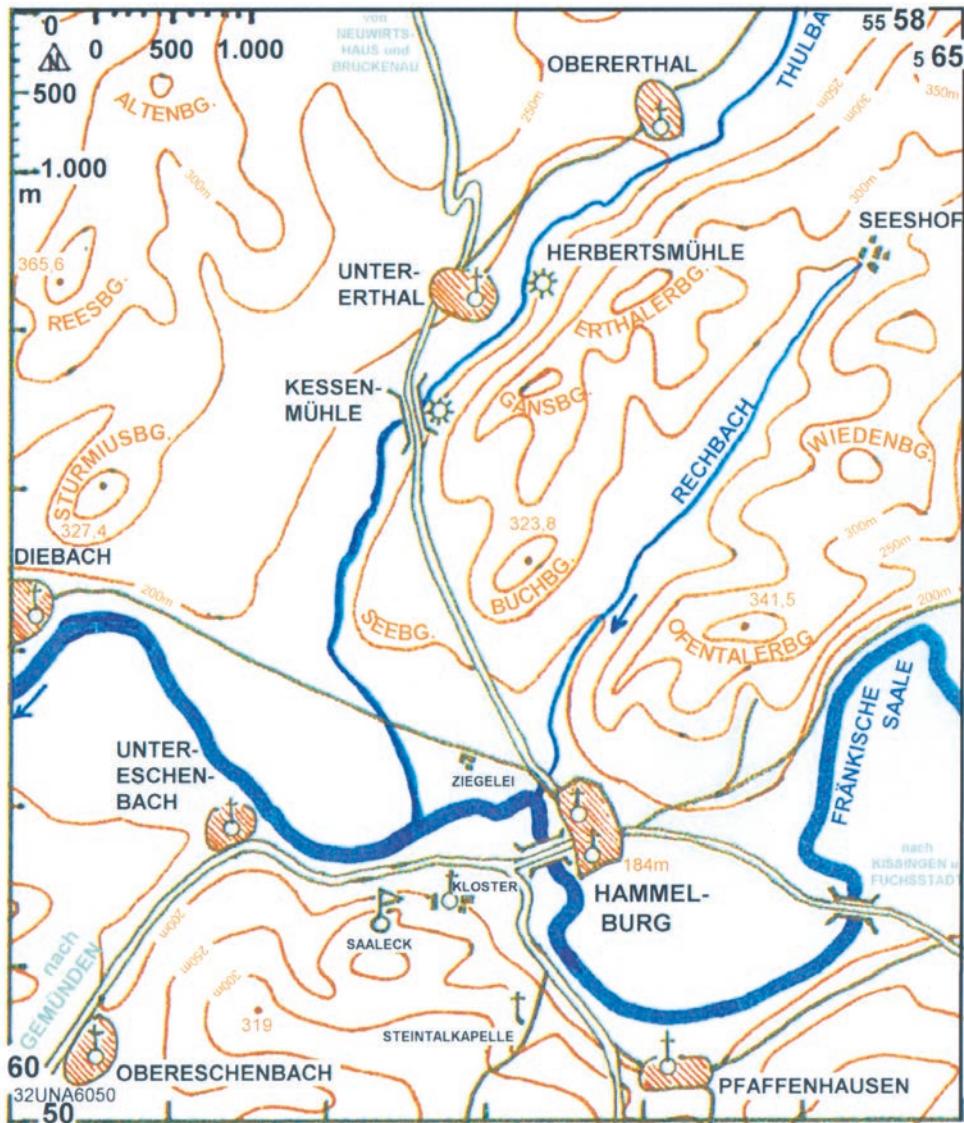


Abb. 3: Geländeskizze Gefechtsraum Hammelburg 10. Juli 1866. Autor: G. Dörfel. Grundlage: Topographische Karte © Bayer. Vermessungsverwaltung, 1/15.

der Schule geholt, Wirtshausschilder abmontiert, Geschäftshäuser getarnt und die Wertsachen versteckt.⁹

Es gelang Taxis am 6. Juli 1866 im Raum Hammelburg-Kissingen zwar, die

Masse seiner Kavallerie zu sammeln, mit der Aufgabe Fuldas hatte er aber die operative Absicht seines Oberbefehlshabers undurchführbar gemacht; Prinz Karl hatte es mit seiner eigenen Kavallerie und

den Südwestdeutschen unter Prinz Alexander nicht gerade leicht. Das VIII. Bundeskorps hatte nach der Räumung Fuldas den Rückzug in den Raum Frankfurt am Main angetreten. Der Befehl Karls, diesen abzubrechen und teils über Schlüchtern, teils in Gemünden am Main Anschluss an die bayerische Feldarmee zu suchen, erreichte Prinz Alexander jedoch erst am 8. Juli 1866, als er seinen Rückzug bereits abgeschlossen hatte.¹⁰ So schied das VIII. Bundeskorps zeitweise aus der gemeinsamen Operation der westdeutschen Bundesarmee aus, was als „hessischer Verrat“ damals heiß diskutiert wurde. Die Bayern standen den Preußen nun zunächst alleine gegenüber.

Die preußische „Main-Armee“¹¹ hatte die Vereinigung der beiden Bundes-Korps verhindert und damit einen Etappensieg errungen. Sie hielt in Fulda am 7. Juli 1866 einen Ruhetag, den sie unter anderem zur Aufklärung nutzte. Trotz des Mangels an Kavallerie und anderer Nachrichtenquellen gelang es dem General Vogel von Falckenstein, über den Rückzug des VIII. Bundeskorps Klarheit zu gewinnen. Er entschloss sich, jetzt gegen die Bayern anzutreten, die er im Raum Schweinfurt südlich des Mains erwartete. Die preußischen Divisionen erhielten ab dem 8. Juli 1866 dementsprechend Marschbefehle über Brücknau, Hammelburg und Kissingen nach Schweinfurt, das am 11. Juli 1866 erreicht werden sollte.¹²

Die Bayern marschierten indessen am 7. und 8. Juli 1866 mit der Masse ostwärts der Fränkischen Saale über Neustadt/Saale und Münnsterstadt auf der Chaussee, die etwa der heutigen B 287 entspricht, nach Süden und mit Sicherungskräften an der Fränkischen Saale auf. Prinz Karl hatte befohlen, im Raum Poppenhausen nordwestlich Schweinfurt in vorteilhaftem Ge-

lände in Stellung zu gehen und dort ab 11. Juli 1866 den Angriff der Preußen zu erwarten.¹³ Das Hauptquartier erreichte am 7. Juli 1866 Neustadt/Saale, die 3. Infanteriedivision des 57jährigen Generallieutenants von Zoller besetzte am 8. Juli 1866 das Saletal von Steinach bis Kissingen und schob jeweils zwei Infanteriekompanien als Vorposten nach Geroda und Hammelburg vor.¹⁴

Dort erhielt am 8. Juli 1866 der 74jährige General der Kavallerie Fürst von Thurn und Taxis auf dem Gefechtstand des „Reserve-Cavalerie-Corps“¹⁵ den Oberbefehl über den Saale-Abschnitt. Er hatte den Auftrag, die rechte Flanke der bayerischen Armee zu sichern und den befohlenen Anschlusspunkt für das VIII. Bundeskorps, Gemünden am Main, zu besetzen. Hierzu wurde ihm die 3. Infanterie-Division¹⁶ unterstellt.¹⁷ General Taxis organisierte die zeitlich begrenzte Verteidigung an der Fränkischen Saale;¹⁸ dazu rückte die 6. Infanteriebrigade unter Oberst Schweizer in den Raum Hammelburg, während die 2. Leichte Kavalleriebrigade der Division Zoller in Kissingen unterstellt wurde. Die schwere Kavalleriebrigade nahm Saale-abwärts von Diebach bis Gemünden Aufstellung, wo sie Verbindung mit dem VIII. Bundeskorps herstellen sollte, das aber nie erschien. Die 1. Leichte Kavalleriebrigade stand zwischen Hammelburg und Kissingen, die Brücken über die Saale wurden durch Infanteriekompanien besetzt. Der Schwerpunkt lag in Kissingen bei der verstärkten 5. Infanteriebrigade¹⁹ des Generalmajors von Ribeauville. Dort befand sich auch der Divisionskommandeur, Generallieutenant von Zoller. In Hammelburg betrachtete man die zunehmende bayerische Truppenstärke im Städtchen mit gemischten Gefühlen.²⁰

Die Preußen überschritten indessen am



Abb. 4: General der Infanterie Eduard Vogel von Falckenstein (1797–1885), bis 20. Juli 1866 Oberbefehlshaber der preußischen Mainarmee. (http://de.wikipedia.org/wiki/Eduard_Vogel_von_Falckenstein; Aufruf 24.12.2014).

8. Juli 1866 die Landesgrenze und stießen auf Brücknau vor, wo sie am 9. Juli 1866 nach den sehr anstrengenden Märschen über die Hohe Rhön einen Ruhetag einlegten. Die Division Beyer war über Brücknau hinaus vorgegangen, Gefechtstand und Gros²¹ bis Ober- und Unterleichtersbach, die Avantgarde bis Untergeiersnest²² entlang der Chaussee nach Hammelburg, der heutigen B 27. Husarenpatrouillen²³ klärten über Neuwirtshaus hinaus auf und stellten bayerische Truppen aller Waffen nördlich Hammelburg, nicht aber deren Stärke, fest. Die Division Goeben erreichte nördlich davon den Raum Geroda auf der Straße nach Kissingen, die bayerischen Vorposten wichen nach kurzem Gefecht im Raum Waldfenster am Nachmittag des 9. Juli 1866 nach Kissingen aus. Die Di-

vision Manteuffel und das Hauptquartier der Main-Armee standen in Bad und Ort Brücknau. Dann „ging die ziemlich sichere Nachricht ein, daß die bayerische Armee die Saal-Linie zwischen Münnernstadt (Steinach) über Kissingen bis Hammelburg – beide letztere Orte stark – besetzt halte“.²⁴ Vogel von Falckenstein befahl den Angriff auf die Fränkische-Saale-Linie mit der Division Beyer nach Süden auf Hammelburg, der Division Goeben auf Kissingen und der Division Manteuffel als Armeereserve dahinter. „In nahezu drei Meilen breiter Front geht am 10. früh die Main-Armee gegen die fränkische Saale vor.“²⁵

Am 8. und 9. Juli 1866 hatte es langanhaltend geregnet. Die Saale war davon stark angeschwollen und so auch für Kavallerie abseits fester Übergänge nicht passierbar, was die preußische Aufklärung stark behinderte. Die Brücken über die Saale waren von den Bayern zwar nicht zerstört, aber z.B. durch das Abtragen der Brückenauflage unbrauchbar gemacht bzw. zur Verbarrikadierung vorbereitet worden. Aus Richtung Brücknau kommend mussten die Preußen der heutigen B 27 folgend über Neuwirtshaus durch dichten Wald marschieren, etwa zwei Kilometer vor Untererthal aus dem Wald herausstreten, durch Untererthal rücken und die Thulba überqueren, sodann über den flachen Seeberg hinweg über etwa 1.500 Meter gut einsehbar an der Ziegelei vorbei auf Hammelburg vorstoßen. Rechts von ihnen lag der Höhenzug Altenberg – Reesberg – Sturmiusberg, zur Saale hin öffnete sich eine freie Wiesenfläche rechts mit der Ortschaft Diebach. In ihrer linken Flanke lagen sehr nahe die Ausläufer eines mehrfach verzweigten Höhenrückens, von Norden her der Gansberg und Buchberg, dieser durch das Rechbachtal vom Ofenthalerberg getrennt. An dessen Fuß lag das

damals an der Landseite mit einer Mauer umschlossene Städtchen Hammelburg dicht an der Saale. Von Nordwesten aus Brücknau und aus Osten von Fuchsstadt her gelangte man durch Tore in die Stadt, ein dritter Zugang führte aus Südwesten über die noch heute an gleicher Stelle liegende, feste Saale-Brücke. Die Höhen auf dem südlichen Saaleufer beiderseits Saaleck boten hervorragende Stellungen für weitreichende Artillerie und für Infanterie des Verteidigers.

Die preußischen Husaren hatten die Masse der 6. bayerischen Infanteriebrigade mit vier Infanteriebataillonen, einer Artilleriebatterie sowie Kürassieren und Ulanen nördlich von Untererthal mit Vorposten in einer Sicherungslinie etwa fünf Kilometer nordwestlich davon aufgeklärt.²⁶ Ein Infanteriebataillon in Hammelburg selbst und eine Artilleriebatterie an der Saalebrücke dort dürften ihnen verborgen geblieben sein.²⁷ Die preußische Avantgarde in Untergeiersnest stand in der Nacht vom 9. auf den 10. Juli 1866 nur fünf Kilometer Luftlinie von den bayerischen Vorposten in Neuwirtshaus entfernt. Da er gegen Brücknau nur sicherte, aber nicht aktiv aufklärte, obwohl er ausreichend Kavallerie zur Hand gehabt hätte, erlangte Fürst Taxis vor allem Kenntnis von preußischen Truppen, die nördlich in Richtung Kissingen vorgingen.²⁸ Deshalb hielt er für den 10. Juli 1866 einen Angriff auf seine rechte Flanke aus Norden für wahrscheinlich und begann bereits kurz nach Mitternacht, seine Kräfte zu konzentrieren und näher an Hammelburg heranzuziehen.²⁹ Das blieb den Hammelburgern ebenso wenig verborgen wie der Umstand, dass am 9. Juli 1866 vorsorglich 13 Fuhrwerke zum Verwundetentransport requiriert worden waren. Bereits in der Nacht flüchteten ein-

zige Einwohner, und in den Morgenstunden des 10. Juli 1866 wurde die Flucht allgemein – Einwohner samt Vieh verbarsten sich im Fuchsstadter und Gauaschacher Wald oder brachten sich und ihre wertvollste Habe im abgelegenen Weiler Seeshof am Ende des Rechbachtales, etwa vier Kilometer nordnordostwärts Hammelburgs, in Sicherheit.³⁰

Die Preußen der Division Beyer traten am 10. Juli 1866 um 8 Uhr ihren Vormarsch auf Hammelburg an. Voraus die Avantgarde unter Generalmajor von Schachtmeyer mit drei Infanteriebataillonen, etwa 2.500 Mann, einer Artilleriebatterie und etwa 130 Husaren in einer Schwadron.³¹ Dahinter das Gros der Division unter Generalmajor von Glümer mit insgesamt sechs Infanteriebataillonen, rund 5.100 Mann, einer Artilleriebatterie und einer Husarenschwadron.³² Es folgte die Reserve unter Oberst von Selchow, vier Infanteriebataillone, rund 3.400 Mann, drei Artilleriebatterien und 400 Husaren in drei Schwadronen.³³

General von Beyer hatte für den Angriff auf Hammelburg also insgesamt knapp 11.000 Infanteristen in rund 13 Bataillonen und 30 Kanonen in fünf Artilleriebatterien³⁴ sowie etwa 650 Husaren in fünf Schwadronen zur Verfügung.³⁵ Allerdings konnte er diese Kräfte auf der engen Straße aus dem Wald heraus nur nach und nach einsetzen. Das musste insbesondere dann viel Zeit kosten, wenn der Angriff aus der Bewegung fehlschlug, weil die Bayern sich ernsthaft zum Kampf stellten. Diese hatten die Geländevoorteile auf ihrer Seite und konnten mit vergleichsweise geringen Kräften, dabei weitreichende Artillerie,³⁶ die Preußen an mehreren Linien zum Aufmarsch für den Angriff zwingen – ideal für eine abschnittsweise geführte, zeitlich begrenzte Verteidigung. Das starke



Abb. 5: Generalmajor Gustav Friedrich von Beyer (1812–1889), Kommandeur der Division Beyer der preußischen Mainarmee 1866. (http://de.wikipedia.org/wiki/Gustav_Friedrich_von_Beyer; Aufruf 24.12.2014).

Gelände auf dem Südufer der Saale hätte den Bayern sogar ein längeres Halten des Hammelburger Saale-Abschnittes ermöglicht. Wenigstens hatte der Regen aufgehört, der 10. Juli 1866 sollte ein sonniger, in vieler Hinsicht heißer und durstiger Tag werden. Die preußischen Soldaten hatten nicht einmal Feldflaschen.

Gegen 4 Uhr in der Nacht hatte Fürst Taxis die Vorposten kontrolliert und alles ruhig gefunden, aktuelle Aufklärungsergebnisse zu den in Richtung Brückenua nur 1½ Wegstunden entfernten Preußen lagen nicht vor, geschweige denn Fühlung mit dem nahen Feind. Mit Rücksicht auf die vorangegangenen Regentage und die nur mangelhaft mit Mänteln und Kochkesseln versehenen Jäger ließ er die günstige Vorpostenstellung bei Neuwirtshaus räumen. Das 1. Jägerbataillon erreichte gegen 8 Uhr mit zwei Sechspfündern den Raum Kessen-Mühle bei

Untererthal. Um die gleiche Zeit rückte auch eine Eskadron des 3. Kürassierregiments „von den Vorposten nach Diebach“.³⁷ Ein Infanteriebataillon besetzte ab 5 Uhr den Graslerberg,³⁸ bis sie auf Befehl des Fürsten Taxis zwischen 9 und 10 Uhr nach Hammelburg zum Abkochen³⁹ abrückten. Das 1. Ulanenregiment hatte damit den Sicherungsdienst feindwärts des Thulba-Baches alleine zu leisten. Zwischen 9 und 10 Uhr rückte auch das I. Bataillon/Infanterieregiment 6 nach Hammelburg ab, um dort abzukochen. Der Kommandeur des 1. Ulanenregiments, Oberst Korb, hatte um 10 Uhr für sein Regiment das Abfüttern in Fuchsstadt befohlen, wohin die Ulanen abritten. Damit befanden sich Richtung Feind des im Raum Kessen-Mühle lagernden, verstärkten 1. Jägerbataillons keine bayerischen Truppen mehr.⁴⁰

Gegen 11 Uhr am 10. Juli 1866 standen die Bayern mit den folgenden Kräften im Raum Hammelburg: Nördlich der Saale stand bei Diebach das 3. Kürassierregiment mit etwa 450 schweren Reitern.⁴¹ Bei Untererthal befanden sich die rund 560 bayerischen Jäger,⁴² dabei eine Abteilung Infanterie-Pioniere.⁴³ Die hatten vor Ort 15 Pappeln gefällt und als Barrikade der Thulba-Brücke bereitgelegt. Zwei gezogene, sechspfündige Kanonen der Feldartillerie Lottersberg unter Premierlieutenant⁴⁴ Tauschek, gedeckt durch einen Zug Ulanen, etwa 25 Reiter, standen in der Nähe am nordwestlichen Abhang des Seeberges mit Hauptschussrichtung Norden in Feuerstellung.⁴⁵ Das 1. Ulanenregiment unter Oberst Korb, ohne den Zug zur Artilleriebedeckung rund 375 Reiter, hatte mit zwei Eskadronen Hammelburg bereits durchritten, die anderen beiden Eskadronen überquerten gerade die Thulba-Brücke bei der Kessen-Mühle in Richtung Hammelburg. Das I. Bataillon des Infan-

terieregiments 6 unter Major Sebus kam im Raum Hammelburg geschlossen⁴⁶ zum Einsatz, etwa 810 Mann, das III. Bataillon/Infanterieregiment 6 unter Major Ball stand ebenfalls geschlossen, rund 835 Mann, in Bereitschaft nordwestlich Hammelburg am Weg nach Diebach. Das I. Bataillon/Infanterieregiment 14, zusammen etwa 740 Mann, kam kompanieweise zum Einsatz im Raum Ofenthalerberg-Hammelburg-Euerdorf.⁴⁷

Südlich der Saale standen im Feuerstellungsraum der bayerischen Artillerie elf Kanonen der reitenden Feldbatterie Massenbach und der verminderten Feldbatterie Lottersberg.⁴⁸ Beiderseits Euerdorf schließlich befand sich die 1. Leichte Kavalleriebrigade unter Generalmajor Herzog Ludwig in Bayern mit dem 2. Ulanenregiment und dem verminderten II. Bataillon der 14er in Fuchsstadt, Westheim und Langendorf, der verminderten, reitenden Feldbatterie La Roche mit vier Zwölfpfündern sowie zwei Infanteriekompanien an den Saalebrücken in Trimberg und Euerdorf.⁴⁹

Insgesamt standen Fürst Taxis im Raum Hammelburg unmittelbar fünf Infanteriebataillone mit zusammen etwa 4.000 Infanteristen, acht Eskadronen Ulanen und Kürassiere mit insgesamt etwa 850 Reitern sowie 13 Kanonen in zwei Artilleriebatterien zur Verfügung.⁵⁰ Alle Versorgungstruppenteile waren bereits Richtung Hundsfeld abgerückt.

Eine Betrachtung des Kräfteverhältnisses für das Gefecht bei Hammelburg am 10. Juli 1866 ergibt bei der Infanterie knapp 3:1 und bei Artillerie fast 2:1 zugunsten der Preußen, bei der Kavallerie 1,6:1 für die Bayern. Die Preußen hatten insgesamt die für einen erfolgreichen Angriff als erforderlich betrachtete Überlegenheit von 3:1 an Infanterie sowie ein Übergewicht

an Artillerie. An Kavallerie waren die Bayern überlegen und hätten zudem noch schnell verstärkt werden können, für ein Verzögerungsgefecht geradezu ideal, wenn nur das Gelände bessere Möglichkeiten für den Kavallerieeinsatz geboten hätte.⁵¹ Im Aufklärungs- und Sicherungsdienst hätte die bayerische Überlegenheit an Reiterei allerdings wirksam werden müssen. Die Division Beyer konnte ihre Kräfte nur nacheinander ins Gefecht führen, die preußischen Kräfte mussten also im Laufe des Gefechts beständig zunehmen. Die Bayern dagegen verstärkten ihre Kräfte nicht, vielmehr sollten diese im Laufe des Gefechts beständig abnehmen.

General der Kavallerie Fürst zu Thurn und Taxis befand sich in Hammelburg, sein Schwerpunkt aber in Kissingen. Er beabsichtigte, am 10. Juli 1866 ein Verzögerungsgefecht mit zeitlich begrenzter Verteidigung von Hammelburg zu führen, um so für die Masse der bayerischen Feldarmee die Zeit zum Erreichen der Stellung beiderseits Poppenhausen am gleichen Tage zu gewinnen und die Kampfkraft seiner Truppen für ihre spätere Verwendung, vermutlich als Reserve dort selbst, zu erhalten. Die erste Chance, die Preußen in einer vorgeschobenen Stellung auflaufen zu lassen, hatte er allerdings mit dem Zurücknehmen des 1. Jägerbataillons aus Neuwirtshaus am frühen Morgen bereits vertan. Fühlung mit dem Feind bestand nicht, ebenso wenig lagen aktuelle Aufklärungsergebnisse vor. Auch die günstige Stellung auf dem Gansberg hatte er ohne Not räumen lassen und damit die nächste Chance, die Preußen im Raum Untererthal auflaufen zu lassen, vergeben. Die Jäger lagerten an der Kessen-Mühle und kochten sorglos ab, die Pioniere hatten die Sperrung der Brücke über die Thulba vorbereitet. Unweit davon am nord-

westlichen Abhang des Seeberges standen die beiden gezogenen Sechspfünder des Premierlieutenants Tauscheck in Feuerstellung, gedeckt durch etwa 20 bis 30 Ulanen,⁵² an deren Lanzen weiß-blaue Fähnchen träge hingen.

Da stellten gegen 11 Uhr die Husaren der preußischen Avantgardenschwadron bayerische Ulanen fest, die auf der Brücke bei der Kessen-Mühle die Thulba Richtung Süden überschritten, sowie ein in diesem Raum lagerndes bayerisches Infanteriebataillon.⁵³ Generalmajor von Schachtmeyer ließ sofort seine Artilleriebatterie vorziehen und kurz nach dem Waldausgang rechts der Chaussee in Feuerstellung gehen.⁵⁴ Schon die ersten Schüsse der gezogenen, vierpfündigen Kanonen lagen deckend auf den überraschten Uланen,⁵⁵ verursachten Verluste⁵⁶ und beschleunigten das Abreiten erheblich. Die preußischen Granaten fuhren auch unter die bayerischen Jäger und brachten Verluste. Es war kurz nach 11 Uhr am 10. Juli 1866. Nachdem die beiden bayerischen gezogenen Sechspfünder den Feukampf gegen die preußische Batterie aufgenommen hatten, machten die preußischen Artilleristen Zielwechsel – und wieder lagen bereits die ersten preußischen Granaten im Ziel, schalteten die Besatzung des zweiten Geschützes aus und verletzten den Zugführer Premierlieutenant Tauscheck schwer. Während des ungleichen Artillerieduells hatten sich die Husaren der preußischen Avantgardenschwadron gesammelt und stieß das preußische Spitzenbataillon⁵⁷ auf Untererthal vor. Dort hatten die bayerischen Infanteriepioniere zwar die Thulbabrücke mit Stämmen verrammelt, die zurückgehenden Ulanen hatten jedoch die Jäger teilweise überritten und den Zug Uланen zur Bedeckung der Geschütze mit sich gerissen. Ohne jeden Rückhalt mussten die

Jäger zurückgehen, ihr Feuer auf die an der gesperrten Thulbabrücke gestauten preußischen Husaren verhinderte immerhin noch deren Handstreich auf die bayerischen Kanonen, die der Oberfeuerwerker Adam Wich aus Bamberg trotz dezimierter Besatzung aus der Feuerstellung abfahren konnte. Es gelang ihm sogar, auch noch den tödlich verwundeten Zugführeroftizier zu bergen. Der angeschlagene Geschützug rumpelte nach Hammelburg zurück, fand aber den Anschluss an die Batterie nicht und schied wie das 1. Jägerbataillon aus dem Gefecht aus.⁵⁸

Der preußischen Avantgarde war es gelungen, die Bayern zu überraschen, aus ihrer vorgeschobenen Stellung herauszudrücken und so gute Voraussetzungen für den weiteren Angriff der Division Beyer aus der Bewegung heraus zu schaffen. Die Bayern hatten auch die zweite Möglichkeit, den preußischen Angriff zu verzögern, kaum genutzt. Mit dem 1. Jägerbataillon verließ eine mögliche Reserve das Gefechtsfeld. Auch die beiden weitreichenden Sechspfünder hätten sich im Rahmen ihrer Batterie noch am Artilleriegefecht beteiligen können. Dies kann als Hinweis darauf gewertet werden, dass Fürst Taxis weiterhin „nur“ ein Verzögerungsgefecht unter Schonung der Kräfte für weitere Verwendungen führte, weil er von der inzwischen geänderten Absicht seines Oberbefehlshabers Prinz Karl, an der Saale zu halten, nichts wusste.

Während die etwa 850 niederrheinischen Füsiliere des I. Bataillons/Füsilieregiment 39 Untererthal besetzten, stieß das II. Bataillon mit rund 850 Infanteristen am Ort vorbei und in Kompaniekolonnen mit Masse westlich der Chaussee den Seeberg hoch den bayerischen Jägern nach, während das III. Bataillon bei der Herberts-Mühle die Thulba überschritt

und anschließend kompanieweise ostwärts der Chaussee ebenfalls auf Hammelburg antrat.⁵⁹

Das bayerische 1. Ulanenregiment hatte, vom Kanonendonner alarmiert, kehrt gemacht und sich mit knapp 400 Reitern in Linie entlang der Straße nach Diebach, rechts angelehnt an die Ziegelei, entwickelt. Es erlitt erneut Verluste durch das gut liegende Feuer der preußischen gezogenen Vierpfänder nach deren Stellungswechsel in den Raum Seeberg, westlich der B 27, etwa 1.500 Meter vom nördlichen Stadtrand Hammelburgs entfernt. Die bayerischen Ulanen wurden daraufhin zurückgenommen und nahmen nicht mehr am Gefecht teil.⁶⁰

In der Stadt selbst setzte „*als Dienstag den 10. Juli vormittags ¼ 11 Uhr die erste preußische Kanone sich löste*“, die allgemeine Flucht ein. Insbesondere suchten jetzt junge Männer das Weite, die fürchteten, „*sofort unter die preußische Pickelhaube zu kommen*“. Auf Wagen und zu Fuß machten sich auch ganze Familien davon, während Alte und Kranke im Kirchhof und den Kellern der Stadt Schutz suchten. Die Masse der Hammelburger fand im nahegelegenen Fuchsstadter Wald Zuflucht.⁶¹

Das bayerische 3. Kürassierregiment im Raum nordostwärts Diebach, etwa 460 schwere Reiter, wurde wie die Ulanen durch preußisches Artilleriefeuer vertrieben und nahm eine weiter Richtung Diebach liegende Aufstellung hinter der Höhenschwelle.⁶² Gleichzeitig hatte sich zwischen den sechs bayerischen gezogenen Sechspfündern südlich der Saale und den sechs preußischen gezogenen Vierpfündern auf dem Seeberg über eine „*Entfernung von 3.000 Schritt*“, etwa 2.400 Meter, ein Artillerieduell „*ohne irgend welchen Erfolg*“ entwickelt.⁶³

In Hammelburg waren die Bürger am Morgen aufgefordert worden, die bayrischen Soldaten zu verpflegen. „*Der Donner der Geschütze, die fliehenden Jäger und Ulanen verkündeten ihnen die nahe Gefahr. Es schlug Generalmarsch und bald waren die Bataillone gesammelt*.“⁶⁴ Oberst Schweizer, der Kommandeur der 6. Infanteriebrigade, setzte die beiden Bataillone des Infanterieregiments 6, immerhin rund 1.650 Mann, Richtung Seeberg beiderseits der Chaussee nach Brückenauf zum Gegenangriff an. Anfänglich hätten sie nur schwaches Plänklerfeuer von den Preußen erhalten, aber mit Erreichen des Anstieges zum Seeberg seien sie „*auf die 3 Bataillone des preussischen 39. Regiments*“ und eine gezogene Batterie gestoßen, worauf ein „*lebhaftes Gefecht*“ begonnen habe. „*Allein die Preußen verstärkten sich alsbald durch zwei weitere Batterien, und zwangen hiedurch die bayerischen Bataillone zum Weichen*.“⁶⁵

Das II. Bataillon des Füsilierregiments 39 hatte sich mit seinen vier Kompaniekolonnen gegen Hammelburg „*auf etwa 400 Schritt [ca. 320 Meter] Frontbreite derart entwickelt, daß die 7. Kompagnie auf dem äußersten rechten Flügel gegen das Ziegeleigehöft, die 5. und 8. Kompagnie an der Straße und in den Weinbergen, die 6. Kompagnie*“ etwas weiter den Buchberg hinauf „*sich einnisteten und das Feuer eröffneten. Der Feind hatte sich außerhalb der Stadtenceinte [der Stadtmauer] hinter Gartenmauern und aufgetürmten Holzstößen vortrefflich gedeckt und auch das Ziegeleigehöft stark besetzt. Gegen sein wohlgezieltes Feuer fanden die Füsiliere im Chausseegraben und in den Weinbergen nur schlechten Schutz, und zu ihrer Unterstützung wurden alsbald auch noch die 9. und 12. Kompagnie in die Feuerlinie vorgezogen*.“⁶⁶

Dem Gros der Infanteriedivision Beyer

voraus wurden die sechs Zwölfpfünder der Batterie des Hauptmanns Richter neben die sechs gezogenen Vierpfünder der Batterie Schmidts in Feuerstellung vorgezogen und gegen die noch im Raum Diebach vermuteten bayerischen Kürassiere rechts rückwärts der Batterien, gegen das bayerische Artilleriefeuer gedeckt, das I. Bataillon der 39er sowie die 4. Husaren schwadron und die Stabswache des preußischen Oberbefehlshabers, eine Schwadron Dragoner, auf dem rechten Thulbauer aufgestellt. Es war etwa 12 Uhr.⁶⁷ Das bayerische 3. Kürassierregiment unter Oberst von Mayer erhielt Befehl, nach Wernfeld abzurücken. Damit schied ein weiterer bayerischer Truppenteil aus dem Gefecht aus.⁶⁸

Als die niederrheinischen Füsiliere⁶⁹ schwungvoll mit in der Sonne glänzenden Pickelhauben und Bajonetten den Seeberg herab über 1.500 Meter freies Feld auf Hammelburg vorstießen, wurden sie in der linken Flanke vom Ofentalerberg und frontal vom nördlichen Stadtrand Hammelburgs aus von bayerischem Infanteriefeuer erfasst. Die bayerischen Podewils-Gewehre schossen zwar langsamer, aber genauer und trugen weiter als die preußischen Zündnadel-Gewehre, auch erwiesen sich die Bayern als die besseren Schützen: Auf 800 Meter bekämpften sie vom Ofentalerberg aus zwei preußische Offiziere beim Beobachten auf dem Buchberg und verwundeten dabei den preußischen Generalmajor von Schachtmeyer an der Hand, die Beobachtungstelle wurde von ihm und dem 2. Generalstabsoffizier der Division, Hauptmann von Scherff, eiligst geräumt.⁷⁰ Auch befanden sich die Füsiliere jetzt im Wirkungsbereich der bayerischen Zwölfpfünder aus der Feuerstellung beim Kloster Altstadt. Aus Hammelburg heraus entwickelte sich bayerische Infan-

terie zum Angriff auf den Seeberg, ein lebhaf tes, zahlenmäßig etwa ausgeglichenes⁷¹ Schützengefecht entstand, der preußische Angriff stockte. Die Bayern kamen jetzt aber ihrerseits in den Wirkungsbereich der preußischen Zwölfpfünder und hätten gegen das dichte Abwehrfeuer der preußischen Zündnadelgewehre ebenfalls etwa 1.500 Meter freie Fläche überwinden müssen. Es darf angenommen werden, dass aus dem bayerischen ‚Gegenangriff‘ unter diesen Bedingungen nicht mehr als ein ‚nach-vorne-in-Stellung-gehen‘ wurde, auch wurden vermutlich nicht beide Bataillone des Infanterieregiments 6 eingesetzt.⁷² In der Folge kam das Gefecht jedenfalls zum Stehen, der Munitionsverbrauch und die Verluste stiegen an. Die Bayern hatten nur noch ein verminder tes Infanteriebataillon in Reserve, während die Preußen noch zehn weitere Infanteriebataillone einsetzen konnten. Immerhin hatten die 6er aber den preußischen Angriff aus der Bewegung heraus abgeschlagen und dem 1. Jägerbataillon das Ausweichen erleichtert.

Im Raum nördlich Hammelburg ergab sich für das Gefecht der preußischen Avantgarde, verstärkt durch eine Artilleriebatterie des Gros, gegen die bayerischen Hauptkräfte ein bei der Infanterie und der Artillerie ausgeglichenes Kräfteverhältnis. Kavallerie hatten nur mehr die Preußen zur Verfügung, das Gelände ließ jedoch die Ausnutzung dieser Überlegenheit nicht zu.

Mit unklarem Lagebild schickte Vogel von Falckenstein gegen 12 Uhr eine Nachricht an die Richtung Kissingen vorstoßende Division Goeben mit der Aufforderung, gegen die rechte Flanke der Bayern im Höhengelände nördlich Hammelburg zu wirken, soweit sie nicht selbst im Gefecht sei. Die fortgeschrittene Tageszeit,

die ziemlichen Entfernungen und das im Raum Kissingen tobende Gefecht führten jedoch dazu, dass die Division Beyer alleine zureckkommen musste. Generalmajor von Beyer entschloss sich zu einem zeitraubenden Aufmarsch der sechs Infanteriebataillone seines Gros⁷³ für einen Umfassungsangriff linksausholend durch das Hügelgelände auf den Ofentalerberg von Norden her, sobald Richtung Hammelburg die vier Infanteriebataillone der Reserve⁷⁴ aufmarschiert waren, bei frontaler Bindung der Bayern durch die drei Infanteriebataillone der Avantgarde bei Hammelburg. Der Artillerieschwerpunkt wurde auf dem Seeburg gebildet.⁷⁵

Dazu gingen gegen 13 Uhr zunächst noch zwei preußische Zwölfpfünder-Batterien der Divisionsreserve unter den Hauptleuten von Horn und von Bastineller rechts neben der Batterie Richter in Feuerstellung. Premierlieutenant Hoffbauer folgte mit seinen Zwölfpfündern unter großen Anstrengungen einem steilen Bergweg nördlich der Chaussee und nahm Feuerstellung auf einem freien Fleck in den Weinbergen.⁷⁶ Jetzt standen sechs gezogene Vierpfünder und 24 Zwölfpfünder im Feuerkampf. Das Zahlenverhältnis bei Artillerie hatte sich damit auf fast 3:1 zugunsten der Preußen verschoben. Die preußischen Zwölfpfünder, 80% der eingesetzten Artillerie, konnten mit ihrer Höchstschiessweite von 1.300 Meter aber weder die bayerische Artillerie südlich der Saale noch wirksam die bayerische Infanterie in der linken Flanke auf dem Ofentalerberg erreichen. Sie beschossen deshalb die bayerischen Truppen vor und am nördlichen Stadtrand von Hammelburg, woraufhin sich die Sechser auf Hammelburg zurückzogen⁷⁷ und an verschiedenen Stellen in der Stadt Brände entstanden. Die preußischen gezogenen Vierpfünder

mit ihrer deutlich größeren Reichweite von 3.800 Meter bekämpften die bayerische Artillerie südlich der Saale mit nur geringem Erfolg, da die bayerischen Feuerstellungen günstig waren und der vom vorangegangenen, tagelangen Regen aufgeweichte Boden die Aufschlagzünder der Granaten gar nicht oder erst spät zünden ließ, was zu Blindgängern und wenig wirksamen Explosionen im Boden führte. Die bayerische Artillerie bekämpfte mit den sechs gezogenen Sechspfündern die preußische Artillerie, aber ihr Feuer lag nicht besonders gut – sie schossen zu kurz (also vor) oder zu weit (also über die preußischen Kanonen hinweg) und die Probleme mit dem weichen Boden betrafen auch die bayerischen Granaten mit Aufschlagzünder. Die bayerischen Zwölfpfünder erreichten auf Höchstschiessweite von 1.680 Meter die preußischen Kanonen gerade nicht mehr, nur mit ausnahmsweise doppelter Ladung und damit 2.300 Meter Schiessweite wäre dies gelungen, allerdings bei deutlich größerer Streuung. Da aber aufgrund mangelnder Vorrohrsicherheit die Sprengladungen aus den bayerischen zwölfpfündigen Granaten entfernt werden mussten, wirkten diese noch nicht einmal wie eiserne Vollkugeln und erschienen den Preußen, Blindgänger zu sein. Das Artilleriefeuer beider Seiten war also laut und hinsichtlich der Rauchentwicklung beim Abfeuern sicherlich eindrucksvoll, aber überwiegend von moralischer Wirkung.⁷⁸

Gegen 13.30 Uhr leitete ein Infanteriebataillon des Gros der Division Beyer den preußischen Umfassungsangriff gegen den bayerischen rechten Flügel auf dem Ofentalerberg ein. Sobald kurz darauf gemeldet wurde, dass die Divisionsreserve auf dem linken Thulba-Ufer verfügbar war, folgte Generalmajor von Glümer mit fünf weiteren Infanteriebataillonen nach.⁷⁹

Vogel von Falckenstein beobachtete das Gefecht der Division Beyer vom Gansberg aus. Es bleibt unklar, ob er seinen Befehl zum frontalen Angriff über das etwa 1.000 Meter breite, deckungslose Rechbachtal gegen die Stellung der Bayern auf dem Ofenthalerberg ohne wirksame Artillerieunterstützung auf Gegenvorstellung des Generalmajors von Glümer sogleich zurückgenommen hat oder erst nach einem erfolglosen Frontalangriff eines Infanteriebataillons den Umfassungsangriff genehmigte.⁸⁰

Mit dem Abrücken des bayerischen 3. Kürassierregiments aus dem Raum Diebach war das I. Bataillon der 39er wieder frei verfügbar und verstärkte den preußischen Druck auf Hammelburg. Dort erhielt der Kommandeur des II. Bataillons der bayerischen 14er, Major von Täuffenbach, den Befehl, die Verteidigung des nordwestlichen Stadteinganges mit den ihm verbliebenen zwei Kompanien seines Bataillons zu übernehmen.⁸¹ Die 6er brachen das Gefecht im Vorfeld der Stadt ab und zogen sich nach Hammelburg zurück, wo das III. Bataillon geschlossen als Reserve bereitgestellt wurde und das I. Bataillon kompanieweise zum Einsatz kam.⁸² Auf Seiten der Bayern führte General Taxis hoch zu Ross vor Ort; die Verteidigung selbst organisierte sein erster Generalstabsoffizier, Oberstleutnant Weiß. Es war etwa 13 Uhr und in Hammelburg wurde zum ersten Mal Sturm geläutet. Preußische Granaten hatten an fünf Stellen Brände verursacht, denen vielfach auch Neubauten nach dem großen Stadtbrand von 1854 zum Opfer fielen. Das Löschen wurde erschwert durch die andauernde Beschließung und den Mangel an Helfern, da viele Bewohner geflohen waren und aus den Nachbargemeinden keine Hilfe kam.⁸³

Um etwa 15 Uhr machte sich der An-

griffsdruck der drei Bataillone Brandenburger Infanterie vom Infanterieregiment 20 von Norden auf die Stellung der zweieinhalb Kompanien der 14er auf dem Ofenthalerberg bemerkbar. Zudem hatte die „feindliche Artillerie aus einer Position am Hange des Seebergs ihr Feuer gegen die Stadt gerichtet [...], so dass dieselbe binnen einer Stunde an sieben Stellen in Flammen stund“⁸⁴ und der bayerische Rückzug wurde eingeleitet.⁸⁵

Zunächst gingen die bayerischen Truppenteile kurz nach 15 Uhr⁸⁶ vom Ofenthalerberg zurück und wurden in Höhe des Obertores von Hammelburg vom III. Bataillon der 6er aufgenommen. Die Brandenburger 20er drängten nach, es entwickelte sich ein weitgehend ergebnisloses Plänklergefecht nordostwärts Hammelburg. Generalmajor von Glümer befahl den Thüringern vom Infanterieregiment 32 jetzt den direkten Übergang auf den Ofenthalerberg über den Rechbachgrund hinweg.⁸⁷

Mit dem Einsatz der gesamten Division Beyer hatte sich das Kräfteverhältnis weiter zugunsten der Preußen verschoben, bei der Infanterie auf gut 3:1 und der Artillerie auf knapp 3:1. Mit der Zeit musste sich diese klare Überlegenheit der Preußen auswirken und die Bayern aus dem Raum Hammelburg hinausgedrückt werden. Aber die Bayern hatten die preußische Division zum Aufmarsch aller Teile gezwungen und damit immerhin einen raumgreifenden, zügigen Vorstoß am gleichen Tag über die Saale hinweg und auf Schweinfurt verhindert.

Die brennende Stadt im Rücken, in der Front durch die 39er und in der rechten Flanke von den 32ern und 20ern beschossen, zogen sich jetzt auch die beiden Infanteriebataillone des bayerischen Infanterieregiments 6 zurück. Sie nahmen

den Weg über die durch eine Schützenkompanie⁸⁸ gesicherte Brücke Richtung Fuchsstadt, die anschließend zerstört wurde. Die 14er rückten durch die brennende Stadt und über die steinerne Saalebrücke Richtung Pfaffenhausen ab. Der erste Generalstabsoffizier des ‚Reserve-Cavalerie-Corps‘, Oberstleutnant Weiß, koordinierte das Ausweichen der bayerischen Infanterie. Die preußischen 39er Füsiliere drängten so stark nach, dass es nicht gelang, die steinerne Saalebrücke mittels einer vorbereiteten Barrikade zu sperren. Die bayerische Artillerie alleine hielt die Preußen auf Abstand, bis sie selbst auf Befehl den Rückzug Richtung Arnstein antrat.⁸⁹ Noch während die Preußen Hammelburg besetzten, gelang es Einheimischen, versprengte bayerische Soldaten einzeln und in kleinen Trupps aus der Stadt hinaus zu bringen oder vor den Preußen zu verstecken.⁹⁰

Damit war das Nordufer der Fränkischen Saale von den Bayern gegen 16 Uhr geräumt. General Taxis marschierte mit der 6. Infanterie- und der 1. Kavalleriebrigade in den Raum Arnstein ab.⁹¹ Die Preußen gingen mit je einem Bataillon 39er gegen Fuchsstadt und die Saalecker Höhen vor, gefolgt von jeweils zwei weiteren Infanteriebataillonen. An der Fuchsstadter Brücke kam es noch zu einem „leichten Geplänkel“, bei dem sich ein bayerischer Leutnant der 6er und ein preußischer Leutnant der 30er, die sich vermutlich aus der gemeinsamen Zeit als Besatzungstruppe einer Bundesfestung kannten, gegenüber gestanden und begrüßt haben sollen – bevor sie aufeinander schießen ließen.⁹²

Kurz vor dem Fall Hammelburgs hatte General von Falckenstein Meldung vom Gefecht der Division Goeben bei Kissingen erhalten. Er erkannte zudem, dass „er

die Hauptmasse der Bayern nicht vor sich hatte“⁹³ und ritt nach Kissingen ab, wo er etwa während des Abendgefechtes und gerade rechtzeitig zum festlichen Abendessen mit seinen Generalen eintraf (Dies soll Gegenstand eines weiteren Artikels im ‚FRANKENLAND‘ werden).

Generalmajor von Beyer hatte Befehl erhalten, seine Division im Raum Hammelburg zu konzentrieren und stehen zu bleiben.⁹⁴ Drei der vier vorgeführten Infanteriebataillone wurden wieder zurückgenommen und die Masse der Division verbrachte die Nacht zum 11. Juli 1866 in und um Hammelburg, gesichert durch die verstärkte Avantgarde mit vier Infanteriebataillonen südlich der Saale. Den Bayern nachgeschickte Patrouillen bestätigten deren Rückzug. Ein gegen 22.30 Uhr eingegangener Befehl der Main-Armee aus dem Hauptquartier in Kissingen dirigierte die Division Beyer am 11. Juli 1866 nach Kissingen.⁹⁵

Die Verluste der Bayern betrugen in dem rund fünfständigen Gefecht: „10 Mann, 13 Pferde tot, 4 Offiziere, 64 Mann, 12 Pferde verwundet, 22 Mann, 11 Pferde vermisst und gefangen, im Ganzen 4 Offiziere, 96 Mann und 36 Pferde.“⁹⁶ Die preußischen Verluste betragen zehn Mann tot, sechs Offiziere und 66 Mann verwundet, keine Vermissten und Gefangenen, insgesamt sechs Offiziere und 76 Mann Ausfälle, darunter der Generalmajor von Schachtmeyer.⁹⁷ Das Füsilierrregiment 39 alleine hatte den Ausfall von einem Offizier und 60 Mann hinzunehmen.⁹⁸ Obwohl „die Kämpfe am 10. Juli 1866 [...] die ernsthaftesten des ganzen Mainfeldzuges“ gewesen seien,⁹⁹ kann man von einem verbissenen Ringen angesichts der Verlustzahlen vor dem Hintergrund der beiderseitigen Truppenstärken wohl nicht sprechen, was für die Gefallenen aber kein

Trost sein konnte. Hinzu kam, dass viele Verwundete in Folge von Infektionen später noch verstarben.

Ohne Kenntnis des Gefechtsverlaufs im Raum Kissingen und der ihm nicht bekannten Änderung der Absicht seines Oberbefehlshabers, an der Fränkischen Saale zu halten, führte General der Kavallerie Fürst von Thurn und Taxis im Raum Hammelburg ein isoliertes Verzögerungsgefecht gegen überlegene Feindkräfte, und tat es trotz aller Fehler letztlich erfolgreich. Obwohl ausreichend Kavallerie hierfür zur Verfügung gestanden hätte, blieb die bayerische Aufklärung mangelhaft, Fürst Taxis hatte daher kein zutreffendes Lagebild. So konnte es zum Zurücknehmen der Sicherungskräfte in den Raum Kessen-Mühle und deren nachfolgende Überraschung durch die preußische Avantgarde kommen. Die gut gewählte Stellung auf dem Ofentalerberg ermöglichte flankierendes Feuer und zwang in Verbindung mit der frontalen Bindung der Preußen vom nördlichen Ortsrand von Hammelburg her sowie dem bayerischen Artilleriefeuer die preußische Division Beyer, alle Kräfte zu entwickeln und zu einem zeitraubenden Umfassungsangriff anzusetzen. Erst als dieser wirksam wurde, kam mit dem Ausweichen der Bayern auch der preußische Angriff auf Hammelburg wieder in Schwung.¹⁰⁰ Damit hatte Fürst Taxis seinen Gefechtsauftrag erfüllt, die Kampfkraft seiner Truppen erhalten, mit ihnen den geordneten Rückzug für die nächste Gefechtsaufgabe im Raum Poppenhausen angetreten und den Preußen den Übergang über die Fränkische Saale aus der Bewegung heraus verwehrt. Dass die Preußen nicht gleich weiter vorstießen, war dem ebenfalls unzureichenden Lagebild des preußischen Oberbefehlshabers zuzuschreiben. Möglicherweise hätte sich

dadurch der Gefechtserfolg bei Hammelburg weitergehend ausnutzen lassen.¹⁰¹

Mit der 4. Infanteriedivision des Generallieutenants Ritter von Hartmann und vier Batterien der Reserve-Artillerie im Raum Schwarze Pfütze (an der St 2445) wären andererseits ausreichende bayerische Verstärkungskräfte verfügbar gewesen, um den Preußen das Überschreiten der Fränkischen Saale im Raum Hammelburg am 10. Juli 1866 unmöglich zu machen. Allein, die königlich bayerische Armee war im Sommer 1866 aus vielerlei Gründen nicht in der Lage, der kurzfristigen Änderung der Absicht seines Oberbefehlshabers auf dem Gefechtsfeld gerecht zu werden. Das wäre damals in vergleichbarer Lage wohl nur der königlich preußischen Armee zuzutrauen gewesen.

In Hammelburg war es selbst unter Einsatz des Feuerlöschgeräts nicht gelungen, die Feuer einzudämmen, so dass gegen 16 Uhr erneut Sturm geläutet wurde, als die Preußen bereits in der Stadt standen. Preußische Husaren brachten die Requisitionsschreiben des königlich bayerischen Bezirksamtes in die Nachbargemeinden, Unterstützung blieb jedoch aus. Umso mehr packten die preußischen Soldaten beim Löschen mit an, aber auch zusammen mit den zurückkehrenden Bewohnern gelang es zunächst nicht, des Feuers Herr zu werden. Um 16 Uhr waren auch Boten abgeschickt worden, um die Bürger in der näheren Umgebung heim zu rufen. Einzelne Flüchtlinge hatten sich in Arnstein, Würzburg, Kitzingen, Sulzfeld, Dettelbach, Wiesentheid, Mergentheim, Ansbach und sogar Bamberg in Sicherheit gebracht. Um 23.30 Uhr wurde erneut Sturm geläutet und nur die herrschende Windstille verhinderte eine Katastrophe. Am Morgen des 11. Juli 1866 flackerten die Flammen ein letztes Mal auf. Schließ-

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur
67. Jahrgang 2015

Inhalt

(Die Seitenzahlen des Sonderheftes 2015 sind mit Asteriskus [*] gekennzeichnet)

I. Geschichte

<i>Altensleben, Stephan</i>	Der Mann mit dem Helm am Alten Rathaus von Bad Kissingen – Eine rechtsikonographische Betrachtung	83
<i>Bittel, Christoph</i>	Der Deutsche Orden und seine Kommende Münnerstadt	232
<i>Dörfel, Gerald</i>	Franken 1866 – Folge 7: Die Preußen in Bayern – Das Gefecht bei Hammelburg am 10. Juli 1866	248
<i>Friedrich, Verena</i>	Barocke Gartenlust in Franken	3*
<i>Gäbelein, Klaus-Peter</i>	Herzogenaurach – die kleine Weltstadt an der Aurach	156
<i>Hamm, Walter</i>	Franken 1866 – Folge 6: Eine Wittelsbacherin beschenkt die Pfarrkirche St. Martin in Helmstadt. Prinz Ludwig (König Ludwig III.) und sein Bezug zum Waldsassengau	109
<i>Heuvemann, Claus</i>	Der Botanische Garten Erlangen. Vom Doktorsgarten zur Wissenschaftlichen Sammlung	48*
<i>Kränzlein, Dirk</i>	Franken 1866 – Folge 5: Der Deutsche Bruderkrieg von 1866 – Eine Einführung	3
<i>Raab, Robert</i>	Johann Baptist Schad, Benediktiner und Philosoph aus Mürsbach in Franken	22
<i>Raftopoulou, Joachim G.</i>	Der Würzburger Ringpark – eine öffentliche Grünanlage im Spiegel gartenbaulicher Trends	38*
<i>Schicklberger, Franz</i>	„Komb werthe Eivelstatt“ – Ein Lied ringt um die Reichsfreiheit von Eibelstadt	97
<i>Schötz, Hartmut</i>	Das Schloss Lehrberg, Landkreis Ansbach. Ehemaliges markgräfliches Lehen	242
<i>Welker, Manfred</i>	Die „Herzo-Base“ – vom Fliegerhorst zum Firmensitz	167

II. Kunst

<i>Kern, Josef</i>	Fritz Rieger (1903–1987). Ein Deutsch-Italiener im 20. Jahrhundert	38
<i>Loeffelholz, Rolf Freiherr von</i>	Albrecht Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ oder Kunz Schott und das Pferd des Todes. Nachtrag zum Auf- satz in FRANKENLAND Heft 4 (Dezember 2013)	45
<i>Rößdeutscher, Walter</i>	Die Max Dauthendey-Gesellschaft nimmt Abschied: Nachwort für Freunde und Sympathisanten	271
<i>Schmutterer, Heinz</i>	Das Heilsbronner Refektoriumsportal und seine bewegte Geschichte	113
<i>Welker, Manfred</i>	Die Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena Herz- genaurach	176

III. Kultur

<i>Biernoth, Alexander</i>	Das Bronzemodell der ehemaligen Klosteranlage Heilsbronn	128
<i>Gäbelein, Klaus-Peter</i>	PUMA – Der Sportartikelhersteller mit der angriffs- lustigen Raubkatze	201
<i>Höverkamp, Ingeborg</i>	Zum Gedenken an die Autorin Elisabeth Engelhardt zum 90. Geburtstag	277
<i>Höverkamp, Ingeborg</i>	Dem Journalisten und Autor Wolfgang Buhl (1925– 2014) zum 90. Geburtstag	279
<i>Papp, Alexander von</i>	„Aus der fränkischen Heimat vertrieben, doch in der Seele mit ihr verbunden geblieben“ – Robert Schopf- lochers Gedichtband „Hintergedanken“	49
<i>Papp, Alexander von</i>	Die Fränkische Wehrkirchenstraße	122
<i>Schötz, Hartmut</i>	Die Ansbacher Synagoge als „Infozentrum“ zum jüdischen Leben	126
<i>Siegmund, Thomas</i>	Kleine Geschichte des Museums für Stadt- und Familien geschichte Marktsteft	53
<i>Siepl, Richard</i>	Kundenver luste in Innenstadtgeschäften am Beispiel der Stadt Ansbach – Versuch eines Entgegenwirkens	275
<i>Welker, Manfred</i>	Herzogenaurach und seine Tuchmacher, eine „in- dustriöse Staatsbürgerklasse“	185
<i>Welker, Manfred</i>	Das „Fränkische Pirmasens“ – Herzogenaurach und seine Schuhbuden	192

IV. Aktuelles

<i>Kneuer, Sibylle</i>	Der Kunstpreis des Landkreises Haßberge – Thema: ZwischenRaum. Main-Rhön im Blick	220
<i>Rauschert, Birgit</i>	Der Chronist des barocken Nürnberg Johann Adam Delsenbach wird in einer Ausstellung im Fembohaus gewürdigt	216
<i>Wickl, Bernhard</i>	Enthüllung der Informationstafel an der St. Kuni- gunden-Marter in Nürnberg-Buch	62
Einladung zur Tagung „Orangerien und Palmenhäuser zwischen Bamberg und Bayreuth – Orangeriekultur in Oberfranken	220	
V. Bücher zu fränkischen Themen	64, 55*, 131	

VI. Frankenbund intern

<i>Zwicker, Stefanie</i>	Aus der Gruppe Würzburg: Großes Interesse an Buchvorstellung „Die Würzburger Bischöfe von 1684–1746“	74
<i>Flachenecker, Helmut</i>	Prof. Dr. Gert Melville zum 70. Geburtstag	76
<i>Süß, Peter A.</i>	Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann zum 80. Geburtstag	77
Trauer um unser Ehrenmitglied Wolfgang Rosenberger †	. . . . .	78
Termine des FRANKENBUNDES im Jahr 2015 . . . . .	. . . . .	78
Fahrt auf dem Main von Wertheim nach Marktheidenfeld. 4. Unterfrän- kische Regionaltagung am 5. Juni 2015 . . . . .	. . . . .	79
<i>Pellengahr, Astrid</i>	Laudatio auf Barbara Christoph anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES am 14. März 2015 in Feuchtwangen	146
Wer sucht FRANKENLAND-Hefte aus früheren Jahren? . . . . .	. . . . .	150
Einladung zum 86. Bundestag am 19. September 2015 in Herzogenaurach . . . . .	. . . . .	151
Bitte vormerken: 5. Fränkischer Thementag am 24. Oktober 2015 . . . . .	. . . . .	152
Grußwort des Ersten Bürgermeisters der Stadt Herzogenaurach Dr. German Hacker zum 86. Bundestag des FRANKENBUNDES . . . . .	. . . . .	155

90 Jahre jung: Gunter Ullrich	223
<i>Beinhofer, Paul</i>	
Abschied von unserer früheren Bundesgeschäfts- führerin Frau Edda Miltenberger († 6. Juni 2015)	223
Bericht über die 4. Unterfränkische Regionaltagung am 5. Juni 2015	225
5. Fränkischer Thementag am Samstag, 24. Oktober 2015 in Bad Kissingen:	
Der Krieg von 1866 in Franken	226
<i>Morcinek, Dieter</i>	
Dr. Anton Sterzl (5. Januar 1927–17. Juli 2015)	282
<i>Süß, Peter A. / Beinhofer, Paul</i>	
Bericht über den 86. Bundestag des FRANKEN BUNDES am 19. September 2015 in Herzogen- aurach mit der Grußansprache des 1. Bundes- vorsitzenden	283
<i>Bätz, Georg</i>	
Laudatio auf Joachim Raftopoulo anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES am 19. September 2015 in Herzogenaurach	290
<i>Süß, Peter A.</i>	
Bericht über den 5. Fränkischer Thementag am 24. Oktober 2015 in Bad Kissingen	294
Termine des FRANKENBUNDES im Jahr 2016	296

lich waren 56 Gebäude abgebrannt, betroffen waren größtenteils ärmerle Einwohner. Die Mobiliar-Versicherungs-Kassen zahlten gar nicht und die Brand-Versicherungs-Kassen zahlten wegen Kriegseinwirkung nur ein Drittel der Schadenssumme. Letztlich aber stand das bayerische Kriegslasten-Ausgleichsgesetz doch allen ‚Kriegsbeschädigten‘ bei.

Mit den Preußen hatten die Hammelburger eine erhebliche Last: neben der Versorgung der Verwundeten waren dies vor allem Einquartierung sowie die Versorgung mit Lebensmitteln, insbesondere mit Getränken. Ohne Feldflaschen litten die preußischen Soldaten nach dem heißen Gefechtstag großen Durst, so dass bei der teilweise auch gewaltsamen Durchsuchung der Häuser nach bayerischen Soldaten auch so mancher Weinkrug geleert wurde oder zu Bruch ging, auch Diebstähle kamen vor. Kaum war die Stadt in preußischer Hand, erging die Forderung auf Bereitstellung von 60.000 bis 70.000 Pfund Brot, 30.000 Pfund Fleisch, 300 Zentner Hafer, 150 Zentner Heu, 75 Zentner Speck, 120 Eimer Wein, 170 Flaschen guten Weins für die Offiziere, 15 Zentner Reis, zehn Zentner gebrannten Kaffee und fünf Zentner Zucker. Diese ungeheure Requisition konnten Stadt und Bezirk Hammelburg bei den herrschenden Bedingungen keinesfalls aufbringen. Es wurden immerhin elf Ochsen, etwa 20 Eimer und 200 Flaschen Wein sowie das gesamte, verfügbare Brot beigebracht. Die Belastung hielt noch mehrere Tage an, denn nach dem Abmarsch der Division Beyer kamen weitere preußische Truppen und Trains durch Hammelburg, so dass auch immer wieder Pferde und Vorspann für Fuhrwerke requiriert wurden. Insbesondere einzeln marschierende preußische Nachzügler bedienten sich herhaft im

Feindesland. Am Abend des 12. Juli 1866 kam die preußische Division Beyer auf dem Weg nach Frankfurt am Main erneut durch Hammelburg, und die Stadt erlebte die „fürchterlichsten Erlebnisse. Einstürmen in die Häuser zu Selbsteinquartierung und Requisitionen, ein immerwährendes Durcheinander, Lärmen und Schreien,“ berichtet der Stadtpfarrer Georg Rappert in seiner ‚Chronik der Kriegsereignisse in der Stadt Hammelburg 1866‘. Die amtliche Schätzung ergab für Hammelburg die folgenden Schäden: Brand 23.617 Gulden, Flurschaden 16.528 Gulden, Schäden an sonstigem, beweglichen Eigentum 51.692 Gulden, für preußische Einquartierung, Requisition, Vorspann etc. 27.990 Gulden. Für den gesamten Bezirk Hammelburg betrugen die Kosten für bayerische Einquartierung 37.407 Gulden, für preußische 61.275 Gulden und die Gesamtsumme an auszugleichender Kriegsbeschädigung nach Festsetzung der ‚königlichen Kriegslasten-Ausgleichs-Commission‘ vom 28. Mai 1867 betrug 139.996 Gulden, wovon die Brandversicherungskasse ein Drittel trug.¹⁰² Zum Vergleich: Ein Unterlieutenant¹⁰³ der bayerischen Armee erhielt damals monatlich 50 Gulden.¹⁰⁴ Eine Maß Bier kostete 1866 sechs Kreuzer, ein Eimer Sommerbier, der immerhin 64 Maß zu je 1,07 Liter fasste, kam auf sechs Gulden. Für einen Gulden bekam man 1866 in Bayern also 11,4 Liter oder 10,7 Maß Bier.¹⁰⁵

Auch wenn die Preußen die Gefechtserfolge des 10. Juli 1866 bei Hammelburg und im Raum Kissingen hätten vermutlich noch weiter ausnutzen können, hatten sie doch der bayerischen Feldarmee einen derartigen Schlag versetzt, dass Prinz Karl seine bisherigen Absichten aufgeben musste. Die Bayern schieden für die nächste Zeit aus der Operation der südwest-

deutschen Bundesstruppen ebenso aus, wie das VIII. Bundeskorps fünf Tage zuvor. Dies ermöglichte es der preußischen Main-Armee, nunmehr rein politisch motiviert, sich nach Westen zu wenden und Frankfurt am Main zu besetzen, womit für Preußen günstige Bedingungen in den Friedensverhandlungen geschaffen waren, die alle noch folgenden Kriegshandlungen marginalisierten. Dies begründet die zentrale Bedeutung des Kampfes um die Fränkische-Saale-Linie mit den Gefechten bei Hammelburg und im Raum Kissingen am 10. Juli 1866.

Gerald Dörfel ist Diplom-Vermessungsingenieur und aktiver Stabsfizier der Bundeswehr. Er beschäftigt sich über das dienstliche Interesse hinaus auch privat seit langem mit Militär- und Kriegsgeschichte. Derzeitiger Schwerpunkt ist der Deutsche Krieg von 1866 vor dem Hintergrund des 150. Jubiläumsjahres 2016, besonders in Form der Mitarbeit in überregionalen und regionalen Arbeitskreisen. Seine Anschrift lautet: Bonhoefferstraße 43, 97078 Würzburg, E-Mail: charlie.doerfel@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Aus der Kissinger ‚Saal-Zeitung‘, Ausgabe v. 25.7.1866, in: Eberth, Werner: Das Kriegsjahr 1866 im Spiegel der ‚Saal-Zeitung‘, in: FRANKENLAND. Heft 2/2013, S. 89f.
- 2 Bayerische Feldarmee, zugleich VII. Bundeskorps der Militärorganisation des Dt. Bundes, gegliedert in ein Hauptquartier, 1. bis 4. Infanteriedivision, eine Reserve-Infanterie-Brigade, das ‚Reserve-Cavalerie-Corps‘ und die Reserve-Artillerie mit Haupt-Munitionsreserve, sowie ‚Genie‘- (also Pionier-, [dabei eine Feldtelegrafenabteilung]) und Logistiktruppenteile (Verpflegungs- und Munitionskolonnen, Sanitätsstruppendeteile); s. (Bayerischer) Generalquartiermeisterstab: Antheil der königlich bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866. München 1868, Beilage I, Ia bis Ig.
- 3 Ebd., S. 18.
- 4 Die Nacht verbrachten die Soldaten entweder in improvisierten Lagern („Bivouacs“) oder sie wurden bei den Bewohnern „einquartiert“. Die „Quartierwirte“ mussten die Soldaten dann auch verpflegen.
- 5 Rappert, Georg M.: Chronik der Kriegs-Ereignisse in der Stadt Hammelburg 1866. Würzburg 1867, S. 12.
- 6 Ebd., S. 18f.
- 7 Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 12.
- 8 Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 26.
- 9 Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 13.
- 10 Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 71.
- 11 Mit dem Abmarsch aus dem Raum Eisenach am 1.7.1866 werden die bis dorthin als ‚West-Armee‘ bezeichneten preußischen Truppen sowie hinzukommende Verstärkungen nach ihrem nächsten Operationsziel als ‚Main-Armee‘ benannt.
- 12 Lettow-Vorbeck, Oscar von: Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. Bd. 3: Der Main-Feldzug. Berlin 1902, S. 119, Marschtabelle.
- 13 Die Taktik, den Angriff der Preußen zu erwarten, war der Einschätzung geschuldet, dass die Preußen mit ihren Zündnadelgewehren deutlich schneller schossen als die Bayern mit ihren Vorderladern, diese sich aber in Reichweite und Genauigkeit und damit in der Abwehr überlegen zeigen würden. Dies wurde im Gefecht bei Hammelburg bestätigt. Der taktische Ansatz, durch massierten Einsatz ihrer überlegenen Artillerie die Feuerüberlegenheit zu erreichen, wurde von den Bayern offenkundig nicht verfolgt.
- 14 Die 7. u. 8. Kompanie [Kp]/Infanterieregiment [InfRgt] 11 nach Geroda; s. Hoenig, Fritz: Die Entscheidungskämpfe des Mainfeldzuges an der fränkischen Saale. Berlin 1895, S. 41. Zwei InfKp/InfRgt 14 nach Hammelburg; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 72.

- 15 Als „Reserve-Cavalerie-Corps“ [ResCavCorps] waren die schwere Cavalerie-Brigade [CavBrig] mit dem 1., 2. u. 3. Cuirassier-Rgt sowie die 1. leichte CavBrig mit dem 5. Chevaulegers [Chvl]-Rgt und dem 3. Ulanen [Ul]-Rgt sowie die 2. Leichte CavBrig mit dem 1. und 2. UlRgt zusammengefasst. Insgesamt zwölf schwere und 16 leichte Kavallerie-Eskadronen sowie zwei reitende Artilleriebatterien [ArtBtrr] mit Zwölfpfündern, die „Verpflegsabtheilung Nr. VT“ und eine „Munitiōns-Reserve“, Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), Beilage If. Mit einer Sollstärke von 3.500 Reitern und zwölf Kanonen waren sie, weil ohne Infanterie, nur eingeschränkt zum selbständigen Gefechtseinsatz geeignet. Die Ist-Stärke wird nach den ersten Kriegsereignissen deutlich unter der Sollstärke gelegen haben. Die reitende 3. Btrr/Artillerieregiment [ArtRgt] 3, Hauptmann du Jarrys Freiherr [Frhr.] von La Roche, hatte zwei Zwölfpfünder abgegeben, die reitende 4. Btrr/ArtRgt 3, Hauptmann Frhr. Gemmingen von Massenbach, bei Hünfeld einen Zwölfpünder verloren, damit waren am 10. Juli 1866 noch neun Kanonen verfügbar; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 63.
- 16 Die 3. Infanterie-Division [InfDiv – Generalleutnant (heute: Generalleutnant) von Zoller] umfasste neben dem Divisionsstab die 5. InfBrig (Generalmajor von Ribeauville) mit II. u. III. Infanteriebataillon/InfRgt 11 [InfBtl] und dem I., II. u. III./InfRgt 15 sowie dem 5. Jägerbataillon [JgBtl] und die 6. InfBrig (Oberst Schweizer) mit I. u. III./InfRgt 6 (Oberst von Brückner) und I. u. II./InfRgt 14 (Oberst Schiber) und dem 1. JgBtl (Major von Göriz) sowie dem 2. ChvlRgt mit vier Eskadrons, die 1. Btrr/ArtRgt 2, Hauptmann Schuster mit acht Zwölfpfündern, die 4. Btrr/ArtRgt 2, Hauptmann Frhr. von Lottersberg mit acht gezogenen Sechspfündern, und die „Aufnahms-Feldspitäler Nr. III und VII, 3. Sanitäts-Compagnie, Verpflegs-Abtheilung Nr. IV, Genie-Abtheilung Haid“ und eine „Munitiōns-Reserve“, zusammen elf InfBtl, vier Eskadronen Kavallerie und 16 Kanonen; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), Beilage Ic.
- 17 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 33.
- 18 Ebd., S. 37.
- 19 Verstärkung durch drei InfBtl der 4. InfDiv: III./InfRgt 4, III./InfRgt 9 und 6. JgBtl; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 73.
- 20 Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 13f.
- 21 Die preußischen InfDiv marschierten damals taktisch eingeteilt in die Avantgarde (Vorhut), das Gros (die Masse) und die Reserve (oder Nachhut). Diese Teile wurden jeweils von einem Generalmajor oder Oberst geführt und bestanden jeweils aus Infanterie, Artillerie und Kavallerie in wechselnder Stärke. Kavallerie-, seltener Infanteriepatrouillen klärten voraus auf.
- 22 II. Btl/Füsiliерregiment 39 [FüsRgt] in Münchenau, Schmittrain, Unter-Geiersnest, I./FüsRgt 39 in Ober-Geiersnest, III./FüsRgt 39 in Schänderling; s. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 227.
- 23 Diese gehörten der 4. Schwadron/Husarenregiment 9 [4./HusRgt 9] an.
- 24 Scherff, Wilhelm von: Die Division von Beyer im Main-Feldzuge 1866. Berlin 1899, S. 58.
- 25 Ebd., S. 58. Die preußische Landmeile zu 7,5 km. Bei der Änderung der preußischen Marsch- in eine Angriffsbefehlsgebung wurden Fehler gemacht. Die Pioniere mit dem Kriegsbrückengerät blieben hinter der Div Manteuffel eingereiht, anstatt sie zum Bau von Brücken über die Saale nach vorne zu ziehen.
- 26 1. JgBtl, I. u. III./InfRgt 6, II./InfRgt 14. Die 4. Btrr/ArtRgt 2 Lottersberg mit acht gezogenen Sechspfündern, Teile des 3. Kürassier-[3. KRgt] und das 1. UlRgt; s. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 228. Sicherungslinee Schwärzelbach-Neuwirtshaus-Frankenbronn.
- 27 I./InfRgt 14 angenommen nach Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 37. Reitende 4. Btrr/ArtRgt 3 Massenbach mit fünf Zwölfpfündern.
- 28 Nach Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 11 wurde „In der Nacht vom 9. auf 10. Juli [...] der hiesige Bürger und Comissionär Joseph Breun vom Bezirksamt und Magistrat nach Brückennau geschickt, um die Stellung und Stärke des anrückenden Feindes auszukundschaften; vor Geiersnest traf er die ersten feindlichen Infanterievorposten, 10 Schritte davon entfernt wieder 10 Mann, von denen er erfuhr, daß 20.000 Mann auf der Straße im Anzuge seien; er machte Meldung einem Kuirassieroffizier bei Neuwirths-

- haus, worauf die Nachricht einem General, der im sogen. Edelmannsholze lagerte, gebracht wurde. Diese Nachricht scheint nicht allenthalben bekannt geworden zu sein, oder wurde sie nicht geglaubt“.
- 29 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 228.
- 30 Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 28.
- 31 Das I., II. und III. Btl des niederrheinischen FüsRgt Nr. 39, die 1. Btrr/ArtRgt 8 des Hauptmann Schmidts mit sechs gezogenen Vierpfündern und der 4. Schwadron des 2. Rheinischen HusRgt Nr. 9 unter Rittmeister von Lücken. Stärkeangaben bei Kunz, Hermann: Der Feldzug der Main-Armee im Jahre 1866. Berlin 1890, S. 111: preußisches InfBtl durchschnittlich zu 850 Gewehren, preußische Kavallerie-schwadron zu 130 Säbeln. Ähnlich wie die Schützen bei den Bayern waren die Füsiliere die leichte Inf bei den Preußen. Das jeweils III. Btl eines preußischen InfRgt war als FüsBtl ausgebildet, in den FüsRgt alle drei Btl.
- 32 Jeweils das I., II. u. III. (Füs-) Btl des 2. Thüringischen InfRgt Nr. 32 und des 3. Brandenburgischen InfRgt Nr. 20, die 1. Btrr/ArtRgt 8 des Hauptmanns Richter mit sechs Zwölfpfündern sowie die 2. Schwadron/HusRgt 9 unter Rittmeister von Rommel, etwa 130 Husaren.
- 33 II. (vermindert) u. III. (Füs-) Btl des 4. Rheinischen InfRgt Nr. 30 und I. u. III. (Füs-) Btl des 8. Rheinischen InfRgt Nr. 70. (Das I./InfRgt 30 und das II./InfRgt 70 waren als Besatzungsgruppen in Kassel geblieben, die 5. Kp/II. InfBtl/InfRgt 30 sicherte die Bagage der Div Beyer, exakt also 12 $\frac{3}{4}$ InfBtl mit; nach Kunz: Feldzug (wie Anm. 31), S. 111, zusammen 10.830 Gewehren.) Die 11. u. 10. ResArtBtrr der Hauptleute von Bastineller und von Horn sowie die 12. ResArtBtrr des Premierlieutenants Hoffbauer mit zusammen 18 Zwölfpfündern sowie der Masse des 2. Rheinischen HusRgt Nr. 9 mit 1., 3. u. 5. Schwadron, knapp 400 Husaren.
- 34 Darunter aber nur sechs gezogene, vierpfündige Hinterlader-Kanonen C64 mit der größeren Reichweite von 3.800 m gegenüber 24 glatten Vorderlader-Zwölfpfündern C59 mit nur 1.300 m Reichweite.
- 35 Mit dem Eintreffen des Generals der Inf Vogel von Falckensteins kam die Bedeckungsschwadron des preußischen Hauptquartiers, 2. Schwadron/ Magdeburger Dragoner [Drag]-
- Rgt Nr. 6 unter Rittmeister Graf Waldersee mit rund 130 Dragonern dazu.
- 36 Die bayerische Artillerie verfügte bei der Feldarmee am 10.7.1866 über insgesamt 136 Geschütze, davon 48 gezogene Sechspfünder in sechs FeldBtrr zu je acht Kanonen und 88 Zwölfpfünder in vier reitenden Btrr zu je sechs und acht FeldBtrr zu je acht Kanonen. Die gezogenen Sechspfünder aus Gußstahl C61/ Kaliber 9,15 cm preußischer Herkunft mit Hinterladung schossen mit Schwarzpulver gefüllte, 6,7 kg schwere Bleimantel-Granaten bis zu 3.800 m weit. Die glatten Vorderladungs-Zwölfpfünder („Kurzer, leichter Feld-12Pfünder“) vom Kaliber 11,7 cm konnten 4,17 kg schwere, eiserne, mit Schwarzpulver gefüllte Hohlkugelgranaten auf 1.680 m, im Krieg ausnahmsweise mit doppelter Ladung auch bis 2.300 m schießen. Zur Nah-Verteidigung der Feuerstellung standen Kartätschen, eine Art „Schrotschuss“, zur Verfügung. Die Zünder der Zwölfpfünder-Kugelgranaten waren unzuverlässig, weshalb die Schwarzpulverfüllung durch nicht zündfähiges Ersatzmaterial (Steinkohlegries) ersetzt worden war – zwei Drittel der bayerischen Art waren damit hinsichtlich ihrer Reichweite und Wirkung im Ziel wesentlich herabgesetzt. Die Zusammenfassung zweier gleichartiger Btrr innerhalb der ResArt wurde als „Division“ bezeichnet, wie die Zusammenfassung zweier gleichartiger Kavallerieeskadronen. Den InfDiv (nicht zu verwechseln mit den gerade erwähnten „Divisionen“!) waren je eine Sechspfünder- und eine Zwölfpfünder-Btrr zugewiesen. Die Art-Reserve verfügte darüber hinaus über eine reitende, eine gezogene und zwei schwere 12-Pfünder-ArtDiv, jeweils zwölf (die reitende) bzw. 16 Kanonen unter jeweils einem Art-Stabsoffizier, die zur Verstärkung der InfDiv eingesetzt wurden oder zur Bildung von Art-Schwerpunkten der Armee hätten eingesetzt werden können. Die ArtBtrr wurden gerne auseinander gerissen, der „zugweise“ Einsatz, jeweils zweier Geschütze unter dem Kommando eines Offiziers und in der Folge $\frac{1}{4}$ -, $\frac{1}{2}$ -, und $\frac{3}{4}$ - Btrr, war die Regel. Im Bayerischen Armeemuseum in Ingolstadt können je ein entsprechender Sechs- und Zwölfpfünder besichtigt werden. Die bayerischen ArtBtrr verfügten also über sechs (reitende) bzw. acht Kanonen (FeldBtrr), während die preußischen

- ArtBtr durchgängig einen Soll-Bestand von sechs Kanonen hatten.
- 37 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 229.
- 38 Die II. Schützenkompanie [SchtzKp]/InfRgt 6, verstärkt durch einen Zug der 4. FüsKp/InfRgt 6, auf dem Graslerberg, die übrigen Kp des Btl standen auf dem nach „Südwesten streichenden Hange“; s. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 229. Der Graslerberg heißt heute Gansberg (338,2 m).
- 39 „Abkochen“: 1866 gab es noch keine Feldküchen. Die bayerischen Soldaten erhielten Naturalverpflegung, darunter häufig Rindfleisch. Dieses wurde meist als Suppeneinlage zubereitet. Feldmäßig dauerte das Abkochen von Wasser hierfür sowie das Kochen der Suppe selbst sehr lange und konnte häufig lagebedingt nicht abgeschlossen werden.
- 40 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 230f. räumt ein, dass er den Grund für das Abreiten der Masse des 1. UlRgt nach Fuchstadt nicht ermitteln konnte; nach dem Bericht des Fürsten von Thurn und Taxis hätten zwei Eskadronen Ulanen feindwärts bleiben sollen.
- 41 Vier Eskadronen unter Oberst von Mayer, alle Stärkeangaben zu den einzelnen bayerischen Truppenteilen am 10.7.1866 im Raum Hammelburg nach Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), Beilage VIII u. IX.
- 42 1. JgBtl unter Major von Göriz mit vier JgKp; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), Beilage VIII u. IX. Die JgBtl gehörten keinem Regimentsverband an, ihre vier JgKp hatten jeweils eine Sollstärke von 170 Mann und gliederten sich wie SchtzKp.
- 43 Lettow-Vorbeck: Geschichte des Krieges (wie Anm. 12), S. 134 nennt einen Offizier, ein Unteroffizier und acht Mann als Stärke.
- 44 Heute als Oberleutnant bezeichnet.
- 45 Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 15 benennt den Ort ganz genau mit „auf dem Kleeacker des Joh. Herrlein von Untererthal, etwa 50 Schritte von der Straße entfernt“.
- 46 Die bayerischen InfBtl hatten sechs Kp, zwei Schtz- und vier FüsKp, Sammelbegriff Infanteriekompanie. Die InfKp wurden im InfRgt durchgezählt, die SchtzKp werden mit römischen Ziffern (I. u. II. im I. Btl, III. u. IV. im II. Btl, V. u. VI. im III. Btl), die FüsKp mit arabischen Ziffern numeriert (1.–4. im I., 5.–8. im II. und 9.–12. im III. Btl). Die InfKp von sollstark rund 170 Mann wurden von einem Hauptmann geführt, jeden der beiden Inf-Züge zu etwa 80 Mann führte ein Leutnant. Die SchtzKp hatten einen Leutnant mehr, eine andere Version des Podewils-Gewehrs und ausgesucht gute Schützen. Die bayerische Inf hatte ihre dekorativen, im Feld aber unpraktischen Raupenhelme in den Kasernen gelassen und war mit der Mütze als Kopfbedeckung in den Krieg gezogen. Tornister, Bajonett, Seitengewehr, Feldflasche und Patronentaschen für 48 bis 60 Patronen ‚Taschenmunition‘ am Mann vervollständigten neben dem Podewils-Gewehr die ‚Rüstung‘ des Infanteristen. In der bayerischen Armee galten die Schtz und Jg als leichte Inf, die Füs als Linien-Inf. Bei den Preußen zählten die Füs als leichte Inf.
- 47 Die I. SchtzKp/InfRgt 14 stand an der Saalebrücke zwischen Hammelburg und Fuchstadt. Die 1. FüsKp/InfRgt 14 besetzte unter dem Kommando der 1. Leichten KavBrig zusammen mit der V. SchtzKp/InfRgt 11 die Saalebrücken in Euerdorf und Aura. Die 2. FüsKp/InfRgt 14, verstärkt durch einen Zug der IV. SchtzKp/InfRgt 14, stand zusammen mit der II. SchtzKp/InfRgt 14 auf dem Ofenthalerberg. Die 3. FüsKp/InfRgt 14, verstärkt durch einen Zug der IV. SchtzKp/InfRgt 14, besetzte den nordwestlichen Ortseingang und die 4. FüsKp/InfRgt 14 schließlich „stand in einem am Abhange nahe der Stadt sich gegen Norden ziehenden Hohlwege“ unter der Führung des Btl-Kommandeurs, Major von Täuffenbach; s. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 238.
- 48 Ungenau bei Fontane, Theodor: Der deutsche Krieg von 1866. Bd. 2: Der Feldzug in West- und Mitteleutschland. Berlin 1871, S. 94: „1 oder 1 ½ Batterien“. Die reitende Btr Massenbach stand mit fünf Zwölfpfündern in Feuerstellung am Kloster. Sie hatte im Gefecht bei Hünfeld einen Zwölfpfünder verloren. Die ¾- (um den Geschützzug Premierlieutenant Tauschek mit zwei Geschützen verminderte) FeldBtr Lottersberg stand mit noch sechs gezogenen Sechspfündern in Feuerstellung mit vier Kanonen auf einer am Saalecker Berg gegen Hammelburg vorspringenden Terrasse und mit zwei Kanonen 480 Meter weiter südlich an der Hundsfelder Straße am Eingang des

- Stein-Tales; s. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 229.
- 49 2. UlRgt mit vier Eskadronen unter Oberst Frhr. von Diez. II./InfRgt 14 unter Major Dichtel mit einer Schtz- und vier FüsKp, praktisch verhindert um die zugweise eingesetzte IV. SchtzKp in Fuchsstadt, Westheim und Langendorf. Verminderte, reitende Btr des Hauptmanns La Roche mit vier Zwölfpfündern südlich der Fuchsstadter Mühle zur Beherrschung des Feuer- und des Saale-Tales in Feuerstellung. V. SchtzKp/InfRgt 11 in Trimberg und 1. FüsKp/InfRgt 14 in Euerdorf, jeweils an der Saalebrücke; s. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 228.
- 50 Nach Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), Beilage VIII u. IX, 127 Offiziere, 3.887 Unteroffiziere, Spielleute, Soldaten und 1.098 Pferde.
- 51 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 232: „Das Gelände ist für ein Kavalleriekorps ungünstig“.
- 52 Nach Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 15.
- 53 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 227.
- 54 Nach Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 15 auf dem sog. „Rothensteine, einem vorspringenden Berge, rechts der Straße“. Nach Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 227 erst, nachdem er sich vergewissert hatte, dass zur „Main-Armee“ keine Ulanen zählten.
- 55 I. Div (= zwei Eskadronen) des 1. UlRgt unter Obristlieutenant [heute: Oberstleutnant] Graf von Ysenburg.
- 56 Nach Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 15 einen Toten und „einige sehr schwer“ Verwundete.
- 57 I./FüsRgt 39 unter Major von Cederstolpe.
- 58 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 231, Scherff: Division von Beyer (wie Anm. 24), S. 61f. u. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 134: „die eine Hälfte dieses Bataillons wurde auf Fuchsstadt, die andere auf Arnstein zurückgenommen.“ Premierlieutenant Tauscheck vom 2. Feld-ArtRgt erlag am 14.7.1866 in Hammelburg seiner schweren Verwundung.
- 59 Scherff: Division von Beyer (wie Anm. 24), S. 62. II. Btl/FüsRgt 39 unter Major Kruse, III. Btl/FüsRgt 39 geführt von Major Curth.
- 60 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 232.
- 61 Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 28–30.
- 62 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 236.
- 63 Kriegsgeschichtliche Abtheilung des Großen Generalstabes: Der Feldzug von 1866 in Deutschland. Berlin 1867, S. 596f. Falsch bei Fontane: Der deutsche Krieg (wie Anm. 48), S. 95, der zehn Geschütze bei Saaleck nennt, dabei die „Halb-Batterie La Roche, 4 Geschütze“. Wie wenig wirksam das bayerische Artilleriefeuer selbst der gezogenen Sechs-pfünder war, wird aus dem Umstand deutlich, dass die preußische „Artillerie von Beyer [...] überhaupt gar keine Verluste gehabt [hatte]!“; s. Scherff: Division von Beyer (wie Anm. 24), S. 68.
- 64 Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 17.
- 65 Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 135f.
- 66 Scherff: Division von Beyer (wie Anm. 24), S. 62. Von einem bayerischen Gegenangriff berichtet die Quelle nur in der **) Fußnote „nach dem bayerischen Bericht“ und Fußnote *) auf Seite 69f.: „Man muß einräumen, daß sich die Infanterie (abgesehen von dem vorzeitigen, übrigens als solcher von den 39ern gar nicht erkannten, kurzen Offensiv-Gegenstoß) sehr rasch und gut in diese Zwangslage gefunden hat [...].“ Die 9. und 12. Kp rückten hinter der 7. und 8. Kp in die Gefechtslinie ein, die 10. und 11. Kp „fanden östlich der Straße gedeckte Aufstellung“; s. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 237.
- 67 Scherff: Division von Beyer (wie Anm. 24), S. 63.
- 68 Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 136 u. Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 18f.
- 69 II. Btl/FüsRgt 39 unter Major Kruse in vier Kompaniekolonnen.
- 70 Scherff, Division von Beyer (wie Anm. 24), S. 64 u. Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 18: „Wie gut die Bayern schossen, geht daraus hervor, daß die gefallenen Preußen meist in Kopf oder durch die Brust getroffen waren. Das Gewehrfeuer der Preußen aus den gepriesenen Zündnadelgewehren war dagegen ziemlich wirkungslos.“ Oberst von Woyna II, der Kdr des FüsRgt 39, übernahm das Kommando über die Avantgarde; s. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 238.
- 71 Die Preußen hatten kompanieweise auch das

- III. Btl/FüsRgt 39 unter Major Kurth eingesetzt.
- 72 Nach Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 17 sandte das III.Btl/InfRgt 6 dem I.Btl/InfRgt 6 nur seine SchtzKp nach. Das damit verminderte III. Btl/InfRgt 6 wurde vermutlich als Reserve zurückgehalten.
- 73 3. Brandenburgisches InfRgt Nr. 20 unter Oberst von der Wense mit drei Btl sowie 2. Thüringisches InfRgt Nr. 32 unter Oberst von Schwerin m. drei Btl, zusammen rund 5.100 Infanteristen. Die Zwölfpfünder-Btr Richter stand im Feuerkampf im Feuerstellungsraum Seeberg, die 2. Schwadron des HusRgt 9 unter Rittmeister von Rommel schloss sich vermutlich der 4./HusRgt 9 vor Ort an.
- 74 4. Rheinisches InfRgt Nr. 30 unter Oberst von Selchow (zugleich Führer der DivRes) mit zwei InfBtl sowie 8. Rheinisches InfRgt Nr. 70 unter Oberst von Woyna I mit zwei InfBtl. Stärke der DivRes damit ca. 3.200 Mann. Auch das 2. Rheinische HusRgt Nr. 9 unter Major von Cosel wurde im Raum nördlich Hammelburg mit fünf Schwadronen, etwa 650 Säbel, verfügbar. Die drei Zwölfpfünder-Btr der DivRes von Bastineller, von Horn sowie Hoffbauer standen im Feuerkampf.
- 75 Scherff: Division von Beyer (wie Anm. 23), S. 65.
- 76 Ebd., S. 64f. u. Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 19: „Auch auf ihrer linken Flanke hatten die Preußen Artillerie aufgefahrene, 4 Kanonen wurden am Südabhang des Buchberges aufgepfanzt, denen später eine Kanone vom Seeburge her zu Hilfe kam, die in der Nähe des großen Steinkreuzes auf dem s.g. Galgenberge auffuhr.“ Teile der Btr Hoffbauer konnten damit vermutlich auf die bayerische Stellung Ofenthalberg wirken.
- 77 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 237.
- 78 Brennfleck, Joseph Karl: Das königlich bayerische 2. Feldartillerie-Regiment Horn. Bd. 1. München 1939 zur Btr Lottersberg und Lutz, Luitpold: Geschichte des Königlich Bayerischen dritten Feld-Artillerie-Regiment Königin Mutter von seiner Errichtung bis zur Gegenwart. München 1891 für die Btr Massenbach; s. Scherff: Division von Beyer (wie Anm. 24), S. 63.
- 79 II. Btl/InfRgt 20 unter Major von Herzberg mit der 6. Kp an der Spitze, Stoßrichtung Oberlauf des Rechbaches. Die Masse des Gros bestand aus I. u. III. (Füs)Btl/InfRgt 20 und I. – III. (Füs)Btl/InfRgt 32; s. Scherff: Division von Beyer (wie Anm. 24), S. 66. Falsch bei Fontane: Der deutsche Krieg (wie Anm. 48), S. 96, wonach das InfRgt 32 an der Spitze gewesen sei.
- 80 Scherff: Division von Beyer (wie Anm. 24), S. 66 u. Lettow-Vorbeck: Geschichte des Krieges (wie Anm. 12), S. 140. Anders bei Hoeing: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 238f., wonach der preußische Oberbefehlshaber trotz der Gegenvorstellung des Generals von Glümer erst nach einem gescheiterten Frontalangriff des II./InfRgt 32 den erfolgreichen Umfassungsangriff auf die bayerische rechte Flanke genehmigt hätte. Wollten die preußischen Quellen dem Oberbefehlshaber der Main-Armee den Befehl zu einem erkennbar aussichtslosen Frontalangriff nicht zuschreiben?
- 81 Die 3. und 4. FüsKp/InfRgt 14 nebst einem Zug der IV. Schtz-Kp/InfRgt 14; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 136.
- 82 II. Schtz- u. 4. FüsKp/InfRgt 6 sowie ein Zug 3. FüsKp/InfRgt 6 besetzten „die nördlich an Hammelburg heranreichenden Ausläufer des Ofenthaler-Berges, so dass dieselben mit den weiter rechts plazierten Compagnien des 14. Regiments in Verbindung traten. Der andere Zug der 3. Compagnie nistete sich am Ausgange der Stadt in den Hecken an der Strasse ein, und der Rest des Bataillons besetzte die äußersten Häuser und Gärten. (1Uhr); s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 137.
- 83 Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 19, 23–25 u. 33.
- 84 Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 137.
- 85 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 239 führt mit Fußnote *) den Bericht Nr. 1.858 des Fürsten von Thurn und Taxis zum 10.7.1866 an, nachdem die sich ausbreitenden und die durch die Stadt führenden bayerischen Rückzugslinien bedrohenden Brände der eigentliche Anlass für den Befehl zum Rückzug der bayerischen Kräfte aus dem Raum Hammelburg gewesen seien. Zudem habe man die preußische Umgehung erkannt und zunächst den Ofenthalerberg geräumt; s. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 13), S. 240.

- 86 Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 137. Nach Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 240 soll dies früher gewesen sein, da bereits um „*2 ½ Uhr*“ der bayerische Rückzug auf Seiten der Preußen erkannt worden sei und Vogel von Falckenstein „*das Ganze vorgehen*“ blasen ließ.
- 87 Falsch bei Fontane: Der deutsche Krieg (wie Anm. 48), S. 97, der „*die große Umgehungs-Kolonne (32er und 20er)*“ über das Rechbachtal frontal gegen den Ofenthalerberg vorgehen lässt, als hätte es die Umgehung durch das InfRgt 20 nie gegeben.
- 88 I. SchtzKp/InfRgt 14.
- 89 Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 138.
- 90 Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 33.
- 91 Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 138. Nach Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 240 stand das II./FüsRgt 39 bereits um „*3 ¼ Uhr vollständig gesammelt an der Saale-Brücke, ein Zug war aufs linke Ufer gezogen, um die auf Arnstein abziehenden Bayern zu beobachten*“.
- 92 II. u. III. Btl/InfRgt 30 auf Fuchsstadt, I. u. III. Btl/InfRgt 70 in Richtung Saalecker Höhen; s. Scherff: Division von Beyer (wie Anm. 24), S. 67.
- 93 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 241.
- 94 Kriegsgeschichtliche Abtheilung: Der Feldzug von 1866 (wie Anm. 63), S. 599.
- 95 Der Führer der Avantgarde, Oberst von Woyna II, sicherte die Div Beyer verstärkt durch das II./InfRgt 20 links bei Saaleck ab etwa 17 Uhr mit III./39 in Langendorf, II./39 in Fuchsstadt und I./39 in Pfaffenhausen im Bogen über die Straßen nach Hundsfeld und nach Fuchsstadt hinaus auf dem Südufer der Saale. Die übrigen Truppenteile der Div bezogen entweder in Hammelburg Quartiere oder lagerten in der Umgebung; s. Scherff: Division von Beyer (wie Anm. 24), S. 67–69.
- 96 Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 2), S. 139. Die verwundeten Offiziere waren Premierlieutenant Röttiger und Unterlieutenant Steiner vom InfRgt 6, Unterlieutenant Wieser vom 3. KRgt sowie Premierlieutenant Tauschek vom 2. Feld-ArtRgt.
- 97 Kriegsgeschichtliche Abtheilung: Der Feldzug von 1866 (wie Anm. 63), S. 599, gibt auf bayerischer Seite sieben Mann tot, zwei Offiziere und 40 Mann verwundet sowie 15 Mann „*vermisst und gefangen*“ an.
- 98 Scherff: Division von Beyer (wie Anm. 24), S. 68.
- 99 Kunz: Feldzug (wie Anm. 31), S. 119.
- 100 Die Bewertung bei Fontane: Der deutsche Krieg (wie Anm. 48), S. 98, dass der preußische Umfassungsangriff bei zutreffender Feindlagebeurteilung überflüssig gewesen wäre, ist unzutreffend.
- 101 Vgl. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 14), S. 242.
- 102 Rappert: Chronik (wie Anm. 5), S. 23–33, S. 93, S. 36 und S. 94.
- 103 Heute als Leutnant bezeichnet.
- 104 Issing, Franz: Geschichte des königlich-bayerischen Infanterie-Leib-Regiments von der Errichtung bis zum 1. Oktober 1891. Berlin 1892, S. 588. Die monatliche Zuwendung umfasste „*Gage, Quartiergehalt, Stallgeld, Pferdsgratifikation*“.
- 105 <http://www.nuernberginfos.de/industrialisierung-in-nuernberg/brauwesen-nuernberg.html> (Aufruf am 7.12.2014). Die Maß zu 1,069 ltr, der Biereimer zu 64 Maß, also 68,416 ltr. Für einen Gulden bekam man also 11,4 ltr oder 10,7 Maß Bier.

Walter Roßdeutscher

Die Max Dauthendey-Gesellschaft nimmt Abschied: Nachwort für Freunde und Sympathisanten

Im 81. Jahr ihres Bestehens hat sich die Max Dauthendey-Gesellschaft, Würzburgs älteste literarische Vereinigung, aufgelöst. Das nachfolgende knappe vereinsgeschichtliche Resümee verdeutlicht abschließend noch einmal Leben und Werk des Dichters Max Dauthendey sowie das jahrzehntelange ehrenamtliche Bemühen der Verantwortlichen der Gesellschaft um dessen bleibendes Andenken.

Das Leben Max Dauthendeys verlief abenteuerlich, zuweilen grotesk, keineswegs herkömmlich. Für viele seiner Zeitgenossen und für manchen heutigen Leser seiner veröffentlichten Tagebucheintragungen und Briefe war es alles andere als beneidenswert. Sein unstetes, erschreckend notvolles und doch an inneren Bildern so reiches Leben stellt sich uns in Kurzform so dar:

Max Dauthendey wurde am 25. Juli 1867 in Würzburg geboren. Erst drei Jahre zuvor war sein Vater, Carl Albert Dauthendey, der erste deutsche Lichtbildner, von St. Petersburg nach Würzburg übergesiedelt. Nach mehrjähriger ungeliebter Tätigkeit im Photoatelier des Vaters verzichtete er, vierundzwanzigjährig, auf eine sichere Zukunft im väterlichen Gewerbe und versuchte sein Glück als Maler und Dichter in Berlin, München und Paris. Weite Reisen führten ihn nach Skandinavien, Italien, Griechenland und Mexiko.

Heimweh und Fernweh sowie die Hoffnung auf immer neue Eindrücke für seine

empfindsame Dichterseele bestimmten jeweils Richtung und Ziel seiner zahlreichen Ortswechsel. Der ersten Weltreise von 1906 folgten kreative Jahre. Damals entstanden die meisten seiner überdauernden Werke. Trotz literarischen Erfolges blieb Max Dauthendey immer ein ‚armer Poet‘.

Den Südseeinseln galt sein Sehnen von Jugend auf. Sie waren das Ziel des Aufbruchs zur zweiten Weltreise im Frühjahr 1914. Von ihr versprach er sich – im mittleren Lebensalter stehend – reichsten Erfahrungs- und Erlebensschatz. Geworden ist sie ihm ‚zur Reise ohne Wiederkehr‘. Nach vierjährigem Zwangsexil in Medan (Sumatra), Garoet, Soerabaia, Malang und Tosari (Java) starb der Heimwehkranke an Malaria und verzehrender Sehnsucht am 29. August 1918, kurz vor dem Ende des ersten großen Krieges des 20. Jahrhunderts.

Bereits sieben Jahre später, 1925, erschienen im Albert-Langen-Verlag, München, die „Gesammelten Werke“ des Dichters in sechs Bänden. Dr. Michael Gebhard veröffentlichte nur zwei Jahre danach in den bekannten „Lebensläufen aus Franken“ eine erste wissenschaftliche Darstellung des Autors. 1928 gedachte „Der Kreis der Jüngeren“ in der Anthologie „Das Fränkische Buch“ des frühverstorbenen Landsmannes und brachte neben dem Text die Abbildung eines Ölporträts, das die Würzburger Malerin Gertraud Rostosky, die Max Dauthendey ein Leben lang freundschaftlich verbunden war, von ihm gemalt hatte.

Auch in seiner Heimatstadt war Dauthendey nicht vergessen. Bereits 1930 holte die Stadt Würzburg seine sterbliche Hülle in die von ihm so sehr geliebte Heimat zurück. Im Nachklang zu diesem Ereignis gründeten 1934 zwei Poeten – es waren Alfred Richard Meyer und Adalbert Jakob – in Würzburg die Dauthendey-Gemeinschaft. Leben und Werk des Dichters sollten nicht vergessen werden!

Doch der zwar heimattreue, aber auch weltoffene Max Dauthendey fand bei den Machthabern des „Dritten Reiches“ nicht die von seinen Freunden erwünschte Gegenliebe. Schon bald zeigte sich, dass diese seine kosmopolitische Neigung, seine frühe Lyrik und seine asiatischen Novellen zum Anlass nahmen, ihn als Exoten abzustempeln. In seinem nicht unbedingt arisch erscheinenden Äußeren und in seiner Philosophie von der Weltfestlichkeit sahen sie weitere Gründe, sein gesamtes künstlerisches Schaffen als undeutsch und der nationalsozialistischen Weltanschauung abträglich zu bezeichnen. Der Dauthendey-Gemeinschaft war bald aller Wind aus den Segeln genommen. Nicht verboten, aber ungeliebt führte sie jetzt ein un auffälliges Nischendasein.

Das im Bombenhagel kurz vor Kriegsende total zerstörte Würzburg wurde von unermüdlichen Bürgern wieder aufgebaut. Im Zuge dieser Renaissance einer weidwunden Stadt wurde die Totenruhe des Dichters ein zweites Mal gestört, diesmal durch die Umbettung der Gebeine in das Elterngrab im Hauptfriedhof.

Nach dem Zweiten Weltkrieg belebte sich die Dauthendey-Gemeinschaft, nun als Max Dauthendey-Gesellschaft, aufs Neue. Schwerpunkt ihrer Ziele blieb die Pflege und Förderung von Max Dauthendey's dichterischem Werk. Doch im Laufe der Zeit erweiterte die literarische Vereini-

gung ihre Zielsetzung und legte erstmals in der Urkunde, die 1962 bei der Stiftung der Dauthendey-Plakette niedergeschrieben wurde, fest, dass die Max Dauthendey-Gesellschaft es sich zur Aufgabe gemacht hat, „... das Andenken an den Dichter Max Dauthendey wach zu halten und zugleich das lebendige fränkische Schrifttum zu pflegen.“

Beide Ziele wurden künftig konsequent verfolgt. Man unterstützte wissenschaftliche Arbeiten im In- und Ausland mit entsprechender Literatur, förderte die Herausgabe von Schriften Max Dauthendey's sowie von Werken über den Dichter, veranstaltete Feierstunden bei besonderen Jubiläen, sorgte für Gedenktafeln an heimatlichen Gedächtnisstätten. Auf das Schaffen anderer fränkischer Schriftsteller richtete man das Augenmerk der Mitglieder der Gesellschaft durch Jahrestaben. Vor allem aber gab man immer wieder mit Autorenlesungen den fränkischen Dichtern selbst Gelegenheit, einem größeren Auditorium ihr Werk vorzustellen.

Wenn nun heute Max Dauthendey als bedeutender deutscher Autor der vorletzten Jahrhundertwende weltweit geschätzt wird, wenn er in dem repräsentativen Literaturwerk der Universität Ottawa (Canada) „Les Littératures de Langues Européennes au Tournant du Siècle“ (1981) in einer Reihe mit Rilke, Schnitzler, Wedekind und Gerhart Hauptmann erscheint, dann ist das unter anderem mit ein Verdienst der Max Dauthendey-Gesellschaft, die sich auch international um das Nachleben des Dichters bemühte. Vielen Persönlichkeiten verdankt die Gesellschaft ihr bisheriges erfolgreiches Wirken: Literaturfreunden, Frauen und Männern der Feder sowie Gönner. Sie hier namentlich anzuführen, ist nicht möglich. Stellvertretend seien die Ersten Vorsitzenden genannt, die nachein-

ander dieses Amt verwalteten und mit Leben erfüllten. Adalbert Jakob, der „Dichter an der Hobelbank“, hat bis zu seinem Tod 1970 mit Hingabe dieser Aufgabe gedient. Danach leitete bis 1984 Ludwig Pabst die Geschicke der Gesellschaft. Er hat ihr zu einer breiteren Basis verholfen, indem es ihm gelang, sie im Jahre 1971 dem FRANKENBUND als selbständige Gruppe einzugliedern. Sein Nachfolger Dr. Karl Hochmuth – selbst über Franken hinaus als Schriftsteller bekannt – arbeitete im gleichen Sinne erfolgreich weiter, bis er 1995 sein Ehrenamt an Walter Roßdeutscher, den zweiten Vorsitzenden seit 1989 und Kenner der Literatur Max Dauthendeys, übergeben konnte. Im Mittelpunkt von dessen Tätigkeit stand die Veröffentlichung von Jahresgaben, welche eine willkommene Ergänzung des Wissens über den Dichter und sein Werk darstellen. Aber auch der vielbesungenen Dichtergattin Annie Dauthendey und der Halbschwester des Dichters, der eigenständigen Schriftstellerin und Märchenerzählerin Elisabeth Dauthendey, widmete Roßdeutscher seine Jahresgaben.

Das ehrenvolle Amt eines Präsidenten der Dauthendey-Gesellschaft hatte nach dem Schriftsteller Wilhelm von Scholz der weit über Franken hinaus bekannte Schriftsteller Dr. Hermann Gerstner von 1964 bis zu seinem Tode im Jahre 1993 inne. Mit ihm verlor unsere Gesellschaft den besten Kenner von Leben und Werk Max Dauthendeys, den großen Bewahrer von dessen Andenken, der wie jener besessen war von Heimatliebe und Weltzwendung. Beide haben sie durch Gedichte und Prosa in bilderreicher Sprache auf die Schönheit dieser Welt und auf den hohen Wert der Liebe aufmerksam gemacht. Das beeindruckendste Lebensbild, das bisher über den Poeten Dauthendey geschrieben

wurde, stammt aus der Feder von Dr. Hermann Gerstner. Es ist abgedruckt in seinem Buch „Die Mutigen“ unter dem schönen Titel „Sing ich tausend Lieder“.

Von Dr. Karl Hochmuth, seinem Nachfolger im Präsidentenamt, stammt die dem Gedächtnis des Liebesdichters Dauthendey gewidmete Kurzprosa „Eine Rose auf dem Dichtergrab“. Regelmäßig zu Erinnerungstagen versammelte sich die Dauthendey-Gesellschaft vor dem Familiengrab der Dauthendeys, um des Dichters zu gedenken. In Stein gehauen lesen wir an dieser Ruhestätte immer wieder seinen vielleicht schönsten Reim, die Endverse eines an die geliebte Frau gerichteten Gedichtes:

Im Tod sind mir noch Augen,
sie schaun der Liebe nach.

Ich bin der blaue Himmel
auf der Geliebten Dach.

Ich bin die Nacht, die zu ihr
in alle Kammern geht

und bin die stumme Sehnsucht,
die ihr am Bette steht.

Ich bin der Arm, der zärtlich
von Stund zu Stund sie trägt.

**„Bin ein gestorben Herze,
das tot noch liebt und schlägt.“**

„... das tot noch liebt und schlägt“. Wer sich so nach Leben, Liebe, Fortbestehen, Unsterblichkeit sehnt, dessen Ruf soll nicht ungehört bleiben. In Kenntnis und Wertschätzung seines dichterischen Werkes war es das Anliegen der Max Dauthendey-Gesellschaft unter ihrem derzeitigen Ersten Vorsitzenden Willi Dürrnagel, einem bedeutenden Sammler und Kenner der Literatur Max Dauthendeys, und ihrem Präsidenten Walter Roßdeutscher, dieses Vermächtnis auch fernerhin zu erfüllen. – Nicht unerwähnt bleiben darf Daniel Osthoff, der als zweiter Vorsitzender

sich große Verdienste um das Fortleben der Max Dauthendey-Gesellschaft durch gewissenhafte Geschäftsführung und als Verleger von zehn Jahrestagen erworben hat. Herrn Veit Hochmuth, der als Schatzmeister jahrzehntelang äußerst korrekt das meist knappe Kapital verwaltete, gebührt Dank und Anerkennung.

Der große Nachlass des Dichters befindet sich gut verwahrt und wohlgeordnet in den Regalen des Stadtarchivs Würzburg und bildet so eine ausgezeichnete Grundlage für fortwährende Forschungsarbeit. Unter den erhaltungswürdigen Lebenszeugnissen Max Dauthendeys nimmt sein Haus mit vielen kleinen Zimmerchen im Guggelesgraben (Steinbachtal) einen herausragenden Platz ein. Von ihm selbst entworfen, erinnert es architektonisch an toskanisch-japanische Formen. Das bayrische Landesamt für Denkmalpflege hat die Dauthendey-Villa auf Antrag der Max Dauthendey-Gesellschaft mit Zustimmung der Stadt Würzburg am 11. August 1995 in die Denkmalliste aufgenommen. – Dieser Formalie ist es zu verdanken, dass Dauthendeys „Häuschen“, wie er selbst es liebevoll nannte, nach einer längeren Periode der Vernachlässigung von neuen Eigentümern wieder in einen würdigen Zustand überführt werden kann.

Wenn sich nun im 81. Jahr des Bestehens der ältesten literarischen Gesellschaft Würzburgs keine neue Vorstandshaft mehr finden ließ, so ist das zutiefst zu bedauern. Jedoch hat kein Verein ohne Führungskräfte eine Zukunft, und dies ist nun einmal die prekäre Situation, in der sich die Max Dauthendey-Gesellschaft heute befindet. – Was uns bleibt, ist die tröstliche Gewissheit, dass Max Dauthendeys Dichtung in der deutschen Literaturge-

schichte ein Dauerplatz bewahrt werden wird.

Möge Max Dauthendey in seinem von ihm so heißgeliebten Würzburg ebenfalls nie vergessen werden! Ein Zitat aus seinem Buch „Der Geist meines Vaters“ vermag seine innige Heimatliebe anschaulich zu bezeugen: „*Das Würzburger Licht, das an den sonnigen Tagen von den Bergen wie eine blaue Elektrizität rund um die Stadt in den Himmel scheint, kommt mir immer vor, wie aus einem Jubel geboren. Ist es die Stellung der Hügel, die wie Brennspiegel verteilt am Mainufer nach Süden gerichtet stehen? Oder ist es der lange flüssige Spiegel des Mains selbst, der das gewundene Maintal aufhellt, sodass es scheint, als flösse zwischen den Hügeln ein weißes Feuer, das mit der Sonne vereint die Weinbeeren an den Geländen kocht? – Ich weiß es nicht, warum Licht und Luft hier immer jubelnd gestimmt sind. [...] Die weise Heiterkeit Griechenlands, die zierliche und erdkräftige Schönheit Japans, die ich beide mit Leib und Seele kennen lernte, fnd ich hier in Würzburg vereinigt. Es denkt sich leicht, es lacht sich leicht, es arbeitet sich leicht in dieser Stadt.*“

Walter Roßdeutscher (geb. 1925), Schulamtsdirektor i.R., war seit 1995 Erster Vorsitzender der Max Dauthendey-Gesellschaft und ab 2004 deren Präsident. Als exzellenter Kenner der Literatur Max Dauthendeys hat er zahlreiche Veröffentlichungen über den Dichter/Maler und seine kreativen Familienangehörigen herausgebracht. Seine Anschrift lautet: Otto-Hahn-Straße 136, 97218 Gerbrunn, E-Mail: walross1@t-online.de.

Richard Siepl

Kundenverluste in Innenstadtgeschäften am Beispiel der Stadt Ansbach – Versuch eines Entgegenwirkens

Bisherige 1 A-Geschäftslagen in der Ansbacher Fußgängerzone sind in den beiden letzten Jahrzehnten mehr und mehr abgewertet worden. Grund hierfür ist das außerhalb der Innenstadt, gegenüber der Residenzstraße in Richtung Rothenburg o.d.T. und Würzburg gelegene Einkaufszentrum Brückencenter mit Tiefgarage. Auch in dessen Umgebung haben sich bis jetzt immer zahlreichere Geschäfte angesiedelt.

Citymarketing Ansbach und das Ansbacher Theater nahmen diese Entwicklung zum Anlass, Bürgern und Besuchern eine der beiden alten Hauptgeschäftsstraßen, nämlich die Neustadt, eine Verbindungsstraße vom Herrieder Tor zur ehemaligen Markgrafenresidenz, dem heutigen Sitz der Regierung von Mittelfranken, vorzustellen. Damit wollte man versuchen, diese Straße wieder aufzuwerten und dem vielfachen Ladenleerstand entgegenzuwirken.

Der Ansbacher Heimatforscher und Mitglied sowohl der Bundesleitung als auch der Gruppe Ansbach des FRANKENBUNDES, Bundesfreund Hartmut Schötz, wurde von Citymarketing und Theater Ansbach gebeten Texte über Geschichte und Begebenheiten der Neustadt zu schreiben. Auch als Erzähler und Vortragender trat er dabei auf. So war die Ansbacher Neustadt am Freitag, den 11. Juli 2014, sowohl im Osten und Westen als auch von den Seitenstraßen (Schwanenstraße, Kronen- und Kannenstraße sowie

Promenade) her vollständig abgeriegelt. Von 20 bis 22 Uhr ließen Citymarketing und Theater Ansbach durch Schauspieler und Laiendarsteller Geschehnisse, die sich dort in den letzten Jahrhunderten bis zum Jahr 2014 ereignet hatten, meist nach Texten von Hartmut Schötz Revue passieren.

Im Anwesen Neustadt Nr. 11 konnte man Einblicke in „Serenissimi Liebesleben“ gewinnen. Eine Dame, die hier einst im Obergeschoss gewohnt hatte, saß mit offenherzigem Dekolleté, Seidenstrümpfen und frivol gerafften Röcken im rechten Schaufenster der späteren Zinngießerei. Ihr alleiniger ‚Meister‘ „Markgraf Alexander“ kam ‚zu Besuch‘ und betrat das Gebäude durch das Portal des Hofbaumeisters Böckler.

Außerhalb des Hauses berichtete ein Schauspieler im Schwanenkostüm von dem hier ehedem befindlichen Kostümverleih des jüdischen Mitbürgers Pappenheimer und der Zinngießerei, die 1890 in dem Anwesen eingerichtet worden war. Unter der Leitung der Familien Luckner und Göschel bestand diese bis zum Jahr 2000.

Im Süßmuth-Komplex, Neustadt Nr. 30, ‚erstand‘ Friseurmeister Joseph Heckel von den Toten. Aber auch die Puppenklinik seiner Witwe, die den Laden verpachtet und „nach dem Endsieg“ auch ihren kleinen Spielzeugladen als Damen-Salon mitvermieten wollte, wurde wieder lebendig. Da erschien auch der Kunst- und Antiquitätenhändler Christian Eichinger als Freund des Markgrafen Alexander auf dem Wehrgang seines Hauses Neustadt Nr. 4,



Abb.: Das Schauspielteam mit Kostümbildner Norbert Münzer vor dem Spielort Neustadt Nr. 11.

der alten Posthalterei. Dort ‚reinkarnierte‘ sich in seinem Geburtshaus Neustadt Nr. 6 ebenfalls der 1659 hier geborene spätere Arzt und Chemiker Ernst Georg Stahl in der Person des Schauspielers Thorsten Siebenhaar. Stahl war der Begründer der sogenannten „Phlogiston-Theorie“, die versuchte, chemische Reaktionen mit Hilfe eines geheimnisvollen Stoffes, eben des Phlogistons, zu erklären.

Insgesamt gab es rund 30 Spielorte, bei denen der Besucher sein eigener Führer sein konnte und auf humorvolle Weise Interessantes und Amüsantes über die Vergangenheit dieses Stadtquartiers erfahren konnte. Es ist zu hoffen, dass solche – auch durch Kostümleihgaben des Staatstheaters Nürnberg geförderten – Veranstaltungen wieder mehr Kunden in die

Ansbacher Neustadt bzw. die Uzstraße locken werden.

Richard Siepl wurde 1948 in Graslitz (ehem. Tschechoslowakei) geboren. Er studierte in Prag Kunst- und Filmgeschichte und war nach dem Staatsexamen in der staatl. Filmbranche beschäftigt. 1981 emigrierte er in die Bundesrepublik und bat hier um Asyl. Über Zirndorf kam er schließlich nach Nürnberg, wo er heute ehrenamtlich in einer Senioreninitiative tätig ist. Unter anderem ist er auch Mitglied der Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES. Seine Anschrift lautet: Stephanstraße 45, 90478 Nürnberg.

Ingeborg Höverkamp

Zum Gedenken an die Autorin Elisabeth Engelhardt zum 90. Geburtstag

Am 11. März 2015 wäre sie 90 Jahre alt geworden. Elisabeth Engelhardt, Jahrgang 1925, Förderpreisträgerin der Stadt Nürnberg und weit über die Grenzen Frankens hinaus bekannt, schrieb zwei bedeutende Romane: „Feuer heilt“ und „Ein deutsches Dorf in Bayern“. Wir leben heute in einer Ex- und Hopp-Gesellschaft: Was vor einem halben Jahr noch ein Bestseller war, wird bereits von einem neuen Verkaufsschlager verdrängt. Menschen, selbst Prominente, geraten schnell in Vergessenheit, neue Show- und Prominentengesichter drängen sich vor. So lange man sich eines Menschen erinnert, ist er eigentlich nicht tot, so lange man seine Bücher liest, ist er mitten unter uns. Elisabeth Engelhardt und ihr literarisches Werk sind es wert, dass man sich ihrer erinnert.



Abb.: Elisabeth Engelhardt (1925–1978).

Als Bauerntochter hatte sie es schwer, den Weg auf das literarische Parkett zu finden. Zwanzig Jahre lang schickte sie Manuskripte ein, die postwendend wieder bei ihr eintrafen. Allein dieses Durchhaltevermögen verdient Respekt. Dann endlich, 1964, gelang ihr mit ihrem meisterlichen Erstling „Feuer heilt“ der Durchbruch. Es ist ein Buch, das niemanden unberührt lässt, ein Text von hoher literarischer Qualität, spannend bis zur letzten Seite. Vordergründig geht es um Hexenverfolgung und Aberglaube, die Probleme von Außenseitern lassen sich aber unschwer auf die heutige Zeit übertragen. Die Hauptfigur Genoveva, eine selbstbewusste, kluge Frau, gerät in die Mühlen eines Hexenprozes-

ses. Die Weite menschlicher Existenz, die Enge der gesellschaftlichen Zwänge, leidenschaftliche Gottessuche und die Einsamkeit des Menschen ergeben ein hochexplosives Gemisch. Selbst geläutert, scheitert Genoveva letztlich an der Härte ihrer Umgebung. Mit dieser Figur hat die Autorin eine der großen Frauengestalten in der Literatur kreiert.

Zehn Jahre später gelang die Publikierung des zweiten Romans „Ein deutsches Dorf in Bayern“, eine Chronik vom Sterben eines Dorfes, von der Zersiedelung der Landschaft. Alte Häuser, die noch eine ‚Seele‘ haben, müssen einförmigen Reihenhäusern Platz machen. Mit hartem, schwarzem Stift zeichnet die Autorin Menschen, die – durch Landverkauf für eine neue Siedlung – zu schnell aus ihrer Armut befreit wurden. Mit dem Untergang des

Dorfes verlieren die Bauern auch ihre Traditionen und ihre Identität. Menschliche Leidenschaften tobten sich aus, Schlaue und Bauernschlaue ziehen die Fäden, und am Ende gähnen die Baugruben, die sie selbst geschaufelt haben. „Woher soll das Brot kommen, wenn überall Häuser stehen“, fragt sich einer der Bauern besorgt. Doch die neue Zeit lässt sich nicht aufhalten. Die Autorin hat als eine der Ersten auf die Problematik der Zersiedelung und des Dörfersterbens aufmerksam gemacht.

In ihrem Brotberuf arbeitete Elisabeth Engelhardt als Dekorationsnäherin und Malerin an den Städtischen Bühnen in Nürnberg, die heute zum Staatstheater avanciert sind. In ihrem literarischen Werk gibt es viele Szenen, die sie mit den Augen einer Malerin beschrieben hat. „Beim Malen habe ich eigentlich erst Sehen gelernt“, schrieb sie. Nur 53 Lebensjahre waren ihr vergönnt. Dreizehn Jahre lang bewegte sie sich in der Öffentlichkeit, zumeist schüchtern und selten das Wort ergreifend. Inzwischen sind auch etliche Personen aus ihrem Umkreis verstorben, wie ihre Mutter, ihr Bruder Hans und ihre Schwester Gretel, auch etliche Schriftstellerkollegen, wie Wolfgang Buhl, der sein Rundfunkkind Elisabeth Engelhardt förderte, Kurt Karl Doberer, Irene Reif, Wilhelm Staudacher, Gottlob Haag und Margarete Zschörnig. So war es ein Glücksfall, dass die Forschungen zu Leben und Werk Engelhardts bereits 1989 begannen und die Zeitzeugen noch persönlich befragt werden konnten.

Längst würden ihre Werke ein Schattendasein führen, wenn nicht einige Menschen, die sie schätzen, sich engagiert einsetzen. 1994 konnte Ingeborg Höverkamp die erste Biographie über sie veröffentlichten, Vorträge und Seminare über die fränkische Schriftstellerin folgten, Exkur-

sionen zu Leben und Werk gaben Einblick in ihr bäuerliches Umfeld. Abiturienten nahmen sich des Themas an, und mehrfach wurden ihre Romane neu aufgelegt. Die Marktgemeinde Schwanstetten, das Bildungszentrum und die Stadtbibliothek in Nürnberg veranstalteten Gedenkfeiern. 1997 verlieh der Landkreis Roth zum ersten Mal den neu geschaffenen Literaturpreis, der seitdem alle drei Jahre verliehen wird, an Ingeborg Höverkamp. Es sind Impulse, die das Interesse an der 1978 verstorbenen Schriftstellerin wach halten und einen immer größeren Leserkreis schaffen – für ein Werk, „mit dem sie sich in die erste Reihe der fränkischen Autoren gestellt hat“, wie der damalige Direktor der Stadtbibliothek, Karlheinz Goldmann, zu Recht sagte.

Hinweise: Die im Buchhandel vergriffene Biographie von Ingeborg Höverkamp: „Elisabeth Engelhardt – eine fränkische Schriftstellerin“ kann unter der unten angegebenen E-Mail-Adresse bestellt werden. Auch die beiden erwähnten Romane Elisabeth Engelhardts sind vergriffen, doch die Buchhandlung Genniges in Roth/Mittelfranken hat noch einen Restbestand.

Ingeborg Höverkamp (geb. 1946) studierte Anglistik und Geschichte an der Philosophischen Fakultät der Universität Erlangen. In München bestand sie 1970 das Staatsexamen für das Höhere Lehramt und war anschließend bis 1990 Realschullehrerin. Heute ist sie Dozentin und Schriftstellerin und lebt in Schwanstetten. Seit 1988 veröffentlicht sie Lyrik und Prosa in Anthologien, seit 1990 als freie Autorin. Sie ist Mitglied der Gruppe Nürnberg im Frankensbund und leitet die Schreibwerkstatt „Blaue Feder“. Ihre Anschrift lautet: Karl-Plesch-Straße 15, 90596 Schwanstetten, E-Mail: ingeborg-hoeverkamp@t-online.de.

Dem Journalisten und Autor Wolfgang Buhl (1925–2014) zum 90. Geburtstag

„Glanzstunden manchmal. Studiogespräche. Fast wie ein Herr aus 1001 Nacht. Andächtig zuhörende Menschen – und da kommt einer mit seinen Worten; in jedem zweiten steckt eine Anspielung, in jedem dritten die Freude des Zauberers“, schrieb Goedehard Schramm anlässlich des 60. Geburtstags von Wolfgang Buhl. Ja, er war ein Wortjongleur. Aber bis es so weit war, musste er so manche Hürde überspringen.



Abb.: Wolfgang Buhl (1925–2014).

Geboren wurde er am 15. April 1925 in Reinsdorf in Sachsen (heute ein Stadtteil von Zwickau) als Sohn des Volksschullehrers Fritz Buhl und seiner Frau Elsa, geb. Schäfer. „Wenn du mal Lehrer wirst, schmeiß ich dich raus“, warnte ihn der Vater, denn damals war der Beruf eines Lehrers schlecht bezahlt. Nach dem Notabitur 1943 wurde der junge Soldat Wolfgang Buhl in Norwegen eingesetzt. Nach kurzer englischer Kriegsgefangenschaft entlassen, war er fest entschlossen, Zahnarzt zu werden. Den Schicksalsgöttinnen sei Dank, dass es in Erlangen nicht genügend Laborplätze gab und sich der angehende Student für Germanistik, Theaterwissenschaften, Geschichte und Philosophie entschied. Vor Studienbeginn floh er bei Nacht und Nebel aus Sachsen über die Grenze nach Westen. Ein Trauma, das er in seinem späten autobiographischen Roman „Karfreitagskind“ (1999) verarbeitete und die Folgen aufzeigte.

Dieses Buch ist ein wichtiger Beitrag zur jüngsten deutsch-deutschen Geschichte,

beispielhaft für die gewaltsame Trennung einer Familie. An den Anfang des Romans hat Buhl die Sterbeszene seiner Mutter gesetzt, eine der besten literarischen Todesszenen im deutschsprachigen Raum. Wie in seinem gesamten Werk schimmert immer wieder Satire durch den Text – ein Genre, das er meisterhaft beherrschte.

Mit Parodie und Satire begann auch seine literarische Laufbahn. 1953 erschien sein erstes Buch „Die Äpfel des Pegasus“ in der Reihe „Bank der Spötter“ des Verlags Stegemann, in der auch Autoren wie Karl Valentin publizierten. Buhl parodierte darin die Großen der Branche unter anderem Thomas Mann, Hemingway, Remarque, Sartre und Kafka.

1950 hatte er sein Studium mit der Dissertation „Der Selbstmord im deutschen Drama vom Mittelalter bis zur Klassik“ bei Professor Wolfgang Baumgart abgeschlossen. Dieses Thema „Der Selbstmord“ hatte sich bei ihm eingenistet, wie er sagte, als

auf der Erlanger Studentenbühne Stücke von Sartre gespielt wurden, die er in der Studentenzeitung DEU rezensierte. Die Beschäftigung mit der Philosophie Sartres und Camus' führte zu der Erkenntnis, dass es nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem gebe: den Selbstmord.

In den Nachkriegsjahren bewarb er sich erfolglos bei einigen Zeitungen – noch mangelte es an Papier, und die Zeitungen erschienen nur unregelmäßig – und fiel durch die Aufnahmeprüfung der Journalistenschule in München. Die Durststrecke überbrückte er als Hilfsarbeiter auf dem Bau und als Nachtwächter, bis er 1953 als Volontär bei den „Nürnberger Nachrichten“ anfangen konnte. Schon nach einem Jahr durfte er als Redakteur im Feuilleton seine Begabung entfalten. 1959 heiratete er Renate Thume, die er schon während seiner Studienzeit kennengelernt hatte. Der Zeitungsverleger und Gründer der „Nürnberger Nachrichten“ Joseph Drexl bescheinigte seinem scheidenden Mitarbeiter im Arbeitszeugnis vom 11. Februar 1963, Hervorragendes auf den Gebieten Film-, Theater- und Fernsehkritik, der aktuellen Berichterstattung und bei der Besprechung literarischer Neuerscheinungen geleistet zu haben. Auf Buhls Initiative ging auch die Seite „Das Kabarett“ zurück, die er mit Zeitsatiren füllte und die mit Karikaturen versehen wurden. Witzig, frech, immer seine individuelle ‚Handschrift‘ tragend und mutig, verkörperten seine Artikel die Generation der jungen Journalisten in der noch jungen Bundesrepublik.

Da wurde der Rundfunk auf den außergewöhnlich begabten Journalisten aufmerksam. Konrad Michel, der damalige Studioleiter des BR-Studios Nürnberg, holte ihn 1963 ins Boot. Das fränkische Studio sendete zu jener Zeit fast ausschließlich Musik, eine einzige Sendestunde pro

Woche war dem fränkischen Sender anfangs genehmigt worden. Die Abteilung „Wort“ sollte nun der engagierte Redakteur Wolfgang Buhl aufbauen. So konnte er am Ende seiner Karriere mit Recht sagen, er habe „dem BR-Studio Nürnberg das Sprechen beigebracht“ (ab 1990 Studio Franken). Wöchentlich waren Fahrten nach München zum Hauptsender notwendig. An das erste Gespräch mit dem legendären Programmdirektor Walter von Cube erinnerte sich der Rundfunkredakteur genau: „*Und nun, lieber Buhl, müssen Sie da oben die Wüste bestellen*“, sagte Cube zum Abschied. Im Laufe der Jahre gelang es Wolfgang Buhl dank seines Geschicks, andere zu begeistern, seines umgänglichen Wesens, seiner umfassenden Bildung, seines unermüdlichen Fleißes und seiner journalistischen sowie literarischen Begabung, blühende fränkische Kulturlandschaften zu erschaffen.

Auf seine Idee und Realisation gehen die „Studiogespräche“ zurück. Von diesen „Glanzstunden“ sprach Godehard Schramm eingangs. Den Anfang machte Thomas Dehler mit dem Thema „Ein Lob auf Franken“. Rund zweihundert Gäste folgten gespannt den stets originellen und geistvollen Einführungen Buhls, bis der Referent das Wort bekam. Nachher traf sich die Crème de la Crème der Nürnberger Gesellschaft – lebhaft diskutierend – im Gang des Gebäudes bei einem Glas Frankenwein. Aus dem Bereich der Literatur gelang es Buhl, der nach einigen Jahren zum Leiter der Abteilung „Wort“ befördert wurde, auch die erste Garnitur des Genres einzuladen, wie Heinrich Böll, Wolfgang Koeppen, Dieter Hildebrand, Horst Krüger und Hermann Kesten. Aber er griff auch Themen aus der Politik, der Wirtschaft, der Kirche und der Musik auf. Nike Wagner, Hildegard Hamm-Brücher

und Thomas Dehler waren einst illustre Gäste. Aus der Sendereihe „Literatur in Franken“ stellte Buhl die erste fränkische Literaturgeschichte zusammen, die „Fränkischen Klassiker“, von Wolfram von Eschenbach bis Hermann Kesten, bis heute ein Standardwerk.

Den fränkischen Mundartdichtern bot er ein viel beachtetes Forum, er holte die Mundartdichtung aus ihrer Heimatlärmelie und sorgte dafür, dass nur literaturfähige Mundart über den Äther ging. Er förderte Autoren wie Fitzgerald Kusz, Wilhelm Staudacher, Gottlob Haag und Gerhard Krischker. Ab 1978 gelang es ihm als Studioleiter – dank seiner Autorität, seiner guten Argumente und mit Verweis auf den Erfolg seiner Sendungen –, dass die Zahl der pro Jahr produzierten Sendungen von 250 auf 600 stieg. Eine seiner beliebtesten Sendungen war „Wie's fränkisch klingt“. Als er im Jahr 1990 – ungern – in Pension ging, hatte er ‚sein Haus‘ gut bestellt und avancierte zum Vorbild für seine Nachfolger.

Schon 1985 war er zum Honorarprofessor für Publizistik an der Universität Erlangen berufen worden, einer Pflicht, der er einmal wöchentlich mit Leidenschaft nachkam und die er auch noch im Ruhestand fortsetzte. Einige Generationen von Doktoranden und angehenden Magistern ließ er seine reiche Erfahrung bei seinen Beratungen zukommen. In zahlreichen Verbänden und Gremien war Wolfgang Buhl Mitglied, wie im PEN-Zentrum, im VS, der Erich-Kästner-Gesellschaft und dem bayerischen Journalistenverband.

Im Ruhestand hatte er dann die Muße, seinen Roman „Karfreitagskind“ zu schreiben. Während seiner Rundfunkzeit waren bereits rund 30 Bücher erschienen, meist mit fränkischen Themen, die er entweder als Anthologie oder als alleiniger Autor

publizierte. Es folgte als letztes Buch „Requiem für einen Chefredakteur“, in dem er seinem verehrten Chefredakteur Buschmann von den „Nürnberger Nachrichten“ ein Denkmal setzte. In diesem Buch ließ er noch einmal die Welt der Journalisten aus den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts auflieben. Wichtige Auszeichnungen, die seine Bedeutung für die fränkische Kultur und sein eigenes literarisches Schaffen würdigten, rundeten seinen Weg ab. 1990 erhielt er den Frankenwürfel, 1992 den Wolfram-von-Eschenbach-Kulturstpreis und 1994 die Bürgermedaille der Stadt Nürnberg.

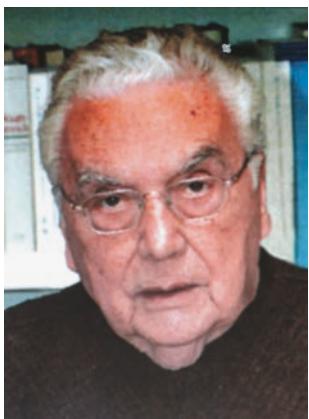
Am 10. August 2014, kurz nach 13 Uhr, ist Wolfgang Buhl im 90. Lebensjahr nach längerer Krankheit verstorben. Man findet sein Grab auf dem Waldfriedhof in Schwaig, einem Stadtteil von Nürnberg, wo er neben seiner Frau Renate die letzte Ruhe fand. Allen, die mit ihm beruflich zu tun hatten, hat er einen Auftrag hinterlassen, dem wir uns verpflichtet fühlen: das Bestmögliche zu leisten. Ein Autorenteam arbeitet derzeit an einer Biographie über den Wahlfranken Wolfgang Buhl.

Ingeborg Höverkamp (geb. 1946) studierte Anglistik und Geschichte an der Philosophischen Fakultät der Universität Erlangen. In München bestand sie 1970 das Staatsexamen für das Höhere Lehramt und war anschließend bis 1990 Realschullehrerin. Heute ist sie Dozentin und Schriftstellerin und lebt in Schwanstetten. Seit 1988 veröffentlicht sie Lyrik und Prosa in Anthologien, seit 1990 als freie Autorin. Sie ist Mitglied der Gruppe Nürnberg im Frankenbund und leitet die Schreibwerkstatt „Blaue Feder“. Ihre Anschrift lautet: Karl-Plesch-Straße 15, 90596 Schwanstetten, E-Mail: ingeborg-hoeverkamp@t-online.de.

Dieter Morcinek

Dr. Anton Sterzl (5. Januar 1927–17. Juli 2015)

Einer der großen Franken ist von uns gegangen. Mitte Juli verstarb Dr. Anton Sterzl, Jahrgang 1927, geboren in Waischenfeld. Er war Schüler des Neuen Gymnasiums in Bamberg, Student in Erlangen, wo er schon mit 23 Jahren den Doktorgrad erwarb; dann arbeitete er als Redakteur und später als Leiter der Kulturredaktion beim „Bamberger Volksblatt“. In den Jahren dieser Tätigkeit lernte er die drei fränkischen Regierungsbezirke so gründlich kennen wie seine Geburtsstadt Waischenfeld, der er später ein liebevolles Porträt widmete. (Anton Sterzl: *Der Steinerne Beutel – Innenansichten des sozialen Kunstwerks Waischenfeld*. Bamberg [Verlag Fränkischer Tag] 1997).



*Abb.: Bundesfreund
Dr. Anton Sterzl †.*

Ab 1959 arbeitete er bei der „Kölnischen Rundschau“, wo er bis zum Chefredakteur aufstieg. Von 1978 an war er dann Chefredakteur der „Aachener Volkszeitung“. Als Spaltenjournalist saß er gewissermaßen in der Proszeniumsloge der politischen und kulturellen Bühne der damaligen Bundeshauptstadt. Er ist Träger mehrerer angesehener Journalistenpreise und wurde mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse sowie der Verdienstmedaille des Landes Nordrhein-Westfalen ausgezeichnet. Er ist Autor einer ganzen Reihe von viel beachteten Werken über geschichtliche und philosophische Themen. Das muss so ausführlich gesagt werden, damit man weiß, dass sich Dr. Sterzl in der großen Welt der Politik und Kultur auskannte.

Aber er kannte sich eben auch in Franken aus. Distanz und Nähe waren für ihn keine Gegensätze, sondern ein Schaffensprinzip. Zeit seines Lebens verlor er nie die Stätten seiner Kindheit und Jugend aus den Augen. Manchmal mit dem Fernglas, manchmal mit dem Mikroskop,

aber immer mit liebevollem Interesse betrachtete er in seinen Büchern seine Geburtsstadt Waischenfeld, seine engere Heimat, die Fränkische Schweiz, die drei fränkischen Bezirke und die kleinen und großen fränkischen Gestalten in aller Welt. Seit den Tagen seines Studiums war er Mitglied des FRANKENBUNDES und stets aufmerksamer Leser des „FRANKENLANDS“, das er in seinen Büchern immer wieder zitierte. In seiner letzten Veröffentlichung mit dem augenzwinkernden Titel „Was wäre die Weltgeschichte ohne DIE FRANKEN“ blickt Dr. Sterzl durch die fränkische Brille auf 1000 Jahre fränkischer Geschichte und fast 80 Jahre miterlebter Zeitgeschichte zurück, wobei er Heimat- und Weltgeschichte in einer großartigen Zusammenschau präsentierte.

In amüsant-feuilletonistischem Plauderton erfährt der Leser des Buches, wie die Franken in ihr heutiges Stammesgebiet kamen, wie sie durch die Weltereignisse im Lauf der neueren und jüngsten Geschichte immer wieder gebeutelt wurden, aber auch wie sie auf den verschiedensten Ebenen aktiv oder gezwungenermaßen an diesen Ereignissen teilge-

nommen haben. Nur ein Beispiel: Wer noch nie etwas von den „Schönborn-Franken“ in der Region Mukatschewo/Ukraine gehört oder gelesen hat, kann sich bei Sterzl schlau machen. Wer dieses Buch gelesen hat, weiß auch die Antwort auf die Titelfrage: Ohne die Franken wäre die Welt ärmer, aber auch Franken wäre ärmer ohne Dr. Sterzls Buch.

Nun müssen wir betrübt zur Kenntnis nehmen, dass Franken jetzt um einen seiner großen Söhne ärmer geworden ist: Dr. Sterzl verstarb Mitte Juli in Aachen. Im Tod jedoch kehrte er zurück in seine Heimatstadt Waischenfeld, wo er begraben sein wollte. Möge ihm die heimatliche Erde eine leichte Decke sein.

Bericht über den 86. Bundestag des FRANKENBUNDES am 19. September 2015 in Herzogenaurach mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden

Bei strahlendem Sonnenschein und milden Temperaturen erlebten die Gäste und Delegierten am 19. September 2015 im mittelfränkischen Herzogenaurach einen rundum harmonischen 86. Bundestag des FRANKENBUNDES. Der Heimatverein Herzogenaurach e.V. (Gruppe des Frankenbundes) unter ihrem engagierten Vorsitzenden Klaus-Peter Gäbelein hatte die Veranstaltung, die im Sitzungssaal des Rathauses durchgeführt wurde, hervorragend organisiert.

Am Beginn stand nach mittlerweile langjähriger Tradition das Begrüßungsfrühstück, das im Treppenhaus vor dem Saal von freundlichen Damen des Heimatvereins angeboten wurde. Frohes Wiedersehen und angeregte Gespräche gaben der kommenden Veranstaltung den passenden Grundton vor. Der angrenzende nussbaumvertäfelte Sitzungssaal, der noch ganz die Atmosphäre der 1960 Jahre atmete, aber leider demnächst abgerissen werden soll, war durch die zahlreich erschienenen Bundesfreunde und Ehrengäste bis fast auf den letzten Platz gefüllt. Die musikalische Umrahmung der Veranstaltung hatte eine moderne Band, die aus den vier Gitarristen und Schlagzeugern Andreas Grund, Werner Pfannerer, Johannes Schmid und Thomas Schönfelder bestand, übernommen. Sie boten den Besuchern eigentlich bei Festakten ungewohnte Klänge aus dem Bereich der Rock- und Popmusik dar.

Zu Beginn begrüßte der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, die zum Bundestag erschienenen Repräsentanten des öffentlichen Lebens, darunter vor allem den Hausherrn, den 1. Bürgermeister der Stadt Herzogenaurach, Herrn Dr. German Hacker, den Parlamentarischen Staatssekretär bei der Bundesministerin für Bildung und Forschung, Herrn Stefan Müller MdB, sowie den Abgeordneten des Bayerischen Landtags, Herrn Walter Nussel, und hieß sie herzlich willkommen. Alle drei gaben sich anschließend auch die Ehre eines Grußwortes: Dabei unterstrich Bürgermeister Hacker als „*bezahlter Schönredner*“ (so er selbst) anhand einer Bildpräsentation besonders die Bedeutung seiner Stadt für ganz Franken wegen der zahlreichen Arbeitsplätze und vielen Pendler; Staatssekretär Müller freute sich darüber,



Abb. 1: Unser 1. Bundesvorsitzender, Dr. Paul Beinhofer, bei seiner Begrüßungsansprache.

Photo: Richard Sänger.

zum ersten Mal einer „Bundestagssitzung“ in Herzogenaurach beiwohnen zu können und versprach, sich in seinem Ministerium für die finanzielle Förderung auch landesgeschichtlicher Forschung einsetzen zu wollen, was von der Corona mit anhaltendem Beifall bedacht wurde; schließlich betonte Landtagsabgeordneter Nussel humorvoll die Überlegenheit der fränkischen Kombination „Bratwurst und Kren“ gegenüber der bayrischen „Weißwurst im Sud“ und stellte klar, dass die von München geförderte „Stärkung des ländlichen Raumes“ glücken kann, wenn man wisse, woher wir kommen und auf dieser Grundlage entscheide, wohin man wolle. Nachdem weitere Ehrengäste aus Politik, öffentlichem Leben und der Wirtschaft sowie alle zum Teil weit angereisten Mitglieder des FRANKENBUNDES begrüßt waren, bekräftigte Dr. Beinhofer in seiner Ansprache die Aufgabe des FRANKENBUNDES, bei der Bildung einer fränkischen Identität aktiv mitzuhelpen und unterstrich die Bedeutung von Verlässlichkeit für die Existenz eines Vereines. Hier die wichtigsten Passagen seiner Rede im Wortlaut:

„Der FRANKENBUND ist ein Verbund von Vereinen und Gruppen aus ganz Franken; und so kann ich Delegierte aus Mittel-, Unter- und Oberfranken, aus Südhüringen und aus Tauberfranken begrüßen. Unsere Festgemeinde dokumentiert, was zuweilen in der bizarren Diskussion um ein eigenständiges Bundesland Franken untergeht: Die Region Franken umfasst weit mehr als nur die drei bayerischen Regierungsbezirke Mittel-, Unter- und Oberfranken; als Franken verstehen sich bis heute auch die Bewohner aus Tauberfranken und Hohenlohe-Franken, allesamt Bürger des Bundeslandes Baden-Württemberg, sowie die

Bewohner Südhüringens. Sogar in Augsburg gibt es eine eigene, sehr rege Gruppe des Frankenbundes; und selbst in München haben wir Frankenbundmitglieder. Es war und ist ein besonderes Anliegen des Frankenbundes, Franken als Region unabhängig von der jeweiligen politischen Zuordnung sichtbar zu machen.

Zu Recht verbinden sich mit dem FRANKENBUND die Begriffe Geschichte, Kunst und Kultur Frankens. Seit seiner Gründung im Jahre 1920 war es Ziel des Frankenbundes, den hier lebenden Menschen Heimatbewusstsein zu vermitteln und – wie wir heute sagen – eine fränkische Identität zu stiften. Unser Verband wollte und will die in Franken lebenden Menschen anregen, sich stärker ihrer geschichtlichen und kulturellen Wurzeln bewusst zu werden und dieses Erbe auch tatkräftig zu pflegen. Nun war die Gründungszeit so kurz nach dem Ersten Weltkrieg eine entbehrungsreiche Zeit, die Zukunftsperspektiven für Deutschland schlecht, weswegen uns Heutige das Interesse der Menschen damals an einem solchen auf Franken bezogenen Kulturverband eher überrascht. Es war die Intention des Frankenbundes, die die Zeitgenossen ansprach: nämlich die im Fränkischen herrschende kulturelle Zersplitterung zu überbrücken und eine gemeinsame fränkische Identität zu entwickeln. Denn das ist ja die Crux Frankens: Es gibt nicht das in der neueren Geschichte entstandene Land Franken als historisch fassbare Einheit, und auch der Fränkische Reichskreis war lediglich eine Einrichtung, die ab 1500 im Zuge der Reichsreform von Kaiser Maximilian I. geschaffen worden war, um eine bessere Verwaltung des Reiches zu ermöglichen. Ein Zusammengehörigkeitsgefühl hat der Reichskreis weder angestrebt, noch war es in seiner Konstruktion vorgesehen.

Das vom FRANKENBUND gewollte neue fränkische Bewusstsein sollte nicht auf Heimattümemei, auf dumpfen Parolen gründen, sondern auf Wissen, auf Kenntnissen über diese Region. Was Franken ist, erschließt sich am besten demjenigen, der sich mit der Geschichte, der Kunst, der Musik, den Bräuchen, der Mundart und auch den Landschaften, mit Flora und Fauna dieser fränkischen Region beschäftigt. Deswegen ist diese Vermittlung für den Frankenbund bis heute Erbe und Auftrag.

Diese Vermittlungstätigkeit suchen wir in unseren Veranstaltungen wie dem alljährlich stattfindenden Fränkischen Thementag und den Regionaltagungen zu verwirklichen; unsere Zeitschrift FRANKENLAND ist dieser Aufgabe gewidmet – nicht zu vergessen die ganz unterschiedlichen Jahresprogramme unserer 32 Gruppen und Vereine, in denen sich die Vielfalt Frankens und ihrer Bewohner widerspiegelt. Zum besseren Verständnis der Region Franken haben wir uns stets von Wissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen fachkundig beraten lassen, zumal sich der FRANKENBUND immer schon auch als Brückenbauer zwischen universärer Forschung und interessierten Laien verstanden hat. [...] Die drei genannten Wirkungsfelder Geschichte, Kunst und Kultur stehen zweifelsohne im Mittelpunkt der Aktivitäten des Frankenbundes. Aber auch das Thema Naturschutz begleitet unsere Vereinigung von Beginn an. Diesem Aspekt zollen wir nachher bei der Verleihung unseres jährlichen Kulturpreises Tribut, wenn wir mit Herrn Joachim G. Raftopoulo, einen Würzburger Diplom-Biologen, für sein vielfältiges Engagement im Naturschutz und in der Stadtökologie auszeichnen. [...]

Wir begehen heute unseren 86. Bundestag. [...] Die Zahl 86 deutet schon an, dass es sich um eine Veranstaltung mit einer längeren Tradition handelt. In der Tat wurde die Bezeichnung Bundestag bereits Anfang der 1920er Jahre bei uns eingeführt; die Übereinstimmung mit der Bezeichnung unseres Parlamentes ist daher rein zufällig. Noch älter als der FRANKENBUND ist der Heimatverein Herzogenaurach, auf dessen Einladung wir heute hier



Abb. 2: Die Festversammlung des 86. Bundestages während der Grußansprache des Parlamentarischen Staatssekretärs Stefan Müller MdB. Erste Reihe v.l.n.r.: 1. Bürgermeister Dr. German Hacker, 1. Bundessvorsitzender Dr. Paul Beinhofen, der Festredner Dr. Andreas Hölscher, Landtagsabgeordneter Walter Nussel und die Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen.

Photo: Richard Sänger.

tagen. Er wurde bereits 1906 gegründet. Seit über dreißig Jahren führt Herr Gäbelein diesen Verein erfolgreich an. Wer wissen will, wie heute ein Kulturverein funktioniert, dessen Mitgliederzahl ständig wächst, der werfe einen Blick auf das Jahresprogramm: Während der monatliche Stammtisch dem inneren Zusammenhalt der Mitglieder dient, wirkt der Verein mit seinen Stadtführungen für Neubürger nach außen; andere Führungen dienen dem Ziel, unbekannte Schätze der Heimat aufzuspüren. Es werden Feste nach fränkischer Art gefeiert und musiziert. Aber auch die geistige Nahrung kommt nicht zu kurz: Vorträge zu Themen aus der Geschichte Frankens wechseln sich ab mit Veranstaltungen, in denen es um alte fränkische Bräuche oder Berufe geht.

Alle diese Veranstaltungen werden von ehrenamtlich Tätigen organisiert. Sie könnten nicht angeboten werden, zeichnete die ehrenamtliche Tätigkeit im Verein nicht eine Besonderheit aus: die Verlässlichkeit. Wer einen Vorstandsposten übernimmt, der übernimmt Verantwortung für eine bestimmte Dauer und nicht nur für die Zeit und nur die Tätigkeit, die ihm gerade passt. Der Vorstand ist Ansprechpartner und – bei grober Fahrlässigkeit – auch haftbar zu machen für sein Tun. Wie am Heimatverein Herzogenaurach sichtbar, übernimmt er Aufgaben für das Allgemeinwohl; er erhöht die Attraktivität der Stadt durch ein vielfältiges Angebot, das dem Gemeinwesen teuer käme, müsste es selbst dafür sorgen. Aufgrund seiner Strukturen kann der Verein Partner der öffentlichen Hand sein; dies setzt allerdings auch

Verlässlichkeit der öffentlichen Hand voraus. Kein Verein kann ein attraktives Programm planen, wenn er nicht weiß, ob sein Zuschuss im nächsten Jahr drastisch gekürzt wird oder gar ganz ausfällt. Ohne verlässliche Strukturen kann der Verein zwar einen Raum der Gemeinschaft für seine Mitglieder schaffen, aber er kann nicht nach außen wirken. Verzichtet er aber darauf, im öffentlichen Raum zu wirken, dann ist der Verlierer das Gemeinwesen, wir alle. Deshalb gilt mein eindringlicher Appell auch heute den öffentlichen Fördergebern, bei allem berechtigten Streben nach der ‚Schwarzen Null‘ die Bedeutung der bürgerschaftlichen Kultur- und Bildungsarbeit nicht aus den Augen zu verlieren.“

Nach den Grußworten von Bürgermeister, Bundes- und Landtagsabgeordneten folgte der Festvortrag von Herrn Dr. Andreas Hölscher, dem Leiter des Archivs der Erzdiözese Bamberg, der in seinen Ausführungen zum Thema „Die Bistümer Würzburg und Bamberg – Geschichte(n) mit bedeutungsvollen Rollen“ einige Schlaglichter auf das Verhältnis zwischen beiden Diözesen über die Jahrhunderte warf. Er beschäftigte sich in seinem Vortrag mit den Auseinandersetzungen zu Zeiten der Bamberger Bistumsgründung, der Entwicklung in der Periode von Reformation bzw. katholischer Reform bis hin zur gemeinsamen Regierung beider Hochstifte durch einen Fürstbischof in Personalunion in der frühen Neuzeit und wies endlich auf die glückliche heutige Kooperation hin, wodurch die weiland vorhandene Rivalität beider Bistümer abgelöst wurde. Nebenbei bemerkt ist es vorgesehen, den Text dieses Vortrages in einem der kommenden Hefte des FRANKENLANDES auch unseren Lesern zugänglich zu machen.



Abb. 3: Dr. Andreas Hölscher bei seiner Festansprache.

Photo: Richard Sänger.

Ein weiteres Glanzlicht des 86. Bundes-
tages war anschließend die Verleihung des
Kulturpreises des FRANKENBUNDES
für das Jahr 2015 an den Würzburger
EurProBiol., Dipl.-Biol. Joachim G.
Raftopoulo. Herr Dipl.-Agraring. Georg
Bätz von der Bayerischen Landesanstalt
für Weinbau und Gartenbau in Veits-
höchheim, ein langjähriger Weggefährte
des Geehrten, trug die Laudatio auf den
Preisträger vor, die ebenfalls in diesem
Heft der Zeitschrift FRANKENLAND
abgedruckt ist.

Da mit dem Bundestag zwei Mitglie-
der der Bundesleitung aus ihren Ämtern
schiieden, dankte der 1. Bundesvorsitzen-
de diesen von Herzen für ihre langjährige
Tätigkeit: Frau Annette Schäfer M.A.,
Hirschaid, wirkte seit 2007 als stellver-
tretende Bundesvorsitzende, und Herr
Theobald Stangl, Würzburg, hatte seit
1999 zunächst das Amt des stellvertreten-
den und dann ab 2005 des 1. Schatzmeis-
ters bekleidet. Beide wurden mit einem
kleinen Geschenk aus ihren Ämtern ver-
abschiedet.

In seinem Schlusswort lobte schließlich
der 2. Bundesvorsitzende des FRANKEN-
BUNDES, Herr Professor Dr. Werner K.
Blessing, den Referenten der Festveranstal-
tung, Herrn Dr. Andreas Hölscher, dafür, dass er in seinen Ausführungen die außerordentliche Vielfalt Frankens herausgearbeitet habe und dankte dem „Lokalmatador“ Bun-
desfreund Klaus-Peter Gäbelein und seinen Helfern vom Heimatverein für die großartige
organisatorische Leistung.

Nach der mittäglichen Stärkung der Delegierten des Bundestages im Gasthaus „Roter Ochse“ gab es unter der Führung von Klaus-Peter Gäbelein eine kurze Stadtführung, die auch die Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena mit ihrem beeindruckenden Holztonnengewölbe miteinschloss. Ein weiteres Angebot für Nicht-Delegierte war eine Fahrt durch die Weiherlandschaft von Weisendorf mit einer Besichtigung der Wehrkirchenan-
lage in Hannberg.

Um 15 Uhr trafen sich die Bundesfreunde zur Delegiertenversammlung wieder im Ratssaal des Herzogenauracher Rathauses. Der 1. Bundesvorsitzende Dr. Beinhofer gab zunächst den Jahresbericht der Bundesleitung für 2014 ab. Anschließend legte der Schatz-
meister Theobald Stangl zum letzten Mal in seiner Amtszeit den Kassenbericht vor, dem



Abb. 4: Zur Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES an Herrn Joachim Raftopoulo (Mitte) gratulierten der 1. Bundesvorsitzende Dr. Beinhofer (links) und der 2. Bundesvorsitzende Prof. Dr. Blessing (rechts) dem Preisträger.

Photo: Richard Sänger.

der Kassenprüfungsbericht folgte. Alle Berichte wurden zustimmend zur Kenntnis genommen, so dass die Bundesleitung daraufhin einstimmig entlastet werden konnte.

Satzungsgemäß standen auf dem 86. Bundestag des FRANKENBUNDES Neuwahlen an. Der Wahlvorschlag für die neue Bundesleitung wurde einstimmig angenommen. Es gab bei der Besetzung der Positionen nur geringe Veränderungen zum vorherigen Vorstandsteam, die dem oben erwähnten Ausscheiden von Frau Schäfer und Herrn Stangl geschuldet waren. So kandidierte Frau Dr. Andrea Thurnwald aus Rothenburg o.d. Tauber, die Leiterin des Museums „Kirche in Franken“, als Nachfolgerin für die Aufgabe der Stellvertretenden Bundesvorsitzenden. Der bisherige Stellvertretende Schatzmeister, Herr Peter Feuerbach aus Volkach, rückte auf den Posten des Schatzmeisters auf, weswegen sein frei gewordener Aufgabenbereich mit Herrn Peter Wesselowsky, dem Vorsitzenden der Gruppe Marktbreit/Ochsenfurt, nachbesetzt wurde. Auch in Zukunft werden



Abb. 5: Der Vorsitzende des Heimatvereins Herzogenaurach e.V. (Gruppe des FRANKENBUNDES) Klaus-Peter Gägelein.

Photo: Dr. Axel von Erffa.



Abb. 6: Bundesfreund Klaus-Peter Gägelein führt die Delegierten durch „sein“ Herzogenaurach.

Photo: Dr. Axel von Erffa.

die Gruppen Kitzingen und Historischer Verein Gerolzhofen e.V. die Kasse prüfen. Der neu gewählte Ältestenrat setzt sich in der nächsten Wahlperiode aus Herrn Dr. Günter Denzler, Litzendorf (Ofr.), Herrn Edmund Zöller, Ansbach (Mfr.) und Herrn Dr. Alf Dieterle, Miltenberg (Ufr.) zusammen.

Die Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen gab sodann einen Überblick über die Veranstaltungen des Gesamtbundes im kommenden Jahr. Am 12. März 2016 findet die 69. Bundesbeiratstagung in Oberfranken (evtl. auf der Giechburg) zum Thema „Verein hat Zukunft!“ statt. Die 5. Unterfränkische Regionaltagung ist für den 27. Mai 2016 als Schiffahrt von Markttheidenfeld nach Lohr geplant. Den 87. Bundestag des FRANKENBUNDES wird die neue Stellvertretende Bundesvorsitzende, Frau Dr. Thurnwald, dann am 22. Oktober 2016 in ihrer Heimatstadt Rothenburg ob der Tauber organisieren, und für den 19. November 2016 ist der 6. Fränkische Thementag zum Thema „Reformation in Franken“ in Nürnberg geplant.

Zum Tagesordnungspunkt „Verschiedenes“ wurde auf die Möglichkeit hingewiesen, auf Wunsch statt erst ab 25jähriger Mitgliedschaft auch schon für kürzere Mitgliedszeiten (z.B. zehn Jahre) eine Ehrung von ‚Jubilaren‘ durch Verleihung von Urkunden, die bei der Bundesgeschäftsstelle angefordert werden können, zu bewerkstelligen. Da am Ende der Beratungen keine Anträge oder Wünsche an die Delegiertenversammlung vorlagen, konnte sich der 1. Bundesvorsitzende bei allen Delegierten und der gesamten Bundesleitung abschließend für ihr Erscheinen sowie den erfolgreichen Verlauf der Beratungen bedanken. Mit einem nochmaligen Lob auf die ausrichtende Gruppe Heimatverein Herzogenaurach unter Bundesfreund Klaus-Peter Gäbelein für ihr großes Engagement schloß daraufhin Dr. Beinhofer den 86. Bundestag des FRANKENBUNDES.

PAS/Dr. Paul Beinhofer

Georg Bätz

**Laudatio auf Joachim Raftopoulo
anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES
am 19. September 2015 in Herzogenaurach**

Als ich vor rund 20 Jahren die Leitung der sog. „5b-Stelle“ der Regierung von Unterfranken übernahm, lernte ich einen noch relativ jungen Biologen kennen, der kurz zuvor eingestellt wurde, um einige sehr unorthodoxe Förderabwicklungen im Bereich der Landschaftspflege aufzuarbeiten und klarzustellen. Dabei handelte es sich um niemand anderen als um unseren Preisträger, Herrn Joachim Raftopoulo.

Bereits damals lernte ich ihn als unaufgeregten, ausgeglichenen, aber konsequenteren Mitarbeiter kennen, der mit bewundernswertem Durchsetzungsvermögen und Akribie Probleme definierte, analysierte und schnell Lösungen für die Ungereimtheiten fand. Eine seiner weiteren Aufgaben war damals die Organisation und der Aufbau verschiedener Führungen und Lehrgänge, die sich mit unserer landschaftlich vielfältigen und vor



Abb. 1: Der Würzburger EurProBiol., Dipl.-Biol. Joachim G. Raftopoulo ist der Kulturpreisträger des FRANKENBUNDES für das Jahr 2015.

Photo: Dr. Axel von Erffa.

Kartierungen, angewandte und deterministische Kartierungen, einschlägigen Informationsbroschüren, naturwissenschaftliche Lehrpfadgestaltungen sowie vielfältige Vortrags- und Seminartätigkeiten Schwerpunkte seiner Arbeit. Er ist Mitglied des Naturschutzbeirates der Stadt Würzburg und außerdem Leiter des Arbeitskreises Stadtökologie der Stadt Würzburg. Weiterhin ist er als Beiratsmitglied in den Vereinen „Gästeführer – Weinerlebnis Franken“ und beim FRANKENBUND aktiv. Darüber hinaus wirkt er als Pflanzenbeobachter beim Phänologischen Dienst des Deutschen Wetterdienstes und ist Fachmann für Neophyten (eingeschleppte Pflanzen wie den Riesen-Bärenklau).

Im Laufe seines gesamten Werdeganges machte er sich um Würzburg und um Franken verdient. Besondere Erwähnung verdient dabei seine langjährige Mitgliedschaft im Würzburger Verschönerungsverein. Lange Zeit fungierte er als zweiter bzw. dritter Vorsitzender dieses Vereines (2000–2013). Schon als 18jähriger wurde er zunächst stellvertretender (1989–1994), dann Schriftleiter (1994–heute) und wissenschaftlicher Herausgeber von Veröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen Vereins Würzburg e.V. Auch hier im FRANKENBUND engagiert sich Joachim Raftopoulo auf vielfältige Weise,

allem schönen Region befassten. Dies ist ein Aufgabenbereich, in dem er auch heute noch hoch engagiert und äußerst kompetent tätig ist.

Nun will ich zunächst aber von Anfang an schildern, wie kam es eigentlich dazu, dass wir heute Herrn Raftopoulo als Preisträger vor uns haben: Joachim Raftopoulo ist ein typisches Würzburger Gewächs, um im Pflanzenbereich zu bleiben. Er stammt aus Würzburg, und ist in seiner Heimat „Franken“ fest verwurzelt. Natürlich war Schule und Abitur in Würzburg, auch das Studium der Biologie erfolgte in Würzburg und Bayreuth. Etwa zehn Jahre war er an der Höheren Naturschutzbehörde in Würzburg angestellt, u.a. auch an der bereits angesprochenen 5b-Stelle. In dieser Zeit absolvierte er auch die umfangreichen und schwierigen Prüfungen zum Europa-Diplom in Biologie mit dem Abschluss „EuroBiologe“ (European Professional Biologist/EurProBiol). Das ist ein eher seltener Titel, auf den Herr Raftopoulo zu Recht sehr stolz ist.

Im Jahr 2001 machte er sich dann mit einem Gutachterbüro selbstständig. Dabei sind wissenschaftliche Fachgutachten und

um die Region den interessierten Mitgliedern näher zu bringen. Legendär sind mittlerweile schon seine Führungen im Würzburger Ringpark: Husarenwäldchen, Klein-Nizza, und Sanderglacis werden den Gästen auf spannende Art und Weise vermittelt. Damit es nicht zu trocken wird, kombiniert er seine Führungen mittlerweile öfter mit einem unserer „Gästeführer – Weinerlebnis Franken“, die immer einen guten Silvaner im Gepäck haben. Damit unterstreicht er auch Würzburgs Funktion als Weinstadt und die Verbindung von Wein und Landschaft. Die gartenbaulich-historische Entwicklung des Ringparks vermittelt er auf unnachahmliche, plastische Art und Weise in seinem ganz eigenen Vokabular.

Landschaftsgärten sind seine große Leidenschaft: Neben dem Ringpark in Würzburg und dem Rokokogarten in Veitshöchheim begeistert er uns auch für die Besonderheiten und die Einzigartigkeiten der Landschaftsgärten im Odenwald, am Untermain und auch im restlichen Franken. Nach diesen Exkursionen mit Herrn Raftopoulo sehen die Gäste die Region mit ganz anderen Augen. Für ihn ist ein Park eben nicht mehr nur ein Park mit Bäumen zum Spazierengehen, sondern ein eigener Kosmos, mit Struktur, Architektur und viel spannendem Innenleben.

Ein wichtiger Schwerpunkt seiner beruflichen Tätigkeit ist die Durchführung von Lehrgängen und Seminaren. Ein besonders Alleinstellungsmerkmal ist in diesem Bereich seine Ausbildung von Kräuterführern in Franken. Mittlerweile hat er rund 30 Lehrgänge durchgeführt und etwa 500 zertifizierte Kräuterführer ausgebildet. In diesem Bereich ist Herr Raftopoulo tatsächlich ein Phänomen! Er kennt jedes Kraut, jedes Blümchen, jeden Strauch mit Vor- und Zunamen, erklärt die botanischen Familien und vermittelt locker und spannend die Verwendungen dieser Pflanzen in Volksheilkunde und Küche.

Bei der Ausbildung der „Gästeführer – Weinerlebnis Franken“ ist er einer der Hauptreferenten, natürlich auch einer der beliebtesten Referenten: Die angehenden Gästeführer sollen nicht nur vinophiles und weintouristisches Wissen erhalten, sondern lernen den gesamten Lebensraum Weinberg kennen. Bei seinen Unterrichtseinheiten, die sich über ganz Unterfranken verteilen, vermittelt er umfassendes Wissen über die Ökologie, Flora und Fauna im Weinberg. Bei seinen Seminaren begeistert er Lernwillige für Ruderalgesellschaften, Lesesteinriegel und wärmeliebende Säume. Ein besonderes Highlight bei seinen Ausbildungseinheiten ist das Thema: Mythologie und Brauchtum. Gerade hier hat sich Herr Raftopoulo ein Wissen erarbeitet, dass sonst nirgendwo so zu finden ist.

Sein Portfolio – eine wahre Schatztruhe – reicht von Plinius über Hildegard von Bingen bis Hahnemann. Wussten Sie beispielsweise, dass die Heckenrose im Mittelalter Pestkranke heilen sollte, indem diese unter den Sträuchern mit nacktem Rücken kriechen sollten? Wussten Sie, dass Rosen übrigens Stacheln und keine Dornen haben? Wussten Sie, dass seit einer Verordnung Karls des Großen in jeder Gemeinde mindestens 70 Heilpflanzen und in jedem Weinberg zwölf Kräuter gedeihen müssten? Wussten Sie, dass in einem Weinberg 17 verschiedene Laucharten wachsen oder kennen Sie den Unterschied es zwischen einem Halbtrocken- und einem Trockenrasengebiet? Oder wussten Sie, dass Sie bei einem Spaziergang plötzlich auftretende Kopfschmerzen, Zahnschmerzen und Übelkeit mit dem Blatt einer Weide bekämpfen können? Irgendwann ist dazu auch eine Veröffentlichung vorgesehen, und wir sind diesbezüglich schon länger im Gespräch. Dies wird dann eine Pflichtlektüre für alle Wein- und Pflanzenfreunde in Franken!

Sie sehen, das Wissen das Herr Joachim Raftopoulo den Teilnehmern seiner Führungen und Seminare vermittelt ist sehr vielseitig, so wie er selbst auch. Kurzweilig und spannend präsentiert er seine Themen. Er brennt für sein Fachgebiet und steckt damit jeden an. Bei einer der letzten Abschlussprüfungen meinte dazu eine der begeisterten Teilnehmerinnen, sie hätte jetzt keine Angst mehr, sich in der Wildnis Frankens zu verlaufen. Denn sie habe so viel über die Pflanzen in der fränkischen Natur gelernt, dass sie immer und überall überleben könnte! Nun, Sie hören, ein äußerst vielseitiger, fachkundiger und angenehmer Kollege!

Zusammenfassend stelle ich fest, dass der diesjährige Preisträger des Kulturpreises des FRANKENBUNDES, Herr Joachim Raftopoulo, ein leidenschaftlicher Kämpfer für die fränkische Landschaft, die hiesigen Biologie und Botanik ist. Er hat ein Faible für unsere Region entwickelt, das er mit grenzenlosem Enthusiasmus und großem Engagement seinen Gästen, Freunden und Kursteilnehmern vermittelt. Wir alle bewundern ihn als zuverlässigen, treuen Freund und ziehen den Hut vor seinem nahezu unbegrenzten Wissen rund um die Flora und Fauna Frankens.

Als Leiter der Abteilung Weinbau an der Bayerischen Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau kann ich ihn mit Fug und Recht als „Großes Gewächs“ bezeichnen, denn folgende Definition gilt für diese Spitzenerzeugnisse in unserem Bereich: „Bei den Großen Gewächsen handelt es sich um trockene Spitzenerzeugnisse, die in besten Lagen gewachsen, unter strengen Anforderungen ausgebaut, in besonderer Ausstattung auf den Markt kommen.“ All diese Beschreibungen treffen auch auf unseren Preisträger zu! Sehr geehrter Herr Raftopoulo, lieber Joachim, herzlichen Glückwunsch zur Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES!



Abb. 2: Dipl.-Agraring. Georg Bätz von der Bayerischen Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau in Veitshöchheim bei seiner Laudatio auf den neuen Kulturpreisträger des FRANKENBUNDES.

Photo: Dr. Axel von Erffa.

Bericht über den 5. Fränkischer Thementag am 24. Oktober 2015 in Bad Kissingen

Trotz trüben Herbstwetters lockte der 5. Fränkische Thementag des FRANKENBUNDES, der am 24. Oktober 2015 in Kooperation mit dem Arbeitskreis 1866 – 2016 und mit großzügiger finanzieller Unterstützung durch die Bayerische Einigung/Bayerische Volksstiftung veranstaltet wurde, 86 interessierte Besucher nach Bad Kissingen. Um das Thema „Der Krieg von 1866 in Franken. Ursachen, Hintergründe und Folgen der Niederlage Bayerns und seiner Verbündeten im ‚Deutschen Krieg‘“ unter der Leitung von Prof. Dr. Dirk Götschmann (Universität Würzburg) zu beleuchten, hatten sich dazu drei weitere Wissenschaftler in die Saalestadt aufgemacht.



*Abb. 1: Die Teilnehmer des 5. Fränkischen Thementages im Bad Kissinger Rossini-Saal.
Photo: Alois Hornung.*

Nach den einführenden Begrüßungsworten des 1. Bundesvorsitzenden, Dr. Paul Beinhofer, sprach am Morgen Prof. Götschmann im prächtigen „Rossini-Saal“ des Arkadenbaus über den „Deutschen Krieg“ als Wendepunkt deutscher und europäischer Geschichte im historischen Rückblick“. Damit befanden sich die Zuhörer quasi mitten im Geschehen von vor fast 150 Jahren, war doch dieser ursprünglich „Conversationssaal“ genannte Raum im Krieg von 1866 kurzerhand in ein Not-Lazarett verwandelt worden.

Nachmittags – nach dem Willkommensempfang der Teilnehmer durch Oberbürgermeister Kay Blankenburg in der Oberen Saline – beleuchteten dann im dortigen Gewölbekeller mit Dirk Kränzlein M.A. (Würzburg; „Die Anwendung technischer Innovationen im ‚Deutschen Krieg‘ von 1866“), Dr. Jan Pacholski (Breslau/Wrocław; „Der ‚Deutsche Krieg‘ von 1866 in Theodor Fontanes Berichten“) und Prof. Dr. Hermann Rumschöttel (München; „Wie ein Phönix aus der Asche. Die Geburt einer neuen bayerischen Armee nach dem Krieg von 1866“) drei Spezialisten unterschiedliche Facetten der Ereignisse von 1866 und deren Folgen.

Bedauerlicherweise war Prof. Dr. Werner K. Blessing, der die Thematik „Äußerer Kampf und innerer Konflikt. Der Krieg von 1866 als Schlüsselereignis in Mentalität

*Abb. 2: Prof. Dr. Dirk Götschmann bei seinem Einführungsvortrag.
Photo: Alois Hornung.*



und politischer Kultur Frankens“ behandeln wollten, erkrankt. Es steht zu hoffen, dass sein zum Thementag geplanter Beitrag wenigstens in gedruckter Form im nächstjährigen Sonderheft wird erscheinen können.

Während des Nachmittagsprogramms hatten die Teilnehmer, wie stets beim Fränkischen Thementag, die Möglichkeit, selbst eine Auswahl aus dem Angebot an Vorträgen, Besichtigungen und Ausstellungen zu treffen, die die Thematik abwechslungsreich zu veranschaulichen halfen. So führte ein Streifzug unter der Leitung von Birgit Schmelz M.A. zu Fuß vom Arkadenbau über den 1866 umkämpften Kapellenfriedhof mit Besichtigung der „Trauernden Germania“ zur Oberen Saline, wobei ein Eindruck davon vermittelt wurde, wie nah der Krieg damals dem Kurbetrieb in der unvorbereiteten Stadt kam. Eine weitere Führung von Peter Weidisch M.A. (Kulturreferent der Stadt Bad Kissingen) erklärte die Bismarck-Ausstellung in der Oberen Saline und beschäftigte

*Abb. 3: Christian Neugebauer erläuterte die Ausstellungsobjekte in der Orangerie.
Photo: Alois Hornung.*



sich u.a. mit den Auswirkungen des Kriegsverlaufs auf die deutsche Geschichte. Auch in die Anfänge des organisierten Lazarettwesens im Gefolge dieses Krieges konnten die Tagungsgäste bei einer Führung durch Walter Hamm einen Einblick gewinnen. Ein besonderer Höhepunkt der Veranstaltung war die von Christian Neugebauer in der Orangerie aufgebaute, umfangreiche Ausstellung von originalen Ausrüstungsgegenständen der beteiligten Armeen (Waffen, Uniformen etc.), die nicht zuletzt wegen seiner informativen Erklärungen viel Zuspruch erfuhr.

Auch für das leibliche Wohl war bestens gesorgt. Gab es zunächst ein Mittagsbuffet im „Kurgarten Cafe“, um Leib und Seele zusammen zu halten, wurde den Teilnehmern dann in der Oberen Saline noch Kaffee und Kuchen gereicht. Durch einen gut organisierten Bustransfer zur Saline und in die Stadt zurück waren auch die Wege leicht zu meistern.

Insgesamt betrachtet dürfte die ganztägige Veranstaltung mit ihren wissenschaftlichen Vorträgen, die den Krieg von 1866 in die historischen Zusammenhänge einordneten und seine Konsequenzen für unsere Region, aber auch ganz Deutschland aufzeigten sowie mit den vielfältigen Rundgängen und mit der beeindruckenden Schau von Originalobjekten wohl allen Erwartungen gerecht geworden sein. Einmal mehr hat unser Fränkischer Thementag damit bewiesen, dass er ein attraktives und sicherlich zukunftsreiches Veranstaltungsformat darstellt. Überdies wird solch ein Angebot wahrscheinlich kaum anderswo zu einem derart günstigen Kostenpunkt zu finden sein. Daher sollte man schon heute der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass auch der nächstjährige Fränkische Thementag in Nürnberg, der sich Geschichte der Reformation in Franken widmen will, zahlreichen Zuspruch finden wird.

PAS

Termine des FRANKENBUNDES im Jahr 2016

- | | |
|--------------------|--|
| 12. März 2016: | 69. Bundesbeiratstagung auf der Burg Giech, Oberfranken (geplant)
Thema: „Verein hat Zukunft!“
Eingeladen sind hierzu die Vorsitzenden der Gruppen und angeschlossenen Vereine bzw. deren Vertreter sowie die Mitglieder der Bundesleitung |
| 27. Mai 2016: | 5. Unterfränkische Regionaltagung
Fahrt mit dem Schiff von Marktbeidenfeld nach Lohr |
| 22. Oktober 2016: | 87. Bundestag in Rothenburg ob der Tauber |
| 19. November 2016: | 6. Fränkischer Thementag in Nürnberg
Thema: „Reformation in Franken“ |

Weitere Informationen folgen.

Inhalt

Aufsätze

<i>Verena Friedrich</i>	
Barocke Gartenlust in Franken	3*
<i>Joachim G. Raftopoulo</i>	
Der Würzburger Ringpark – eine öffentliche Grünanlage im Spiegel gartenbaulicher Trends	38*
<i>Claus Heuvemann</i>	
Der Botanische Garten Erlangen. Vom Doktorsgarten zur wissenschaftlichen Sammlung	48*
Bücher zu fränkischen Themen	55*

Mitarbeiterverzeichnis

Dr. Verena Friedrich M.A.	Kunsthistorikerin am Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg 1. Vorsitzende der Frankenbund-Gruppe Würzburg Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth verena.friedrich@uni-wuerzburg.de
Ulrich Raphael Firsching	Chefredakteur Kunstmarkt Media Am Exerzierplatz 2, 97072 Würzburg redaktion@kunstmarkt.com
Claus Heuvemann	Dipl.-Ing. (FH), Landschaftsarchitekt Technischer Leiter des Botanischen Gartens der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg Loschgestraße 1, 91054 Erlangen Claus.Heuvemann@fau.de
Dr. Hubert Kolling	Diplom-Politologe Hirtenweg 9, 96231 Bad Staffelstein Dr.Hubert.Kolling@t-online.de
Joachim G. Raftopoulo	EurProBiol., Dipl.-Biol. Grumbacher Weg 16, 97230 Estenfeld

Dr. Norbert Richter	Weinbergsweg 31a, 97199 Ochsenfurt wn_richter@yahoo.de
Dr. Alfred Schelter	Fachreferent für die Garten- und Parkdenkmalpflege am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege Schloß Seehof, 96117 Memmelsdorf
Dr. Herbert Schott	Archivdirektor am Staatsarchiv Nürnberg Archivstraße 17, 90408 Nürnberg Herbert.Schott@stanu.bayern.de
Robert Unterburger	Kreisarchivpfleger Landkreis Roth Johannisstraße 8, 90584 Allersberg unterburger-allersberg@t-online.de
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart Tho.Voit@t-online.de
Prof. Dr. Dieter J. Weiss	Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Lehrstuhl für Bayerische Geschichte und Vergleichende Landesgeschichte Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München Dieter.Weiss@lrz.uni-muenchen.de
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach bwickl@franken-online.de
Siegfried Ziegler	OStDir a.D. Im Herrengarten 6, 91054 Buckenhof

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Verena Friedrich

Barocke Gartenlust in Franken

Reich sind die fränkischen Lande an herausragenden Schöpfungen barocker Gartenkunst gewesen, denn die Liebe zum Garten hegten sowohl Landesfürsten und Adel als auch Patriziat und wohlhabendes Bürgertum. Trotz großer Substanzverluste sind bis heute Zeugnisse der Gartenkultur dieser Epoche vorhanden, und es ist lohnend, sie ihrem ursprünglichen Zwecke gemäß als „Gemüths-Ergötzung“ zu erleben.

Die Gartenkunst des Barock hat in Franken eine große Blütezeit erlebt, und wenn man die mit großer Mühe und hohem Kostenaufwand heute unterhaltenen Gartenanlagen, beispielsweise die Hofgärten von Würzburg und Ansbach oder die Eremitage bei Bayreuth betrachtet, könnte der Eindruck gewonnen werden, dass Vieles noch vorhanden sei. Beschäftigt man sich jedoch eingehender mit dem Schicksal dieser barocken Gartenschöpfungen, so muss man erkennen, dass es sich heute vielmehr um barockisierende Gartenanlagen handelt, also um Gärten barocker Anmutung. Denn auch wenn diese mit ihrem Wegenetz häufig noch der ursprünglichen Planung folgen, so ist ihre Bepflanzung vielfach durch Umgestaltungen im 18. und 19. Jahrhundert stark verändert worden. Eine gewisse Ausnahmestellung besitzt diesbezüglich jedoch der Garten des Sommerschlosses zu Veitshöchheim, da hier kaum wesentliche, verfremdende Eingriffe erfolgten. Zu danken ist dies König Max Joseph I. von Bayern. Er erließ im

Jahre 1823 den Veitshöchheimer Garten betreffend die Anordnung, dass die „... *symmetrischen Formen dieses königlichen Garten* ...“ zu bewahren seien, womit die formale Anlage in ihren Grundzügen erhalten blieb.¹ Dennoch sollte mehr als ein Jahrhundert vergehen, ehe Ende der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts erste denkmalpflegerische Maßnahmen zum Erhalt dieses Gartenkunstwerkes ergriffen wurden.

Dem Wissen um die Sonderstellung des Veitshöchheimer Rokokogartens, aber auch dem generell in den letzten Jahrzehnten zunehmend zu beobachtenden Interesse an den Werken der Gartenkunst ist es zu verdanken, dass man sich seitens der Bayerischen Verwaltung der Schlösser, Gärten und Seen engagiert um die zumindest teilweise Wiedergewinnung barocker Gartenkunstwerke bemüht. Beispielhaft wären hier der Küchengarten (Potager) im Garten zu Veitshöchheim oder das berankbare Lattenwerk (Treillagen) der Oberen Grotte und der Schneckenberg in der Eremitage bei Bayreuth zu nennen. In diesem Zusammenhang soll auch daran erinnert werden, dass sich 2015 die nach langer und kostspieliger Restaurierung erfolgte Wiederinbetriebnahme der großen Kaskade zu Seehof zum 20. Male jährt. Wie unvergleichlich mannigfaltig die barocke Gartenkunst in den fränkischen Landen in Erscheinung trat – und zwar nicht nur hinsichtlich dessen, was einst geplant war, sondern auch bezüglich dessen, was tatsächlich ins Werk gesetzt wurde – soll im Folgenden anhand von ausgewählten Beispielen skizziert werden.²

Die Funktion des fürstlichen Gartens

Der Aufenthalt im Garten – das „*Garten-Leben*“ – wurde in der Barockzeit nicht nur als „... das seeligste, sondern auch das lustigste, vortheilhaftigst= und gesundeste ...“³ betrachtet. Vom Nutzen und Frommen des Gartens heißt es gar im 1720 erschienenen „*Oeconomus prudens et legalis*“, einem Werk der Hausväterliteratur, Gott selbst habe ja anfänglich einen Garten gepflanzt, weshalb die Gartenlust unter den menschlichen Lustbarkeiten gewiss die unschuldigste und beste sei.⁴ Weiterhin kann man dort lesen: „Wer will es demnach noch heute hohen Potentaten und mächtigen Fürsten verdencken, wann sie gleich ihren Vorfahren, ihr besonderes Belieben in denen Gärten suchen? Welcher Mensch wollte sich unterstehen, es grossen Häuptern zu verargen, wann sie auch je zuweilen ihre beschwehrliche Regiments=Last mit der Hertz=erquickenden Garten=Lust unterbrechen und erleichtern? Zumahlen so selbige darinnen, nebst denen Früchten der Erden, vor allen die unvergänglichen Früchte der Seelen zu sammeln, hohe Sorgfalt anwenden.“⁵ Mit anderen Worten, Lustgärten wurden zu den „*Gemüths=Ergötzungen*“ der Fürsten und Standespersonen gezählt.

Hierzu trat aber noch ein weiterer Aspekt, der wohl in der Hauptsache die Antriebsfeder zur Anlage von weitläufigen und kostspielig ausgestatteten Gärten darstellte. Die fürstbischoflich-würzburgische Hofkammer nannte diesen sogar als ersten Beweggrund für die Rechtfertigung zu erwartender hoher Ausgaben und erklärte im Protokoll von 1754 „.... diejenige garten anrichtungen[,] welche fürsten und andere große herren belieben ...“, seien in erster Linie „.... zum splendeur deren residenzien ...“ – also zur Steigerung der Prachtfülle des Fürstensitzes – gedacht.⁶

4*

Hinsichtlich der Repräsentation, jenem integralen Bestandteil der Herrschaftslegitimation, wurde demzufolge dem Garten, als besonderer Zierge der Residenz und damit auch der Residenzstadt, große Bedeutung beigemessen. Letzteres ist eindrucksvoll am 1706 angelegten Garten des Juliusspitals zu Würzburg zu erkennen (Abb. 1). In Ermangelung zeitgemäßer Repräsentationsräume in Würzburg fanden damals Staatsakte, wie etwa die Huldigung der Bürgerschaft, im Festsaal des dortigen Fürstenbaues statt. In Achse zu diesem repräsentativen Bauteil des Juliusspitals schließt sich, ganz nach französischem Vorbild, eine von Bosketts flankierte Parterrezone mit einem zentral angeordneten großen Wasserbecken an. Freilich mag die formale Anlage auch den Insassen des Juliusspitals Augenweide und „*Gemüts=Ergötzung*“ gewesen sein; sie diente jedoch in erster Linie der Repräsentation und dem angenehmen Aufenthalt des Landesfürsten.

In diesen Funktionen wurde der barocke Garten zum unverzichtbaren Bestandteil eines Adelsitzes. Hinzu kam aber auch noch eine neu erwachte Neigung hin zum Gartenwesen. Seit sich der französische König Ludwig XIV. von seinem Küchengärtner, Jean-Baptist de La Quintinie, den Obstbaumschnitt hatte erklären lassen und sich auch selbst daran versuchte, wurde der Obst- und Gartenbau in Adelskreisen gewissermaßen ‚hoffähig‘. La Quintinie hatte es nämlich nicht versäumt, die Vorliebe des Monarchen für die Gartenarbeit im Vorwort seines vielgelesenen Werkes über den Obstbau publik zu machen.⁷

Fortan zeigten auch andere gekrönte Häupter, Adel und hohe Geistlichkeit ein gesteigertes Interesse am Garten und seinen Belangen. Hierfür kann nicht zuletzt auch

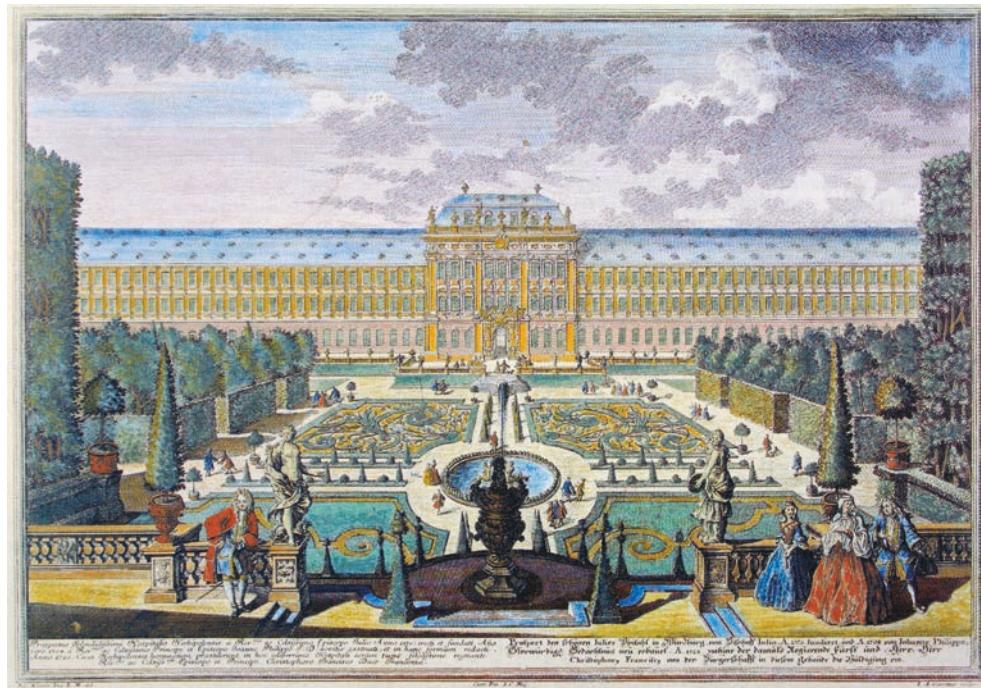


Abb. 1: Ansicht des Juliusspitals mit dem barocken Garten. Handkolorierter Stich von Johann August Corvinus nach Zeichnung Salomon Kleiners (Stadtarchiv Würzburg).

der Würzburger Hofgärtner Johann Prokop Mayer als Gewährsmann herangezogen werden. In einem Selbstzeugnis heißt es: „Wie oft habe ich als Gärtnergeselle den höchstseligen König Ludwig XV. zu Brunoy in die Treib- und Glashäuser begleitet, und Seine tiefen Kenntnisse des Pflanzenreichs und der Gärtnerey bewundern müssen.“⁸

Die Bestandteile des barocken Gartens

Der barocke Garten ist mit seiner formalen Gestaltung als Fortsetzung der Schlossarchitektur zu erklären, wobei man die flachen Gartenkompartimente (Parterres) und versteckt liegenden Kabinette innerhalb der Gehölze (Bosketts) den Sälen und Zimmern, die Alleen den Korridoren, die

Hecken und Bosketts den Wänden und Mauern sowie die ornamentierten Blumen und Rasenstücke (Broderien) den Fußböden mit ihren wertvollen Intarsienarbeiten gleichsetzen könnte. Wie beim Bau eines Schlosses oder Herrenhauses mussten demzufolge auch zur Anlage eines barocken Gartens große Anstrengungen hinsichtlich des Aufwandes an Geld, Muskelkraft und Material unternommen werden.

Dazu war es erforderlich sorgfältig zu planen, denn es galt, größere Erdbewegungen und Planierungsarbeiten vorzunehmen, ein Wegenetz anzulegen, abwechslungsreiche Parterres mit Blumen, Buchs und Rasen zu bepflanzen und mit verschiedenen Bodenbelägen dekorativ zu ge-

stalten. Hinzu kam ferner die Besetzung einzelner Gartenbereiche mit zahlreichen Baumarten. Essentiell für die Gartengestaltung war es, Heckenarchitekturen zu schaffen, wofür man einheimische Gehölze wie die Hain- oder Weißbuche verwendete. Diese Hecken rahmten häufig auch die sog. „Bosketts“, die „Wäldchen“ – also Gartenkompartimente mit Gehölzpflanzungen, die im ausgehenden 18. Jahrhundert auch häufig mit Sorten aus der Neuen Welt – z.B. Robinie, Tulpenbaum, Weymouthskiefer – gefüllt wurden.

Für Obstbaumpflanzungen mussten große Mengen von wilden Obstbäumen ausgegraben werden, um diese Wildlinge als Pfropfunterlagen für die unterschiedlichsten Obstsorten verwenden zu können. Diese wurden entweder in eigens dazu angelegten Obstbaumquartieren eingesetzt oder sie dienten als Besatz für Bosketts.

Gelegentlich – wie beispielsweise im Würzburger Hofgarten – fanden Obstbäume aber auch als Gliederungselemente im Ziergarten Verwendung. Die Pfropfreiser hierzu bezog man anfangs zumeist aus Frankreich, genauer gesagt aus der Chartreuse de Vauvert in Paris, dem Kartäuserkloster unweit des Palais de Luxembourg.⁹ Der Vertrieb von sog. „Franzobst“ erfolgte über einen Katalog, der in mehreren Sprachen, darunter auch in deutscher Übersetzung, herausgegeben wurde.¹⁰

Zum Lustgarten gehörten darüber hinaus Wasserbecken, Brunnenanlagen und Fontänen, im Idealfall Kaskaden oder Wassertreppen, aber natürlich auch Staffagearchitekturen aus Stein, und es durften weder ornamentale noch figurale Bildhauerarbeiten fehlen. Ein wichtiges Bindeglied zwischen gebauter Architektur und den Hecken und Laubengängen aus

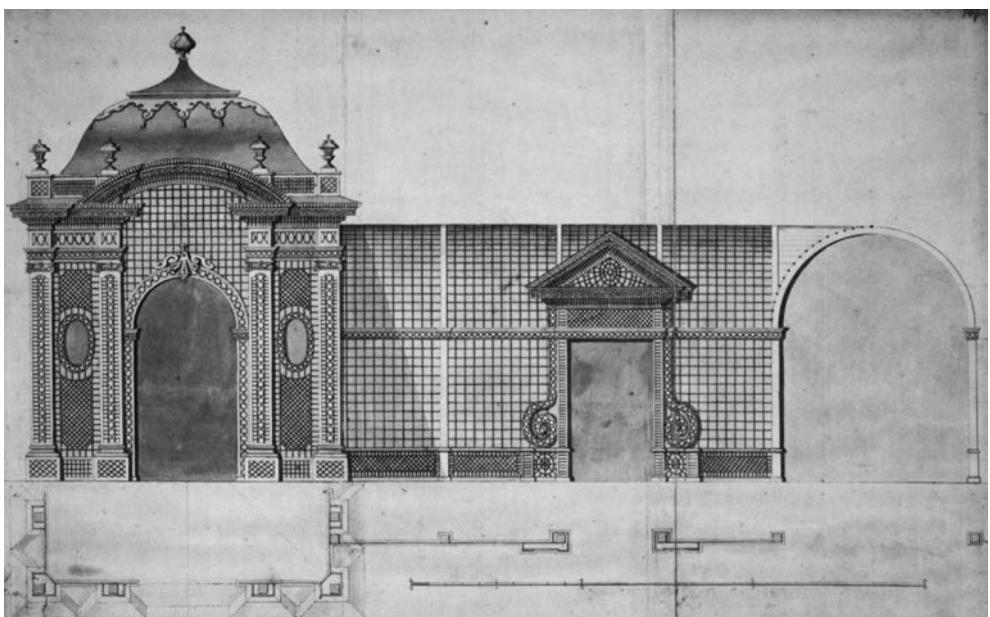


Abb. 2: Treillagenarchitektur aus dem sog. Skizzenbuch Balthasar Neumanns
(Universitätsbibliothek Würzburg, Delin. III, 148v).



Abb. 3: Titelblatt der Volkamer'schen Hesperiden, Nürnberg 1708
(Stadtarchiv Fürth).

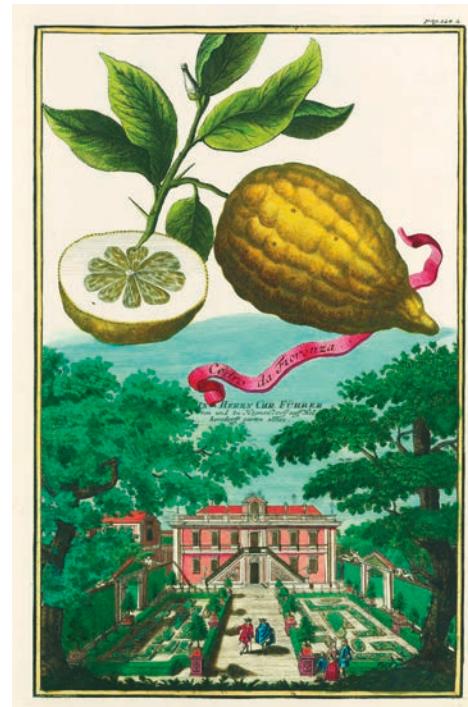


Abb. 4: Garten des Herrn Christoph Führer, handkolorierter Stich aus den Volkamer'schen Hesperiden, fol. 92r
(Stadtarchiv Fürth).

Gehölzen bildeten die sog. „Treillagen“, berankbare Lattengerüste, die zum Teil eine sehr aufwendige architektonische Struktur hatten.¹¹ Im sog. „Skizzenbuch Balthasar Neumanns“, Delin. III in der UB Würzburg, gibt es zwei Zeichnungen, die den künstlerischen Rang dieser in Form von Rankgittern gestalteten Gartenarchitekturen dokumentieren (Abb.2).¹²

Schließlich hegte man seit der frühen Neuzeit eine Leidenschaft für Pflanzen aus fremden Klimazonen, die in eigens dafür errichteten Winterungen und Orangeriegebäuden kultiviert wurden. Für sie waren Häfnerwaren und Pflanzkästen anzuschaffen. Insbesondere die kostbaren Pomeranzenbäume galt es, in großer Zahl

und in verschiedenen Sorten zu besitzen – wurden deren Früchte doch mit den Jugend, Schönheit und Glück verheißenden mythischen Äpfeln der Hesperiden gleichgesetzt.

Fürsten und Standespersonen, aber auch das städtische Patriziat, verwandten in der Folge viel Mühe und vor allem beträchtliche finanzielle Mittel, um Residenzen, Schlösser und Ansitze mit prächtigen Gartenanlagen zu zieren. In Nürnberg, wo durch den Fernhandel mit Italien Orangenriegewächse leicht zu beschaffen waren, wetteiferten sowohl das Patriziat als auch das Bürgertum miteinander, diese Pflanzen in kleinen barocken Gartenanlagen zu kultivieren. Wie diese aussahen, vermittelte

das in den Jahren 1708 bis 1714 veröffentlichte zweibändige Werk des Nürnberger Kaufmanns und Botanikers Johann Christoph Volkamer (Abb. 3 u. 4).¹³

In seinen „Nürnberger Hesperides“, in denen Volkamer vorwiegend über Herkunft, Pflege und Vermehrung von Zitrusfrüchten handelte, lieferte er unter jeder Sortendarstellung die Ansicht eines Gartens. Aus diesen Veduten ist das hohe Niveau der Gartenkunst zu erkennen, die in Nürnberg und seinem Umland von 1650 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ihre große Blütezeit fand. Bemerkenswert ist sowohl die Vielfalt der einzelnen Gartenanlagen als auch die Prachtentfaltung, die hinsichtlich von Gartenarchitekturen, Skulpturen und Brunnenwerken getrieben wurde.¹⁴ Festzuhalten ist jedoch, dass Volkamer lediglich eine Auswahl an Gärten vorstellte, denn um 1700 sollen mehr als 300 barocke Gartenanlagen in und um Nürnberg bestanden haben. So ist von den beiden Gärten, die der Fürther Pfarrer Daniel Lochner unterhielt, bei Volkamer nur der Garten am Fürther Schießanger abgebildet.¹⁵ Pfarrer Lochner, von einem Chronisten als ein „eifriger als Künstlicher Hortulanus“¹⁶ geschildert, soll das Verfahren beherrscht haben, aus einem Pomeranzenblatt einen ganzen Baum ziehen zu können. Es ist überliefert, dass Lochner sogar dem Kurfürsten von Mainz und Fürstbischof von Bamberg, Lothar Franz von Schönborn, anlässlich dessen Besuchs im Jahre 1714 auf diese Weise gezogene Ableger überließ.¹⁷ Beeindruckt schrieb der Fürstbischof über diesen Besuch am 22. Juli 1714 an seinen Neffen in Wien: „... ich habe heuth einem lutherischen predicanter in fürth eine visita in seinen garthen curiositatis gratia geben, bey welchem ich dann die wahrheit zu gestehen, mirabiliae

in puncto der cultivierung der Pomeranzen und citronen bäume gesehen.“¹⁸ Nach diesem Besuch in Fürth begab sich Lothar Franz von Schönborn nach Nürnberg. Zunächst habe er jedoch noch in des „... ehrlichen Herrn Führers Garten bey Nürnberg zu mitdag gespeiset, allwo es dann überaus wohl hergangen ...“ sei.¹⁹

Es ist also davon auszugehen, dass die fürstlichen, adeligen und bürgerlichen Gartenenthusiasten über die aktuellen gärtnerischen Unternehmungen ihrer jeweiligen Nachbarn bestens informiert waren. Dies trifft in jedem Fall auch auf die Gärtnerei der hohen Herrschaften zu. Als Beweis hierfür kann ein Schriftstück dienen, das vermutlich 1726 durch den markgräflisch-bayreuthischen Hofgärtner Georg Wolff jun. verfasst wurde.²⁰ Es vergleicht unter verschiedenen Gesichtspunkten den markgräflisch-bayreuthischen Schlossgarten zu Christian-Erlang mit den Gärten des gerade erwähnten damaligen Fürstbischofs von Bamberg, Lothar Franz von Schönborn, in Pommersfelden und Seehof sowie mit den Gärten im Markgrafentum Ansbach – dem Ansbacher Hofgarten sowie den Gärten der Landschlösser Triesdorf und Schwaningen.

Dabei ging es um die Größe des jeweiligen Gartens und dessen Bodengüte ebenso, wie um die Menge an Spalier- bzw. Heckenpflanzen, um die Küchengärten, die Menge an dort kultivierten Obstbäumen sowie um Art und Anzahl der dort unterhaltenen Blumen- bzw. Rasenparterres. Darüber hinaus wurde in dieser Aufstellung festgehalten, wie viele Orange-riepflanzen jeweils vorhanden waren, welchen Ertrag sie zeitigten, und wohin diese Gartenfrüchte zum Verzehr geliefert wurden.²¹

Aus der Aufstellung ist zu entnehmen, dass der Garten des fürstbischöflichen

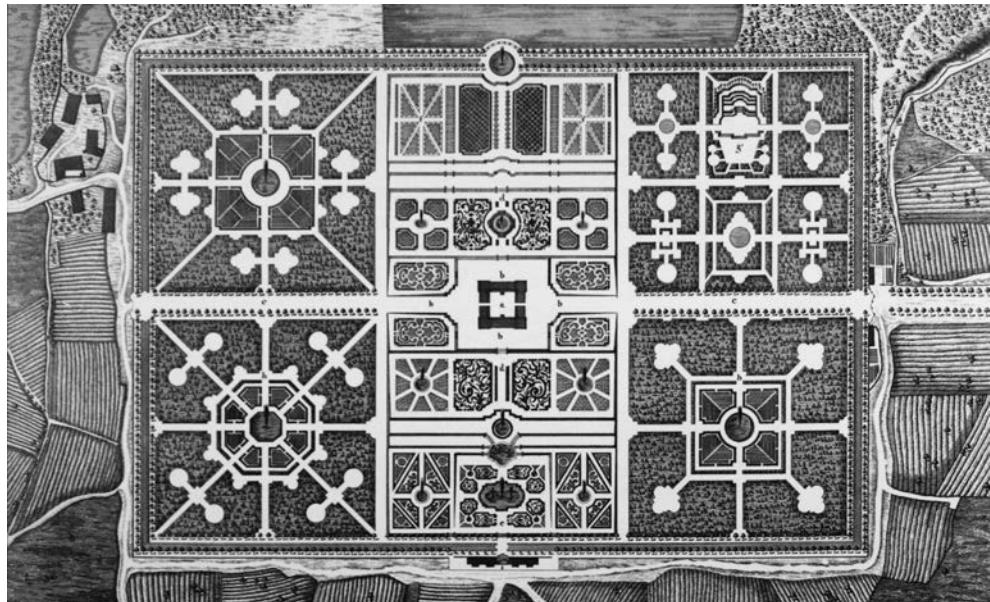


Abb. 5: Gesamtanlage des Gartens von Schloss Seehof.
Stich von Johann Matthias Steidlin nach Zeichnung von Salomon Kleiner.

Sommerschlosses von Seehof mit Abstand die größte Anlage war (Abb. 5). Hier wie auch in den anderen Gärten hatte man für die Heckenpflanzungen überwiegend Weißbuchen gesetzt. Im Garten zu Pommersfelden hatten diese Hecken eine Höhe von 7 Schuh – also von über 2,10 m – Höhe,²² und dazu gab es Pyramiden aus Taxus „*theils spitzig, theils eckigt, und theils gewunden geschnitten*“. Somit wäre hier auch ein Beleg dafür gegeben, dass man sich mit der „Ars Topiaria“, dem Form schnitt, beschäftigte. In Seehof waren die Weißbuchenhecken ca. 16 Schuh, also fast 5 m, hoch. Für das Heckentheater hatte man allerdings Fichten gepflanzt, die natürlich gleichfalls in Form geschnitten werden mussten.

Offenbar ausschließlich Fichte bevorzugte man im Schlossgarten des markgräflich-bayreuthischen Christian-Erlang, da

dieser Nadelbaum sowohl für Hecken als auch für Bosketts gesetzt worden war. Man könnte vermuten, dass ein Grund für deren Verwendung in dem immergrünen Gewand der Fichte zu suchen sei, da ihr dunkles Nadelkleid besonders im Frühjahr in lebhaftem Kontrast zum frischen Grün der Neuaustriebe stehe. Interessanterweise wurden in der zeitgenössischen Gartentheorie die unterschiedlichen Grüntöne und deren gestalterische Einsatz bis Ende der 20er Jahre des 18. Jahrhundert aber überhaupt nicht thematisiert.²³ Nun wurde Erlangen im Jahre 1726 als Witwensitz allerdings ganzjährig bewohnt, während Seehof ein reines Sommerschloss war, weshalb die Pflanzenarchitektur der Hecken dort wohl vor allen Dingen im Sommer, wenn die Buchen im satten Grün prangten, voll zur Wirkung kommen sollte.

Die markgräflich-ansbachische Sommersresidenz Triesdorf konnte mit zwölf Parterres „von ziemlicher Größe“²⁴ aufwarten. Das Schloss Seehof war von nur acht Parterres umschlossen, wovon jedoch bereits sechs fertig angelegt waren. Während sich um die Markgräflandsburg in Seehof die Parterrezone weitläufig erstreckte, war die Aufteilung der Parterres im Erlanger Schlossgarten viel kleinteiliger. Acht davon waren mit Buchs, die übrigen mit Zwergbäumen und ein Stück sogar mit Föhren besetzt, was aber wohl eher die Ausnahme gewesen sein dürfte.

Das Schloss der ansbachischen Markgräfin Christiane Charlotte, das 1719 neu erbaute Schloss Unterschwaningen, wies damals nur zwei Parterres auf. Diese waren allerdings mit Buchs und Blumenstücken gestaltet.²⁵

Die Parterres in Ansbach befanden sich gerade in der Umgestaltung. Diejenigen im privaten Sommerschloss des Grafen von Schönborn, Schloss Weißenstein ob Pommersfelden, waren zu dem Zeitpunkt, als diese vergleichende Übersicht erstellte wurde, noch gar nicht angelegt.

Allerdings nahm Pommersfelden – was den Pflanzenbestand der Orangerie betraf – unangefochten den ersten Rang ein. Das Verzeichnis führt „3000 Orange Bäume mittelmäßiger Größe, und der schönsten großen Früchte ungemein vollhangend“ auf. Diese Gewächse konnten im Winter auf eine Orangerie und zwei große beheizbare Glashäuser verteilt werden. Jährlich zog man dort bis zu 100 neue Pflanzen, und die Früchte wurden an den jeweiligen Aufenthaltsort des Fürstbischofs gesandt. Von der Orangerie zu Seehof wird berichtet, dass dort von einem Baum allein 140 Früchte geerntet werden konnten, und man jedes Jahr 200 Pomeranzensäumchen mittels Pfropfreisern vermehrte.

Die Orangerien von Ansbach und Triesdorf umfassten 300 bis 350 Exemplare, wobei in Ansbach immerhin 80 Pflanzen von besonderer Größe vorhanden waren. Die Nachzuchtarbeit blieb allerdings Triesdorf vorbehalten, wo man die Orangerie so eingerichtet hatte, „... daß man mit Pferden hineinfahren“ konnte. In Christian-Erlang befanden sich 219 Pomeranzen, Lorbeer, Granatapfelbäumchen und dergleichen in Kästen und Kübeln, dazu kamen weitere 106 in Scherben – sprich in Töpfen –, und pro Jahr konnten etwa zwölf „Pomeranzen Bäumlein“ nachgezogen werden. In Schwaningen hingegen wurden zu diesem Zeitpunkt noch keinerlei Orangeriegewächse kultiviert, deren Anschaffung allerdings vorgesehen war.

Diese aus Sicht eines Gärtners entstandene Aufstellung zielte freilich lediglich auf das Verhältnis von gärtnerischem Aufwand und Ertrag derzeit in Entstehung oder in Umgestaltung befindlicher Gärten ab. Sie berücksichtigte jenen vollendeten Garten nicht, der bereits damals als die bemerkenswerteste Gartenanlage Frankens galt, und der hinsichtlich seines Gestaltreichtums alle genannten Gärten maßgeblich beeinflusste.

Verlorene Gartenparadiese

Wo sich heute der Fußball- und Sportplatz des Landschulheims erstreckt, befand sich einst der leider vollständig untergegangene barocke Garten des Schlosses zu Gaibach. Will man den 1705 niedergeschriebenen Reiseaufzeichnungen des Herrn von Blainville glauben, so wurde dieser Garten von Zeitgenossen sogar als „das kleine Versailles“ bezeichnet.²⁶

Auftraggeber und Herr dieses Gartenreiches war einer der leidenschaftlichsten Gartenliebhaber seiner Zeit, Lothar Franz

von Schönborn, Kurfürsterzbischof von Mainz und Fürstbischof von Bamberg.²⁷ Als „*Ruhm der Gärten und blühende Zierde des Frankenlandes*“ wurde der herrliche Garten im Jahre 1697 von Studenten der Universität Würzburg in lateinischen Hexametern gepriesen, und dies zurecht – gilt der Gaibacher Lustgarten doch als die erste bedeutende barocke Anlage in Franken überhaupt.²⁸ In einer weiteren Eloge aus dem Jahre 1712 wurde der Garten zu Gaibach gar als ein Bild des Elysiums gepriesen, „*das die Götter schufen und in dem sich der Genius Schönborns*“²⁹ den staunenden Betrachtern zeige.

Selbst Reichsvizekanzler Friedrich Carl von Schönborn, gleichfalls ein großer Gartenliebhaber, pries den Garten seines Onkels in Gaibach: „*Im übrigen wird man so viel schönes in Europa nicht beisammen finden und ist sicherlich kein noblerer gusto in der Welt zu ersinnen.*“³⁰ In diesem Lob des in Wien weilenden Neffen ist schon das wichtigste Charakteristikum des Gaibacher Gartens genannt – die Zusammenschau unterschiedlichster Gartenelemente und verschiedener Stilströmungen.

Als Lothar Franz von Schönborn im Jahre 1677 von einer mehrjährigen Kavalierstour nach Frankreich, Holland und Italien zurückgekehrt war, übernahm er die Verwaltung seines Erbgutes Gaibach. Nicht das alte Wasserschloss war jedoch zunächst Gegenstand von umfanglichen Baumaßnahmen, sondern die Anlage eines Lustgartens, für den laut der Abrechnungen allein 9.100 junge Hainbuchen zur Besetzung zahlreicher Heckenquartiere angeschafft wurden. Im Jahre 1678 ließ Lothar Franz von Schönborn zur Ostermesse in Frankfurt Pflanzen ankaufen und im Herbst des gleichen Jahres aus seinem Würzburger Garten Blumenzwiebeln sowie Buchs ausgraben und nach Gaibach

schaffen. Auch vom Veitshöchheimer Gärtner kamen „*etliche Gewächse*“, wofür dieser eine „*Diskretion*“ erhielt.

Die Augustinerchorherren aus Kloster Heidenfeld erhielten gleich mehrmals ein Weingeschenk „*zu einem Trunk*“, da sie für den neuen Garten ihres hochmögenden Nachbarn eigene Buchsbäume ausgruben und nach Gaibach sandten. Auch die Herren Franziskanerpates zu Dettelbach waren 1687 in dieser Weise dem Kirchenfürsten und Erzkanzler des Reiches gefällig. Rosmarin scheint man damals im Überfluss kultiviert zu haben, denn 1688 konnten von den 100 vorhandenen Rosmarinstöcken, Zweige an die Coburger Kranzbinderin Anna Maria Fischer verkauft werden.³¹

Auch die in barocken Gärten überaus beliebte Aurikel – das „*Bärenöhrlein*“ – zog in den Gaibacher Garten ein. Sage und schreibe 119 „*Auriculen pflanzen*“ ließ Lothar Franz von Schönborn aus Aschaffenburg in das Schönborn'sche Gartenparadies nach Gaibach bringen.³²

Seit dem 17. Jahrhundert waren die in zahlreichen Farbvarianten und Blütenformen gezüchteten Aurikeln bei Gartenliebhabern sehr begehrt. Ihre Farbpalette reichte von Schwarz über Rot und Rosa bis Gelb und Weiß. Dabei konnten sie mehrfarbig sein, geflammt und bemehlt. In der Regel kultivierte man sie in Töpfen und präsentierte sie auf Stufengestellen, den sog. „*Aurikeltheatern*“.³³

Allein – nichts ist von diesem Garten erhalten, und wir hätten nur rudimentäre Kenntnisse, wäre Lothar Franz von Schönborn nicht von dem Wunsch getragen gewesen, seine „*blühende Zierde des Frankenlandes*“ durch Kupferstiche bekannt zu machen. Von Gaibach existieren gleich zwei dieser Kupferstichserien. Die erste wurde, vermutlich zwischen 1705 und

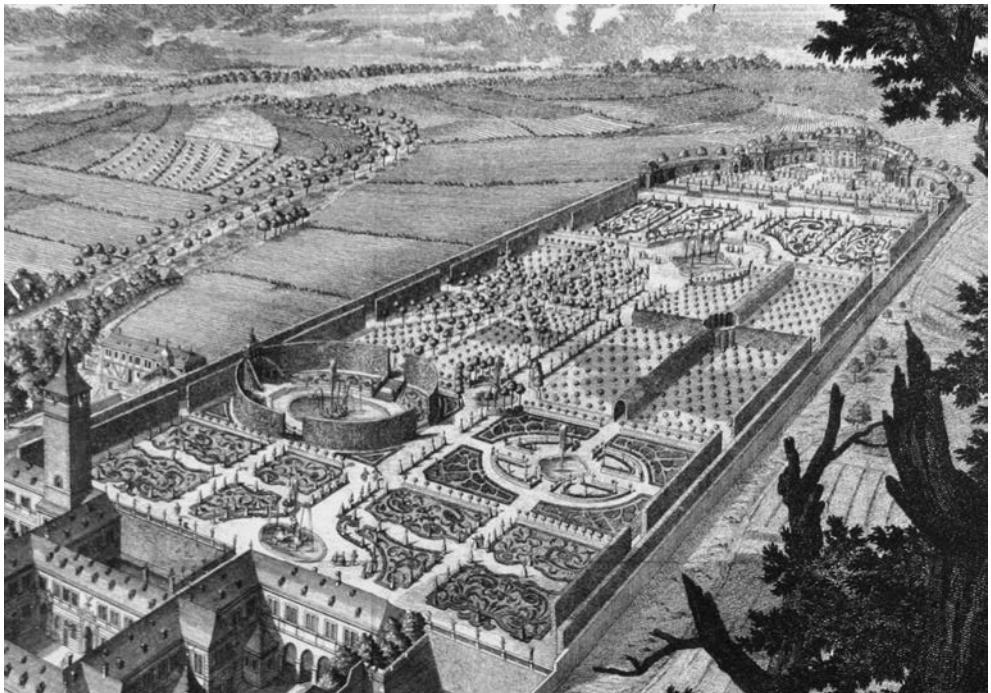


Abb. 6: Der Garten von Gaibach.

Stich von Georg Daniel Heumann nach Zeichnung von Salomon Kleiner, Ausschnitt.

1708, nach Zeichnungen des Nikolaus Person angefertigt, einem aus Longwy in Lothringen stammenden Vermessungsingenieur. Er hielt wohl nach 1697 den damals zum größten Teil vollendeten Garten mit dem Zeichenstift fest. Die zweite Stichserie entstand nach Vorlagen des Augsburger Vedutenzeichners Salomon Kleiner. Dieser schuf zwischen 1723 und 1725 zahlreiche Ansichten von Schönborn'schen Schlössern und Gärten, darunter Pommersfelden, Gaibach und Seehof. In Gaibach hielt sich Salomon Kleiner insgesamt sechs Wochen auf, um für die Stichfolge sieben Blätter zu zeichnen (Abb. 6).

Der Garten erstreckte sich westlich des alten Wasserschlosses auf einem Areal von zunächst 210 m Länge und 112 m Breite.

Die rechtwinklige Gliederung ging von einer breiten Mittelachse aus, die gleichzeitig eine Verlängerung der Symmetrieachse des Schlosses darstellte. Weniger breite parallele Längsachsen und zwei an der Seitenbegrenzung des Gartens verlaufende Heckenpassagen wurden von quer verlaufenden Wegen gekreuzt.

Letztere bildeten eine Rasterung mit querrechteckigen Broderieparterres. Daran schlossen sich quadratische Gartenkompartimente mit dem Ovalsee auf der einen und dem Sommerhaus auf der anderen Seite an, gefolgt von längsrechteckigen Obstbaumquartieren. Raffiniert wirkten sich die in zunehmender Länge angelegten Gartenkompartimente in einer optischen Verlängerung des Gartens aus. Dies ent-

sprach einer Grundforderung der französischen Gartentheorie, wonach der Garten immer größer erscheinen sollte, als es den tatsächlichen Abmessungen entsprach.³⁴

Mit dieser Grundeinteilung folgte die Anordnung der Gartenkompartimente dem französischen Schema mit einer langen Hauptachse, die von rechtwinklig angeordneten Querachsen geschnitten werden sollte. Ferner war man in der französischen Gartenkunst bestrebt, bei höchster Regelmäßigkeit größtmögliche Abwechslung in den einzelnen Gartenkompartimenten zu bieten, was sich ebenso im Gaibacher Garten verwirklicht findet.

Die Broderieparterres mit schmalen Blumen- und Rasenrabatten wurden, wie üblich, nächst dem Schloss angelegt. Nach holländischem Vorbild dürfte die halbmondförmige Erweiterung der Hauptachse gestaltet worden sein.³⁵

Hinter der Broderiezone erstreckten sich zwei quadratische Parterres. Im sogenannten „Hollandicum“ fanden um ein Sommerhaus in vier Sektoren verschiedene Orangeriegewächse, also Pomeranzennärbäume, Oleanderbüsch, Granatapfel- und Feigenbäume, Aufstellung (Abb. 7). Das Sommerhaus selbst, im Preisgedicht „*suffugii hollandici area*“ genannt, war

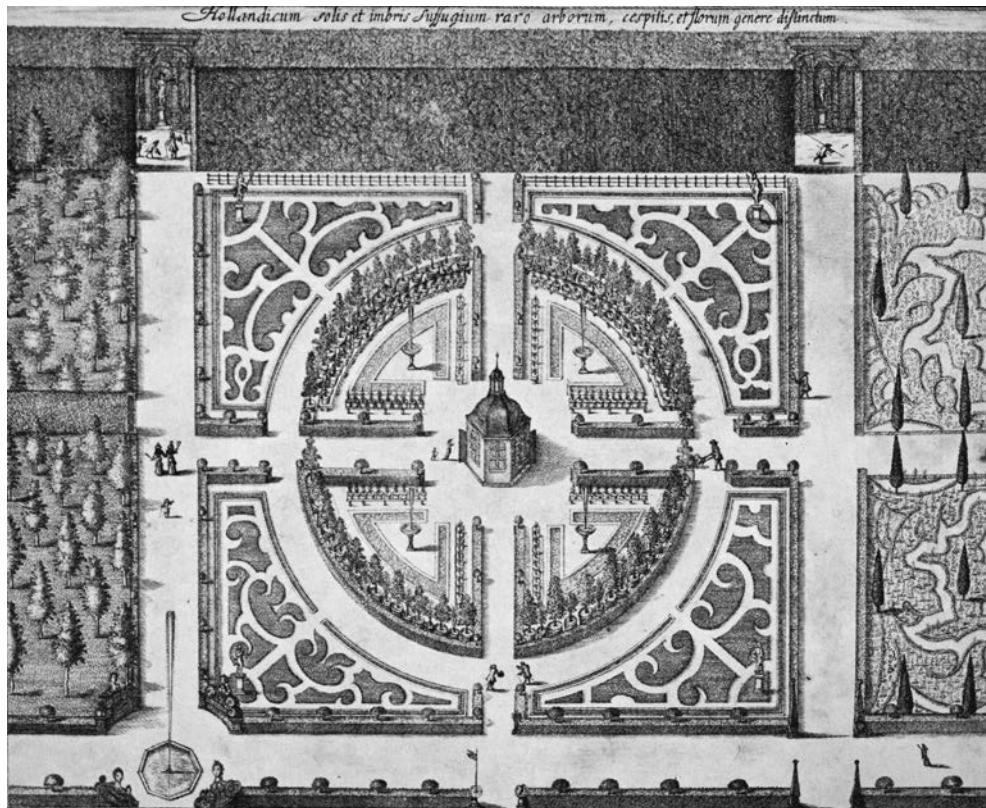
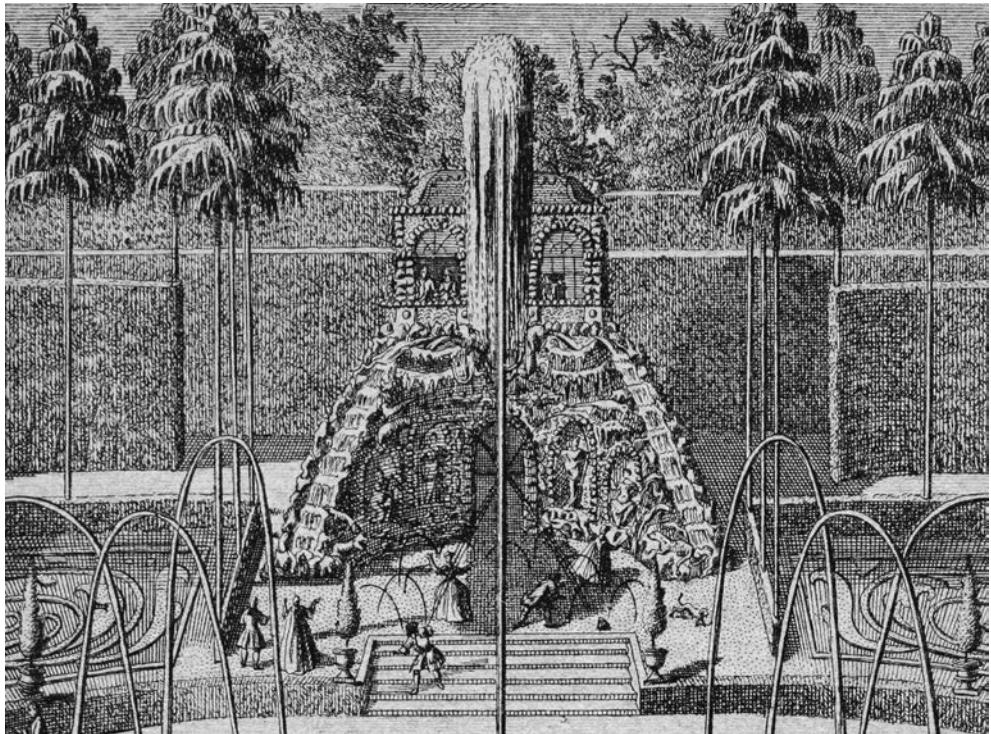


Abb. 7: Sommerhausparterre „Hollandicum“ im Garten zu Gaibach aus der Kupferstichfolge von Nikolaus Person „Orthographica Castri Geibach et Horti repraesentatio“, Mainz o.J.



*Abb. 8: Grotte am Ovalseeparterre zu Gaibach.
Ausschnitt aus einem Stich von Georg Lichtensteger nach Zeichnung von Salomon Kleiner.*

wohl ein Teepavillon nach holländischem Vorbild. Ganz anders als das ebenerdig angelegte Kompartiment mit dem Sommerhaus samt seinem kreisrunden Zentrum war das gegenüberliegende Ovalseeparterre gestaltet (Abb. 8). Es besaß die Form eines Boulingrins,³⁶ war also in die Erde eingesenkt. Am Grunde der Vertiefung befand sich ein Wasserbassin in Ovalform, was wiederum auf Vorbilder aus Holland verweist.³⁷

Wie im Sommerhausparterre führten sekundäre Achsen, die dem rechtwinkligen System folgten, auf kreisförmig gebogene Wege, wodurch das Zentrum des Parterres betont wurde. Während jedoch im Sommerhausparterre das Zentrum auch Ziel-

punkt war, wurde man im Ovalseeparterre um das Zentrum herum, auf eine seitlich an der Querachse stehende Grotte mit darüber liegendem Pavillon geführt.

Mit der Grotte wurde ein älteres, der italienischen Renaissance entlehntes Gartenmotiv eingebracht, und die Kombination von erdgeschossiger Grottenarchitektur und darüber liegendem Pavillon sollte sich noch lange großer Beliebtheit erfreuen. Später, als man das Sommerhaus im „Hollandicum“ durch einen mehrgeschossigen Schalenbrunnen ersetzte, wurde diese Divergenz der gestalterischen Mittel innerhalb dieses Gartenabschnittes deutlich abgeschwächt.

Wie in niederländischen Gartenanlagen

üblich, wurden auch in Gaibach Zier- und Nutzgarten kombiniert. Allerdings verzichtete man auf die in Holland stets eingehaltene deutliche Trennung dieser Gartenbereiche. Ganz im Gegenteil banden die alle Kompartimente durchziehenden Längsachsen die einzelnen Gartenteile eng zusammen. Als Gelenkstück diente wiederum eine zum Kreis verbreiterte Wegekreuzung, deren äußeren Rand man mit Bäumchen besetzte. Sie gehörte somit beiden Gartenteilen an und verband sie. Auch in den Obstbaumquartieren blieb man bei einer variantenreichen Gestaltung. Links erfolgte eine Alleenbepflanzung der rechtwinklig und kreuzförmig angelegten Sekundärachsen, dazwischen wurden Obstgehölze in gerader Reihung gesetzt. Rechts beschränkte man sich auf rechtwinklig sich kreuzende Sekundärachsen, die allerdings als „Berceaux“ gestaltet wurden und im Kreuzungspunkt ein rundes Kabinett ausbildeten. Die Besetzung der Beete erfolgte hier im Schachbrett- oder Quincunx-Muster.

Ende des 17. Jahrhundert ließ Lothar Franz von Schönborn den Garten im Westen auf ansteigendem Gelände um die Hälfte erweitern. Als „Point de Vue“, als Blickfang, wurde ein Orangeriegebäude errichtet, dessen seitliche Flügel jeweils einen Viertelkreis beschrieben. Wieder ist wohl das Vorbild hierzu in Holland zu suchen, und zwar im Orangeriegebäude des Adelsitzes Sorgvliet.³⁸ Diese Anlage könnte Lothar Franz auf seiner Kavaliers-tour durchaus selbst gesehen haben. Auch war 1690 eine Kupferstichfolge über diesen berühmten Garten erschienen.³⁹ Aber offensichtlich gab es um 1700 auch noch direktere Verbindungen nach Sorgvliet, denn aus einer späteren Korrespondenz des Johann Philipp Franz von Schönborn geht hervor, dass der 1710 in seinen Dien-

ten stehende Gärtner in Sorgvliet als Geselle gearbeitet hatte.⁴⁰

Von der hemizyklischen Orangerie vermittelten nochmals zwei geschwungene Laubengänge mit Treillagepavillons zum östlich an die Orangerie angrenzenden Garten. Daraus ergibt sich ein ungewöhnlich gebogener Westabschluss, der in dieser Form ebenfalls in Holland vorgebildet war, nämlich im Obstgarten von Schloss Het Loo bei Apeldorn, dessen prächtigen Garten sich Wilhelm III. von Oranien ab 1684 hatte anlegen lassen. Auch von dieser Anlage erschienen Anfang der 1690er Jahre Kupferstiche, die diesen aufwendig gestalteten Garten bekannt machten.

Die obere Terrasse vor dem Orangerieparterre zu Gaibach wurde schließlich mit vier kolossalen Figurengruppen bestückt. Im Anschluss daran entstand am Fuße der Terrasse das große Bassin, dessen platzartiger Umraum schließlich den Angelpunkt für die Verbindung des alten Gartens mit dem Orangeriekompartiment herstellte.⁴¹

Die Belvederefunktion der Orangerie und die sowohl durch hohe Bäume als auch durch eine Gartenmauer klar definierte Grenze zwischen Garten und Umland wurden in der Folge häufig wiederholt – etwa beim Belvederegarten in Wien oder in Schleißheim. Später gab es allerdings auch Lösungen, die gerade diese Begrenzung durch einen „Point de Vue“ aufbrachen – in Vollendung umgesetzt mit der Orangerie in Weikersheim.

Obwohl der Gaibacher Garten also ein rechtwinkliges Wegesystem mit symmetrisch angelegten Kompartimenten nach französischem Vorbild aufwies, gelang es – durch die Einführung von großen Bassins an den Wegekreuzen – runden Wasserparterres – die einzelnen Gartenteile ineinander übergehen zu lassen, ohne deren formale Abgrenzung aufgeben zu müssen.

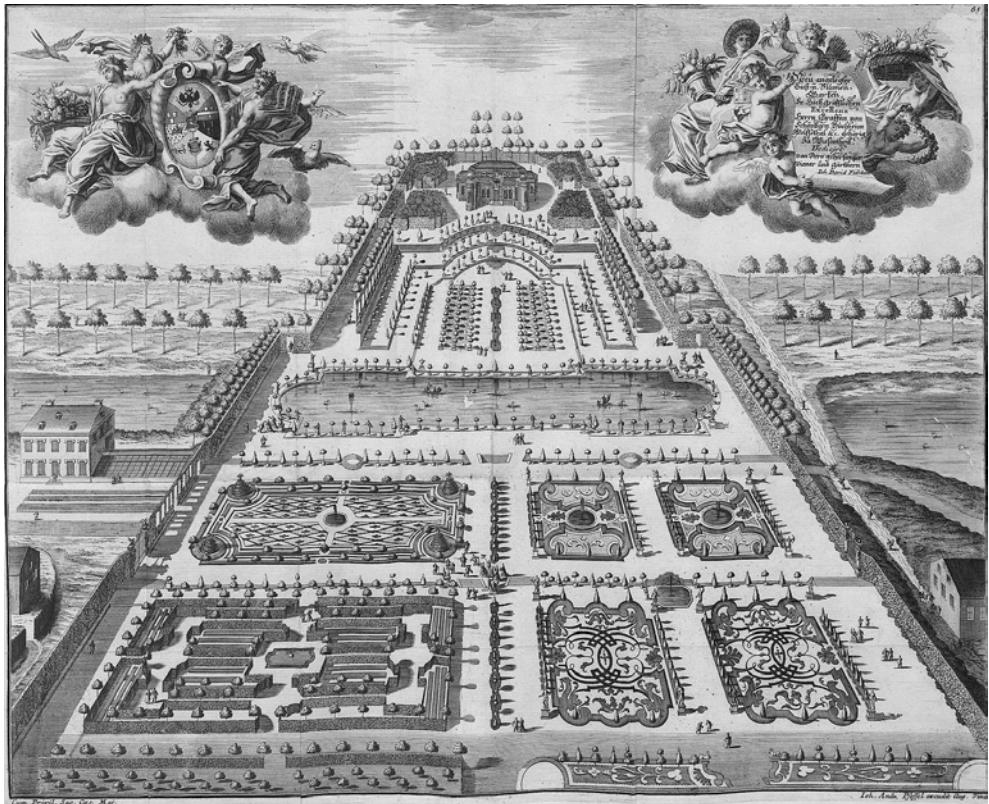


Abb. 9: Der Garten zu Wiesentheid.

Gesamtplan aus dem Stichwerk von Johann David Fülck.

Holländische, aber auch italienische Einflüsse sind am Gaibacher Garten feststellbar. Diese stehen jedoch nicht für sich, sondern wurden zu einem harmonischen Ganzen verbunden, zu einem Garten der zu seiner Zeit in Deutschland keinen Vergleich hätte scheuen müssen.

Die große Vorliebe für prächtige Gärten teilten übrigens auch die Neffen des Lothar Franz von Schönborn. Von Johann Philipp Franz von Schönborn, dem späteren Fürstbischof von Würzburg, wissen wir, dass er schon als Domprobst im Hof Altlobdeburg einen Garten mit bedeutenden Orangeriebeständen besaß. Allerdings konnten hierüber nur schriftliche Zeugnisse aufge-

funden werden, und seine hochfliegenden Pläne hinsichtlich der Anlage des Hofgartens an der Würzburger Residenz sollten erst unter seinen Amtnachfolgern in die Tat umgesetzt werden.

Seinem Bruder, Graf Rudolf Franz Erwein von Schönborn, stand bei der Anlage seines großen Gartens in Wiesentheid ein Gärtner zur Verfügung, der im Jahre 1720 selbst ein Druckwerk zur Gartenkunst herausgab.⁴² Johann David Fülck war von Ende 1715 bis 1721 in Wiesentheid als Gärtner angestellt. Mit ihm zusammen plante Rudolf Franz Erwein ab 1715 die Neugestaltung seines Gartens.⁴³ Wir besitzen mehrere Pläne dieser leider gleichfalls

im 19. Jahrhundert untergegangenen barocken Anlage. Den Plan von Fülck, abgedruckt in seinem 1720 veröffentlichten Buch, dann einen Plan aus dem Jahre 1730⁴⁴ und schließlich noch die Kopie eines Plans von 1760, den ein Gärtnergeselle anfertigte, der damals eigentlich in Veitshöchheim angestellt war, nämlich der spätere Hofgärtner des Fürstbischof von Würzburg, Johann Prokop Mayer.⁴⁵

Ganz anders als in Gaibach war eine achsialsymmetrische Anlage von Schloss und Garten in Wiesentheid nicht möglich. Man versuchte jedoch – nicht zuletzt durch eine keilförmige Terrasse vor der Front des Schlosses – dem Hauptgarten ein rechtwinkliges Achsenystem zu geben.⁴⁶ In einer späteren Erweiterungskampagne entstand dann an der Westseite des Schlosses ein zweiter Gartenbereich (Abb. 9).

Hinter der Blumenterrasse im Norden erstreckte sich – in Breite des Schlosses – der alte Garten, der ab 1715 zum Hauptgarten erweitert wurde. Fülck gliederte das deutlich vergrößerte Gartenareal in drei hintereinanderliegende große Abschnitte, die durch quer zur Hauptachse verlaufende Geländestufen voneinander getrennt wurden.

Die Zone der Parterres nahm die ersten beiden dieser Abschnitte ein, der dritte Abschnitt wurde beherrscht von dem großen See, einem riesigen quergelagerten Wasserbassin, das sogar mit kleinen Booten befahren werden konnte. Dahinter stieg das Gelände wieder an, und dort erstreckte sich die Hauptorangerie.

Anstelle einer breiten mittleren Wegeachse bildeten in den Parterrezonen die von Fülck in zahlreichen Varianten entworfenen Rabatten eine Art Rückgrat durch den Garten. Im Orangeriegarten übernahm diese Funktion eine Wasserachse, bestehend aus einem schmalen Kanal

und drei den Terrassenstufen eingesetzten Brunnenbecken. Da auch hier für den Abschluss des Orangerieparterres das Motiv des Halbkreises aufgenommen worden war, befanden sich diese Brunnen jeweils im Scheitel der Kreissegmente. Den „Point de Vue“ der Mittelachse bildete der auf der obersten Terrasse des Orangeriekompartiments errichtete sogenannte Gartensaal, ein eingeschossiges Gebäude mit mehreren Räumen, das seitlich von kleinen Boskets flankiert wurde.

Zu seiner eigenen Sammlung von Orangeriegewächsen, die sicherlich bereits einen beträchtlichen Umfang hatte, erwarb Rudolf Franz Erwein 1719 zusätzlich die Sammlung des verstorbenen Grafen von Offenbach mit über 2.300 Pflanzen.⁴⁷ So konnten nicht nur spielend leicht die großen Orangerieparterres mit Bäumchen besetzt werden, für deren Plazierung Fülck in seinem Werk mehrere Möglichkeiten anbot. Auch die gliedernde Funktion übernehmenden Rabatten an Wegen und Böschungen wurden sowohl in der Parterrezone als auch im Orangeriegarten mit Bäumchen in Kästen und Töpfen bestückt.

Die lebhafte Korrespondenz mit seinem Bruder, Reichsvizekanzler Friedrich Carl von Schönborn, in Wien gewährt teilweise recht detaillierte Einblicke in die Zusammensetzung der Parterrebepflanzungen. Von der Blütenpracht des Frühlings berichtete Graf Schönborn im Juni 1720 aus Wiesentheid nach Wien: „Gantz still darf man gewiss von dem löbl. garthen werck nicht schweigen ... hihr steht es guth dahmit; der hyacinthen, tulipanen, auriculn, ranunculen und anemonen flor wahr und ist recht schön copios gewesen und gehet es ietzo auff die sommer gewachse mit aller gewalth los ...“⁴⁸ Schon im Juli 1718 hatte Rudolf Franz Erwein seinem

Bruder melden können: „*Ich muß sagen, daß das povlangrin oder vertiefe parterre bey den kleinen pommeranzen zwergbaumgen, malva popaves nägelgen jasmin, levkojen, cariophilus senensis und sonsten allerley blühender flor, obstzwergbäumgen und wie es sonsten aufgezeichnet ist, nebst seinen 4 Vasenschnecken recht wohl aussehen hat ...*“⁴⁹ Nach den damals üblichen Setzgewohnheiten wurden diese Blütenstauden wohl im Rapport, d.h., in einer sich flächenmäßig wiederholenden Abfolge angeordnet, und zwar so, dass immer Pflanzen einer anderen Art und Farbe nebeneinander standen: die größten in der mittleren und die niedrigsten in den seitlichen Reihen.⁵⁰ Ziel war es, eine – wie Dezallier d'Argenville es 1709 formulierte – „*emailartige Mischung aller Farben*“ entstehen zu lassen.⁵¹ Das heißt, die satten, reinen Farben sollten trotz der Farbenvielfalt klar differenzierbar nebeneinander stehen, Zwischentöne oder Mischfarben galt es zu vermeiden. Diese kamen – wie auch verstärkt Pastelfarben – erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Mode.

Mit den erwähnten „Wasenschnecken“ waren schneckenartig sich nach oben windende Hügelchen gemeint, die vollständig mit Rasen bepflanzt wurden. Über seine Zusammenarbeit mit Johann David Fülck schrieb Rudolf Franz Erwein seinem Bruder: „... dann wir gar fleissig zusammen academisieren, und muß ihm [dem Gärtner Fülck] seiner geschicklichkeit wegen alles gutes nachsagen, sowohl in gedanken als der execution selbsten ...“⁵²

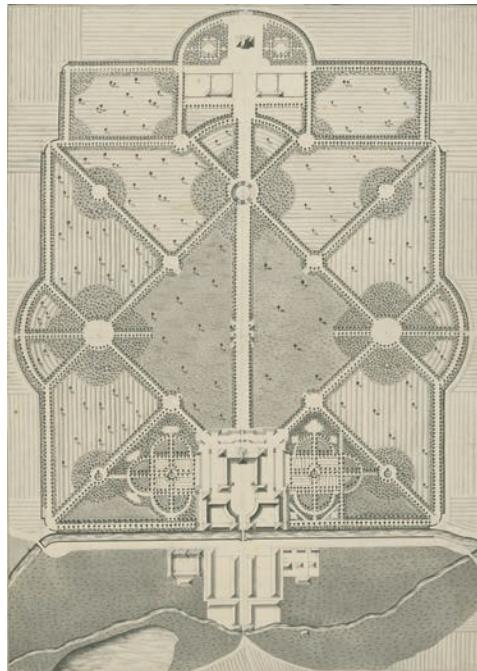
Von Fülck stammen auch noch die Entwürfe zu den beiden westlichen Gartenkompartimenten, die allerdings fast ohne Bezug zum Hauptgarten angelegt, bemerkenswerter Weise auch auf dem Fülck'schen Gesamtplan nicht in Erscheinung treten. Noch nicht berücksichtigen

konnte Fülck, die erst in den folgenden Jahren nach und nach im Garten aufgestellten über 200 Figuren, die der Bildhauer Heinrich Stahler aus Sandstein fertigte. Darunter befand sich in der Mitte des Sees eine kolossale Brunnenfigur des Samson. Neben zahlreichen Figurengruppen und Tierbildern werden in den Quellen auch „*zwei Sphixe und sieben Nacktärsch*“ erwähnt.⁵³ Welche Thematik sich hinter den letztgenannten verbarg, liegt im Dunkeln, zumindest dürfte aber deren Erscheinungsbild klar vor Augen treten.

Ein gleichfalls nicht erhaltener Sondergarten Schönborn'scher Gartenlust sei noch näher betrachtet. Fürstbischof Friedrich Carl von Schönborns Vorliebe für die Fasanenjagd führte dazu, dass man zu Pommersfelden den Lustgarten flankierende Gartenareale für freilaufende Fasane anlegte.⁵⁴

Die Fasanenjagd war ein überaus beliebter Zeitvertreib des Adels jener Zeit, und auch der Garten zu Veitshöchheim war ja einst zu großen Teilen ein Fasanengarten gewesen, wovon bis heute der dortige Schießturm Zeugnis ablegt. Ein reiner Fasanengarten hingegen entstand mit dem Garten der Sommerresidenz des Fürstbischofs von Würzburg, Schloss Werneck, das zugleich als Landsitz und Jagdschloss diente.⁵⁵

Der Entwurf dieses Gartens aus dem Jahre 1733 dürfte im Wesentlichen auf Balthasar Neumann zurückgehen (Abb. 10). Dabei verzichtete Neumann auf viele der üblichen Bestandteile eines barocken Ziergartens.⁵⁶ Westlich und östlich des Schlosses befanden sich durch Bosketts vom übrigen Garten abgeschirmte Potagers, also Gemüsegärten, mit je einem schlchten Wasserbecken in der Mitte der kreuzförmigen Wegeföhrung.⁵⁷ Die Grundform des Hauptgartens hinter dem



*Abb. 10: Plan des Fasanengartens zu Werneck.
Lavierte Federzeichnung von Balthasar
Neumann 1735/40 (KBB Berlin, Hdz 4752).*

Schloss ist das Quadrat, dem ein auf die Spitze gestelltes Quadrat einbeschrieben ist. Alle Achsen des Hauptgartens waren als Alleen gestaltet, wobei Kreuzungspunkte ebenfalls von symmetrisch gepflanzten Gehölzgruppen (Bosketts) umfangen waren. Aus den Quellen geht hervor, dass 317 Maronenbäume aus Gaibach geliefert wurden, außerdem eine Fuhré junger Kastanienbäume. Die Alleen waren zunächst mit Linden besetzt worden, die jedoch offenbar schlecht anwuchsen.⁵⁸ Die breite Mittelachse sollte auf ein Jagdhaus zuführen, das auf einer Anhöhe liegend, Belvederefunktion gehabt hätte. Errichtet wurden jedoch nur die seitlich davor positionierten Fasaneriebauten, wie ein Plan aus der Zeit um 1750 zeigt.

Bemerkenswert ist der halbkreisförmige Abschluss des Gartens, nicht nur in der Hauptachse sondern – mit Bogensegmenten – auch an den beiden Querachsen. Das Gelände innerhalb des auf die Spitze gedrehten Quadrates war mit Gras und vereinzelten Bäumen bepflanzt worden, die restlichen Bereiche mit Getreide, das den frei herumlaufenden Fasanen als Futter diente. Auf etwa zwei Dritteln der Hauptachse befand sich ein erhöht liegender runder Platz, der über sechs konzentrisch angeordnete Treppen erreichbar war. Er diente als Schießstand, um die aufgescheuchten Fasanen zu erlegen. Die erste Fasanenjagd zu Werneck dürfte 1737 stattgefunden haben, und zu diesem Zeitpunkt war auch der Garten weitgehend fertiggestellt.

Die Gärten der Markgräfinnen

Etwa zeitgleich mit dem Garten in Werneck erfolgte unter Federführung der Markgräfin Wilhelmine der Ausbau der Eremitage bei Bayreuth. Damit reihte sie sich in die Riege von Gartenenthusiastinnen ein, die in den brandenburgischen Markgrafentümern Ansbach und Bayreuth die Gartenkunst stark beförderten.

Der eingangs schon erwähnte Schlossgarten zu Christian-Erlang entstand bis 1714 unter dem Einfluss der Markgräfin Elisabeth Sophie, der Gemahlin und späteren Witwe des Markgrafen Christian-Ernst (gest. 1712). Er wurde umgestaltet unter Markgräfin Sophia, der Gemahlin des Markgrafen Georg Wilhelm, die in Erlangen von 1726 bis 1734 ihren Witwensitz hatte (Abb. 11).⁵⁹

Im Gegensatz zu den Schönborn'schen Gärten, in denen das Orangeriegebäude und das zugehörige Parterre als „Point de Vue“ an das Ende des Gartens gelegt wurde,

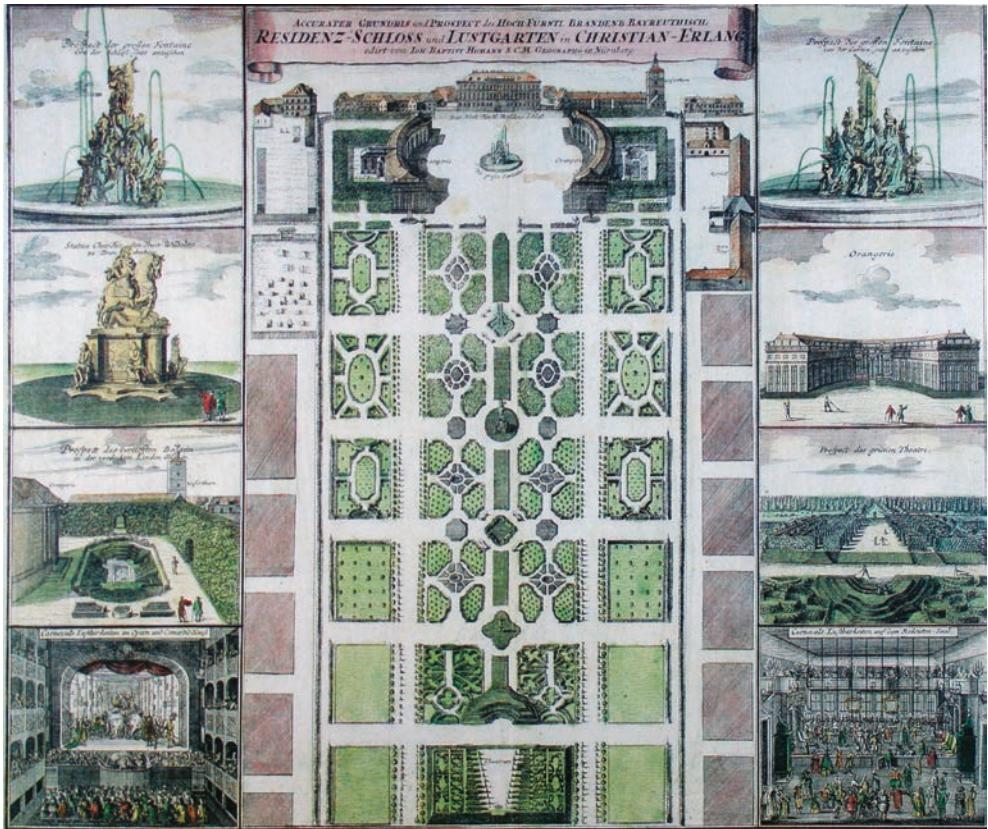


Abb. 11: Gesamtplan des Gartens zu Christian-Erlang.
Kolorierter Stich mit acht Randbildern von Johann Baptist Hohmann 1721 (Stadtarchiv Erlangen).

errichtete man in Erlangen in den Jahren 1704 bis 1706 in unmittelbarer Nähe des Schlosses die Orangerie mit dem Festsaal auf der einen und später die Konkordienkirche auf der anderen Seite. Diese beiden Bauten sollten mit ihren halbkreisförmig geführten Flügeln einen Platz hinter dem Schloss seitlich rahmen.⁶⁰ Im Zentrum des Platzes wurde 1706 der von Elias Räntz geschaffene Hugenottenbrunnen errichtet, ein ikonographisch bemerkenswertes Bildwerk, das auf den von Musen bevölkerten Parnass anspielt. Anstelle der Musen sind jedoch hugenottische Zuwanderer

und auch mythologische Figuren gezeigt; Markgraf Christian Ernst hingegen ersetzt den Musenführer Apoll. Es folgte auf das Brunnenparterre eine kleinteilige Parterrezone, wobei man die Mittelachse durch breite Rasenteppiche und Wasserbecken akzentuierte. Den Abschluss dieser Mittelachse bildete ein Heckentheater, allerdings ohne rückwärtigen Abschluss, denn hinter der Boskettzone und dem Theater führte – ganz wie in der französischen Gartentheorie gefordert – eine „Patte d’Oie“ (Gänsefuß), ein Dreistrahl von Wegeachsen, in die umliegende Landschaft.

Bemerkenswert ist, dass der Abschluss der Mittelachse des Gartens durch ein Heckentheater gestaltet wurde. Das gestuft angelegte Auditorium bestand aus Rasenbänken, die halbkreisförmig angeordnet und an der gebogenen Seite zweimal konkav eingezogen waren. Eine breite Querachse trennte diese Terrasse von dem gegenüber dem Weg gleichfalls erhöhten sehr tiefen Bühnenraum ab. Dieser besaß auf beiden Seiten elf Gassen, aus denen die Akteure auftreten konnten. Das Theaterspielen im Garten scheint an allen fränkischen Höfen beliebt gewesen zu sein. So gab es, wie schon erwähnt, auch in Seehof ein Heckentheater, hier allerdings als Bosskett gestaltet, und schon bei den ersten Planungen für den Würzburger Hofgarten war dieses offenbar beliebte Gartenmotiv ebenfalls vorgesehen. Allein das Hecken-

theater in Veitshöchheim ist heute noch vorhanden.

Ganz anders als in Erlangen stellte sich die Situation mit der Gestaltung des Hofgartens in der Residenz der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach dar.⁶¹ Der 1534 erstmals erwähnte Hofgarten befand sich außerhalb des Mauerrings, stand also in keinem formalen Bezug zum markgräflichen Schloss. Als 1723 Markgraf Wilhelm Friedrich verstarb, übernahm seine Witwe, Markgräfin Christiane Charlotte, die Regentschaft für den noch unmündigen Sohn und sorgte nicht nur für den barocken Ausbau des Schlosses, sondern auch für die Neuanlage des Hofgartens (Abb.12).

Einige Besonderheiten dieser Planung sind bis heute erkennbar. Die Gartengrenze wurde im Norden und Osten

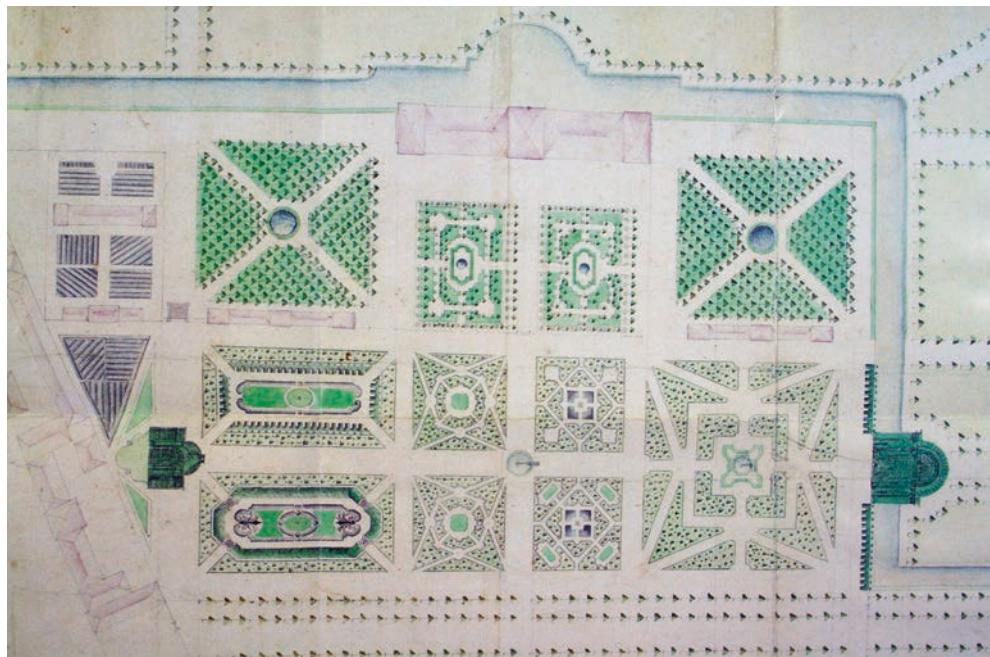


Abb. 12: Großer Plan oder Entwurfsplan für die Anlage des Ansbacher Hofgartens, um 1724, lavierte Federzeichnung (Staatsarchiv Nürnberg, Reg. v. Mfr., Plansammlung Abgabe 1942, Mappe 9/2).

durch einen Gürtelkanal vorgegeben. Architektonischer Bezugspunkt wurde die ab 1726 unter dem Obristbaumeister Carl Friedrich von Zocha errichtete Orangerie, ein langgestreckter Bau, bestehend aus Mittelpavillon, zwei Flügeln und zwei Eckpavillons. Dieses Orangerieschloss bildete den nördlichen Abschluss des Gartens. Nach Süden erstreckte sich davor eine Parterrezone mit zwei Rasenparterres (Parterres à l'Angloise), deren Rabatten zur Aufstellung der Orangeriegewächse dienten. Flankiert wurde dieser Bereich von zwei quadratischen Lindenbosketts. Die folgende Boskettzone wurde durch vier kleinere quadratische Kompartimente in der Mitte gestaltet. Im Osten schloss sich ein großes quadratisches Boskett, im Westen zwei längsrechteckige Bosketts mit großen saalartigen Lichtungen an.⁶² Baumarkaden (Palissades) und Laubengänge (Berceaux) rahmten die mit Rasenplätzen und Broderien gezierten Plätze ein. Ein größerer Treillagepavillon scheint auch im Westen zwischen den beiden Parterres geplant gewesen zu sein. Den südlichen Abschluss des Gartens bildeten wiederum unterschiedlich geformte Bosketts. Auffällig ist das Fehlen von großen Springbrunnen; an skulpturaler Ausstattung ist lediglich eine Figur in einer der beiden östlich am Kanal geplanten Treillagearchitekturen zu erkennen. Ungewöhnlicherweise fehlt auch eine dominante Hauptachse in Nord-Süd-Richtung, was besonders bei dem Brunnenbassin an der mittleren Wegkreuzung ins Auge fällt. Eine Hauptachse findet sich vielmehr in Richtung von Westen nach Osten in Form einer 550 m langen doppelreihigen Lindenallee, die als Maille-Bahn genutzt wurde. Sie endet in einem Rondell mit rundem Rasenstück. Dieser „Grüne Dom“ ist bis zum heutigen Tag

erhalten und gehört zu den hervorragenden Denkmälern barocker Gartenkunst in Deutschland.

Kehren wir aber wieder in das Herrschaftsgebiet des Markgrafen von Bayreuth zurück. Hier sollte mit Regierungsantritt des Markgrafen Friedrichs III. und seiner Gemahlin, der preußischen Prinzessin Wilhelmine, ein neues Kapitel in der fränkischen Gartenkunst beginnen. Beide suchten sie dem höfischen Zeremoniell des Bayreuther Schlosses zu entfliehen, wozu sich insbesondere die schon unter Markgraf Georg Wilhelm begonnene Eremitage bestens eignete. Bereits im 17. Jahrhundert war auf dem an drei Seiten vom roten Main umflossenen, bewaldeten Berg Rücken östlich von Bayreuth ein Tiergarten angelegt und ein „*Grott- oder Brunnenhaus*“ erbaut worden.

Markgraf Georg Wilhelm ließ hier eine höfische Einsiedelei errichten, wohin er sich in Begleitung von nur wenigen Höflingen zurückziehen konnte. Dieses bemerkenswerte Bauvorhaben war bald über die Grenzen der Markgrafschaft hinaus bekannt geworden, so dass selbst der in Bauangelegenheiten nicht leicht zu beeindruckende Bamberger Fürstbischof Lothar Franz von Schönborn in einem Schreiben davon berichtete: „*Man bauet zu Bareith ein dolles eremitage*“.⁶³ Wie weit die Kunde von diesem Bau reichte, belegt ein Briefzitat der Lieselotte von der Pfalz, in dem sie 1721 ihrer Halbschwester, Luise Raugräfin zu Pfalz, anvertraute: „*Der margraff von Bareydt undt seine gemahlin sollen ein doll paar sein; l'esprit de vertige [der Sinnentaumel] regirt woll ahn diessem hoff auch mitt ihrer einsiedeley.*“⁶⁴ Damit schoss die passionierte Briefeschreiberin jedoch weit über das Ziel hinaus. Der vom Pietismus geprägte Hof zu Bayreuth war – zumindest unter Markgraf Georg

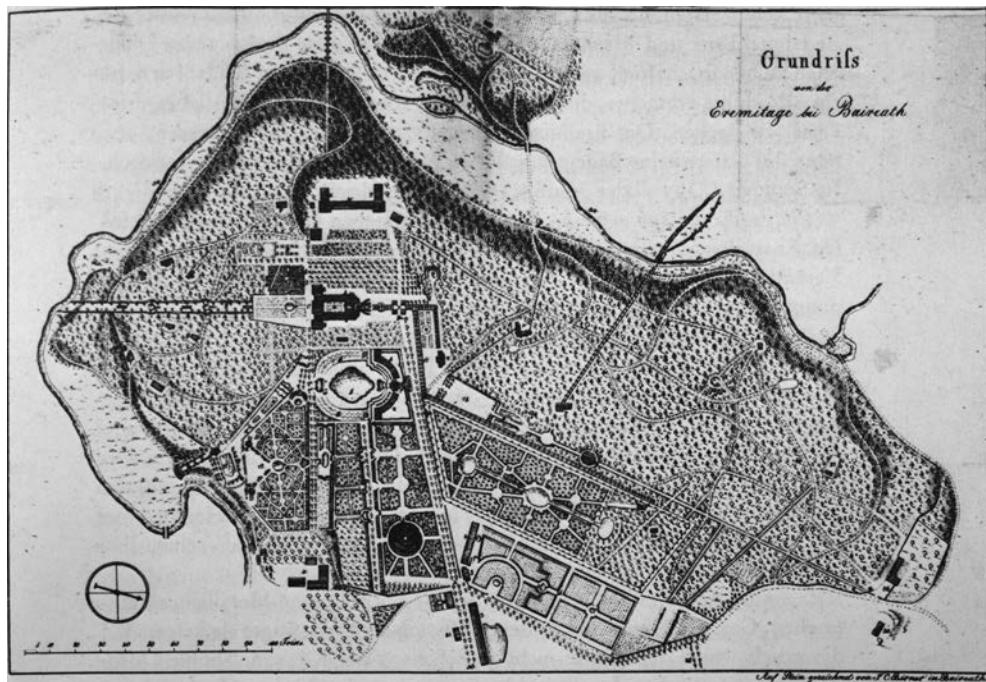


Abb. 13: F.C. Birner „Grundriss von der Eremitage bei Baireuth“.

Lithographie (Stadtarchiv Bayreuth).

Wilhelm – von jeglichem Sinnentaumel weit entfernt.

Nach Übernahme der Regierungsge schäfte im Jahre 1735 schenkte Markgraf Friedrich III. die Eremitage seiner Gemahlin Friederike Sophie Wilhelmine, die sogleich mit Um- und Ausbauarbeiten beginnen ließ (Abb. 13). Ihre Pläne verwirklichte der bayreuthische Hofbaudirektor Joseph Saint-Pierre. Dabei entstand nun keine großzügige Gartenanlage französischer Prägung, sondern ein Nebeneinander mehrerer kleiner Gärten, die, für sich genommen, ganz unterschiedlichen Gestaltungsaspekten folgten. Bevorzugte Gartenmotive waren Labyrinth, Grotten und opulente Wasserspiele, wie sie auch andernorts zu finden waren. Mit den künstlichen Ruinen, die ein besonderes Merk-

mal für die Gartenkunst in Bayreuth werden sollten, war die Markgräfin ihrer Zeit jedoch weit voraus.⁶⁵

Staffagearchitekturen in Form von Ruinen traten außerhalb Englands erst gegen 1770 auf dem Kontinent auf. Neben dem „antikischen Grabmal“ – zum Andenken an ihren Lieblingsjund Folichon errichtet – und dem Ruinentheater von 1743, das der bühnenbegeisterten Markgräfin besonders am Herzen lag, gehört zu diesen Staffagebauten auch die ab 1743 errichtete Eremitage des Markgrafen Friedrich bei der Unteren Grotte. Letztere wurde bereits vor 1745 vollendet. Die dortigen Wasserspiele beschrieb der Dichter Jean Paul – zwar befremdet, aber nicht ohne Bewunderung – mit den Worten: „Alles mythologische halbgöttliche Halbvieh spie,



Abb. 14: Sanspareil, Ansicht des Äolusfelsens mit chinesischen Pavillon. Stich von G. Vogel nach Zeichnung von Johann Gottfried Köppel.

Aus: *Die Eremitage zu Sanspareil. Nach der Natur gezeichnet und beschrieben von Johann Gottfried Köppel. Kais. Landgerichts-Registrator zu Anspach. Erlangen 1793.*

und aus der bevölkerten Wassergötterwelt wuchs eine krystallene Waldung empor, die mit ihren niedersteigenden Strahlen wieder wie Lianenzweige in der Tiefe einwurzelte. Man erfrischt sich lang an der geschwätzig durcheinander fliegenden Wasserwelt.“⁶⁶

Auch dem Einfluss der Chinamode entzog man sich am Bayreuther Hof nicht. Die „Drachenhöhle“, heute nur noch als grottenartiger Staffagebau wahrnehmbar, trug einst einen luftig-leicht wirkenden chinesischen Teepavillon, dessen geschweiftes Dach von goldenen Drachen bekrönt war.

Ist bereits in der Eremitage jeglicher Ausblick in die weite Landschaft vermieden, um die Illusion der Abgeschiedenheit zu ermöglichen, so scheint der einer Laune der Natur geschuldete Felsengarten Sanspareil eine noch stärkere Form der Abkapselung von der Außenwelt zu implizieren. „*Ver-*
giss mich nicht in deinen Zauberägärten“, schrieb König Friedrich II. von Preußen an seine Schwester Wilhelmine, und an einem der Realität entrückten Ort scheint man sich in Sanspareil auch zu befinden.⁶⁷ Der Reiz des Verwunschenen ist auf die-

sem Fleckchen Erde bis heute spürbar. Unter der Markgräfin Wilhelmine entstanden hier der „Morgenländische Bau“, ein kleines Lustschloss, samt einigen Kavaliershäusern. Der zwischen diesen Gebäuden sich erstreckende kleine formale Gartenbereich bildet zu dem sich hinter dem Lustgebäude erstreckenden Felsen-garten den denkbar größten Kontrast. Es war jedoch dem letzten Markgrafen Carl Alexander von Ansbach-Bayreuth vorbehalten, mit zusätzlichen Staffagebauten die Absonderlichkeit dieses Felsenhains ins Phantastische zu überhöhen. Auch hierzu existieren Bild-dokumente in Form einer Kupferstichserie, die 1793 nach Zeichnungen von Johann Gottfried Köppel gestochen wurde (Abb.14).⁶⁸

Das letzte große Projekt der Markgräfin Wilhelmine war die Anlage des Neuen Schlosses mit dem Sonnentempel und der Oberen Grotte in den Jahren 1750/1752. Zunächst als Menagerie, später als Orangerie genutzt, umfassen die halbrund geführten Seitenflügel ein großes Wasserbassin. Mit ihren aufwendigen Wasserspielen bildet die Obere Grotte bis heute einen Höhepunkt der Wasserkünste in den Barockgärten Frankens, da viele der großartigen Fontänenanlagen des 18. Jahrhunderts zumeist schon im 19. Jahrhundert abgebrochen wurden.

Das Wasser spielte auch auf einem wohl 1753/1754 entstandenen Plan für den Hofgarten zu Bayreuth eine gewichtige Rolle.⁶⁹ Dem einstigen Lustgarten, ursprünglich räumlich in keinem Zusammenhang mit dem Bayreuther Schloss stehend, kam nach dem Brand des alten Residenzschlosses im Januar 1753 eine bedeutende Rolle zu. Man entschloss sich dazu, die in der Hauptachse des Lustgartens entstandene Kirche der reformierten Gemeinde samt Predigerhaus und weite-

re angrenzende bürgerliche Palais zum Neuen Schloss umzubauen. Wieder wurden jedoch mehrere nebeneinander liegende Gärten angelegt, wobei ein lange Maille-Bahn, eine Allee sowie eine Was-serachse in Form eines Kanals großzügige Hauptachsen bildeten. Der breite Kanal lief durch drei größere Bassins mit kleinen Inselchen und bog schließlich im rechten Winkel nach Süden ab. Dort endete der Kanal in einem großen Becken, in dem eine Insel mit Zierbastion geplant war.⁷⁰ Mit den Arbeiten an der Erweiterung des einstigen Lustgartens wurde jedoch erst im Jahre 1759, also bereits ein Jahr nach dem Tod der Markgräfin begonnen.

Von Brunnenwerken und Kaskadenträumen

Das Wasser war von jeher ein bedeuten-des Element im Garten, insbesondere die „springenden“ Wässer, wie man sie im 18. Jahrhundert bezeichnete: Springbrunnen und Fontänen sowie deren Bündelung in Grotten, Nymphaen, Châteaux d'eau (Wasserschlössern) und Kaskaden. Sie bereicherten die Geräuschkulisse der Gärten und waren Sinnbild des Überflusses der Natur. Jedoch selbst in Versailles war es trotz enormen Aufwands – dem giganti-schen Wasserhebewerk in der Seine bei Marly und dem großen Aquädukt – nicht möglich gewesen, alle Wasserspiele gleichzeitig laufen zu lassen. Aus diesem Grund verfasste König Ludwig XIV. selbst eine Choreographie, nach der er seine Spaziergänge im Garten richtete.⁷¹ So ermöglichte er es sich und seiner Entourage, die Fontänen in den einzelnen Bosketts der Reihe nach und ohne Unterbrechung zu genießen.

Auch hierzulande wurden zum Betrieb der Wasserspiele in den fürstlichen Gärten

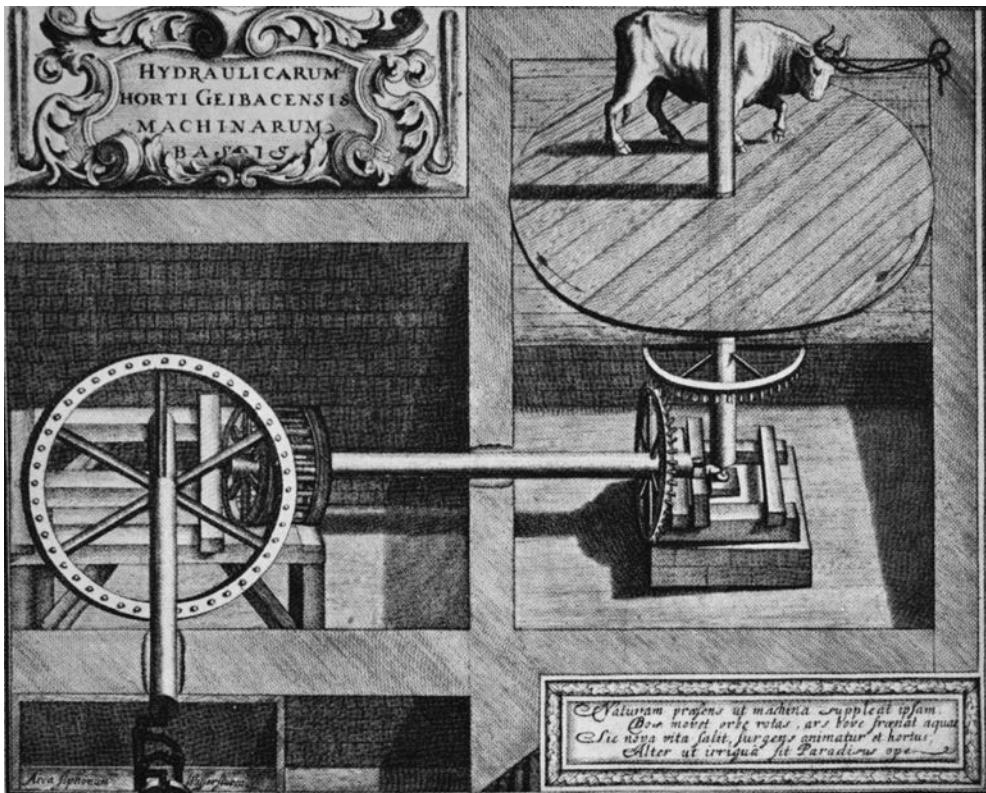


Abb. 15: Ochsentretanlage zu Gaibach, aus der Kupferstichfolge von Nikolaus Person „Orthographica Castri Geibach et Horti repraesentatio“, Mainz o.J.

größte Anstrengungen unternommen und teilweise ingenieurtechnische Höchstleistungen erbracht. Ein Hauptproblem, das auf ganz unterschiedliche Arten gelöst wurde, war es, die für die Wasserspiele erforderliche Menge an Wasser herbeizuführen und ferner den dazu nötigen Druck zu erzeugen. Zumeist wurden Wassertürme errichtet, wie beispielsweise auch für die Wasserspiele im Erlanger Hofgarten, in der Bayreuther Eremitage oder in Veitshöchheim. Aus dem Stichwerk des Nikolaus Person ist zu entnehmen, dass zum Betrieb der Wasserspiele im Garten zu Gaibach eigens eine Ochsentretanlage errichtet wurde.

Hierzu kaufte man im Jahre 1704 für 24 fl. einen „Scheubenochse[n]“ (Abb. 15).

Ein Pumpwerk in Form einer Ochsentretanlage funktioniert nach den mechanischen Prinzipien der schiefen Ebene und des Hebels. Durch das Körpergewicht eines Ochsen setzt sich die Drehscheibe automatisch in Bewegung. Der Ochse lief – es blieb ihm auch nichts anderes übrig – auf der unter ihm langsam rotierenden schief gelagerten Scheibe und setzte das Pumpwerk in Gang. Die einzige im deutschsprachigen Raum noch funktionstüchtige Anlage bei Schloss Schillingsfürst erbringt eine Pumpleistung von

40 l / Min. Kaum jemals erfährt man, wie es dem Ochsen dabei erging. Im Fall des Gaibacher Ochsens ist das anders. Das 1704 erworbene Tier musste nämlich schon bald außer Dienst gestellt, und zwei neue Ochsen angekauft werden, da, wie es in den Rechnungen heißt, „... der erste [Ochse] infolge Schwindels untauglich“ war.⁷² Auch einen anderen Ochsen ereilte dasselbe Schicksal. Im Jahre 1708 lieh man sich ein Tier „... in die wasser kunst, so in supplementum des schlossochssens, welcher wegen schwindelköppfigkeit nit zu gebrauchen gewesen ...“⁷³

Das Wasser, das der jeweilige „Scheubenschlüssel“ heraufpumpte, speiste die Fontänen des großen Tritonenbeckens am Eingang des Gartens und die beiden Brunnen in den folgenden Parterres. Sogar die Grotte am Ovalsee war mit unterschiedlichen Wasserspielen bestückt.

Seitlich ergoss sich das kühle Nass über Wassertreppen, und im Fußboden waren Düsen eingebaut, die den nichts ahnenden Besucher von unten bespritzten. Vergleichbares findet sich übrigens auch im Grottenhaus der Eremitage in Bayreuth. Kindlich freuten sich die ‚Eingeweihten‘, wenn wieder ein ‚Opfer‘ durch plötzlich aufschließende Wasserstrahlen erschreckt und derangiert wurde. Salomon Kleiner hielt dies sogar auf seinen Zeichnungen für die Kupferstichserie im Bild fest.

Die Grotte des Pfarrers Daniel Lochner am Schießanger in Fürth präsentierte eine ganz andere Form der Unterhaltung. Wie der Chronist Andreas Gruber berichtet, wurde mit Hilfe eines Wasserrades ein Hochbehälter gefüllt, durch den das Wasser nicht nur die Springbrunnen des Gartens betrieb, sondern auch in die dortige Grotte geleitet wurde. Hier befanden sich wassergetriebene figürliche Automaten. Die Grotte selbst soll einem Bergwerk

geglichen haben, „... darinnen sich die arbeitenden Bergknappen mit Hauen und andern bemühen ...“⁷⁴ Sicherlich war dies eine Besonderheit, wenngleich auch nicht ganz neu. Wassergetriebene Automaten gab es in Deutschland schon seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts.⁷⁵ Langlebig war diese Anlage leider auch nicht, denn schon kurz nach dem Tode Pfarrer Lochners wurde das Begrwerk außer Betrieb genommen.

Da so viele barocke Wasserspiele durch Vernachlässigung irreparabel geworden und in der Folge vollständig demontiert worden waren, ist die Wiedergewinnung der Kaskade in Schloss Seehof, die nunmehr seit 1995, also seit 20 Jahren die Besucher wieder erfreut, nicht hoch genug zu schätzen.⁷⁶ Es war Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim, der letzte der großen Gartenenthusiasten des Barock in Franken, der nicht nur den Garten in Veitshöchheim, sondern auch den Garten von Seehof mit vielfigurigen Kaskadenanlagen ausstatten ließ. Die Planungen für die Kaskade in Seehof begannen im Jahre 1761. Widrige Zeitläufte, aber vor allem die Überwindung technischer Schwierigkeiten bei der Wasserzuführung erlaubten es allerdings erst ein Jahrzehnt später, die Kaskade in Betrieb zu nehmen.

Gerade was die Lage Seehofs betrifft sollte man meinen, dass an Wasser kein Mangel geherrscht hätte. Anfänglich hatte man auch Wasser aus dem südlich gelegenen Hauptsmoorwald herangeführt. Aber schon zu Zeiten des Fürstbischofs Lothar Franz von Schönborn wurde eine erste Leitung von den höherliegenden Quellen am Schrammelsberg, die sich 6,5 km nordöstlich befinden, nach Seehof gelegt. Den Geländeabfall von der Schlossterrasse nach Süden für den Bau einer Kaskade zu nutzen, stellte jedoch den damit be-



Abb. 16: Kaskade zu Veitshöchheim, historische Aufnahme 1920–1935.

auftragten Ingenieurhauptmann Johann Michael Fischer vor eine schwierige Aufgabe, schütteten doch die herangeführten Quellwässer nicht in ausreichendem Maße. So entschloss man sich zu einem technisch aufwendigen Wasserbauprojekt, wodurch nicht allein der Betrieb der Wassertreppe und der Fontänen gewährleistet, sondern auch das Schloss mit frischem Quellwasser versorgt werden sollte.⁷⁷ Hierzu wandte man sich dem Osthang des Schrammelsberg zu, wo sich eine ausreichend schüttende Quelle fand. Über einen bergmännisch gegrabenen und ausgemauerten Aquädukttunnel von 640 m Länge wurde das Wasser in ein Reservoir geführt, dessen Wasserspiegel 23,4 m über dem Kaskadenbecken lag und damit den erforderlichen Druck für den Betrieb der

Wasserspiele lieferte. Es brauchte also ein technisches Großprojekt, um die Wässer in Seehof springen zu lassen.

Auch im fürstbischoflichen Sommerschloss zu Veitshöchheim wollte Adam Friedrich von Seinsheim nicht auf repräsentative Wasserspiele verzichten. Die dortige Kaskade in Form einer Ruinenstaffage wurde allerdings ein Opfer des Zweiten Weltkriegs (Abb. 16). Mit der Fontäne im großen See gelang es Adam Friedrich von Seinsheim, die Geräuschkulisse des Plätschers, Rauschens, Tröpfelns, Sprudelns und Rieselns noch dadurch zu bereichern, dass er in die Höhlung des vom Dichterross Pegasus gekrönten Parnass ein Glockenspiel einsetzen ließ. So erklangen einst beim Betreiben der Fontänen zusätzlich sanfte Töne.

Skulptur und Staffagearchitekturen

Neben der Kleinteiligkeit seiner Bosketts und den vielen kleinen unterschiedlich geformten Plätzen, auf die man beim Durchschreiten der Laubengänge und der von Hecken gesäumten Wege immer wieder trifft, sind die Gartenskulpturen ein wichtiges Merkmal des Gartens zu Veitsköchheim. Überhaupt spielte die Gartenskulptur in den barocken Anlagen an Main und Tauber eine bedeutende Rolle. Während in den markgräflichen Gärten Skulpturen zumeist mit aufwendigen Brunnenanlagen verbunden waren, erlebte die Gartenskulptur unter den Fürstbischofen von Bamberg und Würzburg eine Blütezeit. Dies beeinflusste sicherlich auch andere Auftraggeber, weshalb wir im Garten der Zisterzienserabtei Ebrach, vor allem jedoch in dem relativ kleinen Abteigarten des Zisterzienserklosters Bronnbach an der Tauber ein verhältnismäßig umfangreiches Figurenprogramm vorfinden.⁷⁸ Etwas weiter südlich an der Tauber – also immer noch im Tauberfränkischen – entstand mit dem Garten der Grafen zu Hohenlohe-Weikersheim ebenfalls ein Garten, der erstaunlich reich mit Skulpturenschmuck bestückt wurde.

In seiner Architekturtheorie hob Joseph Furtenbach bereits im 17. Jahrhundert die Bedeutung der Gartenfiguren als Ausdruck poetischer Empfindung für Auge und Gemüt hervor.⁷⁹ Konkreter finden sich Hinweise für die Positionierung von bildhauerischem Gartenschmuck in Augustin-Charles d'Avilers „Cours d'Architecture“. Dort heißt es über die Gartenskulpturen: „*Die Werke der Bildhauerkunst tragen viel zur Herrlichkeit und zum Reichtum der Gärten bei. Es sind dies die Figuren und die Gruppen. In einer Treilagennische oder vor einer Hecke heben sie*

sich gut ab. Die Vasen, Säulen und Obelisken müssen einzeln stehen, an den Enden der Rampen, an den Ecken der Treppen, Bassins und Broderiefelder und inmitten der Rasenparterres.“⁸⁰ Sich auf d'Aviler beziehend, erwähnte Antoine-Joseph Dezallier d'Argenville als Aufstellungsort für Skulpturen die Gartenmauer und den Bereich gegenüber und an den Seiten der Parterres. Aus den in seinem Druckwerk angeführten Beispielen ist zu entnehmen, dass die Gartenfiguren Treppenaufgänge flankierten und die Richtungswechsel an den Rändern von Parterres oder Gartenkompartimenten hervorhoben. Stets folgte man einem symmetrischen Aufstellungs-konzept, wobei in der Regel Eckpunkte zur Aufstellung von Postamenten mit Figuren, Vasen oder anderen Bekrönungen das Flächensystem des Gartens räumlich betonten.

In Franken ist der zu einem großen Teil erhaltene Bestand an Figuren des Schlossgartens zu Veitsköchheim einzigartig. Einst zierten Gartenskulpturen in großer Zahl auch die Gärten zu Gaibach, Wiesentheid und Seehof. Aber dort sind sie – wenn überhaupt – nur in vergleichsweise geringer Stückzahl erhalten geblieben. Schon früh allerdings waren auch in Veitsköchheim die „auf Porzellan Arth bemalten“ Gartenfiguren Zielscheiben von Vandalismus. Im Jahre 1776 musste eigens ein Aufseher angestellt werden, da, wie der Obrigkeit gemeldet wurde, „.... die schönen und herrlichen Statuen und derlei Auszierung des Gartens ... dem Mutwillen der ungezogenen Jugend und sonstiger unartigen Leute bloßgestellet und würklich schon verschiedentlich beschädigt seien.“⁸¹ Bezeichnenderweise wurde in der Folge Soldaten und Studenten der Zutritt zum Garten verwehrt. Doch selbst diese Vorsichtsmaßnahme konnte nicht verhindern, dass wenig später

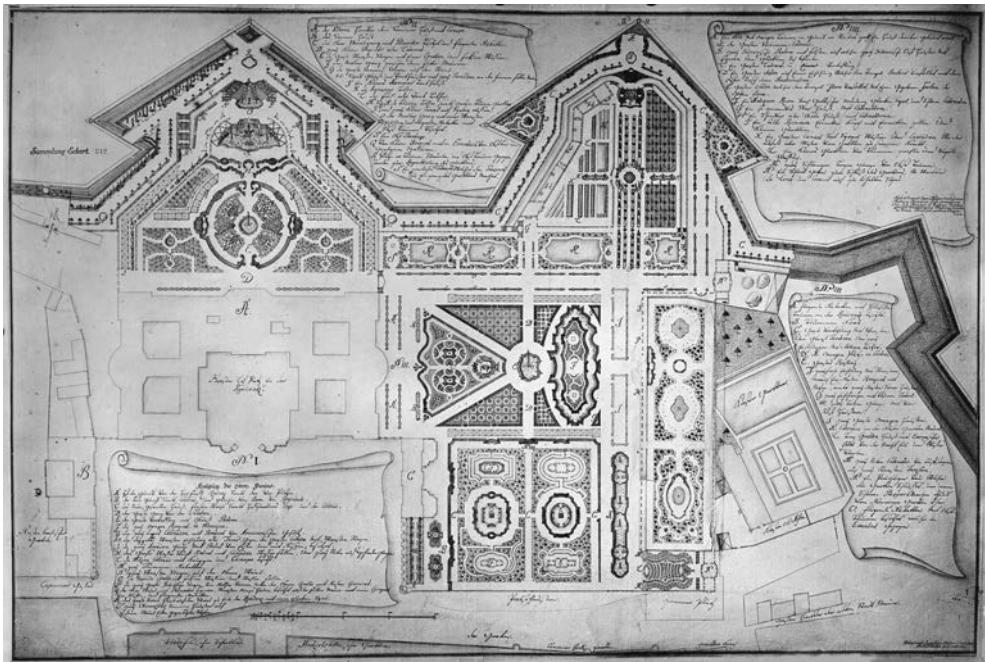


Abb. 17: Gesamtplan des Hofgartens zu Würzburg. Sammlung Eckert 342+ (Kriegsverlust, Photo: Mainfränkisches Museum Würzburg).

das Glockenspiel aus dem Innern des Par-nass gestohlen wurde.⁸²

Die Staffagebauten, wie die in Veits-höchheim zu findenden chinesischen Pa-villons aus Stein oder auch Lusthäuschen aus Lattenwerk, luden dazu ein, den Garten in Muße zu erleben. Als eine der letzten Staffagearchitekturen der Barock-zeit – stilistisch bereits dem Klassizismus verbunden – entstand im Garten zu Veits-höchheim den Jahren 1772/1773 das Mu-schelhäuschen als „Point de Vue“ zweier Gartenachsen. Weniger die Zweiteilung in Grottenraum und Lustgebäude macht es zu etwas Besonderem, sondern die reiche Inkrustierung mit Glasschlacke, Muscheln und Schneckengehäusen. Vergleichbares findet man heute nur noch am Neuen Schloss in Bayreuth, wo die Außenwände

gleichfalls mit verschiedenfarbigen Glas-schlacken verkleidet wurden. Mit Natur-steinen, Muscheln und Schnecken inkrustierte Tiere und Fabelwesen hatten jedoch offenbar schon die Grotte zu Gaibach bevölkert. Bereits hier kam auch schon „Glasstein“, Glasschlacke aus der Glashütte zu Fabrikschleichach, zur Verwendung.⁸³

Die letzte Blüte barocker Gartenkunst in Franken

Nach 1770 gab es in der deutschen Gar-tenkunst zwei bedeutende Gartenschöpfungen, die gleichzeitig stilistisch nicht weiter voneinander entfernt sein konnten: Auf der einen Seite das Gartenreich Des-sau-Wörlitz, nach 1764 geschaffen, und eine der frühesten englischen Anlagen auf

dem Kontinent, auf der anderen Seite der im formalen Stil angelegte Hofgarten der Residenz zu Würzburg. Im Hinblick auf die in Franken gepflegte Gartenkunst der Barockzeit hätte dieser Garten – wäre er denn in all seinen Teilen fertiggestellt worden – den Höhepunkt dieser Schöpfungen dargestellt (Abb. 17).

Nach dem Tode des Hofgärtners Johann Demeter im Dezember 1769 berief Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim den aus Böhmen gebürtigen Gärtner Johann Prokop Mayer zu dessen Nachfolger. Unbestritten nimmt der Würzburger Hofgärtner Mayer unter den Gartenkünstlern, Gartentheoretikern und den Obstsortenkundlern – den Pomologen – des ausgehenden 18. Jahrhunderts einen herausragenden Platz ein.⁸⁴ Er war nicht nur für die Neuanlage des Würzburger Residenzgartens ab 1770 verantwortlich, sondern gab auch noch ein für Gartentheorie und Botanik gleichermaßen wertvolles pomologisches Werk, die „Pomona Franconica“ heraus. Als ein profunder Kenner der zeitgenössischen französischen Gartenkunst konnte er seine in Frankreich erworbenen Kenntnisse bei der Gestaltung des Würzburger Hofgartens – seinem gärtnerischen Hauptwerk – zur Anwendung bringen.

In Adam Friedrich von Seinsheim, Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, hatte Mayer einen Dienstherrn, der eine große Vorliebe für die Gartenkunst hegte. Mit der Neuanlage des Würzburger Hofgartens sowie der Um- und Ausgestaltung der Gärten zu Veitshöchheim und Seehof, ließ Adam Friedrich von Seinsheim einzigartige Gartenkunstwerke schaffen.⁸⁵

Die Grundstückssituation in Würzburg erlaubte von vorneherein keine gestalterische Lösung, die sich mit den Prinzipien des damals bereits vehement propagierten englischen Landschaftsgartens hätte

vereinbaren lassen.⁸⁶ Ohnehin war Mayer durch seinen langen Aufenthalt in Frankreich stilistisch dem formalen Garten französischer Prägung verbunden. Er selbst schrieb hierzu: „*Ein wenig geräumiger Platz, zwischen Gebäuden und Wällen eingeschlossen, durch die seltsamen zig-sagk der Vestungswerke begränzt, keine andere Aussicht, als die hohen Füllungsmauern; so angenehm sah die Grundlage aus, worauf ich mein Gemälde anlegen muste. Es blieb kein anderes Hilfsmittel übrig, als auf Seiten der Kunst, die Auszierung und Pracht.*“⁸⁷ Auch an anderer Stelle rechtfertigte er dieses Gestaltungsprinzip nochmals, indem er den Garten mit einer Hofdame in großer Toilette verglich, „... die in einem dem Pallaste ihres Fürsten würdigen Aufputze erscheinen sollte.“⁸⁸

Im Ostgarten waren gleich mehrere unterschiedliche Gartenkompartimente geplant: Das große Mittelstück mit Broderie und Bassin, die seitlichen mit Zwergspaliertobst umfriedeten Bereiche für Obstgehölze, die wechselweise als Pyramiden oder mit Kuppelkronen gezogen werden sollten. Allein zwölf Sorten von Aprikosen, sieben verschiedene Mandelsorten und 33 unterschiedliche Pflaumensorten befinden sich darunter. An den mächtigen Bastionsmauern waren die unterschiedlichsten Spaliertobstsorten angepflanzt. Die Rabatten wurden mit Zwergobstbäumen besetzt – entweder gleichfalls als Spalier oder aber als Einzelbäumchen in Form von Fächern, Pyramiden oder mit Kesselkronen gezogen. Im Frühjahr dürfte der Hofgarten der Residenz demzufolge ein Blütenmeer gewesen sein, belebt vom Summen zahlloser pollensammelnder Insekten. Unterstrichen werden sollte das akustische Gartenerlebnis durch unterschiedliche Wassergeräusche – wie das Rauschen einer Kaskade oder das Plätschern einer kleinen Fontäne.

Für eine aufwendige mit Skulpturen und Springbrunnen versehene Kaskade sollte der Unterschied im Geländeniveau zwischen der Residenz und der Krone der Bastion genutzt werden. Es ist aber mittlerweile erwiesen, dass man über die Erdarbeiten zur Anlage dieses zweistufigen Wassergarten nicht hinauskam, denn es konnten keinerlei Wasserzuleitungen im Boden gefunden werden. Die Vorüberlegungen im Ostgarten eine Wassertreppe und ein Fontänenbecken anlegen zu lassen, reichen jedoch bis in die frühe Erbauungszeit der Residenz zurück.

Auf das Blütenmeer im Frühling bot der gesamte Garten im Sommer mit dem Heranreifen der Früchte ein Bild des Überflusses – ein irdisches Paradies – passend für einen Kirchenfürsten. Aber nicht nur die Paradies-Ikonographie wurde im Hofgarten versinnbildlicht. Unter den Zeitgenossen galt – nicht zuletzt seit Voltaires „Poeme sur la loi naturelle“ von 1752 – der Obstbau als ein Gleichnis für die weise Regierung. Der Fürst, dessen Garten Früchte im Überfluss hervorbringt, galt auch im Sinne der Frühaufklärung als ein guter Landesherr.

Zu alledem muss der Würzburger Hofgarten auch noch ein einzigartiges optisches Schauspiel geboten haben. An der Südseite der Residenz legte Mayer neben Blumenkörben – kleineren dicht bepflanzten Blumenbeeten – sogenannte „Fliegende Rabatten“ an. Dabei handelte es sich um schmale Grasstreifen, die wechselweise mit Bäumchen in Kesselkronen- oder Pyramidenform bepflanzt wurden. Hier, wo uns heutzutage im Frühjahr die japanischen Zierkirschen mit ihrer Blütenpracht erfreuen, kultivierte Mayer früher Pfirsichbäumchen.

Die große Besonderheit im Südgarten war aber zweifellos das in einer großen Vertiefung, also als Boulingrin, angelegte

Glasparterre – offensichtlich eine Laune des Fürstbischofs Adam Friedrich von Seinsheim.⁸⁹ Ein eigens angestellter Glasbläser produzierte im Auftrage des Fürstbischofs hunderte von farbigen Glaskugeln, die in den Broderieparterres ausgelegt wurden – eine Zierform, die in dieser Art und Weise neben dem Hofgarten zu Würzburg bisher nur noch für den ebenfalls unter Seinsheim gestalteten Garten von Schloss Seehof nachgewiesen werden konnte.⁹⁰ Auch im Ostgarten wurden in dem großen kreisrunden Broderieparterre Glaskugeln verwendet, allerdings in geringerer Stückzahl. Da bereits kurz nach dem Auslegen schon einige dieser Kugeln mutwillig zerschlagen worden waren, ließ die Hofkammer beim Fürstbischof anfragen, ob der Glaskünstler mit den Arbeiten fortfahren solle. Offenbar hatten Gartenbesucher mit Steinchen ihre Zielgenauigkeit überprüft. Dessen ungeachtet wünschte der Fürstbischof jedoch die fortlaufende Ergänzung seines Glaskugelbestandes. Diesen Gestaltungswunsch betreffend, lag Adam Friedrich von Seinsheim allerdings nicht auf einer Linie mit dem ästhetischen Empfinden seiner Zeitgenossen. Denn in einer Reisebeschreibung aus dem Jahre 1789 wird diese eigenwillige Gartenzier als „*Kinderey*“ abgetan, „...die sonst nirgends zu sehen sei.“⁹¹

Hinter dem Glasparterre befand sich das Sommerquartier für die Orangeriegewächse. Diese wurden in ihren Pflanzgefäßen auf steinerne Sockel gestellt. Ableger aus den fürstbischoflichen Orangeriebeständen waren bei Johann Prokop Mayer per Katalog käuflich zu erwerben, weshalb wir auch über die dort gezogenen Sorten gut im Bilde sind.

Während man in französischen Gärten der Zeit vielfach Rosenbosketts antreffen konnte, dachte sich Mayer für den Würzburger Garten eine Rosenterrasse aus. Die-

se wurde im Südgarten, zwischen dem großen Bassin und der Orangerie angeordnet. Zweistufig angelegt, über Rasentreppen zu begehen, wurden die Rosenstöcke auf der oberen Terrasse von Rosenhecken umfriedet. Auch die mannigfachen Ausbiegungen und Einziehungen der Terrassenform sollten mit Rosen bepflanzt werden. Labyrinthartig angelegte Wege waren dazu gedacht, zu zwei einander gegenüberliegenden Rosenpavillons zu führen. Hier und auf den Steinbänken vor den Rosenhecken sollte man während der Blütezeit den betörenden Duft der Rosen genießen können. Gezogen wurden in Würzburg sämtliche vor der Einkreuzung der „Rosa sinensis“ in Europa kultivierten 23 Sorten nebst dreier Abarten.⁹²

Unter dem nachfolgenden Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal musste Mayer seine hochfliegenden Pläne den Hofgarten betreffend zwar aufgeben, aber auch Erthal würdigte durchaus die Repräsentationsfunktion des Hofgartens. Als infolge des strengen Winters 1790/1791 der Hofgarten schwer in Mitleidenschaft gezogen worden war, setzte sich der Fürstbischof für eine Wiederherstellung des ursprünglichen Baumbestandes ein. Er begründete dies damit, dass es dem Hofgarten zur Zierde gereiche, wenn seltene Gehölze kultiviert würden, denn so könnten Fremde und Kenner der Materie sehen, dass man auch in Würzburg Geschmack und Verstand habe.⁹³

Über den Bestand an fremdländischen Gehölzen informiert ein im Jahre 1786 von Mayer herausgegebener Pflanzenkatalog, in dem alle in- und ausländischen Gewächse – Blumen, Stauden, Sträucher und Bäume – verzeichnet wurden, die sich damals im hochfürstlichen Hof- und Residenzgarten befanden und sowohl im Freien als auch in den dortigen Glas- und Treibhäusern gezogen wurden.⁹⁴ Diese wa-

ren im Gartenplan für die Boskettbereiche vorgesehen, etwa zwischen Ost- und Südostgarten, wo neben Taxus-Kolonnaden ein Boskett mit nordamerikanischen Gehölzen angelegt wurde. Der Südostgarten war dem Charakter nach eher ein Nutzgarten, wenngleich das Bemühen erkennbar ist, auch hier abwechslungsreiche Spazierwege anzulegen. Ferner gab es hier noch kleine Bosketts, die von den in Fächerform gezogenen Obstspalieren eingefasst waren. Bäumchen in Fächerform befanden sich auch auf den Fliegenden Rabatten, die die Spazierwege in Obstbaumalleen verwandelten.

Während in den drei genannten Gartenkompartimenten Vieles von den Planungen Mayers umgesetzt worden war, musste der ehrgeizige Südwestgarten Fiktion bleiben. In der Kleinteiligkeit der Bosketts und dem Abwechslungsreichtum der unterschiedlich geformten Plätze wäre dieser Gartenteil wohl mit dem Garten zu Veitshöchheim zu vergleichen gewesen.

Dr. Verena Friedrich M.A. studierte Kunstgeschichte, christliche Archäologie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen und wurde an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg im Fach Kunstgeschichte promoviert. Danach wurde sie Mitarbeiterin am DFG-Forschungsprojekt „Genese der Würzburger Residenz“ und kurierte im Auftrag der Universitätsbibliothek Würzburg die Ausstellung „Pomona Franconica. Früchte für den Fürstbischof“. Seit 2007 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg. Ihre Anschrift lautet: Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth, E-Mail: verena.friedrich@uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Werner, Ferdinand: Der Hofgarten in Veits-höchheim. Worms 1998, S. 59.
- 2 Die Verfasserin ist sich bewusst, dass im Rahmen dieses Aufsatzes nur einige Aspekte der barocken Gartenkunst in den fränkischen Landen ange-sprochen werden können. Die Auswahl be-schränkt sich im Wesentlichen auf die großen herrschaftlichen Gärten, und auch hier mussten Ausführungen zu barocken Umgestaltungen un-berücksichtigt bleiben.
- 3 Florinus, Franciscus Philippus: Oeconomus Pruden-s et Legalis Continuatus, oder Grosser Her-ren Stands- und Adelicher Haus-Vatter. Drittes Buch: Von den Pracht- und Lust-Gärten. Nürn-berg–Frankfurt–Leipzig 1719, S. 898.
- 4 Ebd.
- 5 Ebd., S. 900.
- 6 Staatsarchiv Würzburg [StAWü], Hofkammer-protokolle 1751, fol. 255r–257v: „... es seye eine kündige sache, was massen diejenige garten an-richtungen welche fürsten und andere grosse herren belieben, so wohl zum splendeur deren residenzien als vornemlich zur gemüths ergötzung undt zum vergnügten aufenthalt jederzeit abgesehen seynd ...“.
- 7 Quintinie, Jean-Baptiste de la: Instruction pour les jardins fruitiers et potagers, avec un Traité des orangers, suivy de Quelques réflexions sur l'agriculture. Paris 1690. Das Buch erschien erst zwei Jahre nach dem Tode La Quintinies und war vom Verfasser dem König gewidmet worden. Siehe: <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k619796/f2.image> (Zugriff 11.01.15).
- 8 Mayer, Johann Prokop: Pomona Franconica. Bd I, pag. XLII, Anm. C.
- 9 Dort war 1650 von Bruder Alexis eine Baum-schule gegründet worden, die von den Brüdern François und Philippe zu großem internationalen Ruhm gelangte. So empfahl Lothar Franz von Schönborn seinem Neffen einen Gärtnergesellen zur Fortbildung in die Obhut des Kartäuserbruders Philippe zu geben: „.... dann dieser hatt in ganz Paris die reputation, die obst baumb zum allerbesten zu verstehen, sie zu ziehen, undt zu schneiden, wie mir dann der inspecteur zu Versailles vor einigen Jahren selbsten geschrieben, das wann ich obst baumb auf künftig verlangen sollte, ich mich abn diesen frère Philipp als der die besten baumb und beste obst in ganz Paris hatte, adressiren sollte ...“. (StAWü, Schönbornarchiv, Korrespondenz Friedrich Carl, fasz. 28, fol. 180v; Quellen I/2, Nr. 1526).
- 10 Vgl. La Chartreuse de Paris. Ausst. Kat. Musée Carnavalet. Paris 1987, Kat. Nr. 42, S. 42. Ver-zeichniß der vornehmsten, raresten, und be-liebtesten Fruchtbäume, welche in den Baum-gärten der wohlwürdigen Pater Kartheuser zu Paris gezogen werden ... Wien 1774. Auch am markgräflichen Hof zu Ansbach war diese Bezugsquelle bekannt. Obristbaudirektor Karl Friedrich von Zocha bat im Oktober 1728 den in Paris weilenden Assessor Ernst Ludwig Carl um die Zusendung des Katalogs der Chartreuse über Sämereien und Obstbäume. Vgl. hierzu: Ankele, Ulrike: Der Ansbacher Hofgarten im 18. Jahrhundert (= Mittelfränkische Studien, Bd. 8). Ansbach 1990, S. 34 u. S.103.
- 11 Vgl. hierzu: Roubo, M.: L'Art du Treillageur ou Menuiserie des Jardins. o.O. 1775 (=Roubo, A.-J.: Description des Arts et Métiers. L'Art des Menuisiers. Teil 4). Nachdruck Nancy 2005.
- 12 Universitätsbibliothek [UB] Würzburg, Delin. III, fol. 148v. Vgl. Hotz, Joachim: Das „Skizzenbuch Balthasar Neumanns“. Studien zur Arbeitsweise des Würzburger Meisters und zur Dekorationskunst im 18. Jahrhundert. Teil 1, S. 134, Teil 2, S. 119.
- 13 Volkamer, Johann Christoph: Nürbergisches Hesperides oder gründliche Beschreibung der edlen Citronat, Citronen - und Pomeranzen - Früchte, ... Nürnberg 1708/1714.
- 14 Einen immer noch eindrucksvollen Abglanz dieser patrizisch-bürgerlichen Gartenkultur Nürbergs kann man beim Besuch der sog. ‚Hesperidengärten‘ im Stadtteil St. Johannis auf sich wirken lassen.
- 15 Siehe hierzu: Ohm, Barbara: Fürther Garten-kultur im 18. und 19. Jahrhundert, in: Fürther Geschichtsblätter 4 (2013), S. 119–151, bes. S. 130ff.
- 16 Unveröffentlichte Chronik von Andreas Gruber, zitiert nach Ohm: Fürther Gartenkultur (wie Anm. 15), S. 132.
- 17 Ebd.
- 18 Zitiert nach: Lohmeyer, Karl: Schönbornschlösser. Die Stichwerke Salomon Kleiners – Favorita ob Mainz, Weissenstein ob Pommersfelden und Gaibach in Franken – aufs Neue herausgegeben und mit einer Einleitung und der Lebensge-schichte Maximilian von Welschs. Heidelberg 1927, S. 7.
- 19 Ebd. Der Garten des Herrn Christoph Führer ist auch in den Volkamerschen Hesperiden ab-gebildet.
- 20 Staatsarchiv Bamberg [StABa], C 60 Nr. 4753 fol. 32–37. „Beschreibung Welchergestalt die her-

- nachstehende Hochfürstl. Schloß- und Lust-Gärten und Orangerien dermahlen beschaffen, usu fruiret und jährlich unterhalten werden?“* Vgl. die Transskription bei: Habermann, Sylvia: Bayreuther Gartenkunst. Die Gärten der Markgrafen von Brandenburg-Culmbach im 17. und 18. Jahrhundert. Worms 1982, S. 195–198. Die Beschreibung befindet sich im Zusammenhang mit Dokumenten zum Hofgarten in Christian-Erlang.
- 21 Georg Wolff jun. war von 1721–1768 Hofgärtner in Erlangen. Schon sein Vater, Georg Wolff sen. hatte den Erlanger Hofgarten betreut. Seine guten Kenntnisse verdankte der markgräflich-bayreuthische Hofgärtner zu Christian-Erlang, Georg Wolff jun. nicht zuletzt seinem von 1724–1729 als Hofgärtner in markgräflich-anabachischen Diensten stehenden Verwandten, Johann Wolff (vgl. Frenzel, Ursula: Beiträge zur Geschichte der barocken Schloss- und Gartenanlagen des Bayreuther Hofes. Diss. Erlangen 1958, S. 31f.; Habermann: Bayreuther Gartenkunst [wie Anm. 20], S. 7].
- 22 Hier ausgehend vom Nürnberger Schuh 30,397 cm, also ca. 2,10 m hoch.
- 23 Wimmer, Clemens Alexander: Lustwald, Beet und Rosenhügel. Geschichte der Pflanzenverwendung in der Gartenkunst. Weimar 2014, S. 72.
- 24 Eichhorn, Ernst: Die markgräfliche Sommerresidenz Triesdorf, in: Triesdorfer Heft „Null-Nummer“, 198; <http://www.freundetriesdorf.de/markgraefliche-sommerresidenz-triesdorf.html> (Aufruf 24.03.15).
- 25 Ein Plan aus der Zeit um 1730 gibt allerdings eine viel prächtigere Anlage wieder. Vgl. hierzu die Abbildung bei: Veh, Otto: Zur Geschichte des Schlosses von Unterschwaningen, in: 92. Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelfranken 1984/85, S. 143–175.
- 26 Vgl.: Des Herrn von Blainville Reisebeschreibung durch Holland, Oberdeutschland und die Schweiz, vor allem aber durch Italien. Lemgo 1764. Bd. 1, S. 196ff.
- 27 Vgl. zu den Gärten des Lothar Franz von Schönborn grundlegend: Wenzel, Werner: Die Gärten des Lothar Franz von Schönborn (1655–1729) (= Frankfurter Forschungen zur Architekturgeschichte 3). Berlin 1970. Zur Einschätzung des Gaibacher Gartens, s. S. 72; siehe ferner: Schönborn, Adelheid Gräfin: Gartenanlagen der Schönborn-Schlösser, in: Die Grafen von Schönborn, Kirchenfürsten, Sammler, Mäzene. Ausst. Kat. Nürnberg 1989, S. 91–103, bes. S. 92f.
- 28 Aus dem Jahre 1697 stammt das von Würzburger Studenten als „*Poema de Horto Geubacensi*“ betitelte Gedicht, das in 398 Verszeilen die Gaibacher Anlage als „*Ruhm der Gärten und blühende Zierde des Frankenlandes*“ preist. Vgl. Freeden Max H. von [Bearb.]: Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken unter dem Einfluss des Hauses Schönborn I/2. Würzburg 1955, Nr. 1541 = 24a (S. 1145–1152); Wenzel: Gärten (wie Anm. 27), S. 32–45.
- 29 Das Gedicht von 1712 besaß immerhin noch 128 Verse (vgl. Quellen I/2, Nr. 1590 = 288b, S. 1181ff.; Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], S. 59–61).
- 30 Hantsch, Hugo/ Scherf, Andreas [Bearb.]: Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken unter dem Einfluss des Hauses Schönborn I/1. Augsburg 1931, Nr. 219. Brief des Reichsvizekanzlers Friedrich Carl von Schönborn an seinen Onkel, Lothar Franz vom 29. Oktober 1710.
- 31 Vgl. Wenzel: Gärten (wie Anm. 27), Quellenanhang Nr. 144, S. 172.
- 32 Siehe den Eintrag in den Gaibacher Amtsrechnungen: „7 fl. 2 pfld. 7 d. einen potten von Aschaffenburg welcher 119 auriculen pflantzen überbracht vor 12 meyl iede mit 12 xr zahlten den 20. May 1705“ (Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], Quellenanhang Nr. 589, S. 206).
- 33 Siehe zur Bedeutung der Aurikelpflanzen: Wachsmuth, Brigitte: Die Aurikel. Geschichte und Kultur einer alten Gartenpflanze. Hamburg 2004.
- 34 Siehe hierzu beispielsweise: Dezallier d’Argenville, Antoine Joseph: La Théorie et la pratique du jardinage. Paris 1709, S. 20.
- 35 Vgl. hierzu die Gärten von Honselaarsdijk und Berckenrode (Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], S. 75–80).
- 36 Unter einem Boulingrin (v. engl. Bowlinggreen) versteht man eine an allen Seiten eingetieft angelegte Fläche.
- 37 Vgl. ovale Wasserbecken in den Gärten von Heemstede oder Zeist (Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], S. 75).
- 38 Sorgvliet war 1651 von Constantijn Huygens und Jacob Cats in der Nähe von Den Haag angelegt worden. Der Garten von Sorgvliet war weithin berühmt, nicht zuletzt wegen seiner modernen Orangerie, der ersten über halbkreisförmigem Grundriss. Eine Kupferstichfolge über Sorgvliet erschien 1690. Wie Werner Wenzel feststellen konnte, dürfte die Orangerie von Sorgvliet den Bau der Gaibacher Anlage

- entscheidend beeinflusst haben. Vgl. Wenzel: Gärten (wie Anm. 27), S. 77ff.
- 39 Zu hemizyklischen Orangeriegebäuden vgl. grundlegend: Paulus, Helmut-Eberhard: Orangerie und Teatro. Ein Beitrag zur Architektur des Barock, in: Ars Bavaria 31/32 (1983), S. 77–88.
- 40 StAWü, Schönbornarchiv, Korrespondenzarchiv Johann Philipp Franz, Nr. 419; Korr. mit Johann Philipp von Stadion, Großhofmeister zu Mainz.
- 41 Für die Bestückung mit Orangeriegewächsen lieferte im August 1706 ein „onoltzbacher“ Gärtner „Pommerantzen baumb“ nach Gaibach (Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], S. 50 u. S. 210).
- 42 Fülck, Johann David: Neue Garten Lust, oder Völliges Ornament: So bey anlegung Neuer Lust- und Blumen- als auch Küch- und Baum Gärten, höchst nöthig und dienlich ... Augsburg [ca. 1720].
- 43 Vgl. zu den gartenkünstlerischen Aktivitäten des Rudolf Franz Erwein von Schönborn: Domarus, Max: Rudolf Franz Erwein v. Schönborn 1677–1754. Graf und Herr zu Wiesenthied. Mensch, Künstler, Staatsmann. Wiesenthied 1954, S. 141–213; Schönborn: Gartenanlagen der Schönborn-Schlösser (wie Anm. 27), hier S. 100ff.
- 44 Plan von J. Le Seurre, abgebildet bei: Schönborn: Gartenanlagen der Schönborn-Schlösser (wie Anm. 27), S. 101 (Kupferstich, gesamt). Bei Domarus: Rudolf Franz Erwein (wie Anm. 43), S. 191 (Zeichnung, südlicher Teil).
- 45 StAWü, Schönbornarchiv, Karten und Pläne KI/41. Kopie des Planes von Johann Prokop Mayer durch den Bauinspektor Ludwig Marchner, 1920.
- 46 Diese Asymmetrie hat Fülck in seinem Buch nicht wiedergegeben.
- 47 Domarus: Rudolf Franz Erwein (wie Anm. 43), S. 181–184.
- 48 StAWü, Schönbornarchiv, Korrespondenz Friedrich Carl, Fasc. 31d (Quellen I/2, Nr. 796).
- 49 Zitiert nach: Domarus: Rudolf Franz Erwein (wie Anm. 43), S. 181. Bei den in der Aufzählung genannten Pflanzen handelt es sich um Zwerggehölze von Zitruspflanzen, dazu Malven, Ziermohn, Nelken, Jasmin, Levkojen und Gartennelken.
- 50 Wimmer: Lustwald (wie Anm. 23), S. 68.
- 51 Ebd., S. 72.
- 52 Zitiert nach Domarus: Rudolf Franz Erwein (wie Anm. 43), S. 181.
- 53 Vgl. ebd., S. 193.
- 54 Vgl. hierzu den Plan Balthasar Neumanns aus dem Jahre 1729 (Wien, Albertina), abgebildet bei: Hasekamp, Uta: Die Gartenplanungen Balthasar Neumanns. Zwischen barocker Tradition und neuem Naturverständnis, in: Die Gartenkunst, 4. Jg. (1992) Heft 1, S. 139–155, bes. S. 144ff.
- 55 Vgl. zu Schloss Werneck ausführlich Schneider, Erich: Die ehemalige Sommerresidenz der Fürstbischofe von Würzburg in Werneck. Neustadt/Aisch, 2003.
- 56 Siehe hierzu: Paulus, Helmut-Eberhard: Die Schönbornschlösser in Göllersdorf und Werneck. Ein Beitrag zur süddeutschen Schloß- und Gartenarchitektur des 18. Jahrhunderts (= Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstsprachwissenschaft, Bd. 69). Nürnberg 1982, S. 107f.
- 57 Vgl. Brief Balthasar Neumanns an Friedrich Carl von Schönborn vom 17. Mai 1733; StAWü, Bausachen 355/I, fol. 249; Schneider: Werneck (wie Anm. 55), Q 84, S. 249.
- 58 Neumann berichtete dem Fürstbischof, dass die Salweiden (Kätzchenweiden), Kirschen, Erlen, Birken und Espen – also Zitterpappeln – am besten gediehen. Vgl. den Brief Neumanns an Friedrich Carl von Schönborn vom 30. September 1736 (Lohmeyer, Karl: Die Briefe Balthasar Neumanns an Friedrich Karl von Schönborn. Saarbrücken 1921, S. 77f.; Schneider: Werneck [wie Anm. 55], Q 197, S. 286). Siehe auch: Schneider, Erich: Der Fasanengarten bei Schloß Werneck – Ein Beitrag zu seiner Entstehungsgeschichte, in: Jagdschlösser Balthasar Neumanns in den Schönbornlanden (= Arbeitsheft 68 des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege). München 1994, S. 124.
- 59 Überliefert ist dieser Garten durch mehrere Kupferstiche, darunter Darstellungen des Nürnberger Stechers und Verlegers Johann Baptist Hohmann.
- 60 Nur die Orangerie wurde in dieser Form ausgeführt.
- 61 Zur Geschichte des Ansbacher Hofgartens siehe grundlegend: Ankele: Ansbacher Hofgarten (wie Anm. 10).
- 62 Vgl. zur späteren Umgestaltung dieses Bereichs: Wimmer, Clemens Alexander: Die Bedeutung Simon Godeaus für die deutsche Gartenkunst, in: Sophie Charlotte und ihr Schloß. Ein Musterhof des Barock in Brandenburg-Preußen. Ausst. Berlin 1999. München–London–New York 1999, S. 130–140, bes. S. 138f.

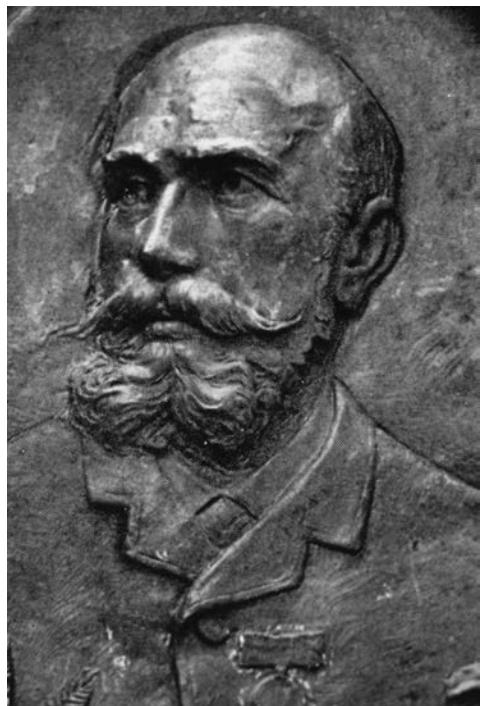
- 63 StAWü, Schönbornarchiv, Korrespondenz Friedrich Carl, Fasc. 20, Bl. 114 (Quellen I/2, Nr. 584).
- 64 Brief vom 8. Mai 1721. Vgl.: Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans: Briefe aus den Jahren 1676–1722. Bd. 6. 1721–1722. Hildesheim 1988, Nr. 1226, S. 108.
- 65 Vgl. Habermann: Bayreuther Gartenkunst (wie Anm. 20), S. 177.
- 66 Paul, Jean: „Siebenkäs“, zitiert nach Baier, Hans: Fränkische Gärten der Vergangenheit, in: Bayerland 74 (1972), Nr. 9, S. 1 – 26.
- 67 Zitiert nach Baier: Fränkische Gärten (wie Anm. 66).
- 68 Die Eremitage zu Sanspareil. Nach der Natur gezeichnet und beschrieben von Johann Gottfried Köppel. Kais. Landgerichts-Registrar zu Anspach. Erlangen. Verlegt von Wolfgang Walther. 1793.
- 69 Vgl. Habermann: Bayreuther Gartenkunst (wie Anm. 20), S. 14–28.
- 70 Ebd., S. 14.
- 71 Hoog, Simone [Ed.]. Louis XIV, Manière de montrer les Jardins de Versailles. Paris 1982.
- 72 Wenzel: Gärten (wie Anm. 27), Nr. 563: „.... 24 fl. vor einem erkaufften scheuberochsen, den 27. April 1704.“ – Nr. 588: „.... 27 fl. u. 21 fl. für je einen neuen Scheubenochsen, da der erste infolge Schwindels untauglich war.“
- 73 StAWü, Gaibacher Amtsrechnungen 118, fol. 64 (Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], S. 113, Nr. 677).
- 74 Vgl. Ohm: Fürther Gartenkultur (wie Anm. 15), S. 132.
- 75 Der Ingenieur Salomon de Caus hatte um 1600 derartige mechanische Spielereien für den Garten des Heidelberger Schlosses konzipiert. Stiftung Schloss und Park Benrath [Hrsg.]: Wunder und Wissenschaft. Salomon de Caus und die Automatenkunst in Gärten um 1600. Düsseldorf 2008.
- 76 Vgl. hierzu: Petzet, Michael/ Bauer, Emil: Schloss Seehof. Sommerresidenz der Bamberger Fürstbischofe. Bamberg 1995, S. 19–22.
- 77 Vgl. hierzu ausführlich: Grawe, Klaus: Die Kaskade von Schloss Seehof in Memmelsdorf und ihre aufwendige Wasserleitung, in: Bauer, Albert u.a.: Wasser im Barock (= Geschichte der Wasserversorgung, Bd. 6, hrsg. Frontinvs-Gesellschaft e.V.). Mainz 2004, S. 134–147.
- 78 Vgl. Wiemer, Wolfgang: Die Gärten der Abtei Ebrach. Berlin 1999.
- 79 Furtenbach, Joseph: Architectura civilis. 1626 (Faksimile Hildesheim–New York 1971); Wim-
mer, Clemens Alexander: Geschichte der Gartentheorie. Darmstadt 1989, S. 98–101.
- 80 Aviler, Augustin-Charles d': Cours d'Architecture. Paris 1691. Dt. Übersetzung von Leonhard Christoph Sturm, Amsterdam 1699, Augsburg 1725, 1747, 1759 und 1777. Zitiert nach Wimmer: Gartentheorie (wie Anm. 79), S. 121.
- 81 Zitiert nach: Kreisel, Heinrich: Der Rokokogarten zu Veitshöchheim. München 2. Aufl. 1964, S. 50.
- 82 Auf Befehl des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal wurden die meisten der mehr als 400 für Schloss Seehof geschaffenen Statuen entfernt und deponiert (vgl. Schelter, Alfred/ Petzet, Michael. Schloss und Park Seehof. München 2. Aufl. 2011, S. 15).
- 83 Vgl. Wenzel: Gärten (wie Anm. 27), S. 178 Nr. 230: „1 fl. 3 kr. 11 d. dem Hüttenmaister zu schlaichach für einen großen Wagen voll Glasstein, so auch zur Grotten kommen...“
- 84 Vgl. zu Leben und Werk Johann Prokop Mayers: Pomona Franconica. Früchte für den Fürstbischof. Ausst. Kat. Würzburg 2007.
- 85 Wie sehr ihm diese Anlagen am Herzen lagen, geht aus der Tatsache hervor, dass er einen Fonds von 100.000 Gulden einrichtete, aus dessen Vermögen nach seinem Ableben der Unterhalt des Gartens zu Seehof bestritten werden sollte (vgl.: Schelter/Petzet: Seehof [wie Anm. 82], S. 23).
- 86 Vgl. Kummer, Stefan: Johann Prokop Mayers Planungen für den Würzburger Hofgarten, in: Pomona Franconica (wie Anm. 84), S. 227–236.
- 87 Mayer, Johann Prokop: Pomona Franconica. Bd. I. Nürnberg 1776, pag. LXVIII.
- 88 Ebd. Bd. I, pag. LXIX.
- 89 Vgl. Pomona Franconica (wie Anm. 84), S. 242–244.
- 90 Die in den Gaibacher Amtsrechnungen von 1691 erwähnten „.... 28 paar gläßerne gemachte Kugeln, so auch zur grotten kommen ...“ (Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], S. 178, Nr. 230a) dürften am oder im Grottenbau selbst verwendet worden sein.
- 91 Röder, Philipp Ludwig Hermann: Reisen durch das südliche Deutschland. Erster Band. Leipzig–Klagenfurt 1789, S. 5.
- 92 Vgl. Pomona Franconica (wie Anm. 84), S. 185f.
- 93 Vgl. Pomona Franconica (wie Anm. 84), S. 27.
- 94 Vgl. Pomona Franconica (wie Anm. 84), S. 181–184.

Joachim G. Raftopoulo

Der Würzburger Ringpark – eine öffentliche Grünanlage im Spiegel gartenbaulicher Trends

Der knapp 30 ha große Ringpark ist abgesehen vom Hofgarten die bedeutendste Grünanlage Würzburgs. Neben den mehr als 400 Gehölzarten und -kulturformen ist die Anlage parkhistorisch besonders bemerkenswert, da sich in ihr Elemente des englischen Landschaftsgartens und Module des französischen Wandelgartens vereinen. Maßgeblich geprägt wurde die Anlage von dem schwedischen Gartenbaumeister Jens P. Lindahl. Gartenbauliche Trends, wie die Alleenphase, die Amerikaphase, die asiatische Sammlung mit vielen Sieboldpflanzen und die moderne Sachlichkeit der 1960er und 1970er Jahre, spiegeln sich bis heute in der denkmalgeschützten Anlage exemplarisch wider.

re 1804 wurde schließlich im Rahmen einer Schenkung der Bayerischen Staatsregierung eine doppelreihige Pappelallee entlang des Glacis-Außenrandes gepflanzt, welche gemeinhin als Keimzelle der Würzburger Ringparkanlagen angesehen wird. Glacis ist ein wehrtechnischer Ausdruck, der ursprünglich das freie Schussfeld vor Geschütztürmen und Bastionen, später den gesamten Freiraum vor Wehranlagen bezeichnete. Ab 1814 begann die allmähliche Begrünung in diesem Bereich.



*Abb. 1: Jens Person Lindahl (1843–1887). Bronzerelief am Felsenbrunnen, Sanderglacis
(Photo: J. Raftopoulo).*

Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts fiel besonders den Fremden die relative Baumlosigkeit, der Mangel an erleb- und durchgwandelbarem Grün in und um Würzburg auf. Weinberge, Äcker und Wiesen dominierten das Bild. Bekannte Persönlichkeiten wie Caroline von Schelling, die Gemahlin des Philosophen Friedrich von Schelling, Heinrich von Kleist, August Graf von Platen, Hermann Fürst von Pückler oder Karl Immermann berichteten in ihrer Korrespondenz über die Gründefizite Würzburgs.

Bereits 1720 hatte Balthasar Neumann die Anlage einer Baumallee auf den Wällen der Stadtbefestigung angeregt. Im Jah-



Abb. 2: Historische Blickachse zum Käppler

(Historisches Postkartenmotiv, Archiv Dr. Lusin).

Alleenphase

Ein Stahlstich von Witthöft aus dem Jahre 1850 zeigt die aus Italienischen Schwarzpappeln (*Populus nigra* cv. *Italica*), auch Pyramidenpappeln genannt oder in Franken als Zigarrenpappeln bezeichnet, bestehende Allee. Diese Auslese wurde seit Anfang des 18. Jahrhunderts verstärkt als Alleebaum angepflanzt, wobei pyramidenförmig wachsende Varietäten der Europäischen Schwarzpappel schon im Altertum in Hainen gepflanzt wurden.

In der sogenannten Alleenphase der Landschaftsparkwirtschaft wurden peripherie und zentrale Alleen als Elemente barocker Gartenstile integriert, wobei neben den Lindenarten insbesondere die Gewöhnliche Platane (*Platanus x hispanica*), Spitz- und Bergahorn, Eschenarten, die Gewöhnliche Rosskastanie und Eichen-Arten eine besondere Rolle spielten.

Entwicklung des Ringparks

Ende des 18. Jahrhunderts hatte das Bürgertum in Deutschland begonnen, gegen das Vorrecht des adeligen Gartengenusses zu opponieren. Der damals proklamierte „Volksgarten“ sollte den Städtern „Bewegung, Genuss der freien Luft, Erholung von Geschäften und gesellige Unterhaltung“ bieten.¹ Einige Zeit nach der Pflanzung der Allee am Rande der Wehranlagen, sandte der damalige Regierungspräsident Friedrich Wilhelm Freiherr von Asbeck (1817–1825) einen für diese Ära revolutionären Plan zur Umwandlung des zu jener Zeit als Weideplatz und zum Ackerbau genutzten Glacis in öffentliche Grünanlagen mit Spazierwegen an das Königliche Staatsministerium für Finanzen.

Nachdem er dort Zustimmung gefunden hatte, konnten erste Arbeiten am Rennweger Tor beginnen, wobei die Pläne



*Abb. 3: Die barocke Herkules-Gruppe von Wolfgang und Lukas van der Auvera im Jahr 1894
(Historisches Postkartenmotiv, Archiv Dr. Lusin).*

jedoch vom Militär überarbeitet werden mussten, da Würzburg zu jener Zeit als wichtiger militärischer Brückenkopf galt. Später übernahm Dr. Hoffmann von der Landwirtschaftsschule die technische Aufsicht, so dass die Arbeiten 1843 zu einem vorläufigen Abschluss gebracht werden konnten.

Mit dem Wegfall des Befestigungszwanges im Jahre 1856 wandelte sich die frühere Gleichgültigkeit der Würzburger. So ergriffen sie nunmehr die Initiative: der Magistrat kaufte 1868 das Glacis vom Freistaat.

Die Aufhebung der Festungseigenschaft brachte auch große Veränderungen für das gesamte Stadtbild mit sich. Besonders dem Weitblick des Bürgermeisters Dr. Georg von Zürn (1834–1884) verdankt es Würzburg, dass eine Freigabe des Glacis

zur Bebauung nicht erfolgte. Vielmehr schlug Dr. von Zürn die Anlage eines modernen Ringparks vor und stellte den Plan einer Ringstraße ohne Verlust von Grünflächen auf.

Bei der Besetzung des neu geschaffenen Amtes eines Stadtgärtner entschied sich der Magistrat in einer geheimen Nachtsitzung am 16. März 1880 für den Schweden Jens Person Lindahl. Dieser geniale Gartenkünstler war als Vertreter seiner Zeit vom englischen Landschaftsgarten geprägt und hatte große Pläne mit dem Glacis, welches er zu einem neuzeitlichen Stadtpark umbauen wollte.

Er bekam allerdings gleich zu Anfang der Zeit seines Wirkens die Auflage, den bisherigen „Volksgartencharakter“ der Grünflächen nicht zu verändern, was ihn sehr einschränkte. Schon bald wurden

Stimmen laut, er beseitige zu viel Buschwerk und verändere dadurch den Stil der Anlage. Ihm ging es hierbei um die Schaffung von Blickachsen und typischen Modulen des Landschaftsparks.

Die Proteste verstärkten sich, als Lindahl unterirdische Felsen entfernen ließ und umfangreiche Erdverschiebungen vornahm, um einen besseren Baumwuchs zu sichern. Trotzdem war seine Stellung unangefochten, da er bei der internationalen Gartenbauausstellung in St. Petersburg für sein Würzburger Projekt die Goldmedaille erhalten hatte; weitere Auszeichnungen sollten folgen. Zudem fand er Rückendeckung bei Bürgermeister von Zürn, die jedoch nach dessen Tod im Jahre 1884 ausfiel. In tiefer Resignation, den steten Anfeindungen nicht mehr gewachsen, setzte Lindahl am 22. November 1887 in den Glacisanlagen am Sanderring

seinem Leben ein Ende. Im Jahre 1901 wurde er von den Würzburgern mit einem Bronzerelief am Felsbrunnen im Sander-glacis geehrt.

Obwohl wesentliche Teile der Umgestaltung 1896 abgeschlossen waren, so vollendete sein Nachfolger Engelbert Sturm erst im Jahre 1900 die Arbeiten im Kernstück „Klein-Nizza“. Im Laufe der Zeit erhielten die Würzburger Ringparkanlagen auch ihre bildkünstlerische Ausstattung in Form von Brunnen, Gedenksteinen und Plastiken. So schenkte im Jahre 1821 die Bayerische Schlösserverwaltung der Stadt Würzburg die von Wolfgang und Lukas van der Auvera geschaffene Figurengruppe „Herakles und Antaios“, die Jahre später im Ringpark aufgestellt wurde. Heute steht ihr kriegsbeschädigter Torso im Lapidarium in der Orangerie des Würzburger Hofgartens.



Abb. 4: „Klein-Nizza“

(Historisches Postkartenmotiv, Archiv Dr. Lusin).



Abb. 5: Gewöhnliche Sumpfzypresse (*Taxodium distichum*)
(Photo: J. Raftopoulo sen.).

Knapp hundert Jahre hatte es gedauert, bis Würzburg seine Ringparkanlagen, die zu den schönsten Deutschlands zählen, fertiggestellt hatte. Ohne Zweifel prägte Jens P. Lindahl dieses Gartenkunstwerk maßgeblich, das auch heute noch, nach mehr als hundert Jahren, einen Erholungs- und Erlebnisraum ersten Ranges für die Bewohner Würzburgs darstellt.

Klassisches Element des Würzburger Ringparks ist das als „Klein-Nizza“ bezeichnete Ensemble. Dieser gartenbauliche Begriff definiert eine Partie, die als typische Module einen Wassergarten, Rabatten mit exotischen Pflanzen und Volieren zur Tierschau enthält. Der Gewässerrand war mit Feuchtrabatten englischer und mediterraner Prägung sowie Solitärgehölzen besetzt.

Amerika-Phase und europäische Elemente

Die ungefähr aus dem Jahre 1896 stammende Gewöhnliche Sumpfzypresse (*Taxodium distichum*) gehört zum Urbestand des Ringparks und dominiert als Vertreter der ‚Amerika-Phase‘ im englischen Landschaftspark die Teichanlage. Sie kommt ursprünglich aus den Gezeitensümpfen Nordamerikas von Delaware bis Texas und wirft ihr Laub im Herbst ab.

Ein klassisches Beispiel für eine Pendelbepflanzung zur Blickpunkt-Inszenierung findet sich noch heute am Teich des „Klein-Nizza“ mit der Trauerweide (*Salix alba* var. *tristis*) und den Barry-Fichten Typ Pyramidalis, einer heute sehr seltenen Fichte mit hohem Wasserbedarf, die vor allem in englischen und russischen Landschaftsparks Verwendung fand.

Wurde der Blick anfangs über die langsamwüchsigen Fichten zum Bischofswappen Johann Philipp von Schönborns (Claude Curé, 1742) am Felsenbrunnen geleitet, so sollte sich nach dem Aufwachsen und dem Abgang der schnellwüchsigen und auf Muschelkalk kurzlebigen Trauerweide eine neue Blickbeziehung zum Hauptweg öffnen. Wachstum und zukünftige Blickbeziehungen wurden von den Planern früher einkalkuliert. Leider wurde dieses Pendelbild am Teich im Klein-Nizza aufgrund permanenter Gehölznachpflanzungen durch das Gartenamt in früheren Zeiten wohl aus Unkenntnis außer Funktion gesetzt und teilweise zerstört. Bei der anstehenden Teichsanierung soll die ursprünglich von den Planern beabsichtigte Wirkung erhalten bleiben.

Bedauerlicherweise wurden im Laufe der Zeit auch viele offene Wiesen und Blickachsen im Ringpark zugepflanzt. Insbesondere in den siebziger und achtziger



Abb. 6: „Klein-Nizza“: Teichrand mit Trauerweide und Barry-Fichten (Photo: J. Raftopoulo sen.).

Jahren galt die Devise „*man pflanze für jeden abgängigen Baum aus ökologischen Gründen drei nach*“.

In vielen Landschaftsparks, bevorzugt unter Rotbuchen, finden sich Scillen-Wiesen mit Blaustern-Arten (*Scilla bifolia* und *Scilla siberica*). Dies bietet im Frühjahr ein unwiderstehliches Bild am Rennweg.

In den großen Landschaftsparks werden rotlaubige Sorten unserer Rotbuche als Solitär oder zur Kontrastbepflanzung eingesetzt. Ebenso wie Stieleiche, Gewöhnliche Esche, Bergahorn und Spitzahorn zählen sie zu den prägenden europäischen Baumarten des klassischen Landschaftsparks.

Neben der Atlaszeder (*Cedrus atlantica*) hat bei uns besonders die Europäische Lärche (*Larix decidua*) als Element sogenannter alpiner Partien im Landschaftspark eine erhebliche Bedeutung. Im Würzburger

Ringpark finden sich ebenfalls einige sehr alte Exemplare.

Als Kulissengrün und im Bereich von Wegkreuzungen als Sichtfänger wurde die Gewöhnliche Eibe (*Taxus baccata*) traditionell im Landschaftspark ungeschnitten sehr gerne verwendet. Zudem kam sie als Solitärgehölz in Schattenpartien zum Einsatz. Wegen ihrer vermeintlich großen Gefährlichkeit für Kinder aufgrund des Taxins wurde sie v.a. in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in öffentlichen Anlagen in Deutschland stark reduziert – trotz ihrer hohen ökologischen Bedeutung. In Großbritannien, Frankreich und Skandinavien hat dieses wunderbare Gehölz bis zum heutigen Tag einen hohen Stellenwert auch als Hausbaum inne.

Die gefüllt blühende Vogelkirsche (*Prunus avium* cv. Plena) ist eine Zierform



Abb. 7: Rote Roßkastanie (*Aesculus x carnea*)
(Photo: Paul Friedel).

unserer wild in den Wäldern wachsenden Vogelkirsche und nah mit der Süßkirsche verwandt. Sie gilt als bedeutendste mitteleuropäische Zierkirsche und wurde schon in der Barockzeit in Parks eingesetzt, gewann aber insbesondere während der Phase der Landschaftsparks englischer Prägung an Bedeutung.

Ab 1880 wurde neben der Gewöhnlichen Roßkastanie als Allee- und Solitärgehölz in Landschaftsparks verstärkt die 1822 durch Kreuzung der Gewöhnlichen Roßkastanie (*Aesculus hippocastanum*) mit der Echten oder Roten Pavie (*Aesculus pavia*) aus Nordamerika entstandene Rote Roßkastanie (*Aesculus x carnea*) angepflanzt – so auch in Würzburg. Als eine der ersten Holzpflanzen gelangte 1539 der Abendländische Lebensbaum (*Thuja occidentalis*) nach Europa. In den darauf folgenden 200 Jahren nahmen zahlreiche Baumarten Nordamerikas feste Plätze bei den Planungen der Gartenbaukünstler ein.

Beispielhaft für den Würzburger Ringpark seien hier zwei Arten genannt, die beide 1753 erstmals wissenschaftlich korrekt beschrieben und kurz darauf bereits in Europa angepflanzt wurden. Die Robinie (*Robinia pseudoacacia*) wurde nach dem französischen Hofgärtner Jean Robin

(1550–1629) benannt und zählte 1602 noch zur Gattung *Acacia*, welche zu den Mimosengewächsen gehört, während die Robinie ein Schmetterlingsblütengewächs ist. Die langen cremeweißen Blütentrauben sind eine wertvolle Bienenweide. Das sehr harte und dauerhafte Holz wird zur Gewinnung von Zaunpfählen, Terrassendielen oder als Rebstütze verwendet.

Die Weymouths-Kiefer oder Strobe (*Pinus strobus*) fand ab 1850 in Mitteleuropa verstärkt im forstlichen Bereich und in großen Parks als Solitär Verwendung. Das Holz wird v.a. als Schnitzholz, Resonanzholz für Musikinstrumente, als Kisten- und Sperrholz, Papierholz und für die Möbel- und Spielwarenindustrie eingesetzt.

Bäume der ‚Amerikanischen Phase‘ in europäischen Parks sind zudem Geweihbaum (*Gymnocladus dioicus*), Tulpenbaum (*Liriodendron tulipifera*), Mammutbaum (*Sequoiadendron giganteum*), Gelbkiefer (*Pinus ponderosa*), Stechfichte (*Picea pungens*) – insbesondere die blaue Form – und verschiedene Arten der Gattung *Chamaecyparis* (Scheinzyppresse).

Asien-Phase

Ende des 19. Jahrhunderts setzte die ‚Asiatische Phase‘ im Gartenbau neue Akzente. So zählen neben dem Ginkgo oder Fächerblattholz auch der Schnurbaum (*Sophora japonica*), die Blasenesche (*Koelreuteria paniculata*), benannt nach Joseph Gottlieb Kölreuter (1733–1806), dem berühmten Professor für Botanik und Direktor der Markgräflischen Gärten in Karlsruhe, und der Götterbaum (*Ailanthus altissima*) zum ostasiatischen Gehölzbestand.

Nicht unbeteiligt an der botanischen Vielfalt im Glacis war der Würzburger Gelehrte und Arzt Philipp Franz von Siebold (1796–1866), der als bedeutender Japan-

forscher so manche Kostbarkeit fernöstlicher Flora nach Europa brachte. So nimmt es nicht wunder, dass sich im Bereich des „Klein-Nizza“ eine kleine Sammlung von ‚Siebold-Pflanzen‘ im weiteren Sinne findet. Neben der Nelkenkirsche (*Prunus serrulata*) und der Yedo-Kirsche (*Prunus x yedoensis*) sind dies Fächerahorn (*Acer palmatum*), Japanische Zierquitte (*Chaenomeles japonica*), Japanischer Zierapfel (*Malus floribunda*) und Lebkuchenbaum (*Cercidiphyllum japonicum*) sowie die Prunk- oder Tulpenmagnolie (*Magnolia x soulangeana*), eine weitverbreitete Kreuzung der Baumsschule Soulange-Bodin bei Paris.

Die Paulownie oder der Blauglockenbaum (*Paulownia tomentosa*) wurde seinerzeit wegen der großen, tiefgrünen Blätter als Kübelpflanze nach Europa eingeführt. Eine zusätzliche Zier stellen im Frühjahr die hellblauen Blüten dar. Der Name Paulownie erinnert an die Prinzessin Anna Paulowna, Tochter des Zaren Paul I.

Klimawandel und Baumartenspektrum

Aus Nordamerika und den gemäßigten Breiten Asiens finden zunehmend Baumarten als Straßenbegleitgrün oder im forstlichen Bereich Verwendung, die schon seit über 200 Jahren in mitteleuropäischen Landschaftsparken mit Erfolg eingesetzt werden. In Zeiten des Klimawandels werden ständig neue Arten gesucht, die mit den zunehmend schwieriger werdenden Standortbedingungen und dem steigenden Krankheits- und Schädlingsdruck besser fertig werden als unsere einheimischen Arten, wobei die allelopathischen, blütenökologischen und entomo-ökologischen Gesichtspunkte mangels Kenntnissen leider meist unberücksichtigt bleiben.

Dazu zählen neben dem Ginkgo (*Ginkgo biloba*) zum Beispiel Gewöhnliche



Abb. 8: Blauglockenbaum (*Paulownia tomentosa*)
(Photo: J. Raftopoulo).

Hopfenbuche (*Ostrya carpinifolia*), Japanischer Schnurbaum (*Sophora japonica*), Blumenesche (*Fraxinus ornus*) oder die Gleditschie, auch Lederhülsenbaum (*Gleditsia triacanthos*) genannt. Von dieser Baumart werden dornenlose Sorten wie ‚Inermis‘ oder ‚Skyline‘ bevorzugt. Wegen der phantastischen Herbstfärbung in großen Parkanlagen beliebt, ist das Persische Eisenholz oder die Parrotie (*Parrotia persica*). Aufgrund ihrer Hitze- und Frosttoleranz und der hohen Anpassungsfähigkeit an den Standort wird diese Art auch zunehmend als Straßenbaum eingesetzt. Am Naturstandort wird die Art 30 Meter hoch. Benannt ist die Gattung nach Georg Friedrich Parrot (1791–1841) einem deutsch-russischen Forschungsreisenden.

Phase der modernen Sachlichkeit

Prägend für das öffentliche Grün war Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts der Einzug der sogenannten „modernen Sachlichkeit“ im Gartenbau. Zu den wegen ihrer allgemeinen Geringschätzung als ‚Fußabtreterpflanzen‘ bezeichneten Arten gehört einer der wertvollsten Beerenträucher überhaupt – die Mahonie (*Mahonia aquifolium*) aus den lichten Übergangswäldern Nordamerikas. Neben ihren extrem hochwertigen Früchten sollte insbesondere ihre hohe blütенökologische und stadtökologische Funktion in Erinnerung gerufen werden.

Als Zeugen der Phase der „modernen Sachlichkeit“ dominieren noch heute verschiedene Sippen der Gattungen *Lonicera* (Heckenkirsche), *Spiraea* (Spiere), *Cotoneaster* (Zwergmispel), *Berberis* (Berberitze) und *Symporicarpos* (Schneebere) das Bild vieler Gehölzstreifen in öffentlichen Parks oder an Straßenrändern. Man findet sie aber auch im Begleitgrün öffentlicher Einrichtungen und in Vorgärten.

Mitte der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts begann die Art *Prunus laurocerasus* ihren Siegeszug im Gartenbau. Ein Trend, der bis zum heutigen Tag zu beobachten ist. Diese genügsame und recht standorttolerante Spezies heißt korrekt Gewöhnliche Lorbeer-Kirsche und nicht [!] Kirschlorbeer, wie im Gartenbau allgemein verbreitet, denn es handelt sich um eine Kirschen- und nicht um eine Lorbeerart. Sie kommt schwerpunktmäßig aus Kleinasien und dem Kaukasus.

Rabattensysteme im Wandel der Zeit

Während in den klassischen Landschaftsparks eine Rabattenbepflanzung nur eine untergeordnete Bedeutung innehatte, so

erfreute sich die Blumenrabatte konventioneller Art ab 1960 bis zum Ende des 20. Jahrhunderts wieder größerer Beliebtheit. In Zeiten eines knapper werdenden Etats im Bereich der Gartenämter und hoher Standortbelastungen durch Hitze und Stress, nicht nur im Zuge des Klimawandels, gewinnen seit etwa zehn Jahren pfeileichte, trockenheits- und hitzefeste Staudensysteme hoher ökologischer Wertigkeit mit mineralischer Mulchung an Bedeutung im öffentlichen und privaten Grün. Diese Staudensysteme setzen sich im Idealfall nach dem Vorbild der Natur, basierend z.B. auf mediterranen oder submediterranen Pflanzengesellschaften, zusammen.

Typische Arten bzw. Sorten solcher Systeme sind zum Beispiel: *Salvia nemorosa* cv. Mainacht (Steppen-Salbei), *Achillea clypeolata* cv. Schwellenburg (Goldquirle-Schafgarbe), *Calamagrostis x acutiflora* cv. Overdam (Buntes Gartensandrohr), *Perovskia abrotanoides* (Fiederschnittige Blauraute), *Knautia macedonica* (Mazedonische Witwenblume), *Gaura lindheimeri* (Lindheimers Prachtkerze), *Sedum telephium* cv. Matrona (Purpur-Fetthenne), *Aster linosyris* (Goldaster), *Veronica teucrium* cv. Knallblau (Großer Ehrenpreis) und *Linum perenne* (Ausdauernder Lein). Mittlerweile stehen dutzendfach Staudenmischpflanzungssysteme mit hunderten von aufeinander abgestimmten Arten und Sorten für den Gartenbau, die Gartenämter und interessierte Privatpersonen zur Verfügung. Aus dem Straßenbild Würzburgs ist insbesondere die Staudenmischung „Silbersommer“, die 2006 mit dem Innovationspreis für Gartenbau ausgezeichnet wurde, bekannt.

Schlussbemerkungen

Von 1996 bis 2000 feierten die Stadt Würzburg und der Naturwissenschaftli-

che Verein Würzburg das Jubiläum „100 Jahre Würzburger Ringpark“ mit zahlreichen botanischen und faunistischen Führungen sowie Sonderveranstaltungen unter dem Slogan „Ringpark Würzburg ... mitten um die Stadt“ und mit einem eigenen Logo. Öffentliches Grün erfüllt heute mehr denn je eine große Anzahl von Aufgaben im städtischen Raum. Dieses Öffentliche Grün gilt trotz der vielen wichtigen stadt-klimatologischen, ökologischen, biologischen und soziologischen Funktionen, die es erfüllt, immer wieder bei Planern als willkommene Verfügungsmaße – da macht die denkmalgeschützte historische Ringparkanlage Würzburgs bekanntlich keine Ausnahme.

Um die Substanz des Gartendenkmals Ringpark Würzburg wirklich, auch langfristig für die kommenden Generationen erhalten zu können, genügt es nicht, in der Bürgerschaft ein ausgeprägtes Bewusstsein über die einmalige Wertigkeit dieser Anlagen zu verankern. Insbesondere den politischen Entscheidungsträgern muss

der hohe Wert von städtischem Grün und dessen Unersetzlichkeit endlich bewusst werden!¹

Joachim G. Raftopoulo studierte nach seiner Schulzeit in Würzburg den Diplom-Studiengang Biologie mit den Schwerpunkten Geobotanik und Tierökologie in Bayreuth und Würzburg. Nach einer mehrjährigen Tätigkeit bei der Höheren Naturschutzbehörde der Regierung von Unterfranken und dem Europa-Diplom machte er sich mit einem Seminar- und Gutachterbüro selbstständig. Neben Vegetationskunde, Faunistik und Dendrologie gehören Ethnobotanik und Gartenbaugeschichte zu seinen Tätigkeitsfeldern. Er ist Mitglied im Naturschutzbeirat der Stadt Würzburg und engagiert sich in zahlreichen Vereinen und Fachgesellschaften. Seine Anschrift lautet: Grumbacher Weg 16, 97230 Estenfeld.

Literatur:

- Domarus, Max: Hundert Jahre Verschönerungsverein Würzburg 1874–1974. Volkach 1974.
 Raftopoulo, Joachim: Würzburger Ringpark. Baumkundlicher Führer. 2. Aufl. Würzburg 1990.
 Raftopoulo, Joachim: „Siebold-Pflanzen“ – ostasiatische Kostbarkeiten in unseren Gärten, in: Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins Würzburg [ANVV] 37/38 (1996/97), S. 165–177.
 Raftopoulo, Joachim.: 100 Jahre Ringpark Würzburg, in: ANVV 41/42 (2000/01), S. 95–121.
 Raftopoulo, Joachim: Dendrologische Fachkartierung. Gehölze im Bereich Klein-Nizza. Unveröff. Gutachten 2011.

Raftopoulo, Joachim: Ringpark Würzburg. Dendrologische Fachkartierung. Unveröff. Zwischenbericht 2013.

Anmerkungen:

- 1 Domarus, Max: Hundert Jahre Verschönerungsverein Würzburg 1874–1974. Volkach 1974.
- 2 Mein herzlichster Dank gilt Herrn Dr. Jörg Lusin, der mir historisches Bildmaterial aus seinem umfangreichen Archiv zur Verfügung gestellt hat. Herrn Paul Friedel danke ich ebenfalls für Bildmaterial.

Der Botanische Garten Erlangen Vom Doktorgarten zur wissenschaftlichen Sammlung

Der Botanische Garten in Erlangen hat sich seit nunmehr 185 am jetzigen Standort als Teil der Friedrich-Alexander-Universität erhalten. Seine Ursprünge reichen bis ins Jahr 1626 zurück. Dabei haben sich seine Aufgaben seit den Anfängen weiterentwickelt. Heute ist der Garten ein Lernort für Schulen, ein Erholungsraum und bietet Platz für vielfältige gartenkulturelle Veranstaltungen. Daneben findet Forschung und auch aktiver Natur- und Artenschutz statt. Mit dem Aromagarten und weiteren universitären Grünflächen bereichert der Garten nicht zuletzt das touristische Angebot der Stadt Erlangen.

Der Botanische Garten in Erlangen hat eine lange Geschichte. Um seine Entstehung einzuordnen, wollen wir zunächst Erlangen verlassen und die Ursprünge der Botanischen Gärten insgesamt betrachten. Die ersten eigenständigen Pflanzensammlungen sind in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Italien entstanden.

Als ältester noch erhaltener Garten gilt der von Padua (1543). In ihm wurden Pflanzen aus allen Ländern und Regionen gesammelt. Insbesondere die vorangegangene Entdeckung Amerikas, aber auch die Ausdehnung der Seewege nach Asien bescherte eine Vielzahl neuer Pflanzen, die auf ihre wirtschaftliche, medizinische und wissenschaftliche Eignung und Verwendung untersucht wurden. Lange zuvor schon hatten die Klöster Pflanzen gesammelt. Dies geschah in erster Linie, um de-

ren Heilwirkung zu nutzen und zu erproben. In Deutschland folgten dann bald Leipzig (1580) oder 1609 der berühmte „*Hortus Eystettensis*“ auf der Willibaldsburg in Eichstätt, der enge Beziehungen nach Nürnberg hatte. 1626, also schon im 30jährigen Krieg, entstand dann der medizinisch-akademische Garten in Altdorf bei Nürnberg. Diese als „*Hortus Medicus*“ oder salopp als „*Doktorgarten*“ bezeichnete Anlage war eine wissenschaftliche Pflanzensammlung der zu Nürnberg gehörigen Universität Altdorf. Bereits 1714 besaß sie eines der ersten beheizbaren Gewächshäuser Deutschlands, und 1726 zählte man rund 2.500 Arten. Damit war sie eine der größten medizinischen Pflanzensammlungen ihrer Zeit.

Dem anfänglichen steten Aufstieg der Universität folgten rückläufige Studentenzahlen und schließlich das jähre Ende 1809 mit der Eingliederung in das Königreich Bayern. Viele Pflanzen kamen damals in den Botanischen Garten nach München und Erlangen, wo noch bis 1990 ein Palmfarn (*Cycas revoluta*) aus dieser Zeit überlebt hat. Viele Bibliotheksbestände aus Altdorf aber wurden an die Friedrich-Alexander-Universität nach Erlangen übergeben.

Bereits seit 1743 existierte die Universität in Erlangen, die durch den Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth ins Leben gerufen wurde. Wenige Jahre später, 1747, wurde dann ein Grundstück vor dem Nürnberger Tor gekauft, um einen Botanischen Garten anzulegen. Letztlich wurde dann aber erst 1770 damit begonnen. Johann Christian Daniel von Schre-

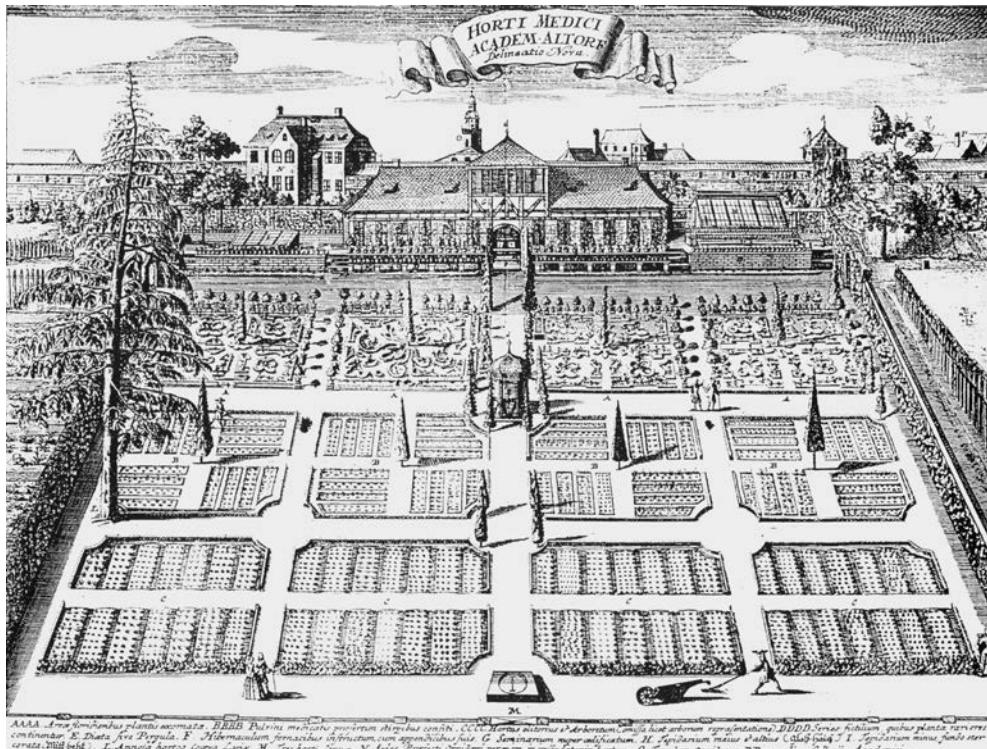


Abb. 1: Plan des Gartens in Altdorf zur Jahrhundertfeier von ca. 1727.

ber (1739–1810) war der erste Direktor des Gartens. Bei Carl von Linné in Uppsala hatte er promoviert und war 3. Ordinarius der Medizin in Erlangen. Er war der Onkel von Moritz Schreber (1808–1861), nach dem die Schrebergärten benannt sind. 53 Jahre sollte Schreber die Geschicke des Gartens leiten, was nicht immer leicht war.

1825 erfolgte dann die königliche Genehmigung zur Verlegung an den Rand des Schlossgartens mit der Orangerie. Hier entstanden gleich zwei Anlagen. Im Norden wurde der heutige Botanische Garten und im Süden der Ökonomiegarten angelegt. In ihm sollten unterschiedliche Feldfrüchte gepflanzt werden, was jedoch nicht sehr erfolgreich war. Ein weiterer

Ansatz war die Erprobung von Obstbäumen, wozu auch neue Apfelsorten und rund tausend Maulbeerbäume zählten. Sie sollten die Seidenraupenproduktion ankurbeln und so auch wirtschaftlichen Aufschwung erzeugen. Von ihnen haben noch zwei Exemplare im Botanischen Garten überdauert. Später wurde dieser Gartenteil aufgelöst und überbaut. Hier finden sich heute beispielsweise das Kollegienhaus und die Anatomie.

Der eigentliche Botanische Garten am Nordrand des Schlossgartens entwickelte sich jedoch sehr gut. Auch wenn es keine Unterlagen zur eigentlichen Eröffnung gibt, wurde er wohl 1829 fertiggestellt. Er umfasst eine Fläche von 60 x 300 m. Ab 1862 konnten in neuen „Dunstwarm-

häusern“ auch empfindliche Pflanzen aus tropischen und subtropischen Bereichen kultiviert werden. Die gestalterische Ausführung des Freilandes wandelte sich zunehmend. Immer mehr standen pflanzesoziologische, geographische und systematische Aspekte im Vordergrund, ohne die Arzneipflanzen zu vernachlässigen. 1892 entstand dann auch das Botanische Institutsgebäude mitten im Garten. Es bot neben den Vorlesungsräumen für die Studenten auch Platz für eine reichhaltige Botanische Lehrsammlung mit Präparaten, Schautafeln, Modellen und Hölzern, Früchten und Samen. Diese Sammlung ist heute noch als „*Museum Botanicum Erlangense*“ weitgehend erhalten, ebenso wie ein umfangreiches Herbar (eine Sammlung getrockneter Pflanzenteile).

Im beginnenden 20. Jahrhundert bekam der Garten eine ganz besondere Attraktion. Ursprünglich für eine Ausstel-

lung in Nürnberg konzipiert, vermachte der Geologe Major Adalbert Neischl 1907 der Universität eine künstliche Jurahöhle mit verschiedenen Tropfsteininformationen. Zu ihrem 100. Geburtstag konnte die heute unter Denkmalschutz stehende Neischlhöhle wieder aufwendig restauriert werden.

In den 1960er Jahren entstanden zahlreiche tropische Schauhäuser, die heute Nutzpflanzen, Bromelien, Sukkulanten und Orchideen in großer Vielfalt beherbergen. Hinzu kommen noch verschiedene subtropische Pflanzen, die im Sommer das Freiland ergänzen und den Winter in frostfreien Quartieren überstehen. Der nur 2 ha große Garten bietet so einer ausgesprochen großen Vielfalt an Pflanzenarten in ihren Lebensräumen eine Heimat. In einem nicht-öffentlichen Teil werden außerdem einige Erhaltungskulturen vermehrt. Dabei handelt es sich meist um sehr sel-

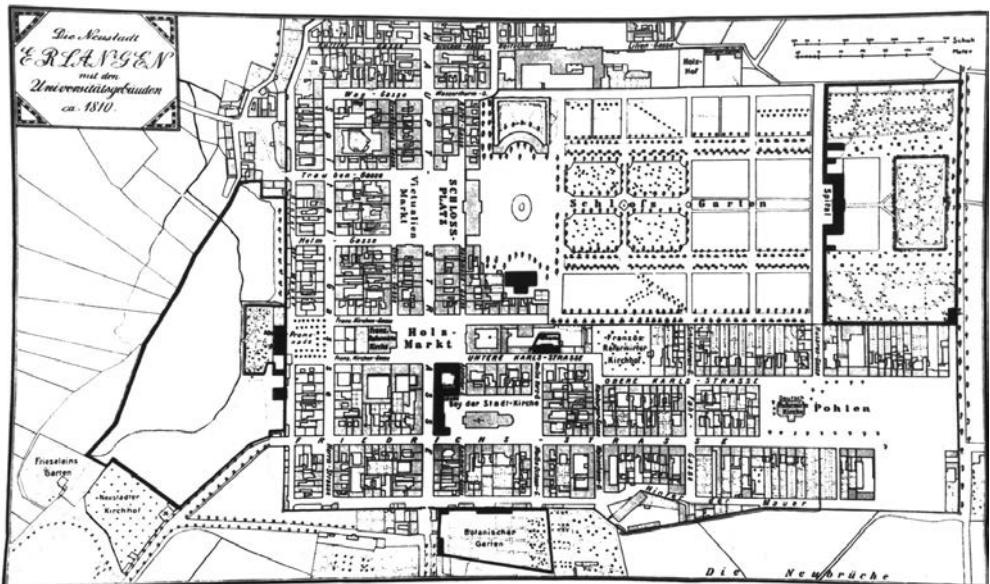


Abb. 2: Plan der Erlanger Innenstadt von 1810 mit dem alten Botanischen Garten vor dem Nürnberger Tor im Süden.

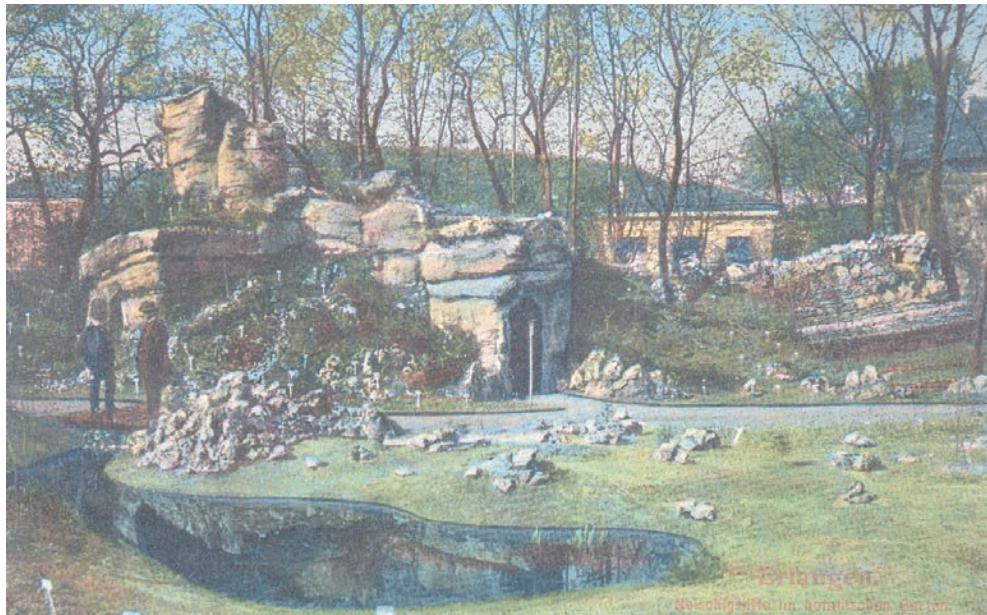


Abb. 3: Postkarte mit der 1907 eingeweihten Neischlöhle und dem Schichtmodell des Frankenjura.

tene Wildpflanzen, die für Wiederansiedlungen vorgehalten und vermehrt werden.

Weitere 0,9 ha Fläche kamen in den 1990er Jahren hinzu. Der Aromagarten liegt etwa zehn Fußminuten vom Botanischen Garten entfernt an der Schwabach. Wie der Name schon sagt, sind hier die Inhaltsstoffe der Blätter, Wurzeln oder Früchte das entscheidende Kriterium. Meist finden sich hier Pflanzen, die beispielsweise über ätherische Öle verfügen, die wir uns arzneilich oder in anderer Form zu Nutze machen. Er war der erste Garten seiner Art in Deutschland.

Heutige Aufgaben und Ziele

Die zentrale Lage, neben dem Schlossgarten und der Orangerie, dem Markgrafentheater und der Haupteinkaufsstraße sorgt für einen sehr großen Besucherzuspruch. Viele Erlanger und auswärtige Besucher,

aber auch Studenten und die Patienten der angrenzenden Kliniken nutzen den Garten als Erholungs- und Bildungsort. Ganz besonders wendet sich der Garten heute ebenfalls an Schulklassen, die zahlreiche Angebote für Unterrichtsthemen nutzen können. Auch Erwachsene nutzen zunehmend die angebotenen Führungen und Vorträge. Ergänzend zu den dauerhaften Pflanzungen werden jährlich mehrere Sonderausstellungen organisiert. Dabei stehen botanische Themen, aber auch bildende Kunst und andere kulturelle Inhalte rund um die Pflanze im Mittelpunkt. Machbar ist dies nur mit der großen und aktiven Unterstützung des Freundeskreises Botanischer Garten Erlangen e.V. Mit 300 Mitgliedern, von denen viele regelmäßig ehrenamtlich mithelfen, bildet er eine starke Gemeinschaft zur Unterstützung des Gartens. Weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit werden weiterhin die



Abb. 4: Blick über die Gewächshausanlage und einen Teil des Freilandes im Botanischen Garten Erlangen.



Abb. 5: Blick in den Aromagarten beim Aromagartenfest.



Abb. 6: Öffentliche Führung von Prof. Dr. Wolfgang Kreis (Lehrstuhl f. Phytopharmazie) im Arzneigarten des Botanischen Gartens.



Abb. 7: Zukünftige Forscher in der Ausstellung „Nektar, Duft und Farbe“.

rund 18 ha Grünflächen der Universität unterhalten und gepflegt. Hierzu gehören neben den Innenstadtbereichen und dem sog. Südgelände auch Objekte in Nürnberg und die Sternwarte in Bamberg.

Die Studenten der Biologie sind heute nicht mehr im Garten beheimatet, sondern im rund drei Kilometer entfernten Südgelände untergebracht. Sie werden aber auch dort mit Pflanzenmaterial für Vorlesungen und Übungen aus dem Botanischen Garten versorgt. Das ehemalige Institutsgebäude im Garten beherbergt heute die Virologie des Universitätsklinikums.

So hat der Garten neben einer räumlichen auch eine inhaltliche Wandlung vollzogen. Ursprünglich als Zweig der Medizin, hat sich die Botanik emanzipiert als eigene wissenschaftliche Disziplin. Auch wenn sich die Forschung auf diesem Gebiet zunehmend in den molekularen Bereich verschoben hat, ist es dennoch weiterhin sehr wichtig, auch die zugehörigen Organismen zu zeigen. Gerade Kinder, aber auch Erwachsene in urbanen Räumen haben häufig nur noch über solche Gärten einen Zugang zu echten Tieren und Pflanzen.

Literatur:

- Röhrich, H.: Zur Geschichte des „Doktorgartens“ oder „Hortus Medicus“ der ehem. Nürnberger Universität Altdorf, in: Erlanger Bausteine zur Heimatforschung 11 (1965), S. 31–43.
Stiglmayr, J.: Aus der Geschichte des Botanischen Gartens. Der Botanische Garten der Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg. 175 Jahre im Schlossgarten, Geschichte – Chronik – Personen. 2004.

Claus Heuvemann (geb. 1969) studierte nach seiner Gärtnerlehre Landschaftsarchitektur in Weihenstephan. Anschließend war er in verschiedenen Landschaftsarchitekturbüros, im Sichtungsgarten Weihenstephan, bei einer Gartenphotographin und für eine große Baumschule in den Niederlanden tätig. Fünf Jahre lang leitete er den denkmalgeschützten ega-Park in Thüringen mit jährlich rund 500.000 Besuchern. Seit 2012 ist er Technischer Leiter im Botanischen Garten und Aromagarten Erlangen der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Seine Anschrift lautet: Botanischer Garten Erlangen, Loschgestraße 1, 91054 Erlangen, E-Mail: claus.heuvemann@fau.de.

Botanischer Garten Erlangen, Loschgestraße 1, 91054 Erlangen. Öffnungszeiten: Täglich 8.00 bis 16.00 Uhr (Juni–August bis 17.30 Uhr), Schauhäuser Di–So 9.30–15.30 Uhr. Der Eintritt ist kostenfrei. Internet: www.botanischer-garten.fau.de; E-Mail: botanischer-garten@fau.de.

- Welf, W.: Gärtnerkunst trifft Wissenschaft – Der Weg zum modernen Botanischen Garten, in: Stadt Erlangen (Hrsg.): „Rasen, Rosen und Rabatten. Historische Gärten und Parks“. Broschüre zum Tag des offenen Denkmals 2006. Erlangen 2006, S. 10–17.
Welf, W./Kreß, H.: Die Neischl-Höhle im Botanischen Garten – ein verstecktes Juwel erhält neuen Glanz, in: ebd., S. 18–24.

Andreas Flurschütz da Cruz: **Zwischen Füchsen und Wölfen. Konfession, Klientel und Konflikte in der fränkischen Reichsritterschaft nach dem Westfälischen Frieden** (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven 29). Konstanz–München (UVK-Verlagsgesellschaft) 2014. ISBN 978-3-86764-504-1, Format: 24 cm x 17 cm, geb., 459 S., zahlr. Abb., 69 Euro.

Den Ausgangspunkt der Darstellung bildet die bis vor den Reichshofrat und den Reichstag getragene Auseinandersetzung um das Ritter-Mannlehen Westheim-Eschenu in der Nähe von Haßfurt zwischen den Familien Fuchs von Bimbach und Wolf von Wolfsthal. Mit großer Akribie zeichnet die Bamberger Dissertation die Einzelheiten des Rechtsstreits innerhalb der fränkischen Reichsritterschaft in den Jahren 1651 bis 1701 nach, ausgehend von einer Hochzeit im Jahr 1620, bis zur Fortsetzung der Streitigkeiten auch nach dem Aussterben der Wolf von Wolfsthal. Andreas Flurschütz da Cruz stützt sich dafür in erster Linie auf die reiche Überlieferung des Fuchsarchivs in Burgpreppach, bezieht aber die Bestände in insgesamt 15 weiteren Archiven, darunter dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, ein.

Ausgehend von der rechtshistorischen Problematik liefert der Verfasser grundlegende Beiträge zur Familiengeschichte der ritterschaftlichen Familien der Fuchs von Bimbach und der aus Schwäbisch Gmünd stammenden Wolf. Über das Nürnberger Patriziat gelang diesen als Kreditgeber König Maximilians I. der Aufstieg in die Reichsritterschaft, den sie mit einer erdichteten Herkunft als Herren von Wolfsthal und der Verbindung zu einem gleichnamigen Burgstall legitimierten. Flurschütz da Cruz nutzt diese exemplarische Aufstiegs geschichte für die Darstellung grundsätz-

licher Fragen der Verwandtschafts- und Generationenforschung. Im Fortgang der Arbeit werden bislang unbekannte Klientel- und Patronagebeziehungen aufgedeckt. Die besondere Situation der behandelten Familien in Franken wird vor dem Hintergrund allgemein historischer Entwicklungen der Frühen Neuzeit, aber auch in steter Rückbindung an moderne Forschungsrichtungen wie Mikrohistorie und Mikropolitik betrachtet. Besonders anregend sind die Beobachtungen zur Bedeutung von Konversionen zur katholischen Kirche für den Aufstieg der untersuchten Familien, die vom Verfasser wohl erstmals in dieser Konzentration dargestellt werden. Die Konversion bildete die Voraussetzung für die Aufnahme in die Domkapitel von Bamberg und Würzburg sowie für die politische Nähe zu den Fürstbischöfen wie zum Kaiserhof. Durch mehrere Vergleichsfälle kann der Verfasser die auf den zunächst protestantischen ritterschaftlichen Gütern eingerichteten katholischen Gottesdienste und Pfarreien als Mittel einer Politik der Rekatholisierung noch nach den Westfälischen Friedensschlüssen aufzeigen. Die Lehenpolitik wurde hier zu einem Mittel der Religionspolitik.

Bei dem im Zentrum stehenden Prozess gelingt es Flurschütz da Cruz, nicht zuletzt durch sorgfältige Analyse der beteiligten Personen und ihrer verwandtschaftlichen und Patenschaftsverbindungen, zu verdeutlichen, daß jeweils umfangreiche Netzwerke mit divergierenden Interessen dahinter standen. Eine zentrale Rolle kam dabei den Schönborn zu, als Patronen und Nachfolgern der Wolf wie Gegnern der Fuchs. Das umfangreiche Abschlusskapitel ist der „*Einbettung des Konflikts in größere Zusammenhänge*“ vorbehalten. Gestützt auf den „*Verflechtungsansatz*“ analysiert der Verfasser die Verbindungen

der Wolf von Wolfsthal mit den Voit von Rieneck, die mit Philipp Valentin einen Fürstbischof von Bamberg stellten, dem österreichischen Adel sowie dem Kaiserhof und schließlich mit den Schönborn als Mittel der Politik. Hier gelang Flurschütz da Cruz zu einer durchaus kritischen Neubewertung des Fürstbischofs und Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn und seiner immer auf den Familiennutzen abziegenden demonstrativen Kaisertreue.

Die länger als die Wolf im Protestantismus verharrenden Fuchs von Bimbach konnten zwar auf Grund familiärer Verbindungen eine zentrale Position am Würzburger Hof aufbauen, der Aufstieg am Kaiserhof gelang aber erst mit der Konversion. Der Protestant Christoph Ernst Fuchs von Bimbach nahm als Oberkämmerer und Schwager des Fürstbischofs Johann Philipp von Greiffenclau lange eine führende Stellung am Würzburger Hof ein. Dies machte ihn zu einem wichtigen Glied der fränkischen Opposition gegen die Dynastie Schönborn. Gleichzeitig engagierte er sich am Wiener Hof, wo er nach seiner Konversion 1707 im Reichshofrat Karriere machte. Seine zweite Ehefrau Maria Charlotte von Mollard, Reichsgräfin von Fuchs, war die Aja und spätere Obersthofmeisterin Kaiserin Maria Theresias. Für die Phänomene Aufstieg ritterschaftlicher Familien durch Netzwerke und Konversion untersucht Flurschütz eine Reihe vergleichbarer Fälle weiterer fränkischer Familien.

Ausgehend von einem Einzelfall erarbeitet Flurschütz eine umfassende Studie zu Konfession, Klientel und Konflikten in der fränkischen Reichsritterschaft mit tiefen Einblicken in die Politik an den fränkischen Bischofshöfen wie am Wiener Kaiserhof. Neuerlich wird hier die enge Bindung Frankens an die Reichszentrale

aufgezeigt. Der Verfasser bindet seine Fragestellungen und seine Ergebnisse stets in neuere Forschungsansätze ein, die er ebenfalls ausführlich diskutiert.

Insgesamt ist eine gut lesbare und anregende Studie mit Anregungen für die Forschung wie neuen Erkenntnissen zur fränkischen wie zur Reichsgeschichte entstanden. Die Ergebnisse werden in Zwischenkapiteln und einer ausführlichen Zusammenfassung verdeutlicht. Stammbäume, Graphiken und Karten erleichtern die Orientierung, zahlreiche, auch farbige Abbildungen illustrieren den aufwendig gestalteten Band, dessen Benutzung durch getrennte Orts- und Personenregister erleichtert wird. Allen an fränkischer Geschichte Interessierten kann diese vorbildhafte mikrohistorische Studie, welche die Bedeutung einer quellenbasierten Personengeschichte nie aus den Augen verliert, nur uneingeschränkt empfohlen werden.

Dieter J. Weiss

Johannes Sander: **Bernhard Morell. Aufstieg, Wirken und Fall eines königlich-bayerischen Baubeamten in Unterfranken 1816/21** (Mainfränkische Hefte. Heft 111). Regensburg (Edition Vulpes) 2012. ISBN 978-3-939112-83-9, Pappband, Format 14,8 x 21 cm, 144 S. mit 43 Abb., 14 Euro.

Architektonisch anspruchsvoller kann eine Dorfkirche kaum sein: Als einen Zentralraum mit zwei Raumschalen gestaltete Bernhard Morell 1817 die katholische Kirche St. Andreas im unterfränkischen Wonfurt. Die innere Raumschale besteht, dem römischen Pantheon ähnlich, aus einem Zylinder mit halbrundem Gewölbe, die äußere aus einem fast würfelförmigen Quader, über dem sich ein Zeltdach er-

hebt. Letzteres endet in einer Glasspitze, die zusammen mit einer Rundöffnung in der Halbkugel die einzige Lichtquelle des Innenraumes bildet. Außen regelmäßig durch Pilaster gegliedert, fällt lediglich der Turm der Wonfurter Kirche etwas aus dem Rahmen: Er ist, abgesehen von späteren Veränderungen an den Obergeschossen, nicht in die Gesamtgliederung der Kirche integriert, sondern wirkt wie ein notwendiges Anhängsel, das dem Architekten nicht recht in sein antik-römisches Gesamtkonzept zu passen schien.

Denn hohe Ansprüche an die ‚reine‘ Architektur des Klassizismus hegte Morell zweifelsohne. „*Früh schon weichte ich mich ganz dem Studium der Kunst*“, schrieb der 24jährige im März 1810 in einem Bewerbungsschreiben, als er, der bei Friedrich Weinbrenner in Karlsruhe in die Lehre gegangen war, sich anschließend mehrere Jahre lang in Italien und Frankreich weitergebildet hatte und damals seit einigen Monaten im Oberbaukommissariat zu München tätig war, sich um eine Stelle als Kreisbauinspektor bewarb. Wenig später bekam er den ersehnten Posten, ging für einige Jahre nach Innsbruck und lernte hier Maximilian von Lerchenfeld kennen. Dieser Kontakt wurde entscheidend für seine weitere Karriere: Als Lerchenfeld in seiner Funktion als Hofkommissar in Würzburg 1816 einen neuen Chefarchitekten für das Bauwesen in Unterfranken vorzuschlagen hatte, erinnerte er sich Morells, der in den Wirren der Tiroler Aufstände in Innsbruck 1813 weniger als Baukünstler, denn vielmehr als Patriot geglänzt hatte.

Fünf Jahre lang arbeitete Morell in Würzburg. Durch die bisherige Literatur geisterte er zwar gelegentlich, mal als „Morelli“, mal als „von Morell“, wurde erwähnt bei dem einen oder anderen Kir-

chenbau und auch im Zusammenhang mit dem Kellerbau/Bellevue in Bad Brückenau. Doch in vollem Umfang wird die angesichts der kurzen Schaffenszeit doch erstaunlich reiche Ausbeute von Morells unterfränkischer Tätigkeit erst jetzt gewürdigt: In der Reihe der „Mainfränkischen Hefte“, herausgegeben von den Freunden Mainfränkischer Kunst und Geschichte e.V., liegt nun eine Monographie des Kunsthistorikers Johannes Sander vor, die nicht nur alle Sakral- und eine Reihe von Profanbauten des gebürtigen Schweizers eingehend beschreibt, sondern auch eine stattliche Anzahl unausgeführter Pläne vorstellt.

Um zu verstehen, in welchem Rahmen Morell in Unterfranken seine Tätigkeit entfalten konnte, ist in Sanders Monographie der eigentlichen kunsthistorischen Darstellung ein kurzer Blick auf die Organisation des Bauwesens in Unterfranken im frühen 19. Jahrhundert vorgeschaltet, der vor allem die Dominanz der staatlichen Bürokratie über alle künstlerischen Fragen beleuchtet. Gleichwohl vermochte Bernhard Morell eine erstaunliche Bandbreite seines architektonischen Formenvokabulars zu entfalten. Neben Zentralbauten wie Wonfurt oder dem unausgeführten Entwurf einer evangelischen Kirche in Weipoltshausen stehen Longitudinalbauten wie in Ebenhausen oder Leidersbach, Quersäle wie die evangelische Kirche in Gollmuthhausen, und sogar die Form der Basilika hat Morell in seinen Dorfkirchenentwürfen für Dalherda und Heinrichthal aufgegriffen.

Auch in stilistischer Hinsicht zeigen Morells Schöpfungen ein bemerkenswert großes Repertoire. Zwar dominieren klassizistische Stilelemente, gelegentlich klingt ein bisschen „Revolutionsarchitektur“ à la Peter Speeth nach, und besonders wichtig

waren die Eindrücke, die Morell von seinem Karlsruher Lehrer Weinbrenner und von dem Münchener Architekten Carl von Fischer empfangen hatte. Daneben erwies er sich jedoch auch offen für den beginnenden Historismus: Für eine neue Kapelle in Fabrikschleichach entwarf Morell einen etwa quadratischen Bau mit spitzbogiger Fassade, einem ebensolchen Dach und einem riesigen dreibahnigen Maßwerkfenster in der Eingangsfassade. Man muss fast bedauern, dass dieser originelle Entwurf, den sogar Kronprinz Ludwig zu loben sich geneigt fühlte, nicht ausgeführt wurde. In der querhausartigen Erweiterung der katholischen Kirche in Großlangheim aber ist tatsächlich einer der frühesten neugotischen Bauten in Bayern überliefert.

„Aufstieg, Wirken und Fall eines königlich-bayerischen Baubeamten in Unterfranken“ lautet der Untertitel der von Johannes Sander vorgelegten Arbeit, und dieser „Fall“ war beträchtlich: Ausgestattet mit einer hervorragenden Empfehlung von Lerchenfeld, in seltener Freiheit verantwortlich für das Bauwesen eines ganzen Regierungsbezirkes, in dem – im Vergleich zu anderen Gegenden in Bayern – damals sogar verhältnismäßig viel gebaut wurde, blieb Morell der große Ruhm dennoch versagt. Ständige Querelen um seine zu ambitionierten Vorhaben, teils erhebliche Kostenüberschreitungen, vor allem aber die mangelhafte Statik seiner Gebäude machten Morell mehr und mehr bei Vorgesetzten, Bauherren und schließlich sogar bei höchsten Würdenträgern unbeliebt: Besagter Kronprinz Ludwig höchstselbst sorgte im Herbst 1821 dafür, dass Morell aus Unterfranken verschwand, und versetzte ihn kurz nach seiner Thronbesteigung 1825 in den Ruhestand. Morell, stellungslos, aber wenigstens durch eine Pension abgesichert,

weilte dann überwiegend in Italien und in seiner Schweizer Heimat, lebte noch mehr als dreißig Jahre und starb erst Ende 1859, ohne offenbar jemals wieder als Architekt hervorgetreten zu sein.

Ulrich Raphael Firsching

Richard Mehler: **Die Matrikelbestimmungen des bayerischen Judenediktes von 1813. Historischer Kontext – Inhalt – Praxis** (Franconia Judaica 6). Würzburg (Ergon-Verlag) 2011, ISBN 978-3-89913-874-0, geb., 204 S., 25 Euro

Schon in seiner Einleitung stellt der Autor fest, dass der berühmte Matrikelparagraph des bayerischen Judenedikts von 1813 in der Forschung ein schlechtes Ansehen hat, dass er harsch als anti-jüdisch kritisiert wird, dass aber Arbeiten zur Umsetzung des Matrikelparagraphen genauso fehlen wie eine veröffentlichte hinreichende Datenbasis für statistische Auswertungen. Mehler stellt das „Edikt die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen im Königreiche Baiern betreffend“, kurz „Judenedikt“ genannt, dar, das im rechtsrheinischen Bayern bis 1918 gültig war, obwohl mehrfach geändert und liberalisiert. Die Matrikelbestimmungen von 1813 schränkten die Niederlassungsfreiheit der Juden radikal ein. Die Zahl der Juden sollte an Orten, an denen bisher welche lebten, in der Regel nicht vermehrt werden, bei Ausübung des Schacherhandels gab es keine Heiratserlaubnis, die Ansässigmachung über eine festgesetzte Zahl an sog. Matrikelstellen war zwar möglich, war aber wie die Niederlassung an Orten, an denen bislang keine Juden lebten, nur mit Erlaubnis hoher Stellen möglich und nur dann zulässig, wenn die ansässigmachungswilligen Juden von ihrer Arbeit leben konn-

ten, d.h., in der Regel eine Fabrik oder eine Handelsunternehmung betrieben, ein Handwerk mit Meisterrecht ausübten oder genug landwirtschaftliche Fläche besaßen. Über die Aufnahme in die sog. Judenmatrikel, d.h., die Entscheidung, wer mit seiner Familie dauerhaft in einem bestimmten Ort wohnen durfte, entschieden zuerst die Generalkreiskommissariate (Vorläufer der Regierungen), nach der ersten Eintragung die Kommune (sofern sie eine Magistratsverfassung hatte), ansonsten das Landgericht oder Herrschaftsgericht. Wenn Juden über die vorgesehene Zahl, die man Normalzahl nannte, hinaus aufgenommen werden sollten, hatte das Innenministerium zu entscheiden. Erst 1861 hob der bayerische Landtag zwar die Matrikelbestimmungen, aber nicht das ganze Judenedikt auf.

Der Autor nähert sich seinem Thema auf breiter Basis. Er zieht insbesondere detaillierte Daten aus Unterfranken, v.a. der bayerischen Rhön, aber auch aus anderen Gebieten und Städten heran, die statistischen Auswertungen beruhen oft auf eigenen Erhebungen. Dass viele Aussagen auf exemplarischen Untersuchungen beruhen, ist hier selbstverständlich. Er untersucht z.B. bei der Darstellung der rechtlichen Seite die Erlasse der Ministerialbürokratie und die der Regierung von Unterfranken, dabei ist es natürlich nicht möglich, alle Erlasse jedes Patrimonialgerichts darzustellen, wichtig ist ihm die Generallinie. Intensiv beleuchtet wird die Praxis des Matrikelwesens, unabhängig von literarischen Zeugnissen, einzelnen Zeitungsartikeln oder Parlamentsreden, die die Lage der Juden nicht immer korrekt darstellten, sondern je nach ideologischer Vorgabe einseitig interpretierten. Bislang gab es v.a. Lokalstudien, die teils nicht die ihnen gebührende Beachtung fanden, und die

andererseits keine generalisierenden Aussagen zuließen. Mehler konstatiert bei der Anlage und Führung der Matrikel Schlampperei und Ungenauigkeiten, er sieht einen „*mangelhafte[n] Vollzug der Kontrollvorschriften*“ (S. 54), die Kreisregierung in Würzburg war nachlässig, das Ministerium griff nicht konsequent durch, so dass es häufig Diskrepanzen zwischen den Vorschriften zum Matrikelwesen und der Praxis gab, was der Autor an zahlreichen Beispielen belegt. Nicht in die Matrikel eingetragen wurden v.a. Personen, die kein Schutzgeld zahlten. Viele Juden wurden nicht immatrikuliert, in München waren es 31%, in Würzburg 24,3%, auf dem Lande weniger, Mehler rechnet für das rechtsrheinische Bayern mit *einem Maximalwert von etwa neun Prozent* (S. 78). In der Regel erhielten die Nichtimmatrikulierten ein unbeschränktes Bleiberecht. Bezüglich der Neuimmatrikulierten diskutiert der Autor die Probleme statistischer Daten, er kommt zu dem Ergebnis, dass „*keine völlige Fehlerfreiheit des statistischen Materials*“ garantiert werden könne, „*aber die hinreichend zuverlässige Erfassung der Charakteristika der Immatrikulationspraxis*“ (S. 98). Die Normalzahl der Juden im Jahre 1813 war nicht absolut bindend, Versuche, die Zahl zu drücken, scheiterten. „*Insbesondere aufgrund der Daten aus Unterfranken muss zudem konstatiert werden, dass sich statistisch nicht belegen lässt, dass die Behörden mit Hilfe einer besonders restriktiven Matrikelstellenvergabe versucht haben, große jüdische Gemeinden zu verkleinern bzw. das Anwachsen der jüdischen Bevölkerungszahl in großen Kommunen zu verhindern*“ (S. 119). Da viele Juden über die Normalzahl hinaus immatrikuliert wurden, was als Ausnahme gedacht war, führte dies dazu, dass das entsprechende Gebot des Judenedikts, die Verringerung der Zahl der Juden be-

treffend, „*in der Praxis keine quantitativ fassbare Wirkung*“ zeigte (S. 128). Nur in wenigen Orten, in denen 1813 keine Juden lebten, wurden (irreguläre) Matrikelstellen geschaffen, etwa in Nürnberg 1850. In vielen Städten waren Juden de facto, nicht de jure, ansässig, dieses wurde vielfach erlaubt. Mehler legt auch dar, dass ein manchmal postulierte Einwanderungsverbot für Juden nicht existierte. In seiner ausführlichen Zusammenfassung, die seine Forschungen gut und prägnant bündelt, heißt es: „*Die Matrikelbestimmungen des Judenediktes gaben eine restriktive Linie vor. In der Praxis jedoch wurde das große represive Potential bei weitem nicht ausgeschöpft. Insbesondere die häufigen Immatrikulationen über die Normalzahl legt eine generöse Handhabung durch die Behörden nahe.*“ (S. 174f.) Bezuglich der Auswanderung von Juden sieht der Autor nur einen bedingten Zusammenhang mit dem Judenedikt, in der Rhön z.B. gab es einen großen Geburtenüberschuss, so dass es trotz der Vergabe vieler irregulärer Matrikelstellen zahlreiche Auswanderer gab.

Das vorliegende Werk beschreitet neue Wege, insbesondere Mehlers ausgiebige und arbeitsintensive Erarbeitung statistischen Materials ist bewundernswert. Historiker neigen dazu, sich um die konsequente Auswertung von Statistiken zu drücken, wenn wie hier kaum brauchbare Zahlen vorliegen, sondern diese vom Forstner erst mühsam zusammenzustellen sind. Daher ist das Verdienst Mehlers um so höher zu bewerten. Auch seine vorurteilsfreie Herangehensweise, die ohne vorgefertigte, nur noch zu beweisende Thesen arbeitet, ist heute leider keine Selbstverständlichkeit mehr. Die vielen Beispiele und wichtigen Schlussfolgerungen, die er nur sehr vorsichtig und nur bei Vorliegen vieler Daten verallgemeinert, sind eine

Fundgrube für jeden, der sich vorurteilsfrei mit den Verhältnissen der Juden im 19. Jahrhundert beschäftigen will. Das Buch ist ein großer Wurf, der unser aller Beachtung verdient. Dass der Band in der Reihe Franconia Judaica des Bezirks Mittelfranken erscheinen konnte, obwohl die mittelfränkischen Juden keinen Schwerpunkt des Buches bilden, ist dem Bezirk Mittelfranken und seiner Kulturreferentin Andrea Kluxen zu verdanken.

Der Band enthält auch ein Ortsregister und sogar eine kurze englischsprachige Zusammenfassung. Das Buch verzichtet auf Abbildungen, besitzt aber eine Vielzahl an Tabellen und graphischen Darstellungen solcher.

Herbert Schott

Benno Parthier (Hrsg): **Acta Historica Leopoldina – Salutem Et Felicitatem! Gründung und internationale Ausstrahlung der Leopoldina** (Schriftenreihe der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften Nr. 61, zugleich Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt [hrsg. v. Uwe Müller] Nr. 26). Stuttgart (Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft), Halle bzw. Schweinfurt 2012, ISBN 978-3-8047-3115-8, 204 S., 118 farb. Abb., 24,95 Euro.

Wer etwas über die Entstehung unserer deutschen „Nationalen Akademie der Wissenschaften“ (seit 2008) wissen möchte, dem sei dieser Ausstellungskatalog empfohlen. Sie ist die älteste dauerhaft existierende naturforschende Akademie der Welt. Die „Royal Society“ wurde erst 1662 in London und die „Académie des Sciences“ wurde 1666 in Paris ins Leben gerufen. Die Akademiegründung ist in ihrem politischen Umfeld einzigartig: Am 1.

Januar 1652, also dreieinhalb Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und nur eineinhalb Jahre nach der danach noch andauernden Besatzungszeit der kleinen Reichsstadt Schweinfurt wird durch vier Schweinfurter Ärzte ein aus damaliger Sicht mutiger, aus heutiger Sicht epochaler wissenschaftlicher Neuanfang gewagt, der bis heute Früchte trägt.

Der Ausstellungskatalog wurde zum 325. Jubiläum der Privilegierung 1687 durch Kaiser Leopold I. und zum 360. Jubiläum der Akademiegründung 1652 in Schweinfurt aufgelegt. Die zughörige Ausstellung war am Sitz der Nationalen Akademie in Halle an der Saale 2012 und im Schweinfurter Museum Otto Schäfer im Folgejahr zu sehen. Es wurden erstmals alle kaiserlichen Urkunden von 1677 bis 1742 gezeigt und im vierten Teil des Katalogs ediert. Sie sind nicht nur abgebildet und übersetzt, sondern werden auch von Uwe Müller eingeführt, beleuchtet und gewürdigt.

Im ersten Teil werden die politischen und wissenschaftlichen Voraussetzungen der Akademiegründung von Danny Weber erläutert. Die älteste noch bestehende naturwissenschaftliche Vereinigung der Neuzeit wurde durch den Stadtphysicus Johann Laurentius Bausch, Johann Michael Fehr, Georg Balthasar Metzger und Georg Balthasar Wohlfahrt ins Leben gerufen. Die Ärzte waren im Laufe ihrer Ausbildung durch die damals bekannte Welt gekommen und hatten vor allem Italien und den dortigen wissenschaftlichen Standard kennen gelernt.

Im zweiten Teil befasst sich Danny Weber mit den italienischen Vorbildern und dem medizinisch-pharmazeutischen Arbeitsprogramm der frisch gegründeten Akademie. Dieses Arbeitsprogramm brachte zwischen 1661 und 1704 genau 51 Titel

hervor, die sich Objekten aus dem Mineral-, Pflanzen- oder Tierreich widmeten, u.a. dem Weinstock, Blut- und Adlersteinen oder der Schwarzwurzel. Die angestrebt umfassende Enzyklopädie wurde allerdings damit nicht zusammengestellt.

Neuen Antrieb erhielt die Arbeit der Akademie durch ein eigenes Periodikum ab 1670, der ältesten naturwissenschaftlich-medizinischen Akademiezeitschrift der Welt. Im dritten Teil wird dieses Forum des internationalen Wissenstransfers und der Internationalisierung der Akademie vorgestellt. Die Zeitschrift basierte auf einem modernen Konzept und führte erfolgreich neue Aufmerksamkeit in Fachkreisen und auch neue Mitglieder zu.

Im vierten Teil führt wieder Danny Weber in die Anerkennung und die Privilegierung der Akademie durch Kaiser Leopold I. 1677/1678/1688 ein. Wichtig für den Inhalt der Zeitschrift war die gewährte Zensurfreiheit und in wirtschaftlicher Hinsicht das Nachdruckverbot. Dies wurde dadurch erreicht, dass bestimmte Ausgaben der Zeitschrift dem Kaiser gewidmet wurden und durch intensive Pflege der Beziehungen zum Wiener Hof diese Widmungen auf Wohlwollen stießen. Schließlich erreichten die Mitglieder den Status einer Art „Reichsakademie“ zwar ohne Finanzierung, aber mit Promotionsrecht. Dieser Einführung folgt die oben genannte Edition der Urkunden.

Der Sitz der Akademie war mit dem Wohnort des Präsidenten verbunden, so wanderte sie von Schweinfurt nach dem Gründer und ersten Präsidenten Bausch ab. Besonders in Zeiten des Kalten Krieges war der spätere dauerhafte Sitz mit Halle an der Saale in der damaligen DDR ungünstig. Der Stadt Schweinfurt ist es zu verdanken, dass der Kontakt damals nicht abbrach. Heute ergänzen sich die jewei-

ligen Sammlungen, wie Ausstellung und Katalog zeigen, hervorragend. In Schweinfurt ist dies die Bauschbibliothek, die als Musterbeispiel einer Gelehrtenbibliothek des deutschen Renaissancehumanismus im konfessionellen Zeitalter gilt und im Museum Otto Schäfer aufgestellt ist.

Anmerkungen, Literaturverzeichnis und Personenregister runden den Band ab. Die gezeigten Exponate werden bestens vorgestellt. Der Band ist sorgfältig ediert, die Ausfertigung durch das Druckhaus Köthen lässt keine Wünsche offen. Es handelt sich um einen beispielhaft gestalteten Ausstellungskatalog, der zur Erschließung der Entwicklung der nunmehr ersten Nationalen Akademie der Wissenschaften (seit 2008 durch Beschluss der Wissenschaftskonferenz von Bund und Ländern) Deutschlands empfohlen sei. *Thomas Voit*

Karl Heinz Martini: **Goethe und die Egloffsteins in Weimar. Fränkische Adlige im klassischen Weimar.** Altdorf (Selbstverlag) 2012, 192 S., 15,00 Euro.

Heckenhof, das Dörfchen „auf windumbrauster Jurahochfläche“ der nördlichen Fränkischen Schweiz und sein „*unansehnliches Landschloss*“ – heute ein Gasthaus – kennen Wanderer, Bierliebhaber, Radfahrer. Verwegen scheint ein Sprung aus dieser Abgeschiedenheit ins klassische Weimar – war doch die kleine Residenz schon damals ein „*Weltgespräch*“ (Wieland) und seitdem immer eine feste Größe im kulturellen Gedächtnis.

Dem Autor Karl Heinz Martini gelingt der Brückenschlag mühelos. Er nimmt Erinnerungsstücke an einer Wand der Heckenhofer „Kathi-Bräu“ ernst: je eine Abbildung von Goethe, der Caroline von Aufseß, von einem Großvaterstuhl, dazu zwei

gerahmte Goethe-Gedichte. Sie liefern ihm den Impuls, ein Zeitporträt und die Lebensperspektiven fränkischer Landadliger zu entfalten, den Gesichtskreis in die literarische Hochkultur und die europäische Politik rund um 1800 zu weiten.

Die Schlüsselfigur, welche die ober- und mittelfränkischen Orte wie Heckenhof, Aufseß, Egloffstein, Kunreuth oder Erlangen in Verbindung zum Weimarer Herzogshof bringt, ist die erwähnte Caroline. Sie als Hofdame der Herzogin Anna Amalia und ihr Ehemann Gottlob von Egloffstein als nachmaliger Oberkammerherr nahmen jungverheiratet ihren Aufenthalt gegenüber dem Wittumspalais und zogen elf weitere Verwandte nach. Zur Goethezeit konnte folglich von einem „*Egloffsteinium*“, einer ‚Fränkischen Kolonie‘ in Weimar die Rede sein. Die Bindung hielt über den 1. Weltkrieg hinaus.

In sachdienlicher Dramaturgie inszeniert der Autor seine Darstellung. Die frühen Kapitel handeln von Angelegenheiten der fränkischen Landadelsfamilien Aufseß und Egloffstein, von Carolines dörflich geprägter Kindheit und Jugend. Verheiratung und Umzug öffnen die ‚Tür‘ nach Weimar.

Anschließend stellt der Autor die neue Umgebung vor: historisch exakt den Kleinstaat Sachsen-Weimar-Eisenach, die um ihren Staat und dessen kulturelles Leben verdienten Anna Amalia und deren Sohn Carl August, den Hoffnungsträger Goethe. Neben diesen Hauptpersonen, denen sich viele bekannte Namen zugesellen, erhält der Leser zudem einen optischen Eindruck von den markanten Schauplätzen des Weimarer Hoflebens. Die Exposition ist abgeschlossen, die Kulissen sind bereitet; das neunte Kapitel darf sich mit der Überschrift schmücken: „Caroline von Egloffstein kommt in Weimar an.“

Gründlich sind die Stufen von erster Begegnung, Bekanntschaft, Vertrautheit der Caroline und ihrer Nichten mit Goethe herausgearbeitet; ein dauerhaft herzliches, liebevoll-fürsorgliches Verhältnis wird konstatiert und vielfach belegt. Hierhin gehört denn auch die Lösung des Rätsels um den Lehnstuhl. Caroline hat dieses Mitbringsel aus dem Heckenhofer Hausrat dem 1823 durch schwere Krankheit geschwächten Goethe überlassen, wofür er sich drei Jahre nach der Genesung mit Rückgabe und einem Gedicht bedankte. Für möglich hält es der Autor, dass in diesem erneut ausgeliehenen Stuhl der Tod den greisen Dichter erlöst.

Neben der persönlichen Zuwendung, die sich etwa in den Patenschaften der Egloffsteinerinnen für Goethes Enkel äußerte, zeigt der Autor auch die gesellschaftliche, kulturelle, militärische und politische Dimension seines Themas. Die begeisternte Teilhabe am Weimarer Theaterleben, das Goethe maßgebend bestimmte, der Schock über den Theaterbrand 1825 und das Interesse am Neubau sind durch authentische Zitate der Egloffsteiner Damen dokumentiert.

Ausführlich geht Martini auf die Entwicklung der Julie von Egloffstein zur Porträtmalerin ein. Goethe hat ihren Werdegang mit Wohlwollen begleitet und – als Kenner der Malerei in Praxis und Theorie – sie mit fachlichem Rat unterstützt. Durch Julies Augen wird gleichsam der bildliche Zugang zu den Weimaranern geöffnet: Respektable Porträts der Künstlerin von Herzog Carl August, seiner Gemahlin Louise, des ordensgeschmückten Goethe sind in Farbe wiedergegeben. Berücksichtigt ist zudem Julies Herkommen – durch ihr Selbstbildnis vor der Burg Egloffstein mit den Kalkwänden des Trubachtals und den Abdruck eines Gedichts, mit dem

sie als Neunzehnjährige dem fränkischen Adelssitz huldigte.

Die Wirren und der Umbruch durch Napoleon trafen auch Weimar und die dort verpflichteten Männer des „*Egloffsteiniums*“; der eine kämpfte unter französischem Oberbefehl im aufständischen Tirol und Spanien, riskierte nach Wechsel der Fronten sein Leben in den Befreiungskriegen; ein anderer war in heikler diplomatischer Mission nach England unterwegs. Martini verschweigt auch nicht die unmittelbare Rückwirkung vom Ende des Alten Reichs, der Mediatisierung und der Erhebung Bayerns zum Königreich auf die Egloffsteiner Besitzungen. Über einige hielt Großherzog Carl August in seinem Zuständigkeitsbereich die schützende Hand. Eine Vorsprache bei König Maximilian I. wendete die in Bayern drohende Enteignung ab. Julies spätes Porträt der Königin Therese symbolisiert die formelle Neuorientierung der Adelsfamilie Egloffstein nach München hin.

Die Hauptaktion zwischen Egloffstein und Weimar schließt mit den Todesjahren der wichtigsten Bezugspersonen 1828, 1830, 1832 und der Abbildung der Grabmäler im Klosterfriedhof Marienrode, wo die vier Gräfinnen von Egloffstein bestattet sind. Aber hier endet das Buch noch nicht. Die Aufmerksamkeit richtet sich wieder auf Franken und darauf, wie Goethe diesen Landstrich erlebte, wie die Geschichte der Burg Egloffstein, des Hauses Aufseß und des Gutes Heckenhof im Überblick verlief. Mit dieser Schlusspartie entsteht ein Pendant zum Rahmenteil des Buchanfangs, wo die für fränkische Belange kompetenten Schriftsteller August Sieghardt und Hans Max von Aufseß gewürdigt und in Einzelheiten behutsam korrigiert werden.

Verdienstvoll aus dem Blickwinkel des Lesers ist die optische Hilfestellung durch

Fettdruck, Rahmung, Tabellierung, vor allem aber die textgerechte Plazierung aller Beigaben. Ein mit großer Sorgfalt und Hingabe an den Gegenstand erstelltes Buch: eine Kostbarkeit. *Siegfried Ziegler*

Carlheinz Gräter: **Hohenloher Miniaturen – Geschichte und Geschichten.** Tübingen (Silberburg-Verlag) 2012, ISBN 978-3-8425-1173-6, 158 S., zahlreiche farb. Abb., 17,90 Euro.

Carlheinz Gräter ist als Autor und Kenner des fränkischen Teils Baden-Württembergs seit Jahrzehnten wohlbekannt. Im Silberburg-Verlag ist nach den Büchern „Burgen in Hohenlohe“, „Kirchen, Klöster und Kapellen in Hohenlohe“ und „Hohenloher Raritäten“ der Band „Hohenloher Miniaturen“ erschienen. Mit zwanzig feinsinnigen Essays baut Gräter seinen Ruf, aber auch die Anziehungskraft dieser Landschaft weiter aus.

Auftakt ist der Abschnitt „Hohenloher Toleranz und Osterstreit“. Schmunzelnd berichtet er von den Auseinandersetzungen über den Termin des Osterfestes. Es war ein barocker Streit zwischen zwei hohenlohischen Linien – hier katholisch, dort evangelisch – hier gregorianischer, dort julianischer Kalender – der zum Terminunterschied von einer Woche führte. Das Zeitschisma bewegte schließlich das Heilige Römische Reich deutscher Nation. Ebenfalls augenzwinkernd schildert Gräter die Prüfung evangelischer Pfarrer aus der Rothenburger Landwehr bei den – natürlich katholischen – Stiftsherren in Würzburg kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg, denn diese hatten die Kirchenrechte inne. Seine Quelle ist mit Rudolf Schlauch, dem er einen eigenen Abschnitt widmet, schnell verraten. Schließlich darf der Diskurs um

das Attribut „schwäbisch“ als Namensbeiwort von Hall nicht fehlen und wird genauer unter die Lupe genommen.

„Bocksprünge und Bocksbeutel“ erhelten die Merkwürdigkeit, dass am Laufe der Tauber der „württembergische“ Abschnitt – im Gegensatz zum „bayrischen“ und „badischen“ Teil – seinen Wein nicht auf Bocksbeutel abfüllen darf. Der Markelsheimer Bocksbeutel aus dem Jahr 1964 bleibt Rarität und ist eigentlich illegal!

Grenzüberschreitung gab es auch beim Grenzsteingarten in Niederstetten, dem leider kein langes Leben beschieden war. 1983 war er auf halber Höhe am Schlossberg eingerichtet worden; das Landesdenkmalamt verlautbarte, es gäbe keine vergleichbare Sammlung im Ländle. Heute schon vergessen, lagern die historischen Grenzsteine inzwischen im städtischen Bauhof. Die Stadtverwaltung hofft auf Zu- schüsse zur Wiederaufstellung, derweilen Nummerierung, Initialen und Wappen verblassen und damit verloren gehen. Ähnlich erging es den Wolfsgruben, die Gräter in einem eigenen Essay beschreibt. Weitere Abschnitte sprechen z.B. Most und Bauerngarten an.

Ein besonderer Essay widmet sich dem „Carlsberger Prospekt“. Das Lust- und Jagdrefugium Graf Carl Ludwigs von Hohenlohe-Weikersheim war lange Jahre ein öffentlich zugängliches Kleinod. Die Anlage selbst gilt als kulturhistorisches Vorbild, das von Zeitgenossen des Grafen kopiert wurde. Auch wenn das Schlösschen selbst schon lange verschwunden ist, sind Park und weitere Baulichkeiten erhalten. Im Küchenbau des Schlosschens gab es von 1983 bis 2009 ein Forstmuseum. Umnutzung, Desinteresse, Privatisierung und Profitstreben führten in dem genannten Jahr zu einem jähnen Ende. Ein Vergleich mit dem Schicksal der Schmal-

spurbahn von Möckmühl nach Dörzbach drängt sich auf.

Große Namen wie z.B. Carl Julius Weber, Agnes Günther werden genannt. In den „Langenburger Geschichten“ tauchen aber auch zwei Zeitgenossen der Politik auf. Rezzo Schlauch und Joschka Fischer stammen beide aus Langenburg, der eine Sohn des Bächlinger Pfarrers Rudolf Schlauch, der andere Spross Heimatvertriebener. Sie sollen sich dort aber – so unglaublich es klingt – nicht begegnet sein.

Carlheinz Gräter ist wieder ein sehr sympathisches Buch über seine Heimat gelungen. Allein die Sprache und die einfühlsamen Schilderungen machen den Band zu einem Leseerlebnis und -vergnügen, das sich heute nicht mehr häufig finden lässt. Hätte er nicht schon den Kulturpreis des Frankenbundes für sein Gesamtwerk mit über 80 Buchveröffentlichungen erhalten, wäre dies nach den Hohenloher Miniaturen noch dringlicher. Ich wünsche mir von Herrn Gräter noch weitere Werke, möglichst im Weichbild dieser Landschaft, in der Reihe des Silbergburg-Verlags.

Thomas Voit

Ekbert Warmuth: Paul Warmuth, Volksänger. Mundartpoet. Franke. Bad Kissingen (Eigenverlag) 2011. ISBN 978-3-942112-03-1, geb., 304 S., zahlr. Farb- u. sw Abb. u. Tab., 19,80 Euro (Erhältlich auch beim Verfasser: E. Warmuth, Im Tiefrödlein 18, 97688 Bad Kissingen, E-Mail: Linde-Ekbert@t-online.de).

Zum 100. Geburtstag erschien die Biographie von Paul Warmuth (1911–1981), vor allem bekannt als Gründer der Hambacher Volkssänger, geschrieben von seinem Sohn Ekbert Warmuth. Der Autor geht zunächst ausführlich auf die Vor-

fahren Paul Warmuths ein. Im großelterlichen Gasthaus „Zur Goldenen Flasche“, das heute noch in Hambach existiert, erhielt der Junge wichtige Impulse für seine vielfältigen Interessen. Sehr anschaulich wird die Schulzeit des begabten Knaben geschildert. Leider ließ der strenge Vater die Erfüllung des Berufswunschs, Lehrer zu werden, nicht zu, sondern nötigte ihn zur Ausbildung im väterlichen Schneidereibetrieb. Ein Auszug aus dem Lohnbüchlein belegt, zu welch' niedrigem Tarif der Sohn, auch nach dem Ende der Lehrlingszeit, arbeitete.

In einem neu gegründeten Musik- und einem Sportverein engagierte er sich mit Begeisterung. Die Teilnahme am Volksliederwettbewerb 1932 in Würzburg, die Ekbert Warmuth in „Frankenland, Heft 6, 2012“ ausführlich dargestellt hat, führte später zur Gründung der Hambacher Volkssänger.

Nach Übernahme der Schneiderei und Heirat warf die Politik einen Schatten auf das Leben Paul Warmuths: Es folgten Kriegsjahre als Soldat in Norwegen und eine harte Kriegsgefangenschaft in Frankreich, aus der er 1947 wieder zu Frau, Sohn und Tochter zurückkehrte. Schon in dieser Zeit waren ihm Musizieren und Dichten eine Lebenshilfe.

Ein zweites berufliches Standbein war ihm die Stelle als Gemeindeschreiber, zunächst in Hambach, später auch in Maibach. Obwohl sparsam besoldet, übte er diese vielseitige und auch einflussreiche Tätigkeit bis zu seiner Pensionierung mit großem Engagement und Pflichtbewusstsein aus. Gleichzeitig bemühte er sich zum Familienunterhalt um bezahlte Nebentätigkeiten, vor allem als Tanzmusiker und als Lokalberichterstatter für Zeitungen.

Bekannt wurde er aber als Volksmusiker und Mundartpoet. Er spielte viele In-

strumente, war ein großartiger Kommunikator, gestaltete und moderierte ganze Abende. In Versen und Couplets reflektierte er über gemeindliche Ereignisse, glossierte sie augenzwinkernd und trug sie äußerst wirkungsvoll selbst vor. Ein fast missionarischer Drang, die Schönheit seiner fränkischen Heimat zu preisen und das Loblied fränkischen Lebensgefühls zu singen, erfüllte ihn.

Unermüdlich umkreisten seine Gedanken das Wohlergehen und den Bekantheitsgrad seiner Heimatgemeinde Hambach. Er setzte sich für den Natur- und Denkmalschutz ein, war Mitglied und meist auch Schriftführer in zahlreichen Vereinen sowie Mitarbeiter bei überregionalen Arbeitsgemeinschaften. Warmuth beschrieb das lokale Geschehen, falls nötig übte er auch Kritik und zeigte dabei Zivilcourage. Ein besonderes Anliegen war ihm die Pflege von Brauchtum und Trachten, wobei er eng mit dem jeweiligen Bezirksheimatpfleger zusammenarbeitete. Auf seine Anregung hin wurde für Hambach ein Ortswappen geschaffen.

Die Hambacher Volkssänger, die auch heute noch existieren, bezeichnete er im Rückblick als sein Lebenswerk. Er gründete und fördert sie mit unerschöpflichem Ideenreichtum, komponierte, ließ fremde und eigene Mundartgedichte für sie vertonen. Auch schrieb er Theaterstücke im Dialekt und baute dabei Lieder der Volksänger mit ein. Er übte fränkische Tänze ein und verhalf der Gruppe zu zahlreichen Auftritten, auch außerhalb Hambachs, sowie zu Rundfunkaufnahmen und Fernsehauftritten. Als fränkisches Urgestein wurde er auch öfter allein engagiert. Der Kiem Pauli und Nikolaus Fey, mit denen er im Briefverkehr stand, schätzten ihn sehr.

Auch als Mundartpoet machte er sich einen Namen. Lieder von ihm wurden ge-

druckt und posthum ein Gedichtbändchen veröffentlicht. Seine Leistung wurde schließlich mit der 1975 verliehenen Verdienstmedaille der Bundesrepublik Deutschland anerkannt.

Durch den Tod seiner Frau fielen Schatten auf Paul Warmuths Leben. Neben gemeindlichen und parteipolitischen Querelen traf ihn der lang bekämpfte Verlust der Selbständigkeit Hambachs durch die Gebietsreform tief. Dennoch blieb er weiterhin im alten Metier aktiv, bis ihn ein früher Tod 1981 aus dem Leben riss.

Der Verfasser der liebevoll gestalteten Biographie hat das Leben des Vaters auf etlichen Wegstrecken auch als Sänger und Musikant begleitet, wodurch das Buch große Authentizität besitzt, die noch durch die Fülle von Belegen, die Ekbert Warmuth sorgfältig recherchiert hat, gesteigert wird. So runden zahlreiche Fußnoten, ein Literaturverzeichnis und tabellarische Übersichten die Ausführungen ab.

Durch das Ausbreiten von Details – z.B. der Beschreibung einer fränkischen Prozession oder dörflicher Körperschaften wie der Schafrechtler – sowie durch das Einblenden von Anekdoten und etlicher Texte des Vaters wirkt das Buch informativ und unterhaltend. Erfreuen kann die Vielzahl der Bilder.

Der Autor zeichnet mit großer Sachkenntnis das Porträt einer ungewöhnlichen Persönlichkeit, die in schwierigen Zeiten in der ihm gegebenen Frist mit beschwingender Lebensfreude aus seinen Talenten ein Optimum machte und damit der Gemeinschaft diente. Darüber hinaus schafft der Verfasser ein authentisches Kaleidoskop fränkisch-dörflichen Lebens im 20. Jahrhundert.

Im Leben Paul Warmuths wird Regionales als etwas Ursprüngliches sichtbar, noch nicht vereinnahmt von einer kom-

merzialisierten Spaßgesellschaft und noch nicht als Rückzugsreservat angesichts der Bedrohung durch die Globalisierung. Ekbert Warmuth hat dem Vater die verdiente Ehre erwiesen, und dabei ist ein lehrreiches, unterhaltsames, lesenswertes Buch, nicht nur für Hambacher, herausgekommen.

Norbert Richter

Edler Glanz. Abenberger Spitzenschätz aus Gold und Silber. Hrsg.: Forum Alte Spizze GbR, Klöppelmuseum Abenberg, Klöppelschule Abenberg u. Heimatverein Abenberg. Übach-Palenberg 2013. ISBN-Nr.: 978-3-00-041103-8, Format DIN A 4, fester Einband, 120 S., zahlr. Abb., 29,90 Euro.

Eigentlich sollte es „nur“ eine Festschrift werden, doch zum 100jährigen Jubiläum gibt es einen Prachtband: Die Klöppelschule Abenberg feierte nämlich 2013 ihren 100. Geburtstag. Aus diesem Anlass gaben das Forum Alte Spizze GbR aus Übach-Palenberg, das Klöppelmuseum Abenberg, die Klöppelschule Abenberg sowie der Heimatverein Abenberg einen repräsentativen Bildband im DIN-A-4-Format mit hochwertigen Abbildungen heraus.

„Abenberg ist Spizze – denn das Klöppeln und die Stadt gehören einfach zusammen“, schreibt der bayerische Innenminister und Vorsitzende des Tourismusverbandes Franken, Joachim Herrmann, in seinem Grußwort. Die Abenberger Leinen-, sowie später die ‚Leonischen Spitzen‘ aus Metall- und die Spitzen aus echten Gold- und Silberfäden seien in die ganze Welt bis an den Hof indischer Maharadschas gegangen und hätten sich zum fränkischen Exportschlager entwickelt. „Mit solchen Angeboten, die wie das Klöppeln tief in Abenberg verwurzelt sind, bewahrt eine Region ihr un-

verwechselbares Gesicht“, so Innenminister Herrmann weiter. „Es ist etwas, auf das die Einheimischen stolz sein können, etwas, was ihre Heimat ausmacht – und für die Gäste des Fränkischen Seenlandes etwas, das sie anderswo so nicht erleben können.“

„Die Spitzemuster erzählen von längst vergangenen Zeiten, als Gold- und Silberspitzen aus Franken weltweit ‚edlen Glanz‘ in die Herrscherhäuser und Schatzkammern des Klerus brachten“, heben Landrat Herbert Eckstein und Abenbergs Bürgermeister Werner Bäuerlein in ihrem gemeinsamen Grußwort hervor. Mit dem Buch sei ein einzigartiges Werk gelungen, das wesentlich dazu beitrage, bislang weitgehend noch unbekannte Aspekte der Spitzentradition in Abenberg zu beleuchten.

„Erklärtes Ziel ist es dabei, nicht in der Vergangenheit stehen zu bleiben, sondern für die Gegenwart und Zukunft neue Wege zu öffnen“, schreiben Eckstein und Bäuerlein.

Franz Kornbacher, der langjährige, frühere 1. Vorsitzende des Heimatvereins Abenberg, zeichnet kompetent den Weg zur Metallköppelspitze nach und stellt die nahezu fünfhundertjährige Köppeltradition Abenbergs vor. „Ursprung und Ausgang des Spitzenkölppelns in Abenberg ist ohne Zweifel das im Jahr 1488 vom Eichstätter Fürstbischof Wilhelm von Reichenau an der Stilla-Wallfahrtskirche Sankt Peter gegründete Frauenkloster Marienburg“, schreibt Franz Kornbacher. Dass sogar während des 30jährigen Krieges (1618–1648) von den Abenberger Klosterfrauen geklöppelt wurde, beweist eine Notiz im Tagebuch der Mariensteiner Priorin Clara Staiger, das sie zwischen 1631 und 1650 detailliert geführt hat.

Christine Meier präsentiert in Wort und Bild die Geschichte der Klöppelschule von Abenberg. Nach 1900 hatte man die Notwendigkeit erkannt, wie andern-

orts eine Klöppelfachschule zu gründen, doch es dauerte bis 1913, bis man sich über Nutzen, Standort und finanzielle Aufteilung der Kosten einig war.

Museumsleiterin Kerstin Bienert stellt in ihrem Aufsatz „Edler Glanz: Gold und Silber“ das Klöppelmuseum auf der Burg vor. Er stellt den Hauptbeitrag des Buches dar und informiert mit profunder Sachkenntnis über die Umbruchzeiten im 19. Jahrhundert, die Einführung der „leonischen Waren“ zur Herstellung von Klöppel spitzen, über das Thema „Spitzen in alle Welt“, über diverse Gold- und Silbermanufakturen, „Posamentierverleger“ sowie über Metallspitzen in der Mode des 19. Jahrhunderts, bei liturgischen Gewändern, Altardecken, sakralen Gegenständen und in der Tracht.

In einem weiteren Kapitel geht Jutta Reichmann auf „Leonische Gespinste“ ein. Namen wie „Plätt, Lahn, Plasch, Kantille, Bouillon, Flitter, Finterchen“ und weitere Bezeichnungen für besondere Gespinstarten, die dem Laien nichts sagen, werden von ihr sehr verständlich erklärt. Auf einer Doppelseite zieht Lothar Stang in englischer, französischer, spanischer und italienischer Sprache ein Resümee über die hundertjährige Geschichte der Klöppelschule Abenberg, und Jutta Grothaus erklärt „Das Einhäkeln in ein Flinterchen“. Den Abschluss bilden zahlreiche großformatige Abbildungen, die zeigen, welche bewundernswerten Arbeiten in der Abenberger Klöppelschule angefertigt wurden und werden. Zwischen den einzelnen Kapiteln kann der Leser viele ganzseitige Musterblätter bewundern, die vom Können der Klöpplerinnen künden.

Fazit: Hier ist ein hochwertiges, ungewöhnlich informatives und anschauliches Buch entstanden, in dem man gerne blättert. Es führt dem Leser eindrucksvoll die

Abenberger Spitzenschätze aus Gold und Silber vor Augen. *Robert Unterburger*

Dieter Blechschmidt/Martin Brandl: **Der Kurpark von Bad Steben. Ein Garten denkmal in Oberfranken.** Hrsg. Landkreis Hof. Regensburg (Schnell & Steiner) 2013. ISBN 978-3-7954-2756-6, Format: 23 x 32 cm, geb., 228 S., 15 s/w u. 118 Farabb., 24,95 Euro.

Die Gartenliteratur wird mit dem im Verlag Schnell & Steiner erschienenen monographischen Band zum Kurpark von Bad Steben um ein bemerkenswertes Werk erweitert. Bereits der Untertitel „Ein Garten denkmal in Oberfranken“ verspricht mehr als einen Bildband. Das schnelle, vor dem Kauf entscheidende Durchblättern verführt das Leserauge mit schönen, großformatigen Abbildungen und Plandarstellungen und vielen Textseiten. Die Texte sind ansprechend und übersichtlich gegliedert. So machen sie bereits Lust auf Lesen und überhaupt neugierig.

Am Anfang stehen die selbstverständlichen, aber hier kurz gehaltenen Gruß- und Dankesworte der Lokalpolitiker und der Autoren, im Anhang sind die Sponsoren aufgelistet, ohne deren großzügige Zuwendungen derartige Werke heute kaum mehr zu verlegen sind. Diese Unterstützung hat sich gelohnt. Die Hauptautoren, Denkmalpfleger und Heimatpfleger, sind in die Tiefe gegangen, haben jeweils über mindestens einen Vegetationszeitraum den Park beobachtet, die jahreszeitlichen Veränderungen in Stimmungsbildern festhalten lassen (Photographien u.a. von Eberhard Lantz, Klaus Leidorf u. Winfried Berberich) und die Zeit genutzt, die Archive und die vorhandene Literatur umfassend zu durchforsten.

Herausgekommen ist eine Monographie, die den Kurpark im Kontext betrachtet und die geologischen Voraussetzungen ebenso beschreibt wie die geschichtliche Entwicklung vom einfachen Sauerbrunnen bis zum Staatsbad. Es ist spannend nachzulesen, wie mühsam es war, im abgelegenen Frankenwald eine Badekultur zu entwickeln, wobei 1898 der Eisenbahnanschluss eine wichtige Rolle spielte, und dass es wohl ohne die persönliche Einflussnahme der bayerischen Regenten nichts geworden wäre mit dem Staatsbad und dem Kurpark. Den einfachen Sauerbrunnenwirten hätten vielleicht ein paar hölzerne Badewannen genügt, und so musste diesen gegenüber bereits für die Anlage einer Allee vom Ort zum ersten Kurhaus Überzeugungsarbeit geleistet werden. Die Allee wurde schließlich die Kernzelle des späteren Parks, der auch den längeren Aufenthalt in dem abgeschiedenen, seit 1832 Königlichen Bayerischen Staatsbad Steben erquicklicher machen sollte.

Maßgeblich für den Kurpark aber war die vom Königlichen Staatsministerium der Finanzen getroffene Entscheidung, 1888 den Kurgärtner und Königlichen Hofgärtner Arthur Andreas Singer mit der Anlage eines Kurgartens in Bad Steben zu beauftragen. Er und sein Sohn Wolfgang als Nachfolger sollten bis weit in das 20. Jahrhundert für die Gestaltung und Pflege des Kurparks verantwortlich sein.

Dass die Lebensläufe von Vater und Sohn Singer hier in einem eigenen Kapitel gewürdigt werden, gehört zu den besonderen Stärken dieses Buches. Beide waren im Kerngeschäft für die Kurparkanlagen in Bad Kissingen tätig und sind bisher in der Fachliteratur noch nicht ausreichend gewürdigt worden.

Der Glanz des Staatsbades ging einher mit der Entwicklung der Parkanlage. Die

einzelnen Phasen ihrer Entstehung, die Erweiterungen und Verschönerungen des Kurparks werden in Text, historischen Bildern und Plänen übersichtlich dargestellt. Dabei wird auch der Verfall im 20. Jahrhundert nicht verschwiegen. So ist es nicht verwunderlich, dass der Kurpark erst wieder zu entdecken war. Dies wurde zunächst durch die Aufnahme als Gartendenkmal in die Bayerischen Denkmalliste gewürdigt und wird im Kapitel „Gartenhistorische Einordnung“ vertieft. Hier weist sich der Denkmalpfleger als der Universalist aus, der er letztlich auch sein muss, ohne jede Fachdisziplin deswegen durch ein Studium auch nachweisen zu müssen. Martin Brandl hat sich hervorragend in die Fachdisziplin Gartendenkmalpflege eingearbeitet, so dass auch dieses Kapitel weit über einen beschreibenden Parkführer hinausgeht.

Leider etwas zu kurz geraten ist das Kapitel von Marion Dubler „Was wächst im Kurpark?“ Außer der Beschreibung einiger einheimischer Bäume mit zugehörigen Blattabbildungen ist der Autorin wenig aufgefallen. Dabei gehört doch gerade zu einem Kurpark auch die gärtnerische Gestaltung um die Kurhäuser mit ihren exotischen Kübelpflanzen und Blumenbeeten. Glücklicherweise ist der Bildbandteil so großzügig ausgelegt, dass dieser kleine Schönheitsfehler ausgebügelt ist.

Diese Kurpark-Monographie bietet aber noch mehr. Wunderbar ist das von Dieter Blechschmidt und Martin Brandl verfasste Kapitel über „Besonderes, Künstlerisches und Heiteres über Kurpark und Badeleben“. Hier wird aus zeitgenössischen Berichten, Urkunden und Prospekten bis hin zur Präsentation des Fahnenschmucks oder der „Verpachtung der Gräserei“ vom Kurpark erzählt. Kurbad und Kurpark werden, zuweilen augenzwinkernd, im Zu-

sammenspiel mit Einheimischen, Gästen und Kurverwaltung, auf Anspruch und Wirklichkeit hin ausgeleuchtet.

Kein Bad, kein Kurpark ohne die Erwähnung bedeutender Persönlichkeiten, die das Bad zu nutzen wussten. Im Band werden Bad Stebens Kurgäste der Literaturgeschichte gewürdigt: Jean-Paul von Karin und Eberhard Schmidt und Bert Brecht von Margit Pfeiffer-Schier. Dabei betrifft die Würdigung nicht nur die Dichter, sondern natürlich auch das Heil- und Staatsbad, dem eine Rückbesinnung auf diese ruhmreichen, literaturhistorischen Größen sehr zu empfehlen ist. Im Ausblick von Martin Brandl darf der mahnende Ruf nach Erhaltung, Pflege und Verbesserung selbstverständlich nicht fehlen.

Kurzgesagt: Ein wunderbarer Bildband und ein Fachbuch zugleich, lesenswert, betrachtenswert, eine Werbung für unsere Region, für unsere herbe Landschaft und unsere alte Badekultur. Bleibt zu wünschen, dass bald ähnliche Monographien über die Kurparkanlagen in Bad Brücke-nau und Bad Kissingen auf den Weg gebracht werden, waren dort doch auch die Singers tätig. Außerdem sollte für das Staatsbad Bad Steben ein Folgeband über die Architektur der Kurbauten folgen!

Alfred Schelter

Helmut Herrmann: **Biergartenwanderungen Bamberg und Umland.** Bamberg (Heinrichs-Verlag, Bayerische Verlagsanstalt) 2012, ISBN 978-3-89889-174-5, broschiert, 184 S., zahlr. Farabb., 10,00 Euro.

Die oberfränkische Stadt Bamberg wird jährlich von tausenden Touristen aus aller Welt besucht. Zu den touristischen Highlights der Besucher gehört dabei der Bam-

berger Dom, der mit seinen vier Türmen das beherrschende Bauwerk des Weltkulturerbes Bamberger Altstadt ist. Im Innern des bedeutenden Gotteshauses, das zu den deutschen Kaiserdomen gehört, befinden sich unter anderem der Bamberger Reiter, das Grab des einzigen heiliggesprochenen Kaiserpaars des Heiligen Römischen Reichs sowie das einzige Papstgrab in Deutschland und nördlich der Alpen.

Doch nicht nur die Stadt selbst, die überregional auch für ihre vielfältige Biertradition bekannt ist, sondern auch das Bamberger Umland ist reich an Kulturgütern und Kunstschatzen. Kleine Städte mit mittelalterlicher Bausubstanz findet man hier ebenso auf engstem Raum wie großartige Schloss- und Kirchenbauten. Zugleich zeichnet sich die Region um Bamberg durch ihre landschaftliche Schönheit aus. Mehrere Naturparks, der nördliche Fränkische Jura, die Fränkische Schweiz und das Obermaintal sind lohnende und beliebte Ziele für Naturliebhaber und insbesondere Wanderer.

In seinem Buch „Biergartenwanderungen Bamberg und Umland“ stellt Helmut Herrmann (Jahrgang 1937) 21 Wandervorschläge zu besonders schönen Zielen im 30-Kilometer-Umkreis von Bamberg vor. Der Autor, der mit Christof Herrmann (Jahrgang 1972) jüngst auch das Buch „Biergartenwanderungen Fränkische Schweiz“ veröffentlicht hat, legte bei seiner Darstellung besonderen Wert darauf, dass der Wanderer sich nicht nur an der Natur und der Kunst erfreuen kann, sondern ihm auch leibliche Genüsse zu teil werden. So finden sich bei allen Wandervorschlägen – die alle mit öffentlichen Verkehrsmitteln durchführbar sind – auch genaue Hinweise auf Gaststätten mit schönen Gärten, mit hervorzuhebender fränkischer Küche, auf Lokale mit selbst hergestellten

Erzeugnissen für die Brotzeiteinkehr und auf ländliche Kleinbrauereien.

Abgesehen von einer Übersichtskarte am Ende des Buches gibt es zu jeder Wanderroute eine Karte mit eingezzeichneter Wegstrecke und genauer Wegbeschreibung, die eine schnelle Orientierung erlaubt. Ferner finden sich jeweils Angaben über die Weglänge, die reine Gehzeit, Start, Ziel, das Geländeprofil, Kartenempfehlung, empfohlene Jahreszeit und Sehenswertes.

Der schmale Band, der gut in jeden Rucksack passt, ist reichlich mit ansprechenden Farabbildungen illustriert. Biergärten und -keller sind für das fränkische Leben und Empfinden zweifelsfrei ein ganz wichtiges kulturelles Phänomen. Wer entsprechende Lokalitäten in Bamberg und seinem Umland (wandernd) kennenlernen möchte, der hat mit dem vorliegenden „Wegweiser“ von Helmut Herrmann einen hilfreichen und zugleich anregenden Reisebegleiter an seiner Seite.

Hubert Kolling

Johann Christoph Haag: **Unterrichtshilfen für das Schwabach-Rother Land (Schwabach 1950–1965)**, auf DVD 2012 neu herausgegeben durch den Heimatverein Abenberg e.V. Die DVD (mit pdf-Dateien) ist erhältlich beim Heimatverein Abenberg e.V.: Erster Vorsitzender Franz Kornbacher, Marktplatz 2, 91183 Abenberg, Tel. Nr.: 09178–1233; www.heimatverein-abenberg.de.

Nach dem Zweiten Weltkrieg fehlte es auch im Fach Heimatkunde an geeignetem Unterrichtsmaterial. Aus diesem Grund kam es im Jahre 1950 zu einem Treffen von Heimatkundlern, Lehrern, Vertretern der Regierungen und des Schulministeriums. An dieser Zusammenkunft nahm auch

der 1902 in Schwabach geborene und in der damals noch selbständigen Gemeinde Penzendorf (heute ein Stadtteil Schwabachs) unterrichtende Lehrer Johann Christoph Haag teil. Er erklärte sich bereit, für den Stadt- und Landkreis Schwabach „Hilfen für den heimatkundlichen Unterricht“ zu erstellen. Verwenden wollte er dazu das Material, das er über einen Zeitraum von 25 Jahren gesammelt hatte, die sämtliche damals verfügbare Heimatliteratur sowie Urkunden, sofern sie für den Gebrauch in der Schule geeignet waren. Die „Unterrichtshilfen“ zielten zum einen darauf ab, „*den Heimatkundeunterricht des 3./4. Schuljahres eine erlebte und erlebbare Kunde von der Heimat*“ werden zu lassen, zum anderen, „*den Sachunterricht der Oberstufe (Geschichte, Erdkunde, Naturkunde und Sozialkunde im 5.–8. Schuljahr) heimatbetont umzugestalten.*“

Zwischen 1950 und 1965 erschienen 89 Ausgaben der „Unterrichtshilfen“, die zusammen fünf Ordner füllen und es auf die stattliche Zahl von ca. 3.100 Seiten bringen. Die Mehrzahl der in der Sammlung porträtierten Ortschaften, Städte, Täler und Berge liegt heute im Landkreis Roth. Haag liefert derart detaillierte Informationen zu Geschichte und Geographie seines Heimattraumes, dass selbst Einheimische noch manches ihnen bisher Unbekannte entdecken dürften, wenn sie sich auf das Studium dieser Texte und Karten einlassen. Auch geologische und archäologische Fragestellungen werden aufgegriffen.

An den Anfang seiner Textsammlung stellt Haag einige „stumme Karten“ des ehemaligen Landkreises Schwabach, die einen Hinweis auf die Konzeption seiner „Unterrichtshilfen“ geben. Mit dem Werk wollte Haag seine Lehrerkollegen dazu anregen, mit ihren Schülern den Heimatraum zu erwandern und das dabei Erlern-

te in den stummen Karten festzuhalten, so dass die Schüler im Laufe der Zeit ein immer umfassenderes Wissen über ihre engere und weitere Heimat erwerben konnten. Im ersten Ordner geht Haag außerdem auf vor- und frühgeschichtliche Funde sowie auf Heimatliteratur ein, gibt eine Führung durch die Stadt Schwabach, beschreibt das Hembachtal sowie den südlich von Schwabach gelegenen Heidenberg und bewegt sich dann von Pfaffenhausen bei Roth über Pleinfeld, Weißenburg, Treuchtlingen, Pappenheim, Solnhofen bis nach Eichstätt („*Vom Sand zur Alb*“).

Mit drei Tälern (Aurach, Schwarzach, Zwieselbach) und mit Gemeinden, die heute zur Stadt Nürnberg (Katzwang, Kornburg, Pillenreuth) bzw. zum Landkreis Roth gehören (Markt Wendelstein mit Ortsteilen), beschäftigt sich Haag im zweiten Ordner seiner Sammlung. Der Schwerpunkt des dritten Ordners liegt auf der Gegend um Georgensgmünd und Heideck; jedoch werden auch die Täler der Rednitz und Schwabach, das ehemalige Oberamt Roth sowie die Geologie des Spalter Landes betrachtet. Burg und

Stadt Abenberg, ihre Umgebung sowie das „*Mungenauer Land*“ stehen im Mittelpunkt des vierten Ordners, während Haag im letzten Ordner dann eher vermischt Themen aufgreift: Hier finden sich neben zwei Stadtführungen (Roth, Spalt) eine Geschichte der Post, Darstellungen des Klosters Heilsbronn, des Revolutionsjahres 1848 sowie des Luftangriffes auf Schwabach im Jahre 1941.

Im Regionalteil „*Schwabach Stadt und Land*“ der „Nordbayerischen Zeitung“ vom 8. August 2012 zitiert Robert Unterburger in einem Artikel zu Haags 110. Geburtstag den Vorsitzenden des Heimatvereins Abenberg, Franz Kornbacher: „Alle 200 DVDs, auf denen sämtliche Unterrichtshilfen für das Schwabach-Rother Land enthalten sind, sind inzwischen verkauft.“ Personen, die sich für diese DVD interessieren, können somit nur hoffen, dass sich der Heimatverein Abenberg bei entsprechender Nachfrage zu einer Ergänzungsausgabe dieser bemerkenswerten Publikation entschließen kann.

Bernhard Wickl